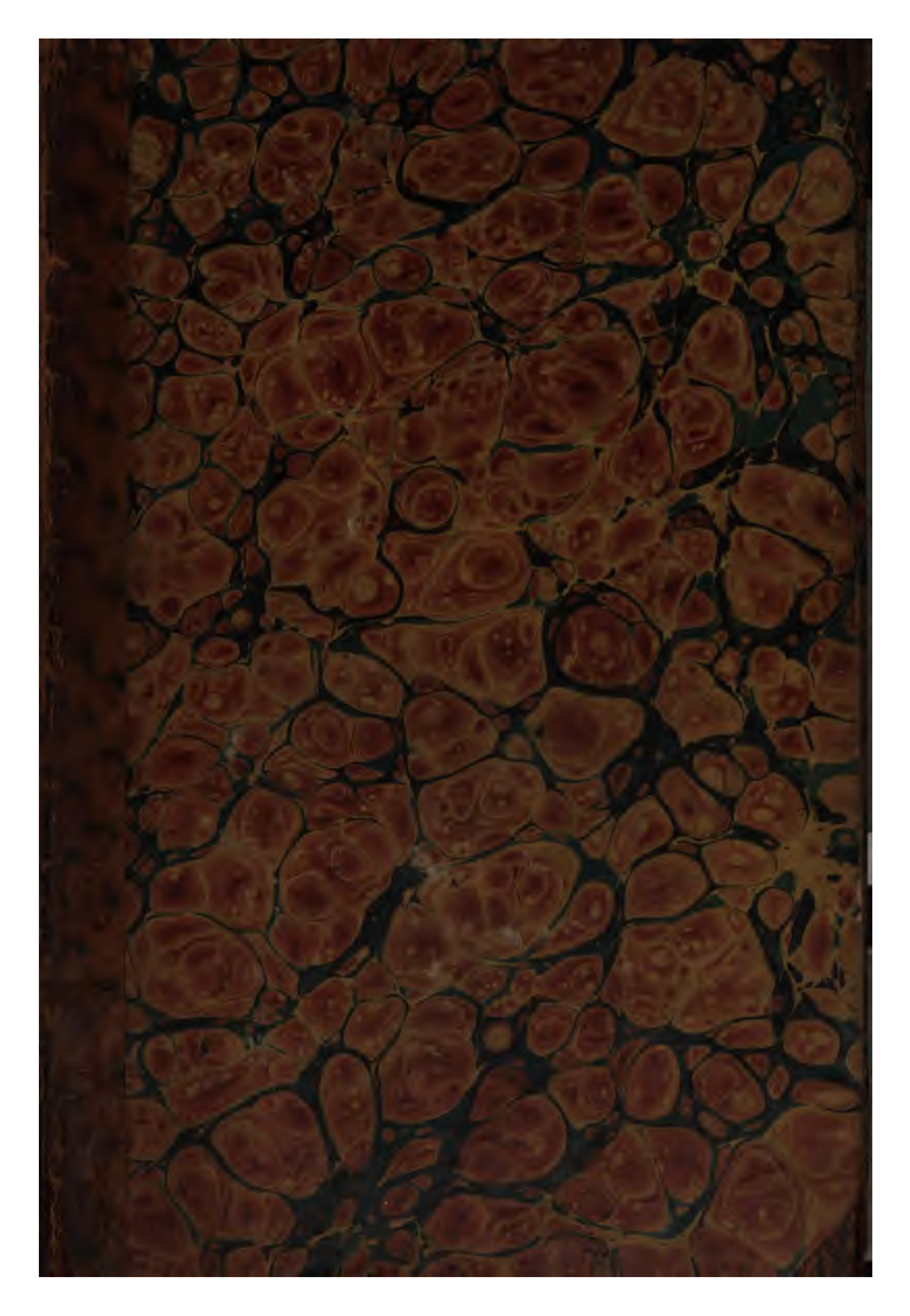
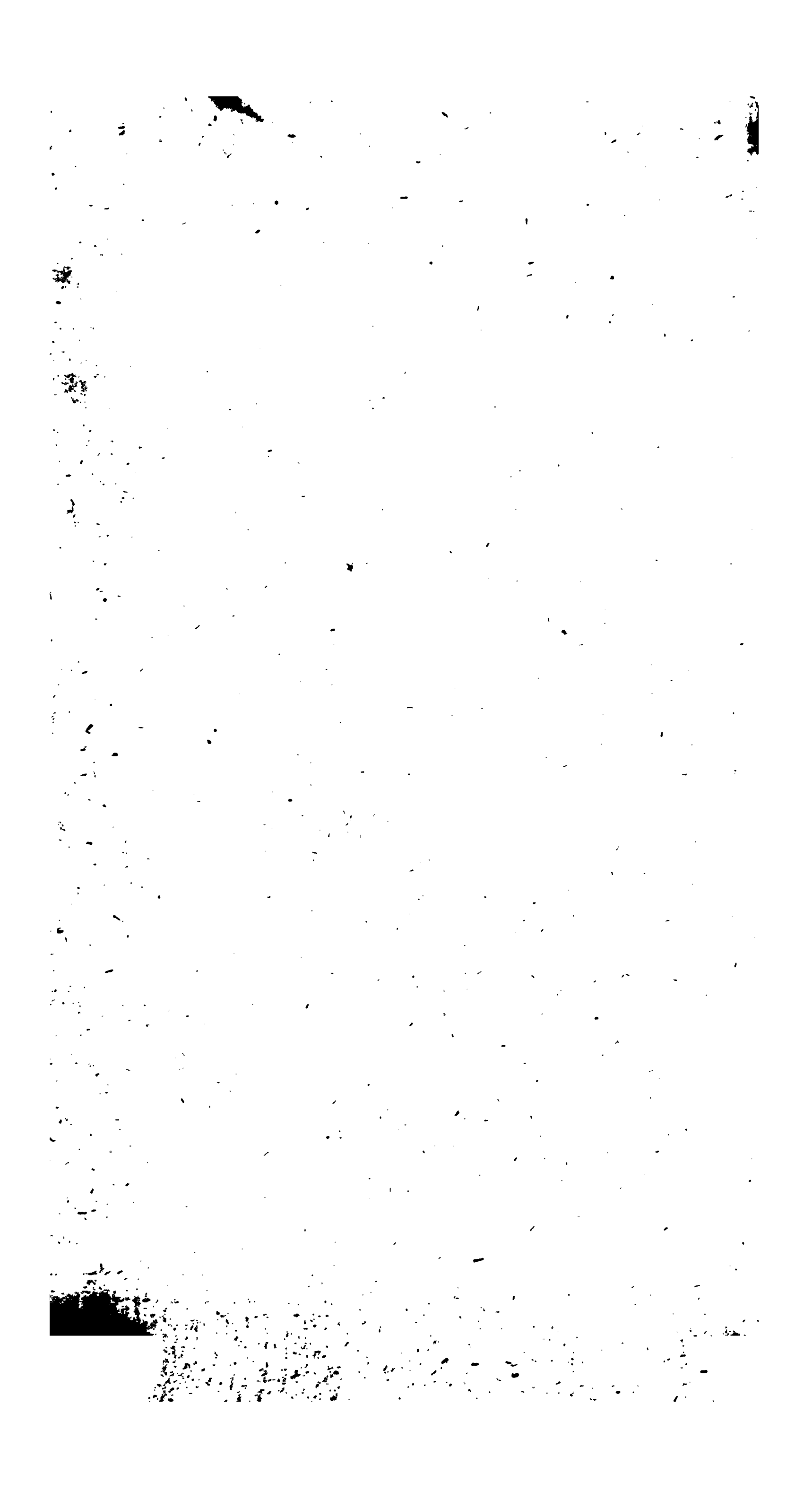
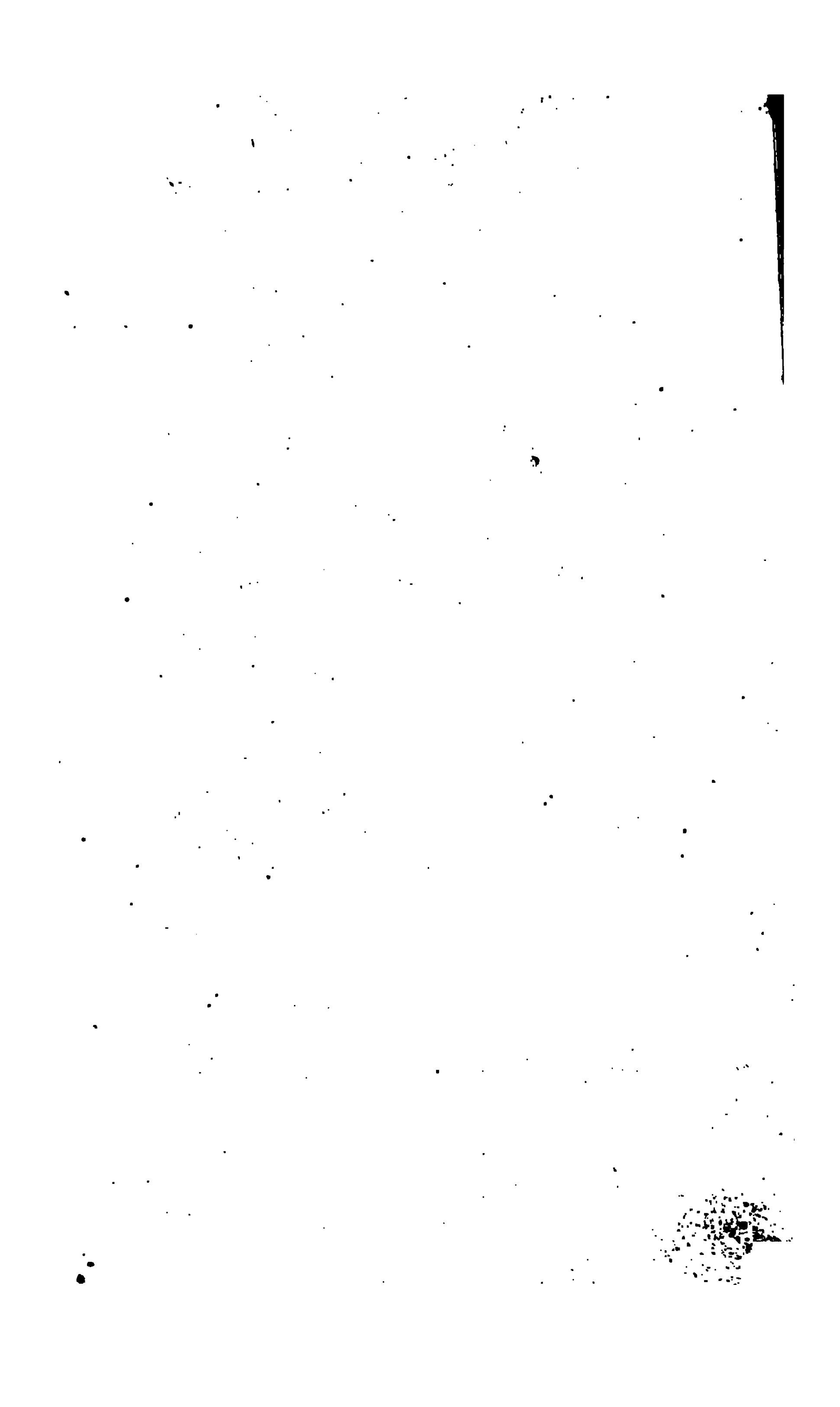










Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friederich v. Kerz.

Fortsetzung zweiter Theil.

Mainz 1826,

in der Simon Müllerschen Buchhandlung.

Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,
fortgesetzt
von
Friederich v. Kerz.

Siebenzehnter Theil.

Mainz 1826,
in der Simon Müllerschen Buchhandlung.

Wiesbaden, gedruckt bei Ludwig Riedel.

»»»»»»»»»»»»»»»»»»»»»»»•«««««««««««««««««««««««

Des
Zweiten Zeitlaufes
Fünfzehnter Zeitraum.

Von dem Tode Theodosius II. 450 bis auf den Untergang des abendländischen Reiches 476.

I.

1. Der eben so plötzliche als unerwartete Tod des Theodosius veränderte nicht minder plötzlich und unerwartet alle innere und äußere Verhältnisse des morgenländischen Reiches. In frommer Reue und gottseliger Ergebenheit war der Kaiser gestorben, sich tröstend und beruhigend, daß die Weisheit und erbarmende Liebe Gottes alle die Wunden wieder heilen würden, welche sein Unverstand, sein Eigensinn und seine träge Sorglosigkeit dem Staate wie der Kirche gleich schmerzhaft geschlagen hatten. Ward je das Flehen aus zerknirschtem Herzen eines Sterbenden erhört; so wurde es jetzt das letzte Gebet des hinscheidenden Kaisers; und wir werden sogleich sehen, wie schon in wenigen Tagen nach seinem Tode die beugende und düstere Aussicht auf die größte Calamität, welche ein Reich treffen kann, nämlich auf ein Schisma und das damit stets verbundene, dem Staate stets so

gefährliche Reiben religiöser Meinungen und leidenschaftlich entzündeter Parteien, vor den lieblichen Gefühlen wiederkehrender Ruhe und den freundlichen Aussichten beglückterer Zeiten völlig verschwand.

2. Durch den Tod Theodosius des jüngern war die ältere Linie des theodosianischen Hauses erloschen. Hätte man den Grundsätzen, auf welchen heute zu Tage die Erbfolge beruhet, schon in jenen Zeiten gehuldiget; so würde Valentinian III. ohne Widerrede den Kaiserthron von Constantinopel bestiegen haben. Aber, wie es scheint, war jetzt die Nothwendigkeit einer Trennung des Occidents von dem Orient eine in beiden Reichen herrschende Staatsmaxime geworden, und Valentinian machte nun eben so wenig Anspruch auf das reiche Erbe seines Schwiegervaters, als dieser ehemals bei dem Tode seines Oheims Honorius auf die Herrschaft des west-römischen Reiches einen Anspruch gemacht hatte.

3. Stolz auf seine zusammengeraubten ungeheuern Schätze und eitel auf den ihn umgebenden Schwarm knechtischer Höflinge, welche er für Freunde und Vertraute zu halten die Thorheit hatte, glaubte schon Chrysaphas über den erledigten Thron nach Willkühr verfügen zu können. Zwar noch ungewiß, Wen er darauf erheben sollte, war er jedoch fest entschlossen, Keinen mit dem Purpur zu bekleiden, unter welchem er nicht, wie bis jetzt, würde unumschränkt fortherrschen, das heißt, die Kirche unterdrücken, jedes höhere Verdienst verfolgen und das Reich völlig zu Grunde richten können.

4. Aber Pulcheria durchschaute bei Zeiten die verrätherischen Plane des Verschnittenen, griff unerwartet mit kühner Hand nach dem Zügel der Regie-

rung und ward von dem Senat und dem Heere als herrschende Augusta erkannt. Laut jubelte das Volk bei dieser Nachricht. Alle Stände überließen sich einer ungeheuchelten Freude und über dem ganzen Reiche gieng nach langer und trüber Nacht die Sonne der Hoffnung mit ihren alles belebenden Strahlen jetzt auf einmal wieder auf. Auf den Befehl der Fürstin ward nun Chrysaphas verhaftet. Er hatte Frevel auf Frevel gehäufet, Recht und Gerechtigkeit verkauft, die Provinzen geplündert, Verdienst und Tugend unterdrückt, seine Creaturen, die elendesten Menschen, zu allen Würden und Aemtern erhoben und das Reich durch Meuchelmord seines grösten und erfahrensten Feldherrn beraubt. Weltkundig waren seine Verbrechen. Eine Untersuchung derselben, die doch das Geschehene nicht ungeschehen machen und nur das Andenken des verstorbenen Kaisers mit neuer Schmach bedecken konnte, hielt Pulcheria daher für unnöthig und Chrysaphas ward ohne alle Form eines Prozesses vor den Thoren von Constantinopel öffentlich enthauptet. *)

Gibb. Gesch. d. V. u. U. d. R. R. d. L.

Gesch. der Rel. Jesu 16. B. 37. K. 12. §.

5. Bis jetzt hatte die römische Welt noch nie

*) „Pulcherino nutu,“ sagt Marcellinus in seiner Geschichte, „sua cum avaritia interremptus est.“ — Indessen war Pulcheria nicht sehr abgeneigt gewesen, dem Verbrecher das Leben zu erhalten. Aber sie glaubte, daß die strafende Gerechtigkeit es ihr zur Pflicht mache, die Begnadigung desselben wenigstens dem Willen des Sohnes des durch Chrysaphas meuchelmörderisch erschlagenen Johannes des Vandalen zu überlassen. Als jener darauf bestand, daß der Mörder seines Vaters mit dem Tode bestraft werden müste, erst dann gab die Fürstin zu dessen Hinrichtung den Befehl, oder wie Marcellinus sagt, einen Wink.

eine weibliche Regierung gekannt. Nur als Vormünderin ihres Sohnes, nicht als selbstherrschende Augusta hatte Placidia der Verwaltung des abendländischen Reiches vorgestanden. Mit frommem, weiblichem Sinn verband zwar Pulcheria eine seltene männliche Charakterstärke, und von ihrer Fähigkeit, ein großes Reich zu beherrschen, hatte sie in zartem jungfräulichen Alter schon eben so überraschende als überzeugende Beweise gegeben. Demungeachtet glaubte diese wahrhaft große Fürstin, der herrschenden Meinung oder dem Vorurtheil ihrer Völker jetzt dennoch ein Opfer bringen zu müssen. Sie entschloß sich daher, aus der Mitte ihrer Unterthanen einem Würdigen ihre Hand zu reichen und durch Verleihung des Titels eines Gemahls ihn zum Genossen ihrer Macht zu erheben.

6. Eben so erleuchtet als schnell und eben so schnell als unerwartet war ihre Wahl; sie fiel auf Marcian, einen bis jetzt völlig unbemerkten, in dem stolzen und glänzenden Gedränge der Großen des Reiches sich spurlos verlierenden Legions-Tribun. Ohne irgend jemand aus ihrer Umgebung zum Vertrauten ihrer Gedanken zu machen, ließ sie Marcian vor sich kommen, erklärte ihm, daß sie, mit Uebergehung aller Patricier und der edelsten Geschlechter des Reiches, sich entschlossen habe, ihn zu ihrem Gemahl zu wählen und den Thron mit ihm zu theilen. Seine geprüfte Tugend, sein frommer christlicher Sinn, seine Erfahrungen und seine in treuer Erfüllung seiner Berufsgeschäfte bisher gezeigte Thätigkeit hätten sie allein zu dieser Wahl bestimmt; nur einer Bedingung müßte er sich unterwerfen, durch einen Eid nämlich ihr Versprechen, daß er das unter den Augen Gottes und der Kirche von ihr abgelegte Gelübde und wodurch sie sich zu

r. Alex. —
mp. Chr. —
Theoph.

lebenslänglicher Enthaltsamkeit verpflichtet habe, stets unverbrüchlich ehren wolle. Der über diese ganz unverhoffte und unerwartete Erklärung eben so erstaunte, als von Pulcheriens Güte innigst gerührte Marcian fügte sich gerne dem Begehren seiner Monarchin, versprach, unbedingt ihrem Willen sich zu unterwerfen. Sogleich ward der Patriarch Anatolius gerufen und in Gegenwart desselben leistete nun Marcian den von ihm gefoderten Eid.

7. Schon am Morgen des folgenden Tages begab sich Pulcheria mit Marcian nach dem, einige römische Meilen von Constantinopel gelegenen Pallaste auf dem Hebdomon. Der Senat, die Angesehensten in dem Heere, alle hohe Staatsbeamten samt dem ganzen Hofe, hatten Befehl erhalten, sich ebenfalls dahin zu begeben. Vor dieser zahlreichen und glänzenden Versammlung erklärte Pulcheria den Marcian zu ihrem künftigen Gemahl, und als solchen zum Mitgenossen in der Herrschaft. Der ungetheilte Beifall aller Anwesenden bestätigte die mit so vieler Weisheit getroffene Wahl der Fürstin; und Pulcheria wand nun mit eigenen Händen das kaiserliche Diadem um die Stirne des Marcians. Dieses geschah am 24. August, mithin nicht gar einen ganzen Monat nach dem Tode des Theodosius. Mit vielem Gepränge hatten einige Tage nachher die Feierlichkeiten der Vermählung Statt, und Marcian war nun Kaiser und vorgeblicher Gemahl der Augusta Pulcheria. Ersterer war 58, Pulcheria 51 Jahre alt *).

Evag. l. 2 c. 1.

Chron. Alex.

Theoph. P. 89.

*) Marcian war schon einmal verheirathet gewesen; aber der Tod hatte vor einigen Jahren seine Gemahlin ihm entrissen. Die Frucht dieser ersten Ehe war eine einzige Tochter, Namens Euphemia, welche Marcian nach seiner Thronbesteigung mit Anthemius, dem nachmaligen Kaiser des west-römischen Reiches vermählte.





Unschuld wurden nicht geachtet und schon stand man im Begriffe, ihm das Todesurtheil zu sprechen, als, nicht ohne höhere Fügung, der Mörder, von Gewissensbissen gefoltert, sich von selbst der Obrigkeit stellte und durch freies Geständniß den Schuldlosen rettete. — Derjenige, den die Vorsehung zum künftigen Beherrscher und Richter vieler Millionen erwählt hatte, sollte durch eigene Erfahrung sich überzeugen, wie sehr nicht selten der äußere Schein täusche und welche Vermessenheit es daher ist, wenn Menschen, welche über Leben, Freiheit und Eigenthum ihrer Mitmenschen zu sprechen haben, ihrem Urtheile blos dunkle Gefühle oder einen eben so schwankenden als trügerischen Probabilitätscalcul zum Grunde legen wollen.

12. Marcian ward in die Legion aufgenommen. Die Schöne seiner Gestalt, seine blühende Gesichtsfarbe und ein gewisser, ihm eigener edler Anstand gewannen ihm sogleich die Zuneigung aller seiner Kameraden, sie eilten, ihm einen Beweis ihrer Achtung zu geben, und erhielten von ihren Vorgesetzten für ihn die Begünstigung, daß er, statt als der jüngste auch der letzte in der Compagnie zu seyn, nun gleich in die Stelle eines schon um vieles weiter vorgerückten, aber unlängst verstorbenen Legionärs eintreten durfte. Es war Sitte bei den Römern, den bei dem Heere neu zugehenden römischen Jünglingen militärische Namen zu geben. Marcian erhielt den seines Vorgängers, den er jetzt ersetzte, und dieser hatte Augustus geheißen.

Evag. r. 284.

13. Im Jahre 421 erhielt die Compagnie, in welcher Marcian stand, den Befehl, zu dem auf den Grenzen des Reiches gegen die Perser zusammengezogenen Heere zu stoßen. Auf dem Marsch

Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,
fortgesetzt
von
Friederich v. Kerz.

Siebenzehnter Theil.

Mainz 1826,
in der Simon Müllerschen Buchhandlung.

Wiesbaden, gedruckt bei Ludwig Riedel.

Des

Zweiten Zeitlaufes

Fünfzehnter Zeitraum.

Von dem Tode Theodosius II. 450 bis auf den Untergang des abendländischen Reiches 476.

I.

1. Der eben so plötzliche als unerwartete Tod des Theodosius veränderte nicht minder plötzlich und unerwartet alle innere und äußere Verhältnisse des morgenländischen Reiches. In frommer Reue und gottseliger Ergebenheit war der Kaiser gestorben, sich tröstend und beruhigend, daß die Weisheit und erbarmende Liebe Gottes alle die Wunden wieder heilen würden, welche sein Unverstand, sein Eigensinn und seine träge Sorglosigkeit dem Staate wie der Kirche gleich schmerzhaft geschlagen hatten. Ward je das Flehen aus zerknirschtem Herzen eines Sterbenden erhört; so wurde es jetzt das letzte Gebet des hinscheidenden Kaisers; und wir werden sogleich sehen, wie schon in wenigen Tagen nach seinem Tode die beugende und düstere Aussicht auf die größte Calamität, welche ein Reich treffen kann, nämlich auf ein Schisma und das damit stets verbündene, dem Staate stets so

größten Begeisterung sprachen alle Geschichtschreiber von ihm und seiner Regierung, und einige ziehen Marcian selbst dem großen Constantin und Theodosius dem Großen noch vor.*) Mild, gerecht, gütig, theilnehmend, ein Feind eitler Vergeudung, war er freigebig mit Urtheil und Einsicht, belohnte reichlich wahres Verdienst, war der Trost der unverschuldeten Armuth und kam den erschöpften, ausgesogenen Provinzen mit verschwenderischer Milde zu Hülfe. Auf dem Throne noch eben so einfach in seiner Lebensweise, als er es als Privatmann gewesen war, beschränkte er die tollen Ausgaben der Hofhaltung und zügelte durch Beispiel den übertriebenen Luxus der Großen. Seine Weisheit und Vaterliebe begründeten das Glück seiner Unterthanen und seine Entschlossenheit und sein kriegerischer Muth dienten denselben zur Brustwehr. Als Attila den von Theodosius ihm geleisteten Tribut auch von dem neuen Kaiser fodern ließ; gab dieser den Gesandten des Hunnenkönigs die ächte, alt-römische Antwort: „Nur für meine Freunde habe ich Gold; für meine Feinde Stahl und Eisen. Wird Attila als Freund und treuer Bundesgenosse der Römer sich benehmen; so wird die Republik durch Geschenke seine Freundschaft zu ehren wissen." — Attila verschmähete, als Freund die Geschenke anzunehmen, erkühnte sich jedoch nicht, wenigstens jetzt noch nicht, sie als Feind zu ertrotzen.

18. Marcian täuschte sich nicht über den so sehr gesunkenen Zustand seines Reiches; aber dem halb entseelten Leichnam durch rasches und gewalt-

*) Die gesammelten Zeugnisse der Geschichtschreiber findet man bei Tillemont, hist. des emp. tom. 6 Tit. Marc. art. 3, 4 und 5.

sames Einschreiten neues Leben zu verschaffen, dazu war er zu klug. Nur mit weiser Bedächtlichkeit ging er zu Werke; übergab alle seine Plane vertrauungsvoll den Händen der Vorsehung, und taub gegen eitles Lob oder unverständigen Tadel, begnügte er sich mit dem stillen Bewußtseyn, seinem erhabenen Berufe nach Lage der Umstände mit gewissenhafter Treue zu entsprechen. Er hob manche drückende Verordnungen auf, gab jedoch selbst nur wenige Gesetze; aber alle, die er gab, zielten auf ein genau berechnetes Ganzes, waren alle zum Besten des Volkes, keines in dem Interesse des Fiscus; und da er mit weiser Strenge über pünktliche Befolgung derselben wachte, so bedurfte er auch nicht jenes Wustes zahlloser, vereinzelter Gesetze, an welchen man den Charakter einer kränkelnden, plan- und kraftlosen Regierung erkennt und wodurch nur die Federn der Maschine gelähmt, der Geschäftsgang verwirrt und das öffentliche Elend wohl vermehrt, aber nie oder nur selten vermindert wird. Ueberzeugt, daß blos in der Masse des Lichts, das seinen Thron umgibt, die Wohlfarth des Reiches und das Glück seiner Unterthanen gedeihen könnten, war er sorgfältigst bedacht, nur die weisesten und edelsten Männer zu Würden und Aemtern in dem Staate zu erheben. Wie er, hatte noch selten ein Fürst die Gabe besessen, durch glückliche Wahl seiner Diener und Beamten, gleichsam sich selbst und alles das Gute, das er thun wollte, in allen Theilen und Provinzen seines Reiches zu vervielfältigen. Seine Diener waren zugleich auch seine Freunde; aber dieses waren nur Männer von erleuchteter Weisheit, geprüfter Redlichkeit und durchaus gediegenem Gehalt; und es gereicht ihm gewiß zu keinem geringen Verdienste, daß die Geschichte, so oft sie von irgend einem höhern Staatsbeamten unter Mar-

cians Regierung zu reden hat, desselben nie anders als mit den größten und gerechtesten Lobsprüchen erwähnt.

19. Auch, nachdem er Kaiser geworden war, erinnerte Marcian sich noch dankbar seiner ehemaligen Gastfreunde in Lycien; aber auf Kosten des Staates wollte er keine Privatschuld bezahlen, und erst, als er überzeugt war, daß beide eben so brauchbare als edle und tugendhafte Männer wären, erhob er sie in den Stand der Patricier und machte den Tatianus zum Präfekten von Constantinopel und den Lucius zum Statthalter von Lycien. Mehrere Gesetze des Marcians sind an Tatianus gerichtet.

dr. p. 344.

20. Eine rücksichtlose, unpartheiische Verwaltung der Gerechtigkeit war ein Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit des gerechten, menschenfreundlichen Kaisers. Unter dem verderblichen Einfluß des Chrysaphas war Gerechtigkeit ein leeres Wort geworden. Freche Willkühr war an ihre Stelle getreten. Vor dem Mächtigen oder Reichen mußten die Gesetze verstummen, und das Recht ward an den Meistbietenden verkauft. Gab es hie und da auch noch einen gerechten Richter; so ward entweder an den Hof appelirt, wo der bodenlose Schlund der Kämmerlinge und Verschnittenen das ganze Habe des Wenigbemittelten verschlang, oder die Chicane suchte, durch Verdrehung der eigentlichen Natur des Prozesses, denselben bei einem andern und zwar solchen Richter anhängig zu machen, dessen notorische Verkäuflichkeit stets dem Reichern schon zum voraus gewonnenes Spiel zu geben gewohnt war. Marcian machte diesem Greul ein Ende, ordnete mit Weisheit die Instanzen, verbot auf

das schärfste, den von den Gesetzen bestimmten Zug der Prozesse zu stören und bestrafte mit gleicher Strenge, wie den bestochenen, so auch jenen Richter, der durch Furcht vor einem Mächtigen geschreckt, das Recht zu dessen Gunsten gebeugt hatte.

21. Das Verkaufen aller Stellen und Aemter im Staate war unter Marcians Vorgänger ebenfalls zu einer nicht wenig einträglichen Praxis geworden. Der neue Kaiser steuerte diesem Uebel und setzte das Verkaufen irgend eines öffentlichen Amtes in die Reihe der Staatsverbrechen erster Klasse. „Kein Amt," pflegte Marcian zu sagen, „wird besser verwaltet, als dasjenige, welches derjenige, der es bekleidet, gar nicht gesucht, vielweniger noch auf lichtscheuem Wege erschlichen hat."

22. Seiner ungeheuchelten Frömmigkeit gab Leo der Große das vollgültigste Zeugniß. Er wisse nicht, sagte dieser heilige Pabst, wie er Gott genug danken könne für die unzähligen Wohlthaten, deren Er durch die Erhebung Marcians die ganze Christenheit hätte theilhaftig werden lassen. Aber auch in Beziehung auf den äußern Cultus war das Beispiel des Kaisers eben so erbauend für das Volk als belehrend für die Großen. Nie fehlte er bei dem öffentlichen Gottesdienste und nie anders als zu Fuße und ohne allen kaiserlichen Schmuck ging er durch die volkreichsten Straßen in die Kirche. Einer längst schon bestehenden Sitte zu Folge, ließen die Patriarchen von Constantinopel sich gewöhnlich in einer Sänfte nach der Kirche tragen. Marcian wollte, daß ohne Rücksicht auf ihn dieser Gebrauch beibehalten werden sollte; aber Anatolius hielt es für unschicklich, weniger Demuth zu zeigen als

Epist. Leon. M. ep. 86.

Evag. l. 2. c. 1. Theoph. p. 94.

der Kaiser selbst; und so hörte nun der lange bestandene Gebrauch jetzt auf.

23. Der Zweck dieser Geschichte, und welcher der Erzählung weltlicher Ereignisse nur einen beschränkten Raum gestattet, zwingt mich, verschiedene schöne Züge aus dem Leben dieses frommen, daher milden, weisen und großen Fürsten zu übergehen. Gleich ehrwürdig als Mensch, Christ und Regent, hat die Geschichte auch nicht einen einzigen Zug, nicht eine einzige Handlung oder Aeußerung von ihm uns aufbewahrt, welche auf seinen reinen, fleckenlosen Charakter nur den mindesten Schatten hätte werfen können. Auf dem gestadelosen, stürmischen Meere, auf welches die Vorsehung ihn gesetzt hatte, war Religion der nördliche Polarstern, dessen leuchtender Strahl ihn in allen seinen Handlungen und Bewegungen leitete. Daher ward er der Vater seiner Unterthanen, deren Auflagen er nicht nur erleichterte, sondern denen er auch alle seit zehn Jahren rückständige Abgaben erließ. An den Stufen seines Thrones blühete auf das neue das Glück der Provinzen. Das unter zwei schwachen Vorfahren seit sechzig Jahren tief gesunkene Reich fing an sich zu erholen und erhielt wieder einen Theil seines verlornen ehemaligen Glanzes. Auf seinen Befehl verschwanden die letzten Trümmer heidnischer Abgötterei. Der Name des Herrn ward verherrlicht, die Kirche geschützt, die Tugend geehrt; Laster und Verbrechen wurden seltener, Frömmigkeit, Sittlichkeit und Wohlstand desto allgemeiner; und da, wie wir bald erzählen werden, durch einen Zusammenfluß von Umständen und ohne daß Marcian das Schwerdt gezogen hätte, die Macht aller Feinde des morgenländischen Reiches theils gebrochen, zerstückt oder gelähmt ward; so erblickten auch hierin die Völker die

Cod. Th. nov. t. 2. p. 30. 31.

sichtbar schützende Hand der Allmacht, und ehrten und feierten nun um so mehr die Frömmigkeit ihres Kaisers, da sie in derselben die vornehmste Quelle ihres ganzen häuslichen und öffentlichen Glückes, ihrer Ruhe, Sicherheit und alles Segens dieser menschenbeglückenden Regierung zu finden überzeugt waren.

II.

1. Die tiefe Trauer der hienieden stets verkannten, stets verfolgten Kirche des Sohnes Gottes hatte jetzt ihr Ende erreicht. Schnell vorübergehend waren ihre letztern Drangsale gewesen und Marcians unverhoffte, unerwartete Erhebung war jetzt allein schon die sicherste Bürgschaft ihres nahenden Triumphes.

2. Die Erhaltung der reinen Lehre war für Marcian, so weit dieses nämlich in den Umfang seines Regentenamtes einschlug, die erste und wichtigste Angelegenheit seiner Regierung, und zwar mit Recht; denn werden Altar und Opfer entweihet, drängen, von der weltlichen Macht begünstigt, Räuber und Mörder sich in das Innere des Heiligthums ein; dann weicht der Segen Gottes von einem solchen Lande; furchtbare, göttliche Strafgerichte brechen über demselben ein, und es ist eine, auf die Geschichte aller Jahrhunderte gegründete, gewiß höchst beachtungswerthe Bemerkung, daß, von Gründung des Christenthums an, alle Regierungen, welche die Kirche Gottes blutig oder unblutig verfolgten, stets auch für die Völker die drängvollsten, unglücklichsten und verderblichsten waren. Das vermessene und frevelhafte Einmischen der byzantinischen Kaiser in die Angelegenheiten der Kirche, und jener unbegreifliche Wahnsinn, der sich zuletzt sogar ver-

maß, über Dogmen zu entscheiden und Beschlüsse zu erlassen, beschleunigte mehr als irgend etwas anders den Verfall ihres Reiches; und der völlige Sturz der Throne von Constantinopel und Trebizond war endlich die traurige, für alle Zeiten und Jahrhunderte warnende und belehrende Folge davon. Wenn Monarchen in allen irdischen Verhältnissen in ihrer völligen, ungekränkten, nur ihnen zustehenden Avtonomie erscheinen, hier den ganzen Glanz der ihnen von Gott geliehenen, daher ihre geheiligten Personen umfließenden Majestät entfalten; dann thun sie was sie thun müssen, was sie sogar Gott, sich selbst und ihren Völkern schuldig sind. *) So bald sie aber das Gebiet des überirdischen Reiches der Kirche betreten, dann hören sie mit dem frommen und weisen Marcian auf, Monarchen zu seyn; sie sind blos Unterthanen, fromme

*) Wenn Monarchen auf einen dünnen, überall durchsichtigen Philosophen-Mantel mehr stolz, als auf ihren Purpur, sich zu ersten Beamten des Staates herabsetzten, folglich den Staat als ein von ihnen getrenntes und selbst noch über ihnen stehendes Object betrachteten, mithin auch dem Zeitgeiste, das heißt einer immer mehr überhandnehmenden Verkehrtheit in Grundsätzen und Gesinnungen, huldigen zu müssen glaubten; so brachen sie Gott gleichsam ihren Lehnseid; denn nicht vom Staate, nicht von einem abstrakten Begriffe, sondern von Gott allein haben sie ihre Kronen. Nur Gott ist ihr oberster Lehnsherr; und findet dieser einst ihre Thaten auf seiner Wage zu leicht; dann werden wahrlich weder der Zeitgeist, noch die öffentliche Meinung, noch die neuen Doktrinen und Philosopheme ihrer Zeit sie vor diesem furchtbaren Richterstuhle rechtfertigen können. **On ne veut plus regner par la *grace de Dieu* et les empires s'ecroulent:** sagte noch vor kurzem ein christlicher und daher bescheidener und demüthiger Philosoph.

Söhne und treue Kinder der Kirche; diese zu ehren und zu schützen, ist dann ihre Ehre, ihr Ruhm und ihr Stolz, und durch schnelle und demüthige Befolgung aller kirchlichen Verordnungen und Satzungen ihren Unterthanen mit leuchtendem Beispiele voranzugehen, ihre Pflicht und zwar ihre erste und heiligste Pflicht. So machte es Marcian; so Carl der Große und so noch viele andere von Gott mit Macht und Sieg gekrönte Kaiser und Könige.

3. Eine der ersten Regentenhandlungen des neuen Kaisers war, alle durch den tyrannischen Einfluß des Dioscorus verbannte Bischöfe und Priester wieder zu ihren Kirchen zurückzurufen. Auch die Hülle des heiligen Flavians ward auf seinen Befehl mit großem Gepränge nach Constantinopel zurückgebracht und in der Kirche der heiligen Apostel, dem gewöhnlichen Begräbnißort der Patriarchen beigesetzt. Wenige Tage nachher kamen vier neue päbstliche Legaten, nämlich die Bischöfe Abundus und Asterius und zwei Priester der römischen Kirche Basilius und Senator in Constantinopel an. Theodosius hatte kurz vor seinem Tode nach Rom geschrieben und den Pabst ersucht, seinen neuen Patriarchen Anatolius in die Gemeinschaft der römischen Kirche aufzunehmen.

Theoph. p. 86.

4. In Antwort auf dieses kaiserliche Schreiben, waren nun die so eben erwähnten Legaten die Ueberbringer eines an Theodosius, von dessen Tode man noch keine Kunde in Rom gehabt hatte, gerichteten päbstlichen Breve. Der Pabst versprach darin, sich den Wünschen des Kaisers zu fügen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der neugewählte Patriarch zuvor noch von der Reinheit und Lauterkeit seiner Lehre ein öffentliches Zeugniß müste abgelegt haben.

Leon. M. ep. 5a.

5. Dioscorus hatte nie andere, als nur Genossen seiner Verbrechen, zu Freunden gehabt. Daß er die Wahl des Anatolius begünstiget, ja selbst die heiligen Weihen ihm ertheilt hatte, muste daher nothwendig ein, wo nicht durchaus trübes, doch wenigstens sehr zweifelhaftes Licht auf die Rechtgläubigkeit des neuen Patriarchen verbreiten. Da indessen Anatolius weder an den Verhandlungen des Afterconciliums von Ephesus Theil genommen, noch durch Schriften oder Predigten zu einem gegründeten, schwer auf ihm lastenden Verdacht irgend einer falschen Lehre bis jetzt Anlaß gegeben, zu dem auch das Evangelium ja selbst gebiethet, unter gewissen Lagen und Umständen Schlangenklugheit mit Taubeneinfalt zu verbinden; so dürfen wir immer annehmen, daß alles, was Anatolius jetzt that, auch der lautere und unverfälschte Ausdruck eines rechtgläubigen Herzens gewesen ist.

6. So bald also dem Patriarchen der Inhalt des päbstlichen Schreibens bekannt gemacht war, versammelte er unverzüglich ein Concilium von allen in Constantinopel anwesenden Bischöfen, Aebten, Priestern und Diaconen. In Gegenwart der Legaten ward der berühmte, in dem 16. Band dieser Geschichte schon sehr umständlich erwähnte und unter fühlbarem Einfluß des heiligen Geistes geschriebene Brief des großen Pabstes an den heiligen Flavianus vorgelesen. Sogleich erhob sich Anatolius und bekannte, daß dieses die wahre, heilige Lehre der Kirche und auch die seinige sey. Mit seiner Unterschrift bekräftigte er dieses Bekenntniß, sprach hierauf dem Eutyches und Nestorius, ihren Lehren, Freunden und Anhängern das Anathema und erklärte die Absetzung des heiligen Flavians für ungerecht und allen Canons der Kirche zuwiderlaufend. Das Concilium beschloß nun, daß

ic. post. p. Lab. t. p. 532.

alle Bischöfe, welche zu der Verurtheilung des verstorbenen heiligen Patriarchen ihre Stimmen gegeben, zwar einstweilen wie bisher ihren Kirchen vorstehen, jedoch von der Gemeinschaft der übrigen Bischöfe ausgeschlossen seyn sollten. Eutyches ward aus seinem Kloster entfernt, die Leitung desselben einem rechtgläubigen Abte übergeben und der eben so unverständige als unlautere Greis an einen abgelegenen, jedoch von Constantinopel nicht zu weit entfernten Ort verbannt.

7. Nun ward auch der Brief des heiligen Leo, dessen Bekanntmachung der tückische Dioscorus auf seinem Afterconcilium zu verhindern gewußt hatte, an alle Metropolitan-Bischöfe in den Provinzen geschickt.

8. Die tief gekränkten syrischen Kirchen wurden mit ungemeinem Trost erfüllt, als sie hörten, was in Constantinopel geschah und zum Theil schon geschehen war. Unter dem Vorwande, daß sie geheime Anhänger des Nestorianischen Irrthums wären, hatte Dioscorus, wie der Leser sich erinnern wird, vorzüglich gegen diese Bischöfe gewüthet. Viele waren ihrer Stühle entsetzt, mehrere derselben verbannt worden. Das von Marcian unlängst erlassene Edikt hatte dieselben zwar ihren Kirchen wieder geschenkt, aber nur wenige konnten von der Erlaubniß zur Rückkehr Gebrauch machen; denn mit geflissentlicher Eile waren indessen grösstentheils ihre Stühle schon wieder besetzt worden. Selbst Theodoret, obgleich man ihm noch keinen Nachfolger ernannt hatte, zögerte, seine ihm immer theurer gewordene Einsamkeit wieder zu verlassen. In völliger Abgeschiedenheit von der Welt den Rest seiner Tage in einer stillen Zelle des Klosters bei Apamea zu verleben, war sein frommer Entschluß gewesen; diesen jetzt aufzugeben, kostete ihm

Till. hist. eccl. t. 15. tit. Th. art. 39.

große Ueberwindung; aber das Wohl der Kirchen, die einer solchen Leuchte noch bedurften, machte ihm dies Opfer zur Pflicht. Indessen erließ er an den Kaiser kein Danksagungsschreiben für seine Zurückberufung; aber in den Briefen, welche er bei dieser Gelegenheit an den Patricier Anatolius und noch einige andere Großen des Hofes schrieb, athmet eine heilige Freude über den so unerwartet wiederkehrenden Triumph der Wahrheit über den Irrthum, über die Fülle der erbarmenden Liebe Gottes gegen seine Kirche und die nun bald wieder allgemein hergestellte Eintracht unter den Bischöfen.

9. In allen Provinzen des Reiches versammelten jetzt die Metropolitane ihre Sufragan-Bischöfe; selbst der der Kirche von Antiochien aufgedrungene Maximin berief ein Concilium zusammen. Ueberall ward der Brief des großen Pabstes an Flavianus gelesen, mit heiliger Ehrfurcht gehört, und allgemeinem ungetheilten Beifall angenommen. Diejenigen Bischöfe, welche, durch die Drohungen des Dioscorus geschreckt, auf dem Räuberconcilium der Irrlehre gehuldiget hatten, waren jetzt froh, ein freies Bekenntniß ablegen zu können; freudig erklärten sie, daß die in dem Briefe enthaltene Lehre die alte, wahre Lehre der Kirche und auch die ihrige sey; sprachen dem Eutyches und Nestorius das Anathema; bereueten ihre in Ephesus bewiesene, eines Bischofes so unwürdige Schwachheit, bekannten sich schuldig und wünschten nichts sehnlicher, als bald möglichst mit der Kirche wieder ausgesöhnt zu werden.

drt. epist. ep. 135.

on. M. ep. 75.

10. Alle morgendländischen Kirchen folgten also jetzt wieder einer und derselben Richtschnur des Glaubens. Den Irrlehrer und seinen noch möglichen Anhang hatten

sie ausgestoßen und das Licht der lauteren Lehre flammte überall in voriger Reinheit. Verstockt beharrten zwar noch einige mit Dioscorus bei den saubern Beschlüssen des ephesischen Afterconciliums; aber ihre Anzahl war klein, und sie von ihren Stühlen zu entfernen, unterlag nicht der mindesten Schwierigkeit. Eines neuen allgemeinen Conciliums bedurfte es also jetzt keinesweges. Was noch und zwar mit vieler Umsicht geordnet werden muste, waren, obschon äußerst wichtige, doch nur die Disciplin der Kirchen betreffende Angelegenheiten. Das so strafbare Verfahren des Dioscorus und noch einiger andern Bischöfe, welche an den in Ephesus verübten Greuln einen vorzüglichen Antheil genommen, muste untersucht, das Schicksal der des Glaubens wegen, ungerechter Weise, entsetzten Bischöfe, so wie jener, welche man indessen auf ihre Stühle erhoben hatte, muste entschieden und endlich auch die Weise festgesetzt werden, wie man mit den in Ephesus zwar aus unverzeihlicher Schwachheit gefallenen, jetzt aber ihren Fall aufrichtig bereuenden Bischöfen zu verfahren habe. Die Aufgabe war nicht leicht; um sie zu lösen, musten erleuchtete Weisheit, Gerechtigkeit, heilsame Strenge und schonungsvolle Berücksichtigung der den Kirchen so nothwendigen Eintracht sich hier schwesterlich die Hand reichen. Zu allem diesem bedurfte es jedoch offenbar keines öcumenischen Conciliums. Pabst Leo hatte, wie wir gesehen, in den Angelegenheiten der orientalischen Kirchen schon mehrere Concilien in Rom gehalten. Das Oberhaupt der Kirche war stets von einer nicht geringen Anzahl erleuchteter, theils in Rom theils in der Nähe sich aufhaltender Bischöfe und Prälaten umgeben. An Ihn hatten der heilige Flavian und alle unterdrückte orientalische Bischöfe appellirt, einige der letztern, wie z. B.

Eusebius von Doryläum, waren selbst nach Rom gereißt, hatten die Drangsale ihrer Kirchen ihm mündlich vorgetragen und ihre Angelegenheiten gänzlich seiner Entscheidung überlassen. Sehr füglich hätte also Pabst Leo durch seine Legaten, mit Zuziehung des Anatolius und der in Constantinopel stets anwesenden Bischöfe, jetzt, wo der wahre Glaube und die reine Lehre wieder hergestellt waren, alles ordnen können, was noch nothwendig gewesen wäre, um den Kirchen auch einen äußern vollkommenen Frieden zu sichern; und zwar jetzt um so leichter, da von dem weisen Marcian blos kräftiger Schutz, nicht aber ein, von unverständigen Ministern oder feilen Kämmerlingen veranlaßtes, die Angelegenheiten der Kirche stets nur verwirrendes Einmischen der weltlichen Macht mehr zu erwarten stand.

III.

1. Gleich nach Beendigung des in Constantinopel gehaltenen Conciliums hatte Anatolius den Priester Casterius und zwei Diacone seiner Kirche nach Rom geschickt. Nebst zwei kaiserlichen Schreiben, wovon eines von Marcian, das andere von Pulcheria war, überbrachten sie dem Pabst sämmtliche Akten des Conciliums, einen sehr vollständigen Bericht der römischen Legaten und endlich einen nicht minder weitläuftigen von Anatolius selbst an Leo gerichteten Brief.

2. Das Schreiben des Kaisers ist ganz kurz. Marcian macht dem Oberhaupte der Kirche seine Thronerhebung bekannt, bittet, den Segen des Allerhöchsten auf seine Regierung herabzuflehen und äussert den Wunsch, daß der Pabst für die schleunige

'on. Ann. 50. §. 23.

Zusammenberufung eines allgemeinen Conciliums besorgt seyn möge.

3. Weit umständlicher ist das Schreiben der Augusta. Sie meldet dem Pabste die ehrenvolle Wiederherstellung des Andenkens des heil. Flavians, dessen unter ungeheurem Zulaufe zahlloser Rechtgläubigen geschehene feierliche Beisetzung in der Kirche der h. h. Apostel; die Zurückberufung der verbannten Bischöfe, und das fromme Verlangen ihres kaiserlichen Gemahls, so viel von ihm abhänge und unter der Leitung des Pabstes, alle Kirchen bald möglichst wieder in vollkommener Eintracht und dauerhaftem Frieden mit einander zu vereinigen.

Id. §. 24

4. Durch die von Casterius nach Rom gebrachten Briefe waren jetzt alle bisherigen Besorgnisse des Pabstes völlig zerstreuet, dessen frommes Herz wieder mit himmlischer Freude erfüllt. Er beschloß nun seine Legaten von Constantinopel abzurufen und andere dahin zu ordnen. Als er vor einigen Monaten den Abundus und Asterius nach Constantinopel gesandt hatte, glaubte er Theodosius noch am Leben, mithin die Kirchen noch verwirrt, die Ketzerei triumphirend, den wahren Glauben verfinstert und dessen treue Bekenner unterdrückt, verfolgt, oder gar verbannt. Die Instructionen, welche er ihnen in dieser Voraussetzung mitgegeben hatte, paßten also jetzt nicht mehr zu der auf einmal so glücklich veränderten Lage der morgenländischen Kirche. Ihnen schriftlich andere zu schicken, unterlag mancher Schwierigkeit, ohne zu erwähnen, daß dieß, besonders wenn alles auf mancherlei unvorgesehene Incidentfälle berechnet seyn muß, nie schriftlich so deutlich und erschöpfend, als mündlich geschehen kann.

5. Indessen reißten die Abgeordneten des Anatolius erst am 23. April des folgenden Jahres (451) von Rom wieder ab. Leo gab ihnen verschiedene Briefe mit; nämlich an den Kaiser, an die Augusta Pulcheria, an Anatolius und endlich auch an den, längst schon als päbstlichen Geschäftsträger in Constantinopel sich aufhaltenden Julianus von Cos.

6. Dem Kaiser und der Augusta danket der Pabst in den wärmsten Ausdrücken für ihren zur Erhaltung des wahren Glaubens und Unterdrückung ketzerischer Lehren bewiesenen Eifer. In Ansehung eines neuen allgemeinen Conciliums aber sagt Leo, wolle er in einem andern Schreiben, welches seine neuen Legaten Lucencius und Basilius mitbringen würden, sich deutlicher und umständlicher darüber erklären.

7. Dem Anatolius bezeigt der Pabst seine Zufriedenheit mit dem, was auf dem Concilium von Constantinopel geschehen war; er ertheilt ihm die Kirchengemeinschaft, ermahnt ihn jedoch, allen dem h. Flavian treu gebliebenen Geistlichen vorzügliche Gunst zu erzeigen, jene aber, welche sich zu der Irrlehre des Eutyches hingeneigt hätten, von seiner Person zu entfernen. Das päbstliche Schreiben an Julianus von Cos zeugt von einer ganz besondern Zuneigung und wahrhaft väterlichen Zärtlichkeit des heiligen Pabstes gegen diesen Bischof. Er sagt ihm, daß er mit der grösten Freude und Liebe ihn würde empfangen haben, wenn er seinem früher gefaßten Vorsatze gemäß nach Italien gekommen wäre; jetzt bittet er ihn, sich jeder aufkeimenden Irrlehre, nicht blos aus Ehrerbietung gegen den römischen Stuhl, sondern aus heiliger Liebe zur Wahrheit, nach allen Kräften zu widersetzen. Er benachrichtiget ihn, daß er seinen neuen Legaten Lucencius und Basilius die

Leon. ep. 61.

Weisung gegeben habe, ihn in allen Geschäften zu Rathe zu ziehen, und nichts ohne seine Beistimmung und sein Zuthun zu unternehmen.

8. Leo glaubte sich jetzt vollkommen überzeugt, daß es mit Zusammenberufung eines allgemeinen Conciliums nun gar keine dringende Eile mehr habe. Zwar war er noch immer fest entschlossen, ein ökumenisches Concilium zusammen zu berufen und es hat alle Wahrscheinlichkeit, daß dieser weise Pabst, außer den Disciplinar-Angelegenheiten der morgenländischen Kirchen, noch manchen andern, das Wohl, die Erhebung und größere Heiligung der allgemeinen Kirche betreffenden, längst schon im Stillen in seiner Brust genährten Entwurf zum Gegenstand einer allgemeinen Berathung habe machen wollen. Aber eben deswegen war es auch sein Wunsch, daß ein solches Concilium ein wahrhaft ökumenisches Concilium seyn möchte; daß es unter seiner unmittelbaren Leitung in einer der Städte Italiens zusammen käme und daß die Bischöfe des Aufganges wie des Niederganges sich gleich zahlreich darauf begegnen möchten. Aber hiezu waren die Zeitumstände jetzt nichts weniger, als günstig. Attila's Einfall in Gallien hatte das ganze Abendland mit Waffengeräusch erfüllt, und die gefahrvollen Zeiten gestatteten den Bischöfen weder weite Reisen noch lange Entfernung von ihren Stühlen. Leo gab daher seinen neuen Legaten Briefe an Marcian und Pulcheria, in welchen er ihnen seine Ansichten mittheilte, und sie ersucht die Ausführung ihres ihrem Eifer so viele Ehre machenden Verlangens nach einem allgemeinen Concilium auf bequemere, und wie zu erwarten stünde, bald wieder eintretende, ruhigere Zeiten zu vertagen.

Leon. epist. 65.

9. Um endlich die auf das unerforschliche Geheimniß der Menschwerdung Jesu sich beziehende,

von zwei kühnen Heresiarchen kurz nach einander so heftig angegriffene, heilige Glaubenslehre der Kirche, auf dem bevorstehenden allgemeinen Concilium auf immer unerschütterlich fest zu stellen, schickte auch Leo um diese nämliche Zeit seinen an den heiligen Flavian geschriebenen Brief in alle Provinzen des abendländischen Reiches. Durch die allgemeine Beistimmung der occidentalischen wie morgenländischen Bischöfe, wollte er seinem, nachher von der Kirche den apostolischen Schriften beinahe gleichgestellten Briefe eine wo möglich noch höhere Sanktion ertheilen. *)

10. Von den durch diese Veranlassung gehaltenen Concilien sind uns nur jene von Mailand und der gallicanischen Bischöfe bekannt. Mit gleich heiligem Enthusiasmus ward Leo's auf die Schriften der Propheten, Apostel, Kirchenväter, und uralter heiliger Ueberlieferung sich gründendes, wahrhaft apostolisches Schreiben von allen auf beiden Concilien versammelten Bischöfen angenommen; und in dem Danksagungsschreiben, welches die gallicanischen Kirchen an den

---

*) Die eigentliche Ursache, warum Leo seinen Brief an Flavian an alle Bischöfe des Abendlandes schickte, lag vorzüglich in der nicht ungegründeten Besorgniß des Pabstes, daß seiner Bemühungen ungeachtet vielleicht dennoch nur sehr wenige abendländische Bischöfe sich auf dem bevorstehenden Concilium möchten einfinden können. In solchem Falle, oder wenn es vorauszusehen war, daß ein solcher Fall eintreten könnte, pflegte man die Fragen, welche den Hauptgegenstand der Berathungen des Conciliums ausmachen sollten, an alle Metropolitanbischöfe zu schicken; diese versammelten die Suffraganbischöfe ihrer Provinzen zu einem Concilium, und schickten das Gutachten derselben schriftlich nach Rom, oder wenn das allgemeine Concilium schon zusammengetreten war, unmittelbar an dasselbe ein.

.. Leon. M. ep. 77.

Pabst erließen, erklärten sie es als einen unverkennbaren Beweis einer über dem Erbe des Sohnes Gottes mit ewiger Liebe waltenden Vorsehung, daß gerade zu einer Zeit, wo schamlose Irrlehrer die erste und festeste Grundlage unsers heiligen Glaubens hatten untergraben wollen, Gott ein so erleuchtetes, mit mehr als menschlicher Weisheit ausgerüstetes und über der Erhaltung der lautern Lehre mit rastlosem Eifer wachendes Oberhaupt seiner Kirche gegeben habe.

Till. t. 15. St. Leon. art. 95.

11. Auf beiden Concilien befanden sich mehrere, durch Heiligkeit des Wandels und unleugbare Wunderkräfte ausgezeichnete Bischöfe. Unter den Mailändischen z. B. finden wir die Namen eines heiligen Eusebius von Mailand, eines h. Crispinus von Pavia, Cyriakus von Lodi und des durch die Gelehrsamkeit seiner Schriften so berühmt gewordeneu, heiligen Maximus von Turin; und eben so waren auch der heilige Rusticus von Narbonne, der heilige Maximus von Ries, der heilige Valerianus von Cemele und noch einige andere wegen ihrer hervorleuchtenden Heiligkeit allgemein verehrte Männer nicht mindere Zierden des aus 44 Bischöfen bestandenen, gallicanischen Conciliums.

Gennad. de. vir. illustr. c. 40.

IV.

1. Die neuen Legaten Lucencius und Basilius hatten kaum Rom verlassen und vielleicht die Grenzen Italiens noch nicht hinter sich, als Titianus, Präfekt von Constantinopel auf einmal und ganz unerwartet in Rom anlangte, und dem Pabste ein Schreiben überreichte, in welchem Marcian ihn benachrichtete, daß er nun wirklich die Bischöfe seines Reiches auf den ersten September zu einem allgemeinen Concilium nach Nicäa berufen habe. Leo war über diese unver-

hoffte, seinen auf das gegenwärtige Bedürfniß der Kirche so weise berechneten Plan völlig durchkreuzende Nachricht nichts weniger als sehr erfreut; auch schien ihm das Begehren des Kaisers, daß die von den Eutychianern erhobenen Streitfragen auf das neue sollten untersucht werden, nicht reiflich genug überdacht, und endlich die zum Eintreffen der Bischöfe anberaumte Zeitfrist viel zu kurz.

2. Der Leser wolle ja nicht den auch auf dem Throne noch stets so bescheidenen Marcian hier einer Uebereilung beschuldigen. In mehrern an Theodosius kurz vor dessen Tod, erlassenen päbstlichen Schreiben hatte der Pabst selbst die schleunige Zusammenberufung eines neuen Conciliums gefodert, hatte selbst darauf gedrungen, daß die Lehren des Eutyches und die Gründe der Verdammung und Entsetzung des heiligen Flavians auf das neue müsten untersucht werden. Valentinian und Placidia, wie der Leser aus dem 16 Bande dieser Geschichte sich erinnern wird, hatten, von Leo selbst dazu aufgefodert, gleiche Foderungen an Theodosius gemacht, und Theodoret endlich und die übrigen, des wahren Glaubens wegen verfolgten, verbannten und ihrer Stühle beraubten Bischöfe hatten nie aufgehört, auf ein neues Concilium sich zu berufen, hatten diesfalls mit dringenden Vorstellungen an den Kaiser sich gewendet, und waren von Abundus und Asterius, welche hierin ganz in dem Geiste ihrer, zwar in einer irrigen Voraussetzung ihnen ertheilten, Instructionen handelten, kräftig unterstützt worden. Nichts war also natürlicher, als daß Marcian, der, weil die neuen Legaten noch nicht angekommen waren, auch die jetzigen Gesinnungen des h. Leo nicht wissen konnte, nun in der irrigen Meinung seyn muste, durch unverzögerte Zusammen-

berufung eines Conciliums vollkommen dem Wunsche des Pabstes zu entsprechen.

3. Da Lucencius und Basilius schon abgereißt und die ihnen gegebenen Instructionen jetzt ebenfalls mangelhaft waren; so beschloß Leo, diesen beiden Legaten noch zwei andere beizuordnen, nämlich den Pascasinus, Bischof von Lilybäum in Sicilien und Bonifacius, einen höchst achtungswürdigen und in allen kirchlichen Angelegenheiten wohl erfahrenen Priester der römischen Kirche; auch verordnete der Pabst, daß Julianus von Cos, wegen seiner vorzüglichen Kenntnisse des Zustandes der morgenländischen Kirchen, so wie der Personal-Verhältnisse der dortigen Bischöfe, ebenfalls als päbstlicher Legat bei dem Concilium erscheinen sollte. Pascasinus, den Leo vorzüglich ehrte und seiner tiefen und viel umfassenden Gelehrsamkeit wegen zu Rathe zog, erhielt den Auftrag, im Namen des Oberhauptes der Kirche auf dem Concilium den Vorsitz zu führen.

4 Von diesen fünf Legaten war indessen jetzt nur der einzige Bonifacius in Rom gegenwärtig. Mehr als die andern ward er also der Vertraute aller Gesinnungen und Wünsche des für das allgemeine Wohl so zärtlich besorgten, heiligen Vaters. Den Instruktionen gemäß, welche Bonifacius seinen übrigen Collegen in dieser wichtigen Mission mitbringen muste, sollten sämmtliche Legaten hauptsächlich darauf bedacht seyn, den Frieden in den Kirchen des Orients wieder herzustellen, jedem unheiligen Gezänke bei Zeiten vorzubeugen, alle Ueberreste des Eutychianischen wie Nestorianischen Wahnes völlig zu unterdrücken und durchaus nicht zuzugeben, daß irgend ein, auf vorhergegangenen heiligen Synoden, schon verworfener und verdammter Irrthum auf das neue wieder aufgerührt und

Epist Leon. M. Till. t. 15. St. Leon art. 98.

zum Gegenstand einer neuen Untersuchung gemacht würde. Dioscorus, Patriarch von Alexandrien, sollte nicht anders als Beklagter, auf dem Concilium erscheinen. Würde er unter den Richtern seinen Plaz nehmen wollen, so sollten die Legaten es nicht dulden, und im Falle der Widersetzlichkeit ihn mit Gewalt hinwegführen lassen. Was die schuldigen Bischöfe betreffe, so müße man gegen alle, welche ihren Fehler bereueten und aufrichtige Beweise ernster Reue und Besserung zeigten, mit der zartesten Schonung verfahren, welches auch immer ihr Vergehen gewesen seyn möchte. Vor allem aber müsten die ihrer Rechtgläubigkeit wegen des heiligen Amtes entsezten Bischöfe ihren verwaisten Stühlen wieder gegeben werden; jedoch sollte denjenigen, die man in der Zwischenzeit ihnen als Nachfolger geordnet hätte, wenn anders gegen ihre Wahl und Consecration nichts einzuwenden wäre, es gegönnt seyn, den Titel wie die Würde eines Bischofes beizubehalten. Endlich dürften die Legaten es durchaus nicht gestatten und mit dem ganzen von dem apostolischen Stuhle ihnen ertheilten Ansehen sich dagegen setzen, wenn eine Kirche sich neue, nicht in dem Alterthum gegründete und durch die Canons des Nicänischen Conciliums festgesetzte Rechte über irgend eine andere Kirche anmaßen wollte.

5. Die ganze, ihrem Geiste nach wie in geschichtlicher Hinsicht, so merkwürdige Instruktion ist vollkommen eines so großen und erleuchteten Pabstes würdig. Voll heiliger und heilsamer Strenge gegen den Irrthum, athmet sie nichts als Milde und Schonung gegen den Irrenden.. Strenge richtend über den Verstockten, der aus stolzem Dünkel sein Ohr dem liebevollen Rufe der Kirche verschließt, gebeut sie hülfreiche freundliche Hand jedem Ge-

fallenen, der von seinem Falle sich wieder zu erheben sucht, wie tief auch dieser nur immer gewesen seyn möge. Der Geist, der in ihr wehet, ist der Geist des Friedens, der Eintracht und Einigkeit der Kirchen; und daher am Ende auch jener in heiligen Flammen auflodernde Eifer für die Erhaltung der zu eben dieser vollkommenen Eintracht so nothwendigen, von Jesu Christo selbst und seinen Aposteln und ihren Schülern in der Kirche eingeführten Ordnung und Regel.

6. Es erhellt sowohl aus den Briefen des h. Leo, als auch aus allen übrigen, in Beziehung auf das bevorstehende Concilium, gepflogenen Unterhandlungen, daß Marcian, der nur daher den weiten Umfang seiner Pflichten so klar überschauete, weil er nicht minder deutlich auch die Grenzen seiner Macht erkannte, dem Pabste die ganze Leitung aller auf dem Concilium zu behandelnden Angelegenheiten völlig überließ, alle, möglicher Weise, entstehenden Parteiungen schon zum voraus seiner Entscheidung unterwarf, und sich Selbst nichts vorbehielt, als das eines weisen Monarchen würdige Geschäft, die Versammlung gegen **äußere** Störung zu schützen, die Stimmfreiheit der Bischöfe zu sichern und jeden frevelnden Eingriff in ihre geheiligten Rechte durch seine Gegenwart zu zügeln.

Theod. Lect. edit. Vales. l. 1. p. 551.

7. Zu welchen klaren und richtigen Ansichten überhaupt schon Marcian hierin gelangt war, beweißt seine einem Haufen eutychianischer Mönche kurz vorher gegebene Antwort. Den gütigen Monarchen unaufhörlich mit ihren ungereimten Vorstellungen belästigend, forderten sie endlich von ihm die Erlaubniß, in **seiner Gegenwart** mit ihren Gegnern disputiren zu dürfen. „Wenn," gab Marcian diesen Unholden zur Antwort, „es des Kaisers Sache wäre, sich in eure Mitte zu begeben und eure Disputationen an-

zuhören; so bedürfte es keiner Versammlung der Bischöfe. Also nicht an mich, sondern an das Concilium habt Ihr euch zu wenden, dessen Entscheidungen abzuwarten und diesen alsdann euch zu unterwerfen."

8. Da Marcian jedoch diese Menschenclasse schon aus Erfahrungen voriger Zeiten kannte; so gab er, so bald Nicäa zum Versammlungsort der auf das Concilium berufenen Bischöfe bestimmt war, dem dortigen Statthalter den Befehl, alle Mönche, welche unberufen und ohne Erlaubniß ihres Bischofes dahin kommen würden, sogleich aus der Stadt hinaus schaffen zu lassen. Zugleich erließ er mehrere eben so weise als strenge Verordnungen, welche den Ruhestörern alle Lust benahmen, tumultuarische Auftritte unter dem Volke zu erregen, oder durch ungeziemendes fanatisches Geschrei den öffentlichen Gottesdienst in den Städten zu stören.

9. Aber dafür, daß Marcian sich jetzt alles dessen enthielt, was nicht unmittelbar in den Kreis seiner Regentengeschäfte gehörte, konnte er auch nun gleich im Anfange seiner Regierung alle Eigenschaften eines großen, des Krieges kundigen und für das Wohl seiner Völker eben so sehr als für die Ehre seiner Krone besorgten Monarchen entfalten. Zu eben der Zeit nämlich, in welcher zu dem bevorstehenden Concilium die nöthigen Einleitungen getroffen wurden, ging der Kaiser nach Illyrien, beobachtete die Bewegungen des Attila, sicherte die Grenzen des Reiches, verstärkte sein Heer, zog dasselbe in verschiedenen Armeecorps zusammen und zeigte sich durchaus als einen eben so thätigen, als kriegserfahrnen, der gefahrvollen Zeit gewachsenen und dem schon in der Nähe heranziehenden Sturm mit Entschlossenheit entgegen blickenden Fürsten. Hätten seine unklugen Nachfol-

ger eben so weise gehandelt, sich nicht in Angelegenheiten gemischt, welche der weltlichen Macht ewig fremd bleiben müssen; so würde die Geschichte ihrer Regierungen nicht das widerliche, ekelhafte Drama aufstellen, welchem endlich jene bekannte, nicht genug zu bejammernde Catastrophe in dem fünfzehnten Jahrhundert auf immer ein Ende gemacht hat.

V.

1. Durch das kaiserliche, unter dem 17. Mai 451. ausgefertigte, an den Patriarchen Anatolius und alle Metropolitanbischöfe gerichtete Zusammenberufungsschreiben war also, wie schon gesagt worden, die Hauptstadt Bithyniens zum Versammlungsort des Conciliums bestimmt. Staatsboten durchzogen mit beflügelter Eile die Provinzen, um so schnell als möglich den verschiedenen Kirchen die kaiserlichen Briefe zu überbringen. Alle morgenländische Bischöfe waren zwar nicht nach Nicäa berufen, aber die Metropolitanbischöfe hatten dennoch die Weisung erhalten, von ihren Sufraganbischöfen und diese wieder von den ihnen untergeordneten Geistlichen ihrer Kirchen, diejenigen mitzubringen, welche mit Wissenschaft geschmückt, durch Geist, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, am fähigsten wären, über alle vorkommende Fragen ein wohlthätiges Licht zu verbreiten und den Frieden und die Eintracht der Kirchen zu befördern.

2. Vor dem zu Eröffnung der Sitzungen bestimmten Tage waren schon alle Bischöfe in Nicäa eingetroffen. Niemand fehlte mehr, als der Kaiser und die päbstlichen Legaten. An den Grenzen Illyriens ausgebrochene Unruhen erlaubten dem Erstern jetzt nicht, sich nach Bithynien zu begeben, und die Legaten,

deren sehnlichster Wunsch die Gegenwart des Kaisers bei dem Concilium war, wollten es durchaus nicht ohne denselben eröffnen.

3. Wo Bischöfe zahlreich versammelt sind; da wird man auch stets mehr als einem, von Jahren tief gebeugten Greise begegnen; daher geschah es auch hier wieder, daß, nach dem man beinahe einen Monat auf den Kaiser gewartet hatte, viele in Jahren schon weit vorgerückte Bischöfe, nach den Beschwerlichkeiten einer langen Reise und bei völlig veränderter Lebensweise, nun plötzlich erkrankten. Die Bischöfe, die ohnehin und wie es auch jedem Bischofe geziemt, sich nach ihren Kirchen zurücksehnten, erliesen also an den Kaiser ein Schreiben, worin sie ihn baten, die Abreise der Legaten zu beschleunigen, und wenn er nicht selbst kommen könnte, durch Stellvertreter die Sitzungen eröffnen zu lassen.

4. Marcian zögerte nicht mit der Antwort. Er erklärte den Bischöfen, daß er dem von den Legaten deutlich ausgesprochenen Wunsche des Pabstes gemäß durchaus bei dem Concilium gegenwärtig seyn wolle. Reichsgeschäften hinderten ihn aber, Constantinopel jetzt zu verlassen. Um also dennoch dem ausdrücklichen Verlangen des heiligen Vaters zu entsprechen, habe er sich entschlossen, das Concilium von Nicäa nach Chalcedon zu verlegen. Sämmtliche Bischöfe hätten daher ungesäumt sich dahin zu begeben. Den versammelten Vätern war diese Nachricht nicht sehr erfreulich; sie wagten noch einige Gegenvorstellungen, und da diese fruchtlos blieben; so erkannten sie die Nothwendigkeit, sich dem Willen des Kaisers und den Forderungen der Zeitumstände zu fügen. In den ersten Tagen des Octobers waren schon sämmtliche Bischöfe in Chalcedon eingetroffen.

ger eben so weise gehandelt, sich nicht in Angelegenheiten gemischt, welche der weltlichen Macht ewig fremd bleiben müssen; so würde die Geschichte ihrer Regierungen nicht das widerliche, ekelhafte Drama aufstellen, welchem endlich jene bekannte, nicht genug zu bejammernde Catastrophe in dem fünfzehnten Jahrhundert auf immer ein Ende gemacht hat.

V.

1. Durch das kaiserliche, unter dem 17. Mai 451. ausgefertigte, an den Patriarchen Anatolius und alle Metropolitanbischöfe gerichtete Zusammenberufungsschreiben war also, wie schon gesagt worden, die Hauptstadt Bithyniens zum Versammlungsort des Conciliums bestimmt. Staatsboten durchzogen mit beflügelter Eile die Provinzen, um so schnell als möglich den verschiedenen Kirchen die kaiserlichen Briefe zu überbringen. Alle morgenländische Bischöfe waren zwar nicht nach Nicäa berufen, aber die Metropolitanbischöfe hatten dennoch die Weisung erhalten, von ihren Sufraganbischöfen und diese wieder von den ihnen untergeordneten Geistlichen ihrer Kirchen, diejenigen mitzubringen, welche mit Wissenschaft geschmückt, durch Geist, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, am fähigsten wären, über alle vorkommende Fragen ein wohlthätiges Licht zu verbreiten und den Frieden und die Eintracht der Kirchen zu befördern.

2. Vor dem zu Eröffnung der Sitzungen bestimmten Tage waren schon alle Bischöfe in Nicäa eingetroffen. Niemand fehlte mehr, als der Kaiser und die päbstlichen Legaten. An den Grenzen Illyriens ausgebrochene Unruhen erlaubten dem Erstern jetzt nicht, sich nach Bithynien zu begeben, und die Legaten,

deren sehnlichster Wunsch die Gegenwart des Kaisers bei dem Concilium war, wollten es durchaus nicht ohne denselben eröffnen.

3. Wo Bischöfe zahlreich versammelt sind; da wird man auch stets mehr als einem, von Jahren tief gebeugten Greise begegnen; daher geschah es auch hier wieder, daß, nach dem man beinahe einen Monat auf den Kaiser gewartet hatte, viele in Jahren schon weit vorgerückte Bischöfe, nach den Beschwerlichkeiten einer langen Reise und bei völlig veränderter Lebensweise, nun plötzlich erkrankten. Die Bischöfe, die ohnehin und wie es auch jedem Bischofe geziemt, sich nach ihren Kirchen zurücksehnten, erliesen also an den Kaiser ein Schreiben, worin sie ihn baten, die Abreise der Legaten zu beschleunigen, und wenn er nicht selbst kommen könnte, durch Stellvertreter die Sitzungen eröffnen zu lassen.

4. Marcian zögerte nicht mit der Antwort. Er erklärte den Bischöfen, daß er dem von den Legaten deutlich ausgesprochenen Wunsche des Pabstes gemäß durchaus bei dem Concilium gegenwärtig seyn wolle. Reichsgeschäften hinderten ihn aber, Constantinopel jetzt zu verlassen. Um also dennoch dem ausdrücklichen Verlangen des heiligen Vaters zu entsprechen, habe er sich entschlossen, das Concilium von Nicäa nach Chalcedon zu verlegen. Sämmtliche Bischöfe hätten daher ungesäumt sich dahin zu begeben. Den versammelten Vätern war diese Nachricht nicht sehr erfreulich; sie wagten noch einige Gegenvorstellungen, und da diese fruchtlos blieben; so erkannten sie die Nothwendigkeit, sich dem Willen des Kaisers und den Forderungen der Zeitumstände zu fügen. In den ersten Tagen des Octobers waren schon sämmtliche Bischöfe in Chalcedon eingetroffen.

VI.

1. Auf einer fruchtbaren, sanft sich verlierenden Anhöhe erhob jenseits des Bosphorus sich mit ihren hohen Thürmen und prachtvollen Kuppeln, unter lieblichen Baumgruppen, die Kirche der heiligen Euphemia. Bezaubernd schön war ihre Lage. Am Fuß der Anhöhe wogte die ungeheure Wasserfläche der Meerenge. Am gegenseitigen Gestade die große, unübersehbare Kaiserstadt mit ihren zahllosen Thürmen, Kirchen und schimmernden Pallästen. An beiden Seiten gegen Osten und Westen wechselten lachende Kornfelder und Baumgärten mit üppigen Weinbergen und blumigen Auen; und im Hintergrunde des herrlichen Gebäudes lockte ein anmuthiger Hain den Freund der Einsamkeit in seine geweihten, einsamen Schatten. Der beinahe stets heitere Himmel war hier nur selten umwölkt, die Luft mild, rein und äußerst gesund; in jedes lebende Wesen, das sie athmete, ergoß sich neue Lebensfülle; der Kranke genaß und der Greiß fühlte sich wieder verjüngt. Die Umgebung Chalcedons war eine der schönsten Gegenden Kleinasiens, aber jene der Euphemienkirche die Vorhalle des Paradieses.

Evagr. l. 1. c. 3.

2. Die Kirche selbst war ein Meisterstück der Baukunst. Durch einen sehr großen, mit doppelten Säulengängen gezierten Vorhof gelangte man zu dem um viele Stufen erhöhten Haupteingang in die Kirche; und von da in den ungemein geräumigen und mit einer auf hohen Säulen ruhenden, ringsumher laufenden Gallerie versehenen prächtigen Dom. Selbst die vornehmsten und ältesten Kirchen Constantinopels übertraf die Euphemienkirche beinahe noch an Größe,

Höhe und Schöne der Säulen, geschmackvollen Verzierungen, kunstvollen Gemälden, Reichthum an prächtigen von Gold und Seide gewirkten Gewandten und an kostbaren, aus Gold und Silber verfertigten und mit edeln Steinen gezierten heiligen Gefäßen.

3. In dem Dom, nahe an dem Hochaltar ruheten die Reliquien der heiligen Euphemia. An ihrem Grabe, gefiel es Gott sehr oft, durch offenbare Wunder das Andenken seiner Dienerin zu verherrlichen. Ein von der frommen Hand eines begeisterten Künstlers verfertigtes, über dem Grabmahl hangendes Gemälde belehrte den Unkundigen über die Hauptereignisse in dem Leben dieser heiligen Jungfrau, so wie über alle Umstände ihres erduldeten graunvollen Märtyrertodes. Zahllos war die Menschenmenge, die an gewissen Festtagen in dieser Kirche zusammenströmte. Selbst die Kaiser, von ihrem ganzen Hofe, dem Senate, den Großen des Reiches und allen hohen Beamten der Hauptstadt begleitet, zogen zweimal im Jahre in feierlicher Prozession über die Meerenge nach der Kirche der heiligen Euphemia von Chalcedon; und eben diese so berühmte und ehrwürdige Kirche war es, die jetzt zum Sitzungsorte der zu einem abermaligen allgemeinen Concilium zahlreich versammelten Bischöfe gewählt ward.

3. Bevor die Sitzungen ihren Anfang nahmen, wurden noch verschiedene, zwar nicht sehr wichtige Angelegenheiten, welche jedoch den ruhigen Geschäftsgang gleich im Anbeginn hätten stören können, von dem Kaiser und den päbstlichen Legaten geordnet. So z. B. sehen wir den Maximus von Antiochien auf dem Concilium erscheinen, ohne daß

die Legaten auch nur die mindeste Einwendung dagegen erhoben hätten. Leo hatte indessen doch ausdrücklich befohlen, daß alle, welche auf die Stühle der ungerechter Weise von ihren Kirchen vertriebenen Bischöfe wären erhoben worden, blos den Titel und die Würde eines Bischofes beibehalten, sich jedoch aller bischöflichen Verrichtungen enthalten sollten. Aber wahrscheinlich waren die Legaten jetzt belehrt worden, daß der ehemalige Bischof Domnus, über seinen wahren Beruf durch den prophetischen Geist des heiligen Euthymius erleuchtet, freiwillig auf seine Kirche Verzicht geleistet und die Laube des heiligen Einsiedlers dem bischöflichen Pallast von Antiochien vorgezogen habe. Auch die Zulassung des Eusebius von Dorpläum und Theodorets mochte ebenfalls, wie auch Tillemont glaubt, um Mißverständnissen und einseitigen Einwendungen bei Zeiten vorzubeugen, ein Gegenstand vorhergegangener Berathungen gewesen seyn.

M. ecc. t. 15 St. L. art. 102.

4. Am 8. October wurden die Sitzungen eröffnet. Neunzehen der vornehmsten Beamten des Reiches, Männer von Consularischer Würde, fleckenlosem Charakter und geprüfter Einsicht, waren als Bevollmächtigte des Kaisers gegenwärtig. Nicht auf die Berathungen der Bischöfe, nicht auf die Meinungen und Ansichten derselben, sondern blos auf die Behandlungsweise und die Ordnung, in welcher die verschiedenen Gegenstände einander folgen sollten, hatten sie einen und zwar, wie es sich aus den Akten des Conciliums ergibt, sehr merkbar leitenden, oft selbst vorherrschenden Einfluß. In der Mitte der Kirche, vor dem Gitter, welches den Hochaltar schloß, hatten sie ihre Sitze. Rechts und links ihnen zur Seite saßen die Bischöfe. Auf der linken Seite, (auf den Concilien di ehrenvollere)

Evagr: hist. eccl. - Hard. Act Conc. t. 2. Ep. Leon. M. Baron. Ann. t. 8. Fleur. hist. eccl. L. 28 Till. Mem. eccl. t. 16. art. St. Leo.

saßen Pascassinus von Lilibäum, welcher im Namen Leo's den Vorsitz führte, nebst den übrigen päbstlichen Legaten; an diese schloß sich Anatolius an, und auf den Patriarchen von Constantinopel endlich folgten, nach dem Range ihrer Kirchen, die Bischöfe aus Syrien, Pontus, Thracien und Asien, jedoch mit Ausnahme der palästinischen Bischöfe. An der Spitze der rechten Seite erblickte man Dioscorus mit der eisernen Stirne, ihm zur Seite Juvenalis von Jerusalem und Quintillus von Heraclea, und endlich die lange Reihe der Bischöfe aus Aegypten, Palästina und Illyrien *). Wie auf dem ersten Concilium in Ephesus, lag auch hier wieder auf erhöhetem Sitze unter hohem Trohnhimmel das heilige Evangelienbuch.

5. Als die Versammlung sich niedergelassen hatte, erhob sich der erste päbstliche Legat Pascassinus und foderte im Namen des römischen Bischofes, den er das Oberhaupt aller Kirchen nannte, daß man dem Dioscorus nicht gestatten möge, hier unter den Bischöfen als Richter zu sitzen. Die kaiserlichen Commissarien fragten die Legaten, welche besondere Klage sie gegen den Bischof von Alexandrien vorzubringen hätten. „Er soll Rechenschaft geben," erwiederte

---

*) Wie man sieht, hatten die Bischöfe sich rechts und links getheilt, je nachdem sie dieser oder jener Partei angehörten. Auf der linken Seite saßen alle, welche mit Rom in Gemeinschaft geblieben waren; auf der rechten die Anhänger des Dioscorus, so wie alle, welche die Beschlüsse des Afterconciliums wahrhaft angenommen hatten, und solche nun auch aufrecht zu erhalten wünschten. Die Zahl sämmlicher Bischöfe überhaupt belief sich auf dreihundert und dreißig. Wenigstens aus den Akten des Conciliums ergiebt sich diese Zahl, die jedoch einem Briefe des Pabstes Leo zu Folge noch viel größer gewesen zu seyn scheint.

der zweite Legat Lucencius, „wegen des ungerechten Urtheils, das er gesprochen. Er hat die oberrichterliche Gewalt usurpirt und, was noch nie geschehen und ganz unerhört ist, ohne die Genehmigung des päbstlichen Stuhles ein Concilium zu halten sich erfrecht. *)“ Paschasinus setzte hinzu, daß, wenn man der Forderung des Pabstes nicht Genüge leiste, dessen Legaten sich gezwungen sehen würden, die Versammlung sogleich zu verlassen. Diese Drohung that ihre Wirkung und dem stolzen Dioscorus ward nun die Demüthigung, daß er seinen Sitz verlassen und sich nach dem, an der Kirchenthüre, für die Beklagten bezeichneten Platz begeben mußte.

6. Jetzt trat Eusebius in die Mitte der versammelten Väter und überreichte dem Concilium eine Klagschrift gegen den Dioscorus, mit der Bitte,

*) „Synodum ausus est facere sine auctoritate sedis Apostolicae, quod numquam factum est, nec fieri licuit.“ — Diese Worte des Lucencius, der hier, weil er von einer allgemein bekannten und indessen oft besprochenen Sache redete, sich sehr kurz und daher auch unbestimmt ausdrückt, könnten leicht zu einem Mißverständnisse Anlaß geben; auch ist es ja bekannt, daß das Concilium von Ephesus nicht ohne Vorwissen und Genehmigung des Pabstes zusammengekommen war; denn Leo hatte ja selbst seine Legaten dahin gesandt. Aber alle Schwierigkeit wird verschwinden und die Worte des Lucencius ganz verständlich werden, so bald man solche auf den Umstand bezieht, daß Dioscorus, nachdem die Legaten im Namen des Pabstes gegen alle Verhandlungen in Ephesus feierlich protestirt und selbst die Stadt nächtlicher Weile verlassen hatten, dennoch fortfuhr, sein Concilium zu halten, es sogar als ein öcumenisches Concilium betrachtet wissen wollte, und alle Bischöfe, die sich dessen Beschlüssen nicht unterwerfen würden, mit Absetzung und Verbannung zu bedrohen sich erfrechte.

sie öffentlich hier vorlesen zu lassen. Seiner Bitte ward willfahrt und der Bischof von Doryläum, weil er in seiner eigenen Sache nicht Richter seyn konnte, muste nun ebenfalls seinen Platz verlassen, und, in der Mitte der Kirche, jenen der Kläger einnehmen. In der Klageschrift ward Dioscorus beschuldiget, den heiligen Flavian, Eusebius und mehrere andere Bischöfe ungerechter Weise ihrer Stühle entsetzt, um die Eutychianische Ketzerei zu begünstigen, die wahre Glaubenslehre entstellt und unsägliches Uebel und mannigfaltige Drangsale der Kirche verursacht zu haben. Um seine Anklage zu beweisen, begehrte der Kläger, daß man sämmtliche Akten des letzten in Ephesus gehaltenen Conciliums vorlesen möchte; diese, wie er sagte, enthielten von allem die vollständigsten Beweise. Dioscorus, über die gegen ihn vorgebrachte Anklage befragt, berief sich ebenfalls auf die Akten jenes Conciliums; in ihnen, sagte er, würde man seine Rechtfertigung finden. Als er aber sah, daß man wirklich mit dem Vorlesen dieser Akten den Anfang machen wollte, änderte er seine Meinung und trug darauf an, daß man vor Allem erst die Glaubenslehre sicher stellen müsse.

7. Aber Dioscorus, der sich nur noch in der Eigenschaft eines Beklagten in der Versammlung der Bischöfe befand, daher blos auf seine Vertheidigung beschränkt war, hatte jetzt kein Recht mehr, über irgend etwas, das sich nicht auf seine Rechtfertigung bezog, eine Meinung zu sagen; ohne also auf seinen Antrag zu achten, ward nun zum Vorlesen sämmtlicher Verhandlungen des letzten ephesinischen Afterconciliums geschritten.

8. Das erste, abzulesende Aktenstück war des verstorbenen Theodosius an die Bischöfe seines Reiches

gerichtetes Zusammenberufungsschreiben. In den scho-
nungslosesten Ausdrücken war Theodoret darin auf das
schändlichste mißhandelt. Als man diesen kaiserlichen
Brief ablesen wollte, öffneten sich plötzlich und wie es
vorher abgeredet gewesen zu seyn scheint, auf ein Zei-
chen der kaiserlichen Beamten die Thüre der Kirche
und Theodoret trat ein. Diese unerwartete Erschei-
nung brachte die ganze Versammlung in Bewegung.
Mit lautem Jubel und unter frohem Zuruf ward
Theodoret von allen Bischöfen der linken Seite em-
pfangen; aber wildes, tumultuarisches Geschrei auf
der rechten Seite unterbrach bald diesen freudigen Zu-
ruf. „Hinaus, hinaus mit ihm!“ riefen alle ägyp-
tische und palästinische Bischöfe. „Die Canons er-
lauben Ihm nicht, hier gegenwärtig zu seyn, ein gan-
zes Concilium hat ihn seiner bischöflichen Würde ent-
setzt!“ — „Nein, nein!“ schrien jetzt die orienta-
lischen Bischöfe, „kein Concilium hat ihn seiner Würde
entsetzt; auf ein weißes Papier waren wir gezwungen,
unsere Unterschriften zu setzen, wir wußten nicht, was
wir unterschreiben mußten. Theodoret ist würdig,
in der Mitte der Bischöfe zu sitzen. Jaget dafür die
Mörder des heiligen Flavians hinaus, die Manichäer,
die Feinde des heiligen Glaubens!“ — „Wenn Ihr,“
erwiederte jetzt tobend der Anhang des Dioscorus,
„den Theodoret hier aufnehmt; so sprecht ihr dem hei-
ligen Cyrillus das Anathema. Die Kaiserin hat den
Nestorius verbannt. Langes Leben der orthodoxen
Fürstin. Hinaus, hinaus mit dem Nestorianer, mit
dem Juden, dem Feinde Gottes!“ — Lange noch
dauerte dieses wechselseitige wilde Geschrei, bis es end-
lich den kaiserlichen Beamten gelang, die Versamm-
lung darauf aufmerksam zu machen, wie wenig solche
leidenschaftliche Ausbrüche zu einem vernünftigen Zweck
führen könnten und noch wie viel weniger geziemend
ein solches unanständiges, Aergerniß gebendes Betra-

gen für Bischöfe wäre. Als die Ruhe wieder etwas hergestellt war, erklärten die kaiserlichen Commissarien den Vätern, daß Pabst Leo den Theodoret in seine Kirchengemeinschaft aufgenommen, in alle seine Rechte ihn wieder eingesetzt habe und es daher der ausdrückliche Wille des Kaisers wäre, daß er zu dem gegenwärtigen Concilium als Bischof von Cyrhus sollte zugelassen werden. Um jedoch jeden Schein zu vermeiden, als wolle man auch selbst nur die Minorität einigem Zwange unterwerfen, ward nun entschieden, daß Theodoret, welcher ohnehin ebenfalls eine Klagschrift gegen Dioscorus dem Kaiser überreicht hatte, jetzt einstweilen als Kläger neben dem Eusebius von Doriläum in der Mitte der Kirche seinen Sitz nehmen sollte.

9. Zu den Gesammtakten des Afterconciliums von Ephesus gehörten natürlich auch die Akten des von dem heiligen Flavian kurz vorher in Constantinopel gehaltenen Conciliums. Diese wurden demnach ebenfalls vorgelesen, mithin auch die beiden, ihnen beigeschlossenen Briefe des heiligen Cyrillus, nämlich dessen zweiter Brief an Nestorius und jener an die orientalischen Bischöfe. In diesen beiden Briefen war die wahre Lehre der Kirche in Beziehung auf das Geheimniß der Menschwerdung so klar, so deutlich dargestellt, daß jetzt alle gegenwärtig versammelten Väter einstimmig und Theodoret noch in das Besondere erklärten, daß dieß auch ihr Glaube, ihre Lehre sey. Selbst die ägyptischen Bischöfe stimmten hierin mit den syrischen überein. Aber aus den erst kurz vorher gelesenen Akten erhellte deutlich, daß die unter Flavian in dem Concilium zu Constantinopel versammelten Väter vorzüglich diesen beiden Briefen des heiligen Cyrillus, als der wahren Richtschnur des Glaubens, gefolgt waren; zudem hatte Flavian noch an mehreren Stellen seine

Lehre von der Menschwerdung Jesu auf eine mit den Briefen des heiligen Cyrillus, mithin mit der Lehre der ganzen Kirche so vollkommen übereinstimmende Weise dargelegt, daß in Ansehung seiner Rechtgläubigkeit auch nicht der Schatten eines Verdachtes mehr möglich war. Alles dieses war so in die Augen fallend, daß die kaiserlichen Commissarien die versammelten Bischöfe ersuchten, nun unverzüglich über Flavian und dessen Lehre ein bestimmtes und entscheidendes Urtheil zu fällen. Sogleich erhoben sich Pascassinus, Lucencius, Anatolius, Maximus von Antiochien und selbst Thalassus von Cäsarea und Eustathius von Berythus, und zeugten laut für die Rechtgläubigkeit des verstorbenen Flavians; seine Lehre, sagten sie, sey die wahre Lehre der Kirche, vollkommen übereinstimmend mit den beiden Briefen des heiligen Cyrillus. Die Orientalen nannten Flavian einen Märtyrer und beehrten ihn nun zum erstenmal mit dem Beinamen eines Heiligen. Selbst Dioscorus wußte jetzt keinen andern Ausweg mehr, als daß er sagte, man möchte nur mit dem Lesen der Akten fortfahren und bald würde man finden, daß Flavian mit sich selbst in Widerspruch stehe. Indessen vermochte er nie anzugeben, worin dann dieser Widerspruch bestünde; und als nachher mit dem Lesen der übrigen Aktenstücke wirklich fortgefahren ward, so fand sich doch nirgends auch nur die mindeste, einen solchen Widerspruch verrathende Stelle darin.

10. Aber ungleich mißlicher ward jetzt Dioscorus Lage durch das unerwartete, die ganze Scene plötzlich verändernde Benehmen des Juvenalis von Jerusalem. Auf dem falschen Concilium von Ephesus war dieser Bischof einer der wärmsten Anhänger und Gehülfen des Dioscorus gewesen; thätigen

gegen den Antrag der kaiserlichen Commissarien. „Da beinahe alle," hieß es, „an dem Vergehen Theil gehabt hätten; so müsten jetzt auch alle gleicher Schonung, gleicher Verzeihung theilhaftig werden." — Schon seit mehreren Stunden hatten die Lampen gebrannt. Das Ablesen aller Akten der ersten Sitzung des ephesischen Afterconciliums hatte sich bis tief in die Nacht hineingezogen. Die Bischöfe waren ermüdet, und die Sitzung ward demnach für heute geschlossen.

15. Zwei Tage darauf, nämlich am 10. October traten die Väter des Conciliums abermals in der Kirche der heiligen Euphemia zusammen. Die Namen der Bischöfe, deren Entsetzung man in der ersten Sitzung in Vorschlag gebracht hatte, finden sich nicht in dem Verzeichniß der Bischöfe, welche dieser Sitzung beiwohnten. Tillemont vermuthet sogar, daß man sie habe bewachen lassen.

16. Nachdem das Protokoll über die Verhandlungen der letzten Sitzung abgelesen war, machten die Bevollmächtigten des Kaisers in einer kurzen Anrede an die Bischöfe den Antrag, daß das Concilium sich heute mit der Untersuchung und Feststellung der Glaubenslehren beschäftigen möchte Es wäre dieß nothwendig, sagten sie, so wohl zu Beruhigung derjenigen, welche von der höhern Erleuchtung der Bischöfe eine noch größere Belehrung wünschten, als auch zum Besten derjenigen aus ihrer eigenen Mitte, welche allenfalls abweichend in ihren Grundsätzen von der allgemeinen Lehre, durch ein von einem ganzen Concilium entworfenes Glaubensbekenntniß, zur gemeinsamen Richtschnur des Glaubens zurückgeführt werden würden.

17. Eine neue Untersuchung alter Ketzereien, so wie die Entwerfung neuer Glaubensbekenntnisse hatte Pabst Leo für überflüssig erklärt, ja selbst als schädlich sie ausdrücklich verboten. Die versammelten Väter weigerten sich demnach, dem Antrage der Laien Folge zu leisten. In den Schriften der Kirchenväter, erwiederten die Bischöfe, und in den Glaubensbekenntnissen der allgemeinen Kirchenversammlungen von Nicäa und Constantinopel wären alle Lehren unserer heiligen Religion so klar und deutlich dargelegt, daß es keines neuen Glaubensbekenntnisses bedürfe. Jene wären die gemeinsame Richtschnur der Lehre wie des Glaubens aller jetzt hier versammelten Kirchen; und was das von Eutyches und dessen Anhang bestrittene Dogma betreffe; so habe Past Leo, in seinem Schreiben an den heiligen Flavian, dasselbe so befriedigend, so erschöpfend und so salbungsvoll erklärt, daß keinem Zweifel, keiner Einwendung oder neuen Ketzerei auch nur der mindeste Raum mehr übrig gelassen würde. Am kräftigsten widersetzte sich dem Antrage der Bevollmächtigten Cecrops von Sebastopolis in Vorderarmenien; und da die Laien, die nicht auf ihrer Forderung bestehen zu müssen glaubten, endlich ihre Einwilligung dazu gaben; so wurden nun, als hinreichend bindende Normen, blos das Glaubensbekenntniß von Nicäa nebst dem Briefe Leo's an Flavian, auf dem Concilium abgelesen.

18. Mit gleicher Wärme und gleichem heiligen Enthusiasmus, wie in allen schon früher gehaltenen Provincialconcilien, ward auch jetzt in der zweiten Sitzung des allgemeinen Kirchenraths von Chalcedon der Brief des heiligen Leo aufgenommen. Drei Stellen in demselben, wo Leo über den Unterschied beider Naturen in Christo sich sehr stark ausspricht, gaben

zwar anfänglich etlichen Bischöfen aus Illyrien und Palästina einigen Anstoß; sie befürchteten sogar, daß Flecken nestorianischer Irrlehre daran haften könnten. Aber die Unterrichtetern belehrten sie bald eines Bessern, und indem sie sie überzeugten, daß eben jene Stellen mit den Aussprüchen der heiligen Väter und den beiden Briefen des heiligen Cyrillus völlig übereinstimmten, benahmen sie ihnen um so leichter ihre Zweifel, als diese nicht in bösem Willen, sondern bloß in Beschränktheit der Einsichten ihren Grund hatten.

19. Einstimmig und ungetheilt waren nun der Beifall und das Lob, die der unter dem Einfluß göttlicher Offenbarung geschriebene Brief Leo's jetzt von allen auf dem Concilium versammelten Vätern erhielt. Von allen Seiten riefen die Bischöfe: „dieß ist der wahre Glaube, dieß die uralte, reine Lehre der Kirche. Der heilige Petrus selbst hat durch den Mund Leo's gesprochen; Anathema einem Jeden, der sich den Aussprüchen des heiligen Geistes nicht unterwirft!“

20. Als die Bischöfe schon im Begriffe standen, auseinander zu gehen, erhoben sich auf einmal, jedoch nicht in sehr großer Anzahl, bittende Stimmen, welche fleheten, daß man den Dioscorus und die fünf andern, in Ansehung ihrer Vergehungen ihm gleichgestellten Bischöfe ihnen wieder geben möchte. Gegen die fünf letzteren hatten die orientalischen und andern Bischöfe nichts einzuwenden; aber anstatt für Dioscorus zu bitten, riefen sie vielmehr, daß man den Ruhestörer, den Mörder des heiligen Flavians auf immer verbannen müsse. Die kaiserlichen Beamten gaben zur Antwort, daß dasjenige, was das ganze Concilium beschließen werde, auch geschehen würde, und hoben sodann die Sitzung auf.

21. Drei Tage nachher, mithin am 13. October, hatte die dritte Sitzung statt. In dieser sollte über Dioskorus ein förmliches canonisches Gericht gehalten werden. Die Bevollmächtigten des Kaisers fanden sich daher diesmal nicht ein. Man wollte auch den leisesten Verdacht vermeiden, daß der Einfluß der weltlichen Macht die Stimmfreiheit der Bischöfe beschränkt hätte; andern Theils war es auch ein Beweis der Ehrfurcht für die bischöfliche Würde; denn die Anklagpunkte gegen den Bischof von Alexandrien bestanden nicht blos darin, daß er einen von seinem Bischofe verdammten, ketzerischen Mönch in seine Kirchengemeinschaft aufgenommen, die Lehre der Kirche entstellt, die Rechtgläubigen verfolgt, durch Gewaltthätigkeiten jeder Art ein Concilium von Bischöfen in eine Räuber- und Mörderbande verwandelt, und endlich gar in einem Anfalle wahnsinniger Wuth den Pabst selbst zu excommuniciren sich erfrecht habe. Noch einer Menge anderer, nicht minder abscheulicher Laster und Frevelthaten war Dioscorus angeklagt; nämlich offenbarer Diebstähle, einer Menge Gelderpressungen, der Unterschlagung beträchtlicher, zu frommen Zwecken bestimmter Vermächtnisse, schrankenloser Willkühr, der Gotteslästerung und endlich noch des Ehebruches, des Mordes und eines durchaus schändlichen, unlautern und unkeuschen Wandels.

Gesch. d. R. J. B. 16. Ab. 50. §. 3—10.

22. Die Sitzung eröffnete Aëtius, Archidiacon und erster Notar der Kirche von Constantinopel. Er meldete den Vätern, daß Eusebius von Doryläum eine zweite Klagschrift gegen Dioscorus von Alexandrien an das Concilium habe gelangen lassen. Pascassinus befahl, sie vorzulesen. Dieselbe war blos eine Wiederholung der schon in der ersten Sitzung gegen Dioscorus eingereichten Klagschrift und schloß nun mit dem Antrag, daß alles, was auf dem falschen, ephesischen

Concilium wäre verhandelt und beschlossen worden, durch das gegenwärtige, rechtmäßige Concilium förmlich cassirt, er selbst (Eusebius) in alle seine bischöflichen Rechte wieder eingesetzt und Dioscorus, der Urheber alles Unheils, wegen seiner schweren Verletzungen aller Ordnung und Satzungen der Kirche, nach der ganzen Strenge der Canons möchte bestraft werden. Da Dioscorus nicht gegenwärtig war, so bat Eusebius die versammelten Bischöfe, den Beklagten vorladen zu lassen.

23. Zwei Diacone, Namens Domninus und Cyriakus wurden nun zu Dioscorus gesandt. Dieser gab ihnen zur Antwort, daß er gerne vor dem Concilium erscheinen werde, wenn nur die Wache, die man ihm gegeben, die Erlaubniß dazu ertheilen würde. Die Diaconen kehrten zurück und erstatteten Bericht. Eine zweite Vorladung und zwar durch drei Bischöfe und zwei Diacone ward beschlossen. Gleiche Antwort, wie dem Domninus und Cyriakus gab Dioscorus auch den Bischöfen; aber diese wandten sich an den befehlshabenden Officier der Wache, und als nun ohne alle Schwierigkeit die Erlaubniß gegeben ward, schützte Dioscorus eine Unpäßlichkeit vor, welche ihn verhinderte, vor dem Concilium zu erscheinen.

24. Während dieses vorgieng, meldete Aetius den versammelten Bischöfen, daß Geistliche von der alexandrinischen Kirche und Laien aus derselben Stadt Klagschriften gegen Dioscorus eingereicht hätten. Die Kläger befänden sich vor den Thüren der Kirche und bäten um die Erlaubniß, vor dem Concilium zu erscheinen. Pascassinus befahl, sie einzuführen. Die Eintretenden waren der Priester Athanasius, die beiden Diacone Jsquyrion und Theodorus und endlich ein Bürger aus Alexandrien, Namens Sophronius.

25. Auf Befehl der päbstlichen Legaten wurden die Klagschriften vorgelesen; und sämmtlichen Bischöfen und unter welchen sich so viele durch wahre Gottseligkeit und Reinheit des Herzens ausgezeichnete Männer befanden, ward nun die grausame Demüthigung, anhören zu müssen, wie einer ihrer Mitbrüder alles Frevels angeklagt ward, dessen ein in Ruchlosigkeit und allen Lastern versunkener Laie sich nur immer hätte schuldig machen können; daß der schändlichsten Dinge angeklagt ward ein Bischof, der auf dem Stuhle des heiligen Marcus saß, und höher gestellt als seine übrigen Brüder im heiligen Amte, auch allen durch Weisheit und Frömmigkeit vorzuleuchten berufen war.

26. Den Beklagten zum drittenmale vorladen zu lassen, war nun der einmüthige Beschluß der Väter. Den Auftrag dazu erhielten wieder drei Bischöfe und ein Diacon. Jetzt sagte Dioscorus den an ihn Gesandten gerade heraus, daß er vor dem Concilium nicht erscheinen werde, und zwar deswegen nicht erscheinen werde, weil die Bevollmächtigten des Kaisers auf demselben nicht gegenwärtig wären. Johannes von Germanicien sagte zu ihm: „das Verbrechen eines „Bischofes bedeckt alle Uebrigen mit Schmach. Wenn „also die gegen dich vorgebrachten Klagen bloße Verläumdungen sind; so lasse das heilige Concilium nicht „warten; eile, dich zu reinigen." — Auf ein so beflecktes Gewissen, wie jenes des Dioscorus war, mußte freilich eine Vorstellung, wie diese, ihre Wirkung verfehlen.

27. Sobald die abgeordneten Bischöfe zurückgekehrt waren und die Antwort des Dioscorus hinterbracht hatten, stand Pascassinus, erster päbstlicher Legat, von seinem Sitze auf, und fragte die versammelten Väter, ob es ihre Meinung sey, daß dem Dioscorus

nach der Strenge der Canons das Urtheil gesprochen werden sollte. Einstimmig war die Antwort, daß Dioscorus alle die Strafen verdiene, welche die Canons gegen jene, welche sie mit Füßen getreten, verordnet hätten. Diesem zufolge sprachen die päbstlichen Legaten nun folgendes Urtheil: „Bekannt sind die Verbrechen und schweren Vergehungen gegen die Kirche, deren sich der Bischof von Alexandrien schuldig gemacht hat. Demungeachtet überlegten wir bisher, ob demselben, bei gezeigter Reue, nicht, wie noch einigen andern Bischöfen, welche ebenfalls von Vergehungen nicht rein geblieben sind, gleiche Gnade, gleiche Verzeihung zu Theil werden könnten. Da derselbe aber in seiner Halsstarrigkeit beharret, selbst dem hier versammelten heiligen Concilium den schuldigen Gehorsam zu leisten sich weigert, auch zudem in mehrern dem Concilium überreichten Klagschriften noch einer Menge Frevelthaten und schändlicher Handlungen angeklagt und derselben schuldig befunden worden ist; so erklärt der heilige Erzbischof der ersten und ältern Roma *), durch unsern Mund und in Kraft der von dem heiligen Petrus auf ihn fortgepflanzten Gewalt, den Dioscorus seiner bischöflichen, wie priesterlichen Würde entsetzt."

28. Die Legaten fragten hierauf die Bischöfe des Conciliums, ob sie mit ihnen gleicher Meinung wären. Von keiner Seite erhob sich ein Widerspruch. Alle unterzeichneten das im Namen Leo's gefällte Urtheil und zwar in den mannigfaltigsten Formeln und

*) Constantinopel hieß damals gewöhnlich das neue Rom; um also die Stadt an der Tyber von Constantinopel zu unterscheiden, nannte man sie die erstere oder ältere Roma.

Ausdrücken und wovon sehr viele das Andenken des Dioscorus nur noch mehr schmäheten, beinahe alle aber den, damals wie zu allen Zeiten, anerkannten Vorrang des römischen Stuhles, so wie die große Ehrfurcht aller Kirchen gegen die römische Kirche auf das kräftigste wieder aussprachen. Die Bischöfe wetteiferten gleichsam mit einander, wer durch Wort und Ausdruck seine Unterwürfigkeit unter den römischen Stuhl am stärksten beurkunden würde. Unter den Unterschriften war auch eine in persischer Sprache.

29. Von dem gegen den bisherigen Bischof von Alexandrien gefällten Urtheil wurden sogleich die Geistlichkeit und der Oeconom der Kirche von Alexandrien in Kenntniß gesetzt; der Letztere mit der Weisung, die Einkünfte dieser Kirche für den künftigen Bischof aufzubewahren. Durch Synodalschreiben an Valerian, Marcian und Pulcheria, ward diesen die Entsetzung des Dioscorus gemeldet, und durch viele an den Straßenecken angeschlagene Zettel dem Volke von Constantinopel und Chalcedon bekannt gemacht. Dem Verurtheilten ward eine Abschrift des gegen ihn gefällten Urtheils durch gemeine Boten zugeschickt.

30. Da Dioscorus, dessen unruhigen Geist nichts sänftigen, nichts schmeidigen konnte, das Gerücht zu verbreiten suchte, als würde er bald wieder in seiner bischöflichen Würde hergestellt werden; so ließ das Concilium, um alle Rechtgläubigen zu beruhigen, durch neue Anschlagzettel bekannt machen, daß dessen Absetzung unwiderruflich sey.. Auf Befehl des Kaisers wurde er nach einer kleinen Stadt in Paphlagonien verbannt, wo er drei Jahre nachher auch starb.

31. Erst vier Tage nachher, nämlich am 17. October, ward die vierte Sitzung gehalten. Ob-

schon das Concilium den von den kaiserlichen Beamten, in der zweiten Sitzung, gemachten Antrag in Betreff der Entwerfung eines neuen Glaubensbekenntnisses abgelehnt hatte; so war es Letztern doch gelungen, die Bischöfe zu bereden, eine Art von Ausschuß zu bilden, der in den Zwischentagen, an welchen keine allgemeine Sitzung Statt hätte, sich in der Wohnung des Patriarchen Anatolius versammeln und das Dogma zu einem besondern Gegenstand seiner Berathung machen sollte. Dieß war nun wirklich geschehen und zwar nicht ohne sehr großen Nutzen; indem verschiedene Bischöfe, welchen einige Ausdrücke in dem Schreiben des heiligen Leo noch nicht ganz verständlich gewesen waren, nun besser und umständlicher darüber belehrt, den ächten und heiligen Sinn dieses wahrhaft canonischen Briefes vollkommen richtig jetzt aufgefaßt hatten.

32. Die Bevollmächtigten des Kaisers, welche dieser Sitzung wieder beiwohnten, eröffneten daher dieselbe mit der Frage an die Bischöfe: Ob und was das Concilium in Beziehung auf das Dogma indessen beschlossen und festgesetzt habe. Die Antwort war die nämliche, wie in der zweiten Sitzung. Es bedürfte, sagte Pascassinus, keines neuen Glaubensbekenntnisses; die Bestimmungen der Concilien von Nicäa, Constantinopel und Ephesus und das, wegen der von Eutyches erhobenen Streitfrage, nothwendig gewordene erklärende Schreiben des Pabstes enthielten die wahre Richtschnur des Glaubens, welchem auch das ganze hier versammelte Concilium folge. Der Patriarch Anatolius, Maximus von Antiochien und noch hundert sechzig andere Bischöfe sagten, daß sie den Brief des heiligen Leo angenommen und unterzeichnet hätten. Die Bischöfe von Epirus, Macedonien, Thessalien, Griechenland

und Creta reichten jetzt schriftlich die Erklärung ihrer Anhänglichkeit ein; und als hierauf die Bevollmächtigten auch die andern Bischöfe, welche keine besondere Erklärungen abgegeben hatten, fragten, ob sie ebenfalls damit einverstanden wären, riefen sie alle, wie mit einer Stimme: „Wir alle haben Leo's Schreiben angenommen; wir alle haben keinen andern Glauben, keine andere Lehre, als die des großen und heiligen Bischofes von Rom."

33. Da jetzt nur ein Geist alle Väter des Conciliums beseelte, so foderten sie nun auch einstimmig, daß man die 5 Bischöfe, welche man aus ihrer Mitte genommen, ihnen wieder geben möchte. Alle fünf, sagten sie, haben den Brief Leo's unterschrieben; sie sind im Glauben und in der Lehre vollkommen mit uns vereiniget. Die kaiserlichen Beamten erwiederten, daß sie es für ihre Pflicht gehalten hätten, um die Gesinnungen des Kaisers zu erforschen, darüber Bericht an ihn zu erstatten. Nach ein Paar Stunden kam wirklich die Antwort des Kaisers. Sie war ganz der Weisheit dieses Fürsten würdig. Er überließ alles der Entscheidung des Conciliums; was dieses beschließen würde, sollte geschehen und gesetzliche Kraft haben. Die Commissarien ermahnten das Concilium, nun reiflich zu überlegen, was es über die 5 Bischöfe beschließen würde. Aber ohne auf diese Bemerkung viel zu achten, begehrte Anatolius, von allen anwesenden Vätern unterstützt, daß man sie sogleich herein lassen möchte. Dieß geschah. Mit Frohlocken wurden die Eintretenden empfangen; sie nahmen sogleich wieder ihre vorigen Sitze ein und die ganze Versammlung dankte Gott mit lauter Stimme, daß der Friede und die Eintracht nun vollkommen in allen Kirchen wieder hergestellt wären.

34. Die ägyptischen Bischöfe, dreizehn an der Zahl, hatten den Brief des heiligen Leo noch nicht unterzeichnet. Sie sprachen dem Eutyches, seiner Lehre und ihren Anhängern das Anathema, weigerten sich aber zu unterzeichnen, bis ein neuer Patriarch gewählt seyn und dieser zuerst unterzeichnet haben würde. Anatolius, den diese unerwartete Weigerung, noch mehr die ihr beigefügte Clausel nicht weniger als die übrigen Bischöfe befremdete, fragte die Aegyptier, ob dann diejenigen, die nicht nur alt genug, sondern sogar selbst zur bischöflichen Würde erhoben wären, erst noch eines Patriarchen bedürften, der sie in ihrem Glauben unterrichten müßte. Die ägyptischen Bischöfe beharrten bei ihrer Weigerung, vorschützend die in den Kirchen Aegyptens längst schon bestehende Ordnung; ja sie sagten sogar, daß sie wegen ihres Lebens besorgt seyn müßten, wenn sie jetzt unterschreiben wollten. Nach ihrer Rückkehr zu ihren Kirchen würde man sie als Leute betrachten und behandeln, die ihren Patriarchen verlassen und zu Verräthern an ihm geworden wären. Sie fleheten, man möchte ihrer grauen Haare schonen, ihr Leben keiner augenscheinlichen Gefahr blos stellen, für jetzt nicht weiter wegen der Unterschrift in sie dringen.

35. Man muß gestehen, die Patriarchen von Alexandrien hatten eine sehr große und wahrhaft ungeziemend ausgedehnte Gewalt über die andern Bischöfe Aegytens sich nach und nach angemaßt. Unter Dioscorus war sie in einen wahren geistlichen Despotismus übergegangen. Ganz ungegründet mochten also wohl die Besorgnisse dieser Bischöfe nicht seyn. Es waren ihrer nur 13, mithin gegen die ungeheuere Mehrzahl der in Aegypten zurückgebliebenen Bischöfe eine gar zu unbedeutende Minorität, die wirklich, wenn jene den gethanen Schritt mißbilligten, von den

vielen Anhängern und Satelliten des Dioscorus, und wozu eine Menge zu jedem Frevel bereit stehendes Gesindel gehörte, das Aeußerste zu befürchten hatte. Dem Flehen der ägyptischen Bischöfe ward also für jetzt nachgegeben, sie jedoch durch einen Eid verpflichtet, Chalcedon vor der Wahl eines neuen Patriarchen nicht zu verlassen und wenn dieser unterzeichnet haben würde, dessen Beispiel zu folgen. Indessen hat es großen Anschein, daß diese 13 Bischöfe, wo nicht alle, doch größtentheils entweder unwissende oder boshafte Schälke waren; denn nach ihrer Rückkehr nach Aegypten verbreiteten sie geflissentlich die abgeschmacktesten Gerüchte, erregten das Volk und schrien überall, daß man in Chalcedon den heiligen Cyrillus verworfen, den Nestorius und seine Irrlehre aber wieder angenommen habe.

36. In der nämlichen Sitzung beschäftigte sich das Concilium auch mit einer von 18, dem eutychianischen Irrthum anhängenden Aebten übergebenen Denkschrift. An der Spitze dieser bethörten Mönche standen Carosus und Dorotheus; in ihrem Gefolge befanden sich der berüchtigte Barsumas und der verschnittene Callopodius. Die kaiserlichen Commissarien befahlen, sie sämmtlich vorzulassen. Aber der Anblick des Barsumas war den versammelten Vätern unerträglich; von allen Seiten erhoben sich Stimmen, welche ihn als den grausamen Mörder des heiligen Flavians bezeichneten. Man müße, hieß es, ihn in das Amphitheater abführen, *) nicht aber vor einer heiligen Synode erscheinen lassen. Auf Befehl der weltlichen Obrigkeit muste Barsumas augenblicklich

*) Nämlich: um gleich einem eines vorsätzlichen Mordes überwiesenen Verbrecher den wilden Thieren vorgeworfen zu werden.

wieder abtreten, und da dieser in Mönchskleidung gehüllte Landstreicher sich zu entfernen noch zögerte; so jagte man ihn schmählich aus der Kirche hinaus.

37. Die Denkschrift der eutychianischen Mönche ward nun abgelesen. Man kann Unverstand, Empörungsgeist und Anmaßung nicht weiter treiben, als diese ungezogenen Mönche sie getrieben hatten. Sie foderten, daß man den Dioscorus, der den nicänischen Glauben so treu bewahrt habe, unverzüglich auf seinem bischöflichen Stuhle wiederherstellen möchte. Werde man dieses nicht thun, so würden sie sich von der Kirchengemeinschaft mit dem Concilium lossagen. Statt aller Antwort ward ihnen eine Frist von 30 Tagen gestattet, mit der Bedeutung, daß wer von ihnen nach Ablauf dieser Zeit sich nicht den Beschlüssen des Conciliums unterworfen haben würde, seiner Würde entsetzt, der Leitung seines Klosters beraubt, dabei excommunicirt, und wenn er sich dann noch nicht ruhig verhielte, als Aufrührer und Ruhestörer dem weltlichen Arme übergeben werden sollte.

38. Gegen Ende der Sitzung ward auch die zwischen Photius von Tyrus und Eustathius von Berythus schwebende Jurisdiktionsstreitigkeit untersucht. Von jeher war Tyrus die Metropolitankirche von Vorder-Phönicien gewesen. Durch ein unter dem Einfluß des Dioscorus und Chrysaphas von Theodosius erschlichenes Gesetz war Berythus vor kurzem ebenfalls zur Würde einer Metropolitankirche erhoben worden, jedoch unbeschadet aller der alten Metropolitankirche zustehenden Rechte. Aber Eustathius wollte mit einer realitätlosen Würde sich nicht begnügen und es dauerte nicht lange, so erkühnte er sich, verschiedene Kirchen in dieser Provinz seiner Gerichtsbarkeit zu unterwerfen, Bischöfe zu ordiniren und überhaupt

alle dem eigentlichen Metropoliten zustehende Rechte sich anzumaßen. Diesen Eingriffen widersetzte sich Photius; aber Eustathius, wahrscheinlich zur Belohnung seiner auf dem Afterconcilium dem Dioscorus bewiesenen Willfährigkeit, ward von Anatolius, der dieser Sache wegen ein kleines Concilium von einigen in Constantinopel anwesenden Bischöfen versammelt hatte, in seinen usurpirten Rechten gehandhabt, Photius sogar, wenn er sich ferner dieser neuen Ordnung nicht fügen würde, mit der Entsetzung bedrohet.

39. Die Entscheidung der Frage, auf welcher Seite Recht oder Unrecht wäre, konnte einem, aller Fesseln fremden Einflusses völlig entbundenen Concilium wenig Mühe kosten. Die Rechte der Kirche von Tyrus waren klar, eben so deutlich und bestimmt auch die dahin sich beziehenden Verordnungen des vierten Canons der Kirchenversammlung von Nicäa und da die kaiserlichen Bevollmächtigten endlich noch erklärten, wie es der ausdrückliche Wille des Kaisers wäre, daß alle, die Bischöfe und ihre Kirchen, betreffende Angelegenheiten nicht nach weltlichen Gesetzen, sondern blos den bestehenden Canons gemäß entschieden werden sollten; so wurden nun auch der Kirche von Tyrus ihre vorigen, von Eustathius, ihr entzogenen Rechte wieder zuerkannt, alle während dieses Streites von dem Bischofe von Berythus vorgenommenen Ordinationen für ungültig erklärt, dagegen aber die in eben dieser Zeit von Photius geweiheten und gerade deswegen von Eustathius wieder entsetzten Bischöfe in ihrer Würde wie in ihren Kirchen erhalten. Eustathius gestand nun selbst, daß dem Photius Unrecht geschehen wäre; bat daher sich zur einzigen Gnade aus, daß das Concilium sich überzeugt halten möchte, daß er die Würde eines Metropoliten nie gesucht, nie nach ihr gestrebt, sie blos durch die Gunst des ver-

storbenen Kaisers erhalten habe. Er wiederholte mehrmals diese Versicherung, ohne daß jemand darauf antwortete, weil von allen Bischöfen keiner sie glaubte.

40. Bisher, wie wir gesehen, hatten die Bischöfe sich standhaft geweigert, den Glauben zu berühren, neue Glaubensformeln zu entwerfen. Welchen höhern Beweggründen, oder welchem fremden Einfluß sie auf einmal Gehör gegeben, dieß ist uns unbekannt. Genug, wir finden die Väter des Conciliums in ihrer fünften Sitzung, welche erst 5 Tage nach der vierten, mithin am 22. October gehalten wurde, ausschließlich mit dem Dogma beschäftiget. Anatolius hatte in den fünf Tagen, welche dieser Sitzung vorangingen, mit Zuziehung eines Ausschusses von Bischöfen, die sich in seiner Wohnung versammelt hatten, eine neue, die von den Eutychianern bestrittene Lehre der Kirche enthaltende Glaubensformel entworfen, von welcher er glaubte, daß sie, das wahre Dogma genau ausdrückend, die Beistimmung aller Bischöfe sicher erhalten würde. Wirklich erhielt sie auch, als sie in dieser Sitzung war vorgelesen worden, den allgemeinen Beifall beinahe aller hier versammelten Bischöfe; nur die päbstlichen Legaten und orientalischen Bischöfe fanden sie mangelhaft. Es entstand ein sehr heftiger, lange anhaltender Wortwechsel; aber diesem lagen weder Streitsucht, noch dialektische Spitzfindigkeit oder eitle Rechthaberei zum Grunde. Alle Bischöfe waren von dem reinsten Geiste beseelet; alle hatten in den dieser Sitzung vorangegangenen Tagen sich öfters in den Kirchen versammelt, inbrünstig und aus lauterem Herzen zu dem Vater des Lichts um Erleuchtung geflehet. Warum man sich jetzt um Ausdrücke stritt, war blos deswegen, weil man jeder künftigen Verketzerung auf immer den Eingang versperren, die alte Lehre der Kirche

in so klaren, bestimmten Ausdrücken abfassen wollte, daß in der Zukunft kein neuer Zweifel, keine Einwendung oder neue Deutelei mehr möglich wären.

41. Der größte Theil der Bischöfe war für die Annahme der von Anatolius entworfenen Glaubensformel, und schon hatte es allen Anschein, daß eine die Stimmen der Orientalen weit überwiegende Mehrzahl der Bischöfe sie annehmen würde, als die päbstlichen Legaten plötzlich in die Mitte des Conciliums traten und denselben erklärten, daß, im Falle man das Symbolum, so wie es jetzt vorgelesen worden wäre, annehmen würde, sie fest entschlossen wären, eine feierliche Protestation dagegen den Akten des Conciliums beizulegen, Chalcedon hierauf unverzüglich zu verlassen und nach Rom zurückzureisen, wo alsdann der Pabst sogleich ein neues ökumenisches Concilium in dem Abendlande zusammenberufen würde.

42. Wem es nur um Wahrheit und um nichts als Wahrheit zu thun ist, wird selten oder nie, auch in der größten Hitze des Streites die Gegenwart des Geistes verlieren und von gereizter oder beleidigter Eigenliebe blindlings dahin gerissen werden. Die, mit einem ihrer Sendung angemessenen apostolischen Ernste, gegebene Erklärung der Legaten machte also einen tiefen Eindruck, nicht nur auf die Bischöfe, sondern selbst auf die Bevollmächtigten des Kaisers. Diese letztern bemerkten den versammelten Vätern, wie unmöglich es wäre, bei dem Conflikt so vieler auf die mannigfaltigste Art sich durchkreuzenden, oft in einem Punkte sich berührenden und in einem andern wieder von einander abweichenden Meinungen und unter dem Geräusch zahlloser, zugleich oft dagegen und dawider sprechenden Stimmen, zu irgend einem erwünschten

„Jungfrau Maria, für uns und zu unserm Heile.
„Wir glauben an den nämlichen, alleinigen Jesum
„Christum, ewigen Sohn und unsern Herrn, in
„zwei Naturen, ohne alle Vermischung, Verände-
„rung, Theilung und Trennung, ohne daß jedoch
„diese Vereinigung die Verschiedenheit der Natu-
„ren aufhebt; indem die Eigenschaften einer jeden
„für sich bestehen und mit einander eine und die-
„selbe Person (Hypostasis) ausmachen, so daß diese
„nicht getrennt oder in zwei Personen getheilt wer-
„den kann, sondern nur den nämlichen, alleinigen
„und einzigen Sohn ausmachen, welcher Gott,
„das Wort und unser Herr und Heiland Jesus
„Christus ist. Anathema einem Jeden, der anders
„glaubt oder lehret, und ist es ein Bischof oder
„Priester, so soll er sogleich seines bischöflichen
„Stuhles oder seiner priesterlichen Würde entsetzt
„werden."

44. Die Eintracht, die nach vorhergegangenem Sturm jetzt plötzlich unter allen Vätern des Conciliums herrschte, war offenbar Gottes Werk, die sichtbare Wirkung des, einem unter der Leitung des Oberhauptes der Kirche versammelten Concilium, nie fehlenden Einflusses des heiligen Geistes. Nicht die mindeste Einwendung ward mehr gehört, und alle Metropolitan- und Sufragan-Bischöfe drängten sich herbei, um die Glaubensbestimmung (definitio fidei) von Chalcedon zu unterzeichnen. Die Sitzung ward nun aufgehoben, und Gott laut preisend und Ihm dankend, gingen die Bischöfe in Eintracht und Liebe, mit frohem und freudigem Herzen auseinander.

entworfen; seinen Bestimmungen legte es blos die Glaubensbekenntnisse von Nicäa und Constantinopel zum Grunde, und läßt diese jenen wörtlich vorangehen. In diesen beiden Glaubensbekenntnissen, sagen die Väter von Chalcedon, wären alle Lehren unserer heiligen Religion enthalten; beide wären hinreichend, um Jeden, der reinen Willens wäre, in allen Lehren der Kirche vollständig zu unterrichten. Aber so wie das Symbolum von Constantinopel, fahren die Väter des Conciliums fort, nichts lehrt, was nicht auch in jenem von Nicäa enthalten ist, und nur die darin enthaltene, aber nachher von Irrlehrern bestrittene Lehre von dem Wesen des heiligen Geistes noch näher bestimmt und deutlicher erklärt; eben so finden wir jetzt, nachdem zwei in kurzer Zeit auf einander folgende Ketzereien das Geheimniß der Menschwerdung zu zerstören und die darüber bestehende alte Lehre der Kirche zu trüben und zu entstellen gesucht haben, es für zweckmäßig, jenen beiden Glaubensbekenntnissen auch die beiden, das bestrittene Dogma mehr erleuternden und bestimmter ausdrückenden Schreiben des heiligen Cyrillus, nämlich dessen zweiten Brief an Nestorius und jenen an die Orientalen, so wie auch das Schreiben des heiligen Pabstes Leo an Flavianus, noch beizufügen. „Wir glauben demnach an einen und denselben Jesum Christum, unsern Herrn, der wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch ist, vollkommen in der göttlichen und vollkommen in der menschlichen Natur; bestehend aus einem Leibe und einer vernünftigen Seele, gleiches Wesens mit dem Vater nach der göttlichen, mit uns nach der menschlichen Natur, uns ähnlich in allem bis auf die Sünde; von Ewigkeit erzeugt von dem Vater nach der Gottheit, als Mensch geboren in der Zeit von der

„Jungfrau Maria, für uns und zu unserm Heile.
„Wir glauben an den nämlichen, alleinigen Jesum
„Christum, ewigen Sohn und unsern Herrn, in
„zwei Naturen, ohne alle Vermischung, Verände-
„rung, Theilung und Trennung, ohne daß jedoch
„diese Vereinigung die Verschiedenheit der Natu-
„ren aufhebt; indem die Eigenschaften einer jeden
„für sich bestehen und mit einander eine und die-
„selbe Person (Hypostasis) ausmachen, so daß diese
„nicht getrennt oder in zwei Personen getheilt wer-
„den kann, sondern nur den nämlichen, alleinigen
„und einzigen Sohn ausmachen, welcher Gott,
„das Wort und unser Herr und Heiland Jesus
„Christus ist. Anathema einem Jeden, der anders
„glaubt oder lehret, und ist es ein Bischof oder
„Priester, so soll er sogleich seines bischöflichen
„Stuhles oder seiner priesterlichen Würde entsetzt
„werden."

44. Die Eintracht, die nach vorhergegangenem Sturm jetzt plötzlich unter allen Vätern des Conciliums herrschte, war offenbar Gottes Werk, die sichtbare Wirkung des, einem unter der Leitung des Oberhauptes der Kirche versammelten Concilium, nie fehlenden Einflusses des heiligen Geistes. Nicht die mindeste Einwendung ward mehr gehört, und alle Metropolitan- und Sufragan-Bischöfe drängten sich herbei, um die Glaubensbestimmung (definitio fidei) von Chalcedon zu unterzeichnen. Die Sitzung ward nun aufgehoben, und Gott laut preisend und Ihm dankend, gingen die Bischöfe in Eintracht und Liebe, mit frohem und freudigem Herzen auseinander.

VII.

1. Vollbracht war jetzt der Auftrag, den die Väter in Chalcedon von Gott, dem Oberhaupte der Kirche, dem Kaiser, und man darf hinzusetzen, der gesammten bedrängten Christenheit des Morgenlandes erhalten hatten. Durch die feierlichen Beschlüsse eines wahrhaft ökumenischen Conciliums war nun die Irrlehre des Eutyches förmlich verdammt, jener des Nestorius abermals das Anathema gesprochen, der Brief des heiligen Pabstes Leo allgemein angenommen und die durch die gottlosen Grübeleien und dialektischen Spitzfindigkeiten jener beiden Irrlehrer verwirrte und getrennte Kirche in der Einheit des Glaubens wie der Liebe auf das neue wieder vereinet. Endlich waren durch canonische Entscheidungen die Lehre und Amtsführung des heiligen Flavians vollkommen gerechtfertiget, ihm selbst die Ehre eines heiligen Bekenners und die Krone der Märtyrer zuerkannt, die Frevel des Dioscorus, wie sie es verdient, bestraft, die des Glaubens wegen verjagten Hirten ihren Heerden zurückgegeben und Friede und Eintracht in *allen* Kirchen wieder hergestellt.

2. Unverkennbar ist hier abermals die beinahe sichtbar leitende Hand der Allmacht. Man vergegenwärtige sich auf einen Augenblick die Lage und Stimmung der Bischöfe, als das Concilium eröffnet ward. Gleich zwei feindlichen, sich gegenseitig bedrohenden Parteien standen sie einander gegenüber. Ein großer Theil derselben hatte thätigen Antheil an allen Gewaltthaten des Dioscorus genommen; viele hatten sie laut, noch mehrere sie stillschweigend gebilliget, und Dioscorus durch schleichende Arglist die Einen wie die Andern so in

seine Frevel zu verstricken gewußt, daß entweder Alle mit Ihm fallen, oder Er und sie alle zugleich aufrecht erhalten werden mußten. Wer kennt nicht die Macht des Partheigeistes; wer weiß es nicht, wie sehr allgemeines Vorurtheil und falsche Scham sogar edlen Herzen, selbst bei erkanntem Unrecht, es beinahe unmöglich machen, vor den Augen der Welt die von ihnen einmal ergriffene Parthei, besonders in dem Augenblicke des Kampfes zu verlassen? War es daher, nach menschlichen Ansichten, auch nur von weitem zu hoffen, daß schon in der ersten Sitzung, und nachdem sie durch die Wahl der Sitze ihre Anhänglichkeit an Dioscorus und dessen Sache so eben auf das neue wieder öffentlich beurkundet hatten, nun alle Bischöfe Palästina's, Macedoniens, Thessaliens, Epirus, Creta, ja selbst mehrere Bischöfe Aegyptens, wie vom Strahle eines höhern Lichtes getroffen, plötzlich die Augen öffnen, mit einer von ihrem vorigen Betragen gar nicht zu erwartenden Selbstverleugnung ihr Vergehen öffentlich bekennen, zu den andern Bischöfen übergehen und diese alsdann, ihre persönlichen Beleidigungen und Mißhandlungen sogleich vergessend, brüderlich ihnen die Hand reichen, sie mit Liebe empfangen und bald darauf ihre eifrigsten und wärmsten Fürsprecher werden würden? War es nach menschlichen Ansichten nur einen Augenblick zu erwarten, daß weit mehr als drei hundert und dreißig, durch die haarspaltenden Zweifel zweier kurz auf einander gefolgten Ketzereien, theils verwirrte, theils geängstigte Köpfe, schon nach wenigen Conferenzen und über Gegenstände, welche alles menschliche Erkenntniß weit übersteigen, sich so vollkommen vereinigen, alle ihre Ansichten mit einander theilen und in dem Briefe des heiligen Leo die gemeinsame Richtschnur ihres

Glaubens wie ihrer Ueberzeugung finden würden? Wie eitel ist gewöhnlich nicht jeder Versuch, auch nur ganz wenige, aber durch Grundsätze und Meinungen getheilte Köpfe, blos über gemeine, nicht außerhalb den Grenzen menschlicher Vernunft liegende Fragen mit einander in Uebereinstimmung zu bringen, und welche unendliche Mühe und welcher Zeitaufwand werden nicht erfodert, um die tief einschneidenden Dissonanzen auch nur zweier durch vorhergegangene Beleidigungen lange gereizter Gemüther endlich in sanftere, oder gar — was jedoch beinahe nie zu hoffen ist — vollkommen harmonische Accorde wieder aufzulösen? Die größten Wunder sind jene, welche ohne alle äussere, gewaltsame und sichtbare Manifestation geschehen; und ein solches Wunder geschah in Chalcedon. Wer dies nicht fühlt, nicht erkennt, der kennt auch weder den Menschen noch das menschliche Herz und noch viel weniger dessen traurige, oft verzweiflungsvolle Geschichte seiner Verirrungen und zahllosen Widersprüche. Und endlich wann und wo sollte Jesus Christus, der einzige Getreue, der, wenn zwei oder drei in seinem Namen versammelt seyn würden, mitten unter ihnen zu seyn verheißen hat, wann und wo, sage ich, sollte Jesus Christus zu finden seyn, wenn er nicht in der Mitte der, in den Angelegenheiten seiner mit seinem kostbaren Blute erkauften Kirche, versammelten Bischöfe wäre. Himmel und Erde werden vergehen; aber die Worte des Sohnes Gottes können und werden nie vergehen. Gegenwärtig ist also Jesus Christus auf jedem zur Erhaltung und Bewahrung des wahren Glaubens rechtmäßig zusammenberufenen Concilium; gegenwärtig in der ganzen Fülle seiner göttlichen Kraft; gegenwärtig auch der heilige Geist, den Er ja ebenfalls ver-

heißen hat, und der nun den Bischöfen das Verständniß aufschließt, ihr Gemüth sänftiget, ihre Herzen erwärmt und Der selbst, nach einer abermaligen Verheißung, sogar die Worte und Ausdrücke ihnen in den Mund legt, mit welchen sie für die Wahrheit zeugen und den durch ununterbrochene Ueberlieferung in dem Schoß der Kirche bewahrten Glauben der Welt auf das neue wieder kund thun sollen. — Dies ist die Lehre unserer nie wankenden, nie strauchelnden, nie fehlenden Kirche und welche, wie alle ihre heiligen Lehren, aus einer und derselben Grundlehre, nämlich der Menschwerdung und des Versöhnungstodes des Fleisch gewordenen, ewigen Wortes des ewigen Vaters unmittelbar und mit der allen Lehrern der Kirche eigenen göttlichen Kraft von selbst hervorgeht.

3. Nicht nur die Legaten und alle Bischöfe, auch der Kaiser und das Volk von Constantinopel schrieben den über alle Erwartung schnellen und glücklichen Ausgang des Conciliums der Fürbitte der heiligen Euphemia zu. Den Baum der Wahrheit und Weisheit düngte und befruchtete von jeher das Blut der Märtyrer; und zu allen Zeiten gab nichts der Kirche mehr Leben und Bestand, als der Tod ihrer des Glaubens wegen ermordeten Kinder. Es ist daher nicht zu bezweifeln, daß auch die Fürbitte der heiligen Euphemia, die ungeschreckt durch Marter und graunvollen Tod, vor dem heidnischen Proconsul mit heldenmüthiger Kühnheit einst ein so herrliches Bekenntniß ablegte und es mit ihrem Tode besiegelte, daß, sage ich, auch die Fürbitte dieser von Gott so sehr verherrlichten, heiligen Jungfrau über alle versammelten Bischöfe überschwänglichen Segen habe herabziehen müssen, sobald

sie, sie die des Anschauens Gottes schon gewürdiget ward, nun in Vereinigung mit den zahllosen, täglich vor den Altären sich erhebenden Stimmen ebenfalls zu dem Allerbarmer flehete, ut ecclesiam suam sanctam catholicam *pacificare*, custodire, adunare et regere dignetur toto orbe terrarum . . . . . *).

4. Auf den Tag, an welchem man in Constantinopel das Fest der heiligen Euphemia zu feiern pflegte, ward daher die sechste und letzte Sitzung der Bischöfe und in welcher der Kaiser selbst erscheinen wollte, zu Ehren dieser heiligen Märtyrin verlegt.

5. Mit dem Purpur geschmückt und von einem zahlreichen Gefolge der ersten Beamten des Reiches umgeben, begab also Marcian sich am 25. October in die Mitte der Väter. In seiner Rede an dieselben sagte der Kaiser, er habe es bei dem Antritt der Regierung für eine seiner ersten und heiligsten Pflichten gehalten, der durch die Habsucht **) und die Verkehrtheit gewissenloser Menschen in der Kirche entstandenen Verwirrung so schnell als möglich ein Ziel zu setzen. Aus diesem Grunde habe er ein Concilium von Bischöfen unter seinen Augen ***) versammelt, nicht um ihre Meinungen

*) Worte unserer Liturgie vor Darbringung des hochheiligen Opfers.

**) Nämlich des Chrysophas.

***) Da der Kaiser während der ganzen Zeit Constantinopel nicht verlassen hatte; so konnte man mit Recht sagen, daß Marcian, obschon er den Sitzungen des Conciliums nie beiwohnte, dennoch stets demselben gegenwärtig war.

und ihr Gewissen zu beherrschen, sondern um, nach dem Beispiel des großen Constantins, die Beschlüsse des Conciliums durch seine Macht und sein kaiserliches Ansehen zu unterstützen.

5. Weil es der Würde des Reiches so geziemte, redete Marcian in lateinischer Sprache, aber seine Worte wurden sogleich den Bischöfen in das Griechische verdollmetscht.

6. Kaum konnten die versammelten Väter, während der Rede des Kaisers, die Empfindungen ihres Herzens unterdrücken. Als aber Marcian geendiget hatte, machten sie ihrer von allen Gefühlen der Dankbarkeit und Bewunderung geschwellten Brust wieder Luft und die ganze Kirche erschallte nun lange Zeit von nichts als dem freudigsten Zuruf, von nichts als ununterbrochenen Segnungen für den Kaiser und dessen erhabene Gemahlin. „Langes Leben unserm Kaiser! noch viele und „glückliche Jahre dem rechtgläubigen Regentenpaar! „Glück und Segen auf das Haupt der frommen „Fürsten! Sie haben die Kirchen wieder erhoben, „den Glauben befestiget, die Ketzereien unterdrückt „und die Irrlehrer verbannt. Lange und glückliche „Herrschaft dem Kaiser Marcian, dem zweiten „Constantin und der frommen, von Gott geliebten Augusta!"

7. Nachdem der frohe Taumel sich wieder etwas gelegt hatte, begehrte der Kaiser, daß man ihm das die Glaubensnorm betreffende Dekret des Conciliums vorlesen möchte. Aecius, Archidiakon der Kirche von Constantinopel, las es vor; und nun fragte der Kaiser abermals die Bischöfe, ob sie alle ohne Ausnahme dem, was er so eben gehört

hätte, beistimmten. Wie mit einer Stimme riefen alle versammelte Väter: „dies ist im Leben „wie im Tode unser heiliger Glaube, unsere Lehre „und unsere Ueberzeugung. Heil dem Kaiser, lange „und glückliche Herrschaft dem neuen Constantin!“ — In Gegenwart des Kaisers ward das Dekret, zuerst von den Legaten und dann von allen übrigen Bischöfen, unter lauten und ununterbrochenen Segenswünschen für den Kaiser, unterzeichnet. Diogenes Metropolitan von Cyzikum unterschrieb für sechs seiner abwesenden Sufraganbischöfe. Eben so Theodor von Tharsus und noch eine Menge anderer Metropolitanbischöfe. Dem Nestorius, Eutyches und Dioscorus wurde auf das neue das Anathema gesprochen.

8. Zu Wiederherstellung der, während der vorhergegangenen Streitigkeiten, ziemlich verfallenen Kirchendisciplin hatte Marcian verschiedene Verordnungen entworfen, welche er jetzt den Bischöfen, durch den Sekretär Veronicianus vorlesen ließ, mit dem Bemerken, daß dergleichen die Kirche betreffende Angelegenheiten nicht durch weltliche Gesetze, sondern auf canonischem Wege durch Beschlüsse eines Conciliums müßten geordnet werden.

9. Der von Marcian der Einsicht und Berathung der Bischöfe vorgelegten Verordnungen waren drei. Die erste und welche dem guten Kaiser vorzüglich am Herzen gelegen gewesen zu seyn scheint, betraf die Klöster und ihre — wie man wenigstens stets sollte voraussetzen können — frommen Bewohner. In dem Eingange dieser Verordnung heißt es: „Wir ehren, wie wir sollen und es uns geziemt, das von der Welt abgeschiedene, klösterliche Leben.“ — Dieses

schöne Geständniß macht der Einsicht des Kaisers desto größere Ehre, als es zugleich für dessen tiefes religiöse Gefühl ein unumwundenes Zeugniß ablegt. Aber bei allem diesem, wie es scheint, war dennoch Marcian die leidige Erfahrung geworden, daß es nicht immer gerade heiliger Beruf sey, welcher die Klöster bevölkere *). Er machte daher den Bischöfen den Antrag, Nachstehendes in Betreff der Klöster zu verfügen: 1) Niemand soll

*) Frühzeitig fingen die Mönche des Orients an, die dem Weltling mit Dornen, dem Frommen mit Blumen des Paradieses bestreute Bahn zu verlassen, welche die Erstlinge heiliger Einsiedler, theils in den Lauren von Palästina, theils in den Grotten von Syrien und den Einöden der Thebaide ihnen vorgezeichnet hatten. In der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts waren in dem Morgenlande schon sehr viele Klöster der Kirche eine Last, nur wenige ihr eine Zierde. Die Idee eines von der Welt völlig abgeschiedenen klösterlichen Lebens liegt so tief in dem wahren Katholicismus, daß beide Begriffe beinahe vollkommen in eine und dieselbe Vorstellung verschmelzen. Wem die Religion Jesu die höchste Weisheit, wer von der Gluth ihrer Liebe völlig durchdrungen ist, wird und muß dieser sich nicht auch sehnen, dem göttlichen Stifter eben dieser den Geist der reinsten Liebe athmenden Religion in Allem, so weit nur menschliche Kräfte es vermögen, sich vollkommen zu verähnlichen, keinen andern Pfad durch dieses irdische Leben zu wandeln, als den auch Er, unser Herr und Vorbild gewandelt ist? Es ist eine große, auf Erfahrungen weiser und heiliger Asceten beruhende und daher unserer ernstesten Betrachtung würdige Wahrheit, daß nur in dem Maße, in welchem wir uns Jesu hingegeben, Er ebenfalls uns Sich wieder hingibt. Ein getheiltes Herz kann aber Demjenigen nicht genügen, Dem wir für so viele Beweise unbegreiflicher Liebe, für die zahllosen Wohlthaten einer ganzen Ewigkeit, nichts anders geben und schenken können, als eben dieses Herz und welches das Einzige ist, was Ihm gefällt

in Zukunft, ohne die Bewilligung des Bischofs ein neues Kloster mehr erbauen. 2) Alle Mönche, sey es daß sie in Klöstern in den Städten oder auf dem Lande lebten, sollen sämmtlich der Aufsicht und Jurisdiktion der Bischöfe unterworfen seyn und, ganz und ungetheilt ihrem heiligen Berufe lebend, blos dem Gebete, frommen Bußübungen und geistlichen Betrachtungen obliegen, aber nie in kirchliche Angelegenheiten, wenn nicht von

---

und was Er von uns verlangt, weil auch Er allein nur es ganz auszufüllen und mit endloser, immer steigender Wonne zu beglücken vermag. Aber wo anders, als innerhalb heiliger Klostermauern, könnten wir eine sichere Freistätte finden gegen die Lockungen der Welt, ich will nicht sagen, gegen jene gröbern Lüste, die jeder Christ, wenn sein Herz nicht jedem Strahle göttlicher Gnade geschlossen ist, stets wird besiegen können, sondern gegen jene feinern, geistigen Verführungen, denen sich zu überlassen man oft sogar für Tugend hält und die es uns doch durchaus unmöglich machen, der Welt und, was noch weit schwerer ist, unserm eigenen Ich völlig zu entsagen, auf dem Altar göttlicher Liebe uns unserm Erlöser gleichsam als ein Ihm wohlgefälliges Trankopfer auszugiesen und unser Herz, ganz und ungetheilt, in einen von allem und jedem fremden Götzendienst völlig gereinigten Tempel Gottes zu verwandeln. Mit ihren schützenden Flügeln schweben zwar die Erbarmungen ewiger Liebe stets über uns — denn was würde, was müßte ohne diese aus uns werden — aber, man sage auch was man wolle, nur in einem solchen, von jeder Neigung zu irgend einer Creatur völlig gereinigten Herzen wird Jesus wahrhaft wohnen, nur einen solchen, durch nichts Irdisches mehr entweiheten Tempel mit seiner Gegenwart und den Kräften einer unsichtbaren Welt erfüllen. Dies der Schlüssel zum Verständniß der Lebensgeschichte aller großen und heiligen Ordensmänner unserer Kirche. Ohne diesen Schlüssel kann man ihr Leben wohl lesen, auch wie man sich gewöhnlich zu erbauen pflegt, daran erbauen; aber ge-

dem Bischofe besonders dazu beauftragt, und noch viel weniger und was für sie auch ungleich ungeziemender wäre, gar in weltliche, ihrem Beruf völlig fremde Händel sich mehr mischen. 3) Keinem Kloster soll es von jetzt an mehr gestattet seyn, Sclaven ohne die Erlaubniß ihrer Herren aufzunehmen.

---

wiß nie in die grundlosen Tiefen ihres Gott gänzlich geweihten Geistes und Herzens hinabsenken.

Ist also ein seinem Berufe untreuer Mönch Gott ein Greuel, der Kirche ein Aergerniß und für Viele eine Ursache ihres Falles; so ist auch ein, ganz und ungetheilt seinem heiligen Berufe lebender Ordensgeistlicher eine Freude der Engel und eine der größten Zierden unserer Kirche. Ihm ist Jesus stets nahe; er wandelt an der Seite seines göttlichen Erlösers und, hienieden schon der Bewohner einer höhern Welt, ist sein ganzer Wandel der reinste Spiegel evangelischer Vollkommenheit. — Als ein allen Lüsten fröhnender Materialismus die praktische Philosophie der großen Welt und der Mechanismus der Geldkräfte ihre höchste Weisheit ward; dann mußten freilich die Klöster, diese stillen Wohnsitze jenes Friedens, welchen Christus nur den Seinigen und nicht der Welt gegeben, nothwendig auch zerstört werden. Aber nicht bloser Unverstand, sondern Haß gegen alles Uebersinnliche, alles Göttliche, kurz Haß gegen die Religion Jesu selbst führte bei diesem Werk der Finsterniß den Vorsitz. „Wir wollen,“ sprachen die Thoren in ihrem Herzen, „das ganze Gebäude zertrümmern. Lasset uns „daher damit anfangen, daß wir die Fundamente un„tergraben, die hohen, das Gewölbe tragenden Pfeiler „durchschneiden. Das Gebäude wird alsdann von selbst „zusammenstürzen.“ O, der Beschränktheit dieser erbärmlichen Klügler! Möge die ganze verschworne Bande es wissen, möge sie es vernehmen: das Wort, welches dieses Gebäude errichtet hat, ertönt noch, und wird nicht verhallen, wenn auch selbst einst Himmel und Erde vergehen werden!

10. Durch die zweite Verordnung wird allen Geistlichen verboten, Ländereien zu pachten, Gelder und Gefälle für andere, als die Kirchen, einzunehmen oder mit der Verwaltung von Gütern, welche Laien zugehören, sich zu befassen. Wer dagegen handelt, sollte mit geistlichen Censuren belegt, und wenn er sich nicht bessert, seiner Würde entsetzt werden.

11. Die dritte endlich untersagte den Geistlichen auf das neue die Kirche, welcher sie zugetheilt worden, zu verlassen und den Dienst bei irgend einer andern Kirche in einer andern Stadt zu übernehmen. Würde ein Bischof einen, einem andern Bischofe untergeordneten Geistlichen annehmen und anstellen, so sollten der Bischof und der Geistliche so lange excommunicirt bleiben, bis der Erstere den Andern entlassen und dieser wieder zu seinem rechtmäßigen Bischofe zurückgekehrt seyn würde.

12. Mit der größten Zufriedenheit und unter allgemeinem Beifall wurden die weisen Verordnungen des Kaisers von dem Concilium angenommen, und alle drei finden sich unter den dreißig von den Vätern von Chalcedon erlassenen Canons.

13. Zur Ehre der heiligen Euphemia, wie Marcian sich ausdrückte, und zur Bezeigung seiner Dankbarkeit, so wie auch um dem Andenken an das in Chalcedon gehaltene Concilium ein bleibendes Denkmal zu errichten, schlug der Kaiser den Vätern vor, Chalcedon zu einer Metropole zu erheben; jedoch unbeschadet aller Rechte der Metropolitankirche von Nicomedien. Genehmiget ward auch dieser Antrag sowohl von den Legaten als übrigen Bischöfen und zwar wieder mit den stärk-

sten Ausdrücken der Dankbarkeit und unter der oft wiederholten Benennung eines andern Constantins, mit welcher Marcian schon gleich im Anfange der Sitzung war beehrt worden.

14. Da nun das Hauptgeschäft, weswegen das Concilium versammelt worden, glücklich und vollkommen beendiget war; so baten die Bischöfe den Kaiser, ihnen zu erlauben, wieder zu ihren Kirchen zurückzukehren. Das Begehren der Bischöfe fand Marcian vollkommen gerecht, bemerkte jedoch, daß noch verschiedene, zwar minder bedeutende Gegenstände, welche aber längst schon einer Entscheidung entgegen gesehen hätten, zu keiner Zeit besser und sicherer als gerade jetzt erlediget werden könnten. Er ersuchte sie daher, ihre Abreise noch um einige Tage zu verzögern, und mit Zuziehung seiner Bevollmächtigten, deren Gegenwart ihnen in allem behülflich seyn würde, die verschiedenen von einigen Bischöfen an ihn gelangten Beschwerden zu untersuchen und nach ihrer Weisheit und Einsicht das Erfoderliche darüber zu verfügen. Die Sitzung hatte jetzt ein Ende, und unter dem lange anhaltenden, weit erschallenden frohen Rufe der Bischöfe begab der von Gott geliebte Kaiser sich aus der Mitte der Väter wieder nach seinem Palaste zurück.

VIII.

1. Alles, was das allgemeine Interesse erfoderte, war jetzt geschehen; und es ergibt sich aus der so eben erwähnten, von Marcian den Bischöfen ertheilten Antwort, daß sie sich nun blos noch mit Privatangelegenheiten, welche Einige ihrer Amts-

brüder betrafen, zu befassen hatten. Aus diesem Grunde machen auch alle alte kirchliche Geschichtschreiber einen bestimmten Unterschied zwischen den sechs ersten Sitzungen und jenen, welche erst nachher gehalten wurden. Auch enthalten viele Abschriften der Akten des Chalcedonischen Conciliums nur die Verhandlungen der ersten sechs Sitzungen; alles was nachher noch geschah, ist blos summarisch am Ende darin bemerkt. Eben so macht es auch Evagrius, ein gleichzeitiger Schriftsteller, der in seinem Auszug der Geschichte dieses Conciliums sich über die ersten sechs Sitzungen ziemlich umständlich verbreitet, alle Verhandlungen der darauf folgenden aber nur ganz kurz zusammen faßt und gleichsam mit sichtbar eilendem Fuße daran vorübergeht. Endlich scheint auch Pabst Pelagius II. in seinem Schreiben an die Bischöfe Istriens *) die Verhandlungen des Conciliums von Chalcedon blos auf jene der ersten sechs Sitzungen zu beschränken. — Wir glaubten diese Bemerkung hier vorausschicken zu müssen, indem dieselbe, wie die Folge zeigen wird, nichts weniger als unbedeutend ist, und zum Theil auch den Standpunkt angeben kann, aus welchem Manches, was jetzt noch in Chalcedon geschah, geprüft und gewürdiget werden muß.

2. Von jeder, durch Irrlehren, Faktionsgeist oder andere unheilige Zwecke in den Kirchen veranlaßten Verwirrung ist es stets eine eben so natürliche als nothwendige Folge, daß der Eifer beinahe überall erkaltet, Mißgunst und Neid die Liebe verdrängen, die heilige Eintracht spalten; daß Bischöfe gegen andere Bischöfe herrschsüchtig sich erheben

---

*) In dem Jahre 586.

und daß die öfters laut wiederholten, gegenseitigen Vorwürfe eines unlautern Wandels endlich großes Aergerniß in den Gemeinden erzeugen, mithin die Glieder von dem Leibe, den Leib von seinem Haupte trennen.

3. Belege zu dieser leidigen Wahrheit finden wir schon in den 30 auf diesem Concilium gegebenen Canons; aber einen beinahe noch traurigern Beweis davon liefert die, vor den jetzt noch versammelten Vätern, von Basianus, ehemaligen Bischofe von Ephesus, gegen Stephanus gegenwärtigen Bischof von Ephesus eingereichte Klage. Ersterer beschuldigte den Letztern, daß er durch Arglist und Gewalt ihn von seinem Stuhle verdrängt, und durch allerlei Künste sich schon seit mehrern Jahren in dem usurpirten Besitze dieser alten ehrwürdigen Metropolitankirche zu erhalten gewußt habe. Auf diese Anklage antwortete Stephanus, Basianus sey nie zum Bischofe von Ephesus geweihet worden; bei erledigtem bischöflichen Stuhle durch den Tod des Basilius, sey er mit einem Haufen Gladiatoren und andern gewaffneten Gesindels in die Kirche gedrungen und habe sich eigenmächtig auf dem bischöflichen Throne niedergesetzt; dieses Frevels wegen wäre Bassianus nachher von dem Stuhle von Ephesus wieder vertrieben, er selbst aber (Stephanus) von 40 Bischöfen und mit Zustimmung der Geistlichkeit und des Volkes zum Bischofe geweihet worden. Hierauf erwiederte Bassianus, er sey von Jugend auf eine Stütze der Armen gewesen, habe ein Spital von 70 Betten errichtet und alle Kranke und Verwundete ohne Ausnahme darin aufgenommen. Die Liebe des Volkes habe den Neid des Memnon, damaligen Bischofes von Ephesus erregt, dessen

Hard. Act. Conc. tom. 2. p. 547.

Haß ihm zugezogen. Um ihn von Ephesus zu entfernen, habe Memnon ihn gegen seinen Willen zum Bischofe von Evasus geweihet; einen ganzen halben Tag habe er ihn in der Kirche eingeschlossen gehalten, dabei so grausam mißhandelt, daß der Altar und das Evangelienbuch mit seinem Blute wären bespritzt worden. Auf solche Weise habe ihn Memnon zum Bischofe von Evasus geweihet; nie sey er aber in dieser Stadt gewesen, habe niemals Besitz von dieser Kirche genommen. Nach dem Tode des Memnon, hätte dessen Nachfolger Basilius das ihm von jenem angethane Unrecht erkannt, ein Concilium aus den Bischöfen seiner Provinz versammelt, hierauf einen andern zum Bischofe von Evasus geweihet, ihn selbst aber in seine Kirchengemeinschaft aufgenommen, in der bischöflichen Würde bestätiget und nach Ephesus zurückzukehren ihm gestattet. Hier habe er ruhig und stille gelebt, bis endlich nach dem Tode des Basilius die Geistlichkeit und das Volk mit Ziehung mehrerer Bischöfe ihn, der sich nie darum beworben, gleichsam mit Gewalt auf den bischöflichen Stuhl von Ephesus erhoben hätten. Der Kaiser habe diese Wahl bestätiget, und schon 4 Jahre sey er im ruhigen Besitze seiner Kirche gewesen, als plötzlich ein von Constantinopel gekommener kaiserlicher Silentiarius ihn des Morgens, als er gerade aus der Kirche gekommen, habe ergreifen, seiner priesterlichen Kleidung berauben und in ein Gefängniß einsperren lassen. Den Stephanus habe man hierauf, er wisse nicht wie, der Kirche von Ephesus zum Bischofe geordnet.

4. Befragt, welche Bischöfe ihm die Weihen ertheilt hätten, wußte Bassianus nur den einzigen Olympius, Bischof von Theodosiopolis, anzugeben. Aber

die Aussagen des Klägers bekräftigten keineswegs die Erzählung dieses Bischofes. Nach dem Tode des Basilius ward Olympius von der Geistlichkeit zur Wahl eines neuen Bischofes nach Ephesus berufen. Allda angekommen, wartete er drei Tage auf die Ankunft der übrigen Bischöfe; aber keiner derselben erschien. Einige Geistliche der Kirche von Ephesus kamen zu ihm und fragten ihn, was zu thun wäre, da keiner der andern Bischöfe aus der Provinz sich einfände. Olympius sagte: „den Canons zufolge müssen bei der Consecration eines Bischofs wenigstens drei Bischöfe aus der Provinz gegenwärtig seyn; anders zu handeln ist nicht erlaubt, am allerwenigsten bei Besetzung des alten, so ehrwürdigen Metropolitanstuhles von Ephesus." Während Er noch mit den Geistlichen sprach, umringte ein tumultuarischer Haufe seine Wohnung, drang in dieselbe ein, schleppte ihn sammt dem Bassianus in die Kirche und setzte den Letztern auf den bischöflichen Stuhl. Um die Erzählung des Olympius zu entkräften, sagte ihm Bassianus geradezu in das Gesicht, daß er lüge.

5. Die kaiserlichen Bevollmächtigten foderten nun den Stephanus auf, Beweise zu bringen, daß Bassianus von einem Concilium entsetzt und er demselben auf dem von den Canons vorgeschriebenen Wege zum Nachfolger sey geordnet worden. Stephanus vermochte nicht diese Beweise beizubringen, sich entschuldigend, daß er die sich dahin beziehenden Urkunden nicht bei sich habe, indem er nicht daran gedacht hätte, daß diese längst beendigte Sache hier auf das neue wieder würde zur Sprache gebracht werden.

6. Unaufgefodert traten jetzt Lucianus von Byſus und Meliphtongus von Heliopolis vor und zeugten im Namen aller benachbarten Bischöfe, daß Bassianus nach vierjährigem ruhigen Besitze seiner Kirche und ohne daß eine Anklage gegen ihn erhoben oder er, wie es die Canons verlangen, darüber gehört worden wäre, gewaltsamer Weise von seinem Stuhle vertrieben worden sey.

7. Das dem Bassianus nicht wenig vortheilhafte Zeugniß dieser Bischöfe hätte dessen Sache beinahe eine vollkommen günstige Wendung gegeben, und schon ließen sich viele Stimmen vernehmen, welche verlangten, daß man, den Satzungen der Kirche gemäß, dem Bassianus seinem ehemaligen bischöflichen Stuhle wieder geben müsse. Aber die kaiserlichen Bevollmächtigten machten die Bemerkung, daß, nachdem aus Allem, was man gehört, es sich klar ergebe, daß weder der Eine noch der Andere auf sehr canonischem Wege zu dem bischöflichen Stuhle gelangt sey, es ihnen auch der in der Kirche so nothwendigen und heilsamen Zucht angemessener scheine, beide für entsetzt zu erklären und einen dritten an ihrer Stelle zum Bischof von Ephesus zu wählen; übrigens, sagten sie, überließ der Kaiser diese Sache völlig der Entscheidung des Conciliums.

8. Sämmtliche versammelte Väter theilten die Ansicht der Beamten. Bassianus und Stephanus wurden von dem bischöflichen Stuhle von Ephesus entfernt, die Wahl eines dritten ward beschlossen und den Entsetzten, welchen man die Beibehaltung der bischöflichen Würde gestattete, aus den Einkünften der Kirche von Ephesus ein jährlicher Gehalt

und zwar jedem von zwei hundert Goldgulden *) ausgesetzt.

Till. Hist. ecc. t. 15. Tddrt. art. 41, 42.

9. Theodoret, dem es nicht unbekannt war, daß er, seit dem ersten Concilium in Ephesus, bei vielen Kirchen in dem Verdacht stünde, als habe er ehemals dem Nestorianischen Irrthum angehangen und vielleicht auch jetzt noch nicht völlig demselben entsagt, wollte den gegenwärtigen Augenblick, wo alle Bischöfe des Morgenlandes theils in Person, theils in ihren Repräsentanten versammelt waren, nun ebenfalls benutzen, um in einer langen Rede seinen Glauben, wie seine Lehre, die er von jeher gelehrt habe, zu rechtfertigen. Um seinen bischöflichen Stuhl war es Theodoret nicht zu thun, obgleich der Pabst ihm ihn schon wieder gegeben hatte; aber es schmerzte ihn tief, den Schwachen und Unkundigen noch immer ein Stein des Anstoßes, vielleicht gar eine Ursache der Aergerniß zu seyn. In einer der Sitzungen, welche die Väter von Chalcedon jetzt noch hielten, trat demnach der Bischof von Cyrhus auf und begehrte, daß man seine sowohl dem Kaiser als den päbstlichen Legaten überreichten Denkschriften möchte vorlesen lassen. Aber die Bischöfe gaben dieß nicht zu und als Theodoret sein Glaubensbekenntniß nun mündlich ablegen wollte, ward er von vielen Stimmen unterbrochen, welche ihm zuriefen, daß alles Reden überflüssig wäre und er nur jetzt öffentlich dem Nestorius das Anathema sprechen möchte. Theodoret machte noch einige Versuche zu sprechen; da er durchaus nicht zum Wort kommen konnte, sprach er endlich dem Nestorius das Anathema, so wie jedem der nicht mit Mund und Herz bekennte, daß Maria, die hochbe-

Act. Conc. p. 498.

*) Nach unserem jetzigen Gelde ungefähr fünf hundert Thaler.

gnadigte Jungfrau, die Mutter Gottes ist, oder welcher Jesum Christum in zwei Personen theilte. „Langes Leben dem großen Erzbischofe von Rom," riefen jetzt die Bischöfe, „Theodoret ist des bischöflichen Stuhles würdig. Man gebe den rechtgläubigen Bischof seiner Kirche, den treuen Hirten seiner treuen Heerde wieder!" — Eigentlich war dieser ganze Hergang, der blos durch Theodorets Wunsch, im Angesicht aller Kirchen sich von jedem Verdacht irgend eines ihm noch anklebenden Irrthums zu reinigen, herbeigeführt ward, nichts als eine feierliche Anerkennung des vom Pabst Leo in der Sache des Bischofs von Cyrhus schon gefällten Urtheils.

10. Um ihr seine Sanktion zu ertheilen, ward auch die Verzichtleistung des Domnus auf die Kirche von Antiochien dem Concilium vorgelegt. Unbedingt war die Verzichtleistung eines Bischofes auf seine Kirche durch die Canons nicht erlaubt; zuläßig war sie jedoch unter gewissen Umständen, deren Berücksichtigung und Würdigung indessen blos einem Concilium aus den Bischöfen der Provinz zustanden. In dem gegenwärtigen Falle unterlag die Genehmigung der Väter keiner Schwierigkeit; auch dem ehemaligen Patriarchen von Antiochien ward aus den Einkünften dieser Kirche ein Jahrgeld ausgesetzt, die nähere Bestimmung desselben aber der Einsicht und Billigkeit des, gleich nach der Entsetzung des Domnus, zu dessen Nachfolger gewählten Maximus von Antiochien überlassen.

Ibid. p. 543.

11. Ibas von Edessa, mehrerer Verbrechen angeklagt, aber schon im Jahre 454 zu Berythus auf einem ziemlich zahlreichen Concilium von Bischöfen von jeder Anklage freigesprochen, war dem

Ibid. p. 607.

ungeachtet bald darauf durch den tyrannischen Einfluß des Dioscorus von seiner Kirche vertrieben, auf dem Afterconcilium von Ephesus, obschon vierzig Tagreisen von demselben entfernt, mithin ungehört, seines bischöflichen Stuhles entsetzt und seit dem bis zur Thronbesteigung Marcians von einem Gefängnisse in das andere herumgeschleppt worden. Die Väter von Chalcedon nahmen auf das neue wieder Kenntniß von dieser Sache, bestätigten das von den Bischöfen zu Berythus gefällte Urtheil und stellten den Ibas auf seinem bischöflichen Stuhle zu Edessa wieder her. Was wegen des Bischofes Nonnus, der dem Ibas zum Nachfolger war geordnet worden, zu verfügen sey, ward dem Ermessen des Patriarchen von Antiochien, nach näherer Untersuchung an Ort und Stelle, anheimgestellt. Bemerkt zu werden verdient noch, daß, als bei dieser Verhandlung der Antrag gemacht ward, jenen, die Sache und Person des Ibas betreffenden Theil der Akten des letzten ephesischen Conciliums vorzulesen, die päbstlichen Legaten sogleich dagegen protestirten und in Folge dieser Protestation alle anwesende Bischöfe einstimmig den Beschluß faßten, in einer Vorstellung den Kaiser zu bitten, durch ein förmliches Edikt zu verbieten, der letzten Versammlung der Bischöfe in Ephesus in irgend einer öffentlichen Urkunde den Namen eines Conciliums beizulegen.

Ibid. 491.

12. Die förmliche Anerkennung des Juvenalis als Patriarchen von Jerusalem war ebenfalls ein Werk dieser letztern Sitzungen des Conciliums. Der heilige Cyrillus, drei heilige Päbste und noch andere in der Kirche Gottes große Männer hatten längst schon den einem Bischofe, einem Nachfolger Desjenigen, Der zu seinen Jüngern einst

sagte: „Wer von Euch der Erste seyn will, soll der letzte, und wer über die Andern zu herrschen begehrt, aller Andern Knecht seyn,“ so wenig geziemenden Ehrgeiz des Juvenalis zu zügeln gesucht. Aber dieser, dem, weil nicht ungewandt in den Künsten des Hofes, der Einfluß der weltlichen Macht zu Gebote stand, fuhr dennoch in seinem Erkühnen fort; weihete jedes Jahr neue Bischöfe, ordnete die Angelegenheiten fremder Kirchen und zwang nach und nach den Bischof von Cäsarea, alle ihm zustehende Rechte wenigstens stillschweigend an ihn abzutreten. Damit noch nicht zufrieden, erweiterte Juvenalis die Grenzen seiner Gerichtsbarkeit auch noch über mehrere andere dem Stuhle von Antiochien untergeordnete Kirchen. Eine natürliche Folge davon war, daß die Eintracht zwischen der Kirche von Antiochien und jener von Jerusalem gestört ward. Um den leider schon lange bestehenden Zwist zu beendigen, hatten jetzt Maximus von Antiochien und Juvenalis eine Uebereinkunft abgeschlossen, welcher zufolge die beiden Phönicien und Arabien der Kirche von Antiochien, die drei Palästina aber dem Patriarchat von Jerusalem unterworfen seyn sollten. Ohne daß sich eine Stimme dagegen erhoben hätte, ward dieses Concordat nicht nur von den Vätern des Conciliums, sondern selbst von den päbstlichen Legaten bestätiget.

13. Unstreitig gebührten dem apostolischen Stuhle von Jerusalem ein gewisser Vorrang und gewisse äussere Vorzüge vor allen übrigen Stühlen des Morgenlandes. Als es noch in keiner Stadt der Welt eine christliche Gemeinde gab, blühete in Jerusalem schon eine heilige Erstlingsgemeinde; diese Kirche war also die Mutter aller andern Kirchen, Jerusalem die heilige Stadt und von jeher ein Gegenstand heiliger

Ehrfurcht und Sehnsucht für die ganze über den Erdkreis verbreitete Christenheit. Wenn alles dieses aber auch mehr als hinreichende Gründe darbot, um dem Bischofe von Jerusalem die hehre Würde eines Patriarchen zuzuerkennen; so wird doch die Anerkennung und Genehmigung des zwischen Maximus und Juvenalis geschlossenen Vertrages, das heißt, die Verletzung der Canons des nicänischen allgemeinen Kirchenrathes und die gewaltsamen Eingriffe in die Rechte der Kirche von Cäsarea, schwerlich dadurch gerechtfertigt werden können. Unrecht wird stets bleiben, was einmal in den Augen Gottes unrecht war. Hier gilt keine Präscription, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn der große Leo, wie wir bald sehen werden, diese ganze Verhandlung in dem höchsten Grade mißbilligte, die Nachgiebigkeit der Bischöfe und seiner Legaten ihnen zum Vorwurf machte und dem zwischen Maximus und Juvenalis abgeschlossenen Concordat nie, weder seine Genehmigung und noch viel weniger die ihm nothwendige Bestätigung ertheilte. Es erhellt aus einem von ihm ein paar Jahre nachher an den Patriarchen von Antiochien erlassenen Schreiben, daß er jenem Vertrage gar keine verbindliche Kraft beilegte und die ganze Verhandlung als nicht geschehen betrachtete. Die Herrschsucht und den Ehrgeiz des Juvenalis rügte der Pabst in den stärksten Ausdrücken; und es war blos eine Folge jener, seinen für Wahrheit und Gerechtigkeit glühenden Eifer stets leitenden Weisheit und Mäßigung, daß Leo nicht mit größerer Strenge und der ganzen, ihm als sichtbarem Statthalter Jesu zustehenden, apostolischen Machtvollkommenheit gegen den Patriarchen von Jerusalem verfahren wollte.

14. Ein anderer, ebenfalls nicht den Geist

wahrer Demuth und heiliger Eintracht athmender Jurisdiktionsstreit zwischen dem Bischof von Nicomedien und jenem von Nicäa ward zu Gunsten des Ersteren entschieden; und Athanasius endlich, der ehemalige, großer Verbrechen wegen angeklagte, in Antiochien von einem Concilium von 28 Bischöfen, weil er vor demselben nicht erscheinen wollte, seiner bischöflichen Würde entsetzte, aber von Dioscorus auf dem Räuberconcilium wieder eingesetzte Bischof von Perrha auf das neue von dieser Kirche entfernt.

IX.

1. Nicht blos die Erhaltung der wahren Lehre, auch die in der Kirche so unumgänglich nothwendige Zucht und Ordnung ist den Nachfolgern der Apostel anvertraut. Wir sehen daher, daß auf jedem Concilium, nach Beendigung des Hauptgeschäftes, die versammelten Bischöfe stets auch Alles, was sich auf jene bezieht, zu einem Gegenstand ihrer Berathung gemacht haben. Aber auch hierin war von den ersten Jahrhunderten an nie blose menschliche Willkühr, sondern abermals apostolische Ueberlieferung die erste und vorzüglichste Richtschnur. Der Zweck aller Concilien, wenn sie sich mit der Kirchenzucht beschäftigen, muß demnach hauptsächlich dahin gehen, nicht sowohl durch neue Canons neue Gebräuche einzuführen, als vielmehr die auf apostolischer Ueberlieferung beruhenden Gebräuche und Normen aufrecht zu erhalten; und wenn neue Fälle eintreten, solche nach den schon bestehenden Satzungen analogisch zu entscheiden.

2. Unwandelbar wie der Glaube und die heilige Lehre kann freilich die nach Zeiterfordernissen

eingerichtete Kirchenzucht nicht seyn. Aber wer, inniger vertraut mit den mannigfaltigen Schicksalen unserer Kirche, ihre ehrwürdigen und heiligen Hallen in jedem Jahrhundert aufmerksam und mit unbefangenem Blicke durchwallt, wird demungeachtet gestehen müssen, daß, trotz aller Veränderungen ihrer äußern Formen dennoch, und zwar selbst oft in den unwesentlichsten ihrer Theile, jener edle, nur ihr eigene antike Styl, so wie das uralte, schon in apostolischen Zeiten ihr aufgedrückte Gepräg sich stets unverkennbar hervorheben.

3. Von den 30 in Chalcedon erlassenen Canons bestätiget der erste alle auf vorhergegangenen Concilien gemachte Canons. In der morgenländischen Kirche hatte man damals schon alle Canons der Concilien von Nicäa, Ancyra, Neocäsarea, Gangra, Antiochien, Laodicäa und Constantinopel in einem allgemeinen, allen Kirchen zur Norm dienenden Codex zusammengetragen, und wahrscheinlich war es dieser Codex, welchen der erste Canon des Conciliums von Chalcedon nun förmlich approbirte und dadurch ihm eine öffentliche, höhere Autorität ertheilte. Die übrigen Canons, jedoch mit Ausnahme des 28., waren nichts als eine, noch schärfere Strafen androhende Erneuerung alter, längst schon bestehender Verordnungen. Himmelschreienden Mißbräuchen, welche, wie es scheint, sich häufiger als in vorigen Zeiten in den Kirchen eingeschlichen hatten, wollten die Väter von Chalcedon nun noch kräftiger entgegenwirken, das Aergerniß gebende Beispiel unlauterer Sitten der Geistlichen, wo nicht völlig heben, doch seltener machen, jede niedrige, oder wenigstens ihrer hohen Würde ungeziemende Beschäftigung ihnen untersagen, die Habsucht, die schon Einkünfte aus mehrern Kir-

Lup. not. Schol. in a. p. 522.

chen zu häufen suchte, so viel wie möglich zügeln, und nach allen Kräften verhindern, daß das heilige Amt nicht mehr zu einer Quelle niedern Erwerbes herabgewürdiget und endlich gar die Auflegung der Hände, das heißt die Kräfte des heiligen Geistes, um Geld oder gegen sogenannte freiwillige Geschenke verkauft werde. — Es ist ein tief und schmerzhaft beugender Gedanke, daß solche Verordnungen je in der Kirche nothwendig waren, auch jetzt noch nothwendig sind; aber wo möchte wohl der Feind Gottes und der Menschen sein Unkraut lieber ausstreuen wollen, als gerade in dem Acker, aus welchem die edelsten Früchte hervorsprossen sollen? Uebrigens gibt es überhaupt in der Körperwelt kein Licht ohne Schatten; überall berühren sich Tugend und Laster, die heiligsten Gebräuche haben ihre Mißbräuche und dem größten Heiligen steht in der Geschichte stets auch ein Teufel zur Seite.

4. Ueber manche andere Nebenumstände schwebt große Dunkelheit. So z. B. sind die Meinungen der Geschichtschreiber sehr getheilt in Ansehuug der Zeit, das heißt, der Sitzung, in welcher diese Canons entworfen wurden. In den Akten, welche bei ungleich minder wichtigen Verhandlungen, alle Nebenumstände, ja beinahe jedes Wort, das gesprochen ward, oft mit einer ermüdenden Genauigkeit enthalten, finden sich die Canons ganz am Ende und zwar ohne Datum und ohne das mindeste Detail. Wahrscheinlich war es auch dieser Umstand, welcher zu der gewagten Muthmaßung führte, daß die Väter von Chalcedon eigentlich gar keine Canons gemacht, und daß diejenigen, welche man ihnen zuschreibt, erst einige Zeit nachher von den verschiedenen, in speciellen Fällen gegebenen

Du Pin. t. 4. p. 873.

Entscheidungen des chalcedonischen Conciliums wären abstrahirt und, weil dem Geist der kirchlichen Gesetzgebung angemessen, in dem Codex den Canons der übrigen Concilien beigefügt worden. Evagrius und nach ihm Valesius glauben, daß sie der sechsten Sitzung angehören. Wirklich gibt es auch alte lateinische Handschriften, welche sie unmittelbar nach der sechsten Sitzung anführen. Andere griechische Handschriften setzen sie in die 15te Sitzung. Das Wahrscheinlichste dünkt mir, daß das Concilium diesen Canons gar keine besondere Sitzung widmete, sondern daß die versammelten Väter, je nachdem sie, bei dieser oder jener Verhandlung, die Nothwendigkeit einsahen, irgend einem eingerissenen Mißbrauch entgegen zu arbeiten, sogleich auch den sich dahin beziehenden Canon entworfen haben; wie dies auch von den drei von Marcian dem Concilium in der sechsten Sitzung vorgelegten Gesetzentwürfen mit Bestimmtheit behauptet werden kann.

5. Wie dem aber auch seyn mag, so ist doch ganz gewiß, daß der, seiner unseligen Folgen wegen so berühmte, den Rang und die Vorzüge der Kirche von Constantinopel betreffende Canon, und welcher in der Sammlung der Canons dieses Conciliums als der 28ste erscheint, erst in der vorletzten Sitzung und nachdem alle mögliche, noch vorhandene Gegenstände völlig erlediget waren, gegeben ward.

6. Von den frühesten Zeiten an hatte man bei Bestimmung des kirchlichen Regiments stets die politische Eintheilung der Länder zum Grunde gelegt. Jede Provinz des Reiches war auch eine Provinz der Kirche und der Sitz der Provinzial-Regierung

auch der Sitz des Metropolitanbischofes. Hieraus entstand nun nach und nach eine gewisse Tendenz, dieser Parität immer noch einen größern Spielraum zu geben und den politischen Rang, so wie die daraus herfließenden politischen Vorzüge, welche in dem Lauf der Zeit eine Stadt über die andern Städte entweder der nämlichen Provinz, oder gar des ganzen Landes erhielt, sogleich auch auf die Kirche jener Stadt über alle andere Kirchen der Provinz oder des Landes überzutragen. Auch in dem Abendlande hatte man diese Ansicht; selbst heilige, einsichtsvolle Bischöfe schienen sie bisweilen zu theilen, und der ganze, so lange anhaltende Streit zwischen der Kirche von Arles und jener von Vienne hatte blos in dieser, dem Schein nach ganz natürlichen, aber an sich durchaus falschen Ansicht seinen Grund.

7. Aber von diesem in sich eben so unhaltbaren, als der Eintracht der Kirchen nachtheiligen und so manchen unheiligen Zwist veranlassenden Grundsatz machte keine Kirche eine so ungeziemende, bis zur höchsten Ungebühr ausgedehnte Anwendung, als die Kirche von Constantinopel.

8. Byzanz war ehedem ein ganz einfaches, der Metropolitankirche von Heraclea untergeordnetes Bisthum gewesen. Nachdem aber Constantin diese Stadt ungemein vergrößert, sie sogar mit seinem Namen beehrt, den Sitz der die Welt damals beherrschenden Regierung dahin verleget, die Hälfte des römischen Senats dahin verpflanzt und Constantinopel in Allem, selbst bis auf den Namen, dem alten Rom gleich gestellt hatte, mußte auch das Ansehen des ehemaligen Bischofes von Byzanz und seiner Kirche, besonders bei der be-

P. Thomass. anc. et nouv. disc. de l'egl. l. 1. c. 6.

kannten Frömmigkeit und ungemeinen Ehrerbietung des großen Constantins gegen alle Bischöfe, einen ungleich höhern Grad erhalten. Daß die Kirche von Constantinopel nun zu einer Metropolitankirche erhoben und der Gerichtsbarkeit des Metropoliten von Heraclea entzogen ward; dieß ist nicht zu tadeln; es lag in der Natur der Sache, und die immer zunehmende Volksmenge der Kaiserstadt, die in kurzer Zeit die Bevölkerung mancher einzeln Provinz überstieg, schien dieß durchaus zu erfordern. Aber nun ward auch der Stolz dieser Bischöfe rege, und alles, was sie umgab, suchte nicht nur jenen zu nähren, sondern bot ihnen auch alle Mittel an, denselben zu befriedigen.

9. Seit jenem, aus unerleuchtetem Eifer entsprossenen Einmischen des großen Constantins in alle Angelegenheiten der Kirche, war es unter den morgenländischen Bischöfen, besonders unter jenen, welche nicht blos dem Himmel, sondern auch der Welt noch angehören wollten, zur Sitte geworden, in den meisten, nicht nur ihre eigenen Kirchen, sondern auch die allgemeine Kirche betreffenden Vorfällen sich unmittelbar an das kaiserliche Hoflager nach Constantinopel zu wenden. Die Kaiser, oft selbst der heiligen Lehre wenig kundig und in den Angelegenheiten des Kirchenregiments völlig unerfahren, befragten gewöhnlich den Bischof von Constantinopel, und der Rath, den dieser ertheilte, leitete dann stets die Beschlüsse des Hofes. Von jetzt an ward der, welcher auf dem Stuhle von Constantinopel saß, der angesehenste Bischof in der ganzen morgenländischen Kirche; sein mächtiger Einfluß in alle Angelegenheiten war kein Geheimniß mehr und alle Bischöfe, selbst die in den entferntesten Provinzen, buhlten um das Wohl-

uesn. diss. t. in Leo. . 304.

wollen des im Glanze des Thrones sich sonnenden und von der Gunst seines Monarchen bestrahlten Bischofes von Constantinopel.

10. Die lauen und sanften Lüfte des Hofes zogen ferner stets eine ziemlich bedeutende Anzahl von Bischöfen, theils wirklicher, theils erdichteter Angelegenheiten wegen, an das Hoflager. Dieses immerwährende Zusammentreffen so vieler Bischöfe in dem Mittelpunkte des Reiches begünstigte und beförderte nun nicht wenig das immer weiter vorschreitende und gewiß nicht von eitler Herrschsucht freie Einmischen der indessen zur Patriarchenwürde erhobenen constantinopolitanischen Bischöfe in alle und selbst die wichtigsten Angelegenheiten fremder Kirchen. In allen bedeutenden Fällen nämlich konnten sie nun, so oft sie nur wollten, sogleich ein Concilium versammeln und in welchem man ihnen den Vorsitz und eine leitende Stimme um so weniger streitig machte, als keiner der anwesenden Bischöfe der Freundschaft und Unterstützung eines bei Hofe so viel vermögenden Amtsbruders entsagen wollte, oder entsagen zu können glaubte. Unter diesen Verhältnissen war nichts natürlicher, als daß die Patriarchen von Constantinopel nach und nach den Vorrang vor vielen andern, oft weit ältern Kirchen erhielten, und man ihnen eine Menge äußerer Ehren und Vorzüge gestattete, die, zwar im Anfange ohne Realität, aber ebendeswegen den Wunsch nach reellern nur noch mehr in ihnen entflammten.

11. Mißbrauch wird durch die Länge der Zeit noch lange nicht zu gesetzlichem Herkommen. Jener entsteht, wenn natürliche oder positive Gesetze verletzt werden. Das Herkommen aber bildet sich,

wo gesetzliche Vorschriften mangeln und diese durch jenes ersetzt werden müssen. Die Kirche von Constantinopel und die sie stets so sehr begünstigende weltliche Macht hielten es also endlich für rathsam, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit, diesem für Herkommen gehaltenen Mißbrauch den äußern Schein des Rechtes und einer gesetzlichen Kraft ertheilen zu lassen. Auf der zweiten, in dem Jahre 381, unter Theodosius I. in Constantinopel gehaltenen allgemeinen Kirchenversammlung ward daher, nachdem das Hauptgeschäft geendiget war, auch diese Sache zur Sprache gebracht. Der liebenswürdige, durch wahre und herzliche Demuth geheiligte, dem Frieden und der Eintracht der Kirchen alles aufopfernde Meletius von Antiochien führte auf dem Concilium den Vorsitz, und dem gottesfürchtigen, alle Bischöfe so hoch ehrenden Theodosius war die Erhöhung der Kirche seiner Kaiserstadt nicht weniger erfreulich, als der Geistlichkeit dieser Kirche selbst. Kein Wunder also, wenn nun durch einen besondern Canon festgesetzt ward, daß der Bischof von Constantinopel nur dem Bischofe von Rom nachstehen und der Stuhl des Erstern vor allen andern, selbst den ältesten, von Aposteln gegründeten Stühlen den Vorrang haben sollte.

Stolb. G. d. R. J. C. 13. R. 6. §. 5.

12. Mit diesem Vorrange waren indessen keine besondern Vorrechte verbunden; denn durch einen andern Canon eben dieses Conciliums ward auf das neue befohlen, daß alle kirchliche Angelegenheiten einer Provinz nur von den Bischöfen eben dieser Provinz und ohne Einmischung irgend eines andern Bischofes geordnet werden sollten. Aber die Patriarchen von Constantinopel, weit entfernt, sich mit einem realitäts-losen Range zu begnügen,

fingen nun bald an, jenem Canon einen Sinn unterzulegen, welchen er offenbar nicht hatte, durchs aus nicht haben konnte. Sie maßten sich jetzt die oberste Leitung einer Menge außer ihrem Sprengel gelegener Kirchen an, weiheten Metropolitan- und sogar Sufragan-Bischöfe, unterwarfen sich nach und nach alle Provinzen von Thracien, Asia und Pontus und machten endlich selbst den, jedoch durch den standhaften Widerstand des römischen Stuhles, vereitelten Versuch, ganz Illyrien ihrer Jurisdiktion zu unterwerfen.

13. Aber nichts beförderte und begünstigte den Ehrgeiz dieser Patriarchen so sehr, als die Leichtigkeit, mit welcher die Bischöfe selbst sich ihnen hingaben. Alle Anmaßungen derselben ließen sie sich ruhig gefallen. Einige aus wahrer Liebe zum Frieden, Andere aus Furcht vor den Folgen eines Zwistes und wieder Andere, weil sie, wie sie ohne Scheu und ganz laut erklärten, ihren eigenen Vortheil und ihr eigenes Bestes in der Machtvergrößerung des Patriarchen von Constantinopel zu erblicken glaubten *). Indessen fanden diese

Til Mem. ecc. t. 15. St L. art. 127.

*) Die Erbauung Constantinopels und Verlegung des Kaisersitzes in diese Stadt war nicht nur, wie der mit dem Geiste der Geschichte so sehr vertraute Stolberg sagt, kein Gewinn für die Religion, sondern offenbares Verderben für dieselbe. Von diesem Augenblicke an zeigen sich bei vielen, ja oft den mehrsten morgenländischen Bischöfen unverkennbare Spuren des Neides, der Schelsucht und einer gewissen Erkaltung gegen die abendländische Kirche. Als der heilige Gregor von Nacyanz, um der Spaltung ein Ende zu machen, welche das in der Kirche von Antiochien herrschende Schisma, wegen der Bischofswahl, zwischen den abendländischen und morgenländischen Kirchen herbeigeführt hatte, indem Rom

doch bisweilen auch kraftvollen Widerstand, konnten nicht immer, was sie wollten, durchsetzen und sahen sich mehr als einmal gezwungen, von dem, was sie in Angelegenheiten fremder Kirchen unternehmen wollten, wieder abzulassen. So z. B. hatte der Patriarch Sisinnus den heiligen Proclus zum Bischofe von Cyzikus geweihet; aber eben weil Proclus ein frommer Priester und Sisinnus ein Friede liebender, von Ehrgeiz freier

---

und das ganze Abendland mit dem Bischofe Paulinus, die Bischöfe des Morgenlandes aber mit dem heiligen Meletius Kirchengemeinschaft eingegangen waren; nun nach dem Tode des Letztern darauf antrug, diesem keinen Nachfolger zu wählen, sondern den Paulinus als Bischof anzuerkennen, widersetzte sich die Mehrzahl der Bischöfe diesem weisen Antrag des heiligen Gregors nur deswegen, um den Abendländern zu zeigen, daß man nicht nöthig habe, ihnen nachzugeben. Man müsse, sagten sie, ihnen durchaus nichts einräumen. Das Morgenland habe den Vorrang, weil Jesus Christus im Morgenlande und nicht im Abendlande habe erscheinen wollen. — Solche von kleinlichem Partheigeiste hingerissene Bischöfe mochten also wohl in der immer höhern Erhebung des Stuhles von Constantinopel ein ihrem Weltsinne willkommenes Gleichgewicht gegen das Ansehen des römischen Bischofes und den vorgeblichen Einfluß der abendländischen Kirchen erblickt haben. Ihre Eitelkeit fand sich dadurch geschmeichelt, und ohne vielleicht noch zu wissen was sie thaten, fingen sie schon frühzeitig an, mit eben so leichtsinniger als frevelnder Hand, die heilsamen Bande der Unterordnung aller Kirchen unter der Kirche des heiligen Petrus zu lösen.

Uebrigens kann es keinem nur etwas aufmerksamen Forscher in der Geschichte unserer heiligen Religion noch entgangen seyn, daß es zu jeder Zeit ungleich mehr Ketzereien, ungleich mehr frivoles Gezänk, ungleich mehr Hader, Spaltung und Partheiung in den mor-

Oberhirt war, und daher beide in keiner Kirche Unruhe machen wollten, glaubten die von Cyzikus gerechten Widerstand leisten zu dürfen, nahmen den Proclus nicht an und wählten sich selbst ihren neuen Bischof, ohne daß es dem Sisinnus eingefallen wäre, seine höchst zweideutigen Rechte geltend zu machen.

Gesch. d. R. J. B. 16. K. 16. §. 1.

14. Auf dem Canon des constantinopolitani-

genländischen Kirchen gab, als in jenen des Abendlandes. Der Ton und Charakter einer ungeheuren Hauptstadt eines unumschränkt beherrschten Reiches und in welcher alle großen Niederlagen und Nationalanstalten concentrirt, die Schätze eines halben Welttheils aufgehäuft und alle Quellen des Wohlstandes, Reichthums, Ansehens und der Macht geöffnet sind, muß nothwendig, nur mehr oder weniger, auch der Ton und Charakter der ganzen Nation werden, und diese, indem sie gezwungen ist, sich in die von der herrschenden Macht oder der Mode der Hauptstadt aufgestellten Formen einzuschmiegen, nach und nach ihre Nationalität und alles Eigenthümliche verlieren. Aus diesem und noch andern Gründen ist es daher leicht zu begreifen, wie jener Geist der Eitelkeit, der Prahlsucht, der Redseligkeit, des Leichtsinns, der Schelsucht und Treulosigkeit, welchen den alten Griechen schon alle mit ihnen verkehrenden Völker zum Vorwurf gemacht hatten, nun frühzeitig auch auf die neuen Griechen übergehen und endlich selbst in den Kirchen sich einschleichen muste. Aber daher geschah es auch, daß, als der Baum so viele Jahre hindurch die erwarteten Früchte nicht mehr trug, der Herr des Weinberges ihn abzuhauen befahl. Was ist jetzt aus den einst so schön aufblühenden Kirchen von Alexandrien, Antiochien, Smyrna und den vielen andern morgenländischen Kirchen geworden? verödet steht ihr Haus und trauernd weilt der Blick der Engel der sieben Gemeinden über der Stätte des Gräuls und der Verwüstung!

schen Conciliums gründete sich also blos der Ehrenrang der Patriarchen von Constantinopel, nicht aber die von ihnen seit dem ausgeübten Rechte; diese konnten als eitle Anmaßungen, als eine wahre Usurpation betrachtet, mithin unter andern, den Patriarchen weniger günstigen, Umständen ihnen wieder entzogen werden.

rec. hist. t.5.l.16.

15. Anatolius, der, entweder eben so wenig von Herrschsucht frey als manche seiner Vorfahren, oder vielleicht auch da nur das Beste der Religion zu erblicken glaubte, wo doch höchst wahrscheinlich blos das Bild eigener Größe seiner Seele vorschwebte; kurz Anatolius glaubte, daß jetzt der günstigste Zeitpunkt eingetreten wäre, wo er den schwankenden, blos auf langem Misbrauch sich stützenden Patriarchen-Rechten eine festere, auch in der Zukunft nicht mehr zu erschütternde Grundlage geben könnte. Durch den bisher bewiesenen Eifer für die Erhaltung der wahren Lehre hatte er sich die Achtung des Kaisers, wie der Augusta, in hohem Maße erworben, und durch seine folgsame Bereitwilligkeit zu Allem, was die Legaten vorgeschlagen hatten, vermuthete er nicht ohne Grund, sich nun ebenfalls des Wohlwollens des Pabstes wie der Legaten vollkommen versichert zu haben. Hatte er aber die höchste geistliche und höchste weltliche Macht auf seiner Seite; so war, bei seinem ohnehin schon überwiegenden Ansehen, und besonders bei dem jetzt nothwendigen Verstummen der drey vornehmsten Kirchen des Morgenlandes, *)

*) Nämlich der Kirche von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem. Aber eben diese drei Kirchen waren so wohl ihrem ehemaligen Range nach, als auch in Ansehung ihrer ausgebreiteten Jurisdiktion und der an-

auch nicht einmal das Schattenbild eines Widerstandes von Seiten der übrigen Bischöfe mehr zu erwarten.

16. In der funfzehnten Sitzung, und welche die letzte seyn sollte, ersuchte demnach die Geistlichkeit der Kirche von Constantinopel die Legaten, sich nun, da alles Uebrige beendiget wäre, auch noch mit einer ihre Kirche betreffenden Angelegenheit zu beschäftigen. Die Legaten, wahrscheinlich schon unterrichtet über die Natur des Gegenstandes, lehnten dieses Gesuch ab, mit der Bemerkung, daß sie von dem Oberhaupte der Kirche diesfalls keine Instructionen erhalten hätten.

---

dern ihnen zustehenden Vorrechte, die ehrwürdigsten und einflußreichsten Kirchen des Morgenlandes. Mehr, als von den andern, war von ihnen zu erwarten, daß sie sich einer Schmälerung ihrer eigenen Rechte mit Nachdruck entgegensetzen würden. In der That hätte Anatolius sich keinen günstigern Zusammenfluß zufälliger Umstände wünschen können. Dioscorus, der ehemalige Patriarch von Alexandrien war so eben des heiligen Amtes entsetzt und zu dessen erledigtem Stuhle noch kein Nachfolger erwählt worden. Die in Folge des Afterconciliums von Ephesus geschehene Wahl des Maximus von Antiochien war mehr als zweideutig. Froh und zufrieden, daß dieselbe bis jetzt in Chalcedon nicht genauer untersucht ward, muste Maximus mit Aengstlichkeit dafür sorgen, daß sie auch in der Zukunft nicht näher beleuchtet würde; und Juvenalis von Jerusalem endlich war so eben, seines ehemaligen Betragens wegen, nur mit genauer Noth einer förmlichen Untersuchung und der darauf nothwendig erfolgenden Entsetzung entschlüpft. Einen canonischen Widerspruch, oder irgend einen energischen Schritt hatte also Anatolius jetzt gewiß von keiner jener drei Kirchen zu befürchten.

17. Die Bevollmächtigten des Kaisers, obschon sie die Sache wünschten, indem ihren Ansichten nach die Erhöhung der Kirche von Constantinopel einen noch größern Glanz auf das zweite Rom werfen und es dem alten auch hierin beinahe gleich stellen würde, fühlten doch mit welcher Zartheit dieses Geschäft behandelt werden müste, muthmaßten bedeutenden Widerstand von Seite der Legaten und mancher Bischöfe, erklärten daher, daß ihre Gegenwart bei einer Verhandlung dieser Art unnöthig wäre und verließen hierauf die Versammlung. Dem Beispiel der kaiserlichen Beamten folgten sogleich auch die Legaten, in der sichern Voraussetzung, daß ihre Entfernung die Aufhebung der Sitzung zur Folge haben würde.

18. Aber die Legaten hatten sich geirret und der Schritt, den sie jetzt gethan, war ein unverzeihlicher Mißgriff. Die Bischöfe blieben beisammen. In Abwesenheit der Legaten gebührte Anatolius der Vorsitz und sein Ansehen hatte nun auch nicht das geringste Gegengewicht mehr.

19. Offenbar gab es auf dem Concilium von Chalcedon eine bedeutende Anzahl von Bischöfen, deren aufrichtiger Wunsch es war, die Macht eines Patriarchen von Constantinopel wieder in ihre ehemaligen Grenzen zurückzuführen. Diese Stimmung sprach sich während der Verhandlungen einigemal so ziemlich deutlich aus. So z. B. verordnete das Concilium, daß, trotz den Ansprüchen des Stuhles von Constantinopel, das Recht den Bischof von Basilinopolis zu weihen dem Metropolitan von Nicomedien gebühre. Eunomius sagte bey dieser Gelegenheit: „Ich hege zwar alle Ehrfurcht gegen den bischöflichen Thron von Constantinopel; aber

dennoch wünsche ich, daß den Canons gemäß möchte verfahren werden:" *)

20. Durch die Legaten ermuntert und deren Ansehen unterstützt, würden gewiß viele Bischöfe sich dem Ehrgeiz des Natolius widersetzt, vielleicht die Mehrzahl der versammelten Väter mit sich dahin gerissen haben. Aber jetzt, da die Legaten sich entfernt hatten, zogen sie sich alle in die engen Grenzen eines furchtsamen passiven Stillschweigens zurück; und so wurden nun durch einen besondern Canon den Patriarchen von Constantinopel, nicht nur der auf dem 2. constantinopolitanischen

---

*) Ueberhaupt darf man das, was so eben in der vorletzten Note von den morgenländischen Bischöfen gesagt worden, nicht in dem Sinne nehmen, als wenn es zu jeder Zeit und auf alle Bischöfe des Morgenlandes, ohne alle Ausnahme müste angewendet werden. Als der heilige Gregor von Nazianz, nach beendigtem zweiten constantinopolitanischen Concilium von seiner Kirche in Constantinopel und den dort zahlreich versammelten Vätern in einer öffentlichen Rede Abschied nahm, rügte er darin, mit der Freimüthigkeit eines Apostels und in den stärksten Ausdrücken, den Stolz, die Pracht und den eiteln Weltsinn so vieler Bischöfe, denen sein eigener Wandel misfalle. — — Was mögen dieß für Bischöfe gewesen seyn, denen der lautere helleuchtende Wandel eines so liebenswürdigen, von Gott selbst bewährten Heiligen misfallen konnte? Aber demungeachtet sagt die Geschichte, daß es unter denselben noch Manche gab, welche ihren gerechten Unwillen gegen die Andern, daß sie die Kirche eines solchen Hirten beraubten, laut zu erkennen gaben, sich die Ohren zustopften, um das eitle Gewäsch unheiliger Amtsbrüder nicht mehr zu hören, und die Versammlung, in welcher der heilige Gregor, des unruhestiftenden Geistes jener Bischöfe wegen, sein Amt freiwillig niedergelegt hatte, trauernd und weinend verließen.

Stolb. G. d. R. J. B. 13. A. 4. §. 2.

Concilium ihnen schon ertheilte Ehren-Rang unmittelbar nach dem Bischofe von Rom, sondern auch alle indessen von ihnen usurpirte Rechte über die Provinzen von Thracien, Asia und Pontus förmlich zuerkannt.

21. Als die Legaten hörten, was geschehen war, riefen sie auf den folgenden Tag die Väter des Conciliums auf das neue zusammen. Es war die letzte oder sechzehnte Sitzung; gehalten ward sie am 1. November. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen von Seite der Legaten, daß das, was in der gestrigen Sitzung geschehen, wieder möchte vernichtet werden, reichten dieselben endlich eine feierliche Protestation dagegen ein, mit dem Begehren, daß solche den Akten beigefügt werde. „Nie werden wir zugeben," sagte der Legat Lucencius, „daß der apostolische Stuhl in unserer Gegenwart herabgewürdiget und alle bestehende Canons über den Haufen geworfen werden." Die Bevollmächtigten des Kaisers zeigten keine Lust, die Legaten zu unterstützen. Was geschehen wäre, sagten sie, sey mit der Genehmigung des ganzen Conciliums geschehen.

Act. Conc. 3 p. 628.

22. Von weit mehr, als dreihundert Bischöfen unterzeichneten indessen nur hundert vier und achtzig diesen Canon. Ein neuer Beweis der Wahrheit der von uns so eben gemachten Bemerkung in Ansehung der Stimmung eines großen Theils der versammelten Väter. Die ägyptischen Bischöfe, weil durch die Entsetzung des Dioscorus die Kirche von Alexandrien noch ohne Oberhaupt war, fanden sich gar nicht bei der Versammlung ein. Nur wenige Bischöfe gaben ihre Stimmen einzeln. Alles geschah durch Zuruf, wo dann, wie es immer zu ge-

Berc. hist. eo t. 5 l. ..

schehen pflegt, wenn Furcht die Zunge der Klügern und Bessern fesselt, die übertäubende Stimme einer Parthei für den wahren Ausdruck des allgemeinen Willens gehalten ward.

23. Der Primacie des römischen Bischofes trat indessen das Concilium nicht zu nahe; noch immer war ihm Rom der anerkannte Mittelpunkt der katholischen Einheit; es bot dem Pabste den Titel eines oecumenischen oder allgemeinen Patriarchen aller Kirchen an, *) und die ehrerbietigen

Greg. M. l 4. ep. 36. 35.

*) Wir dürfen indessen nicht unbemerkt lassen, daß der heilige Gregor sehr leicht sich hierin geirret und das, was auf und während dem Concilium geschah, mit dem, was durch das Concilium geschah, verwechselt haben könnte. In den Akten des Conciliums, so wie auch in dem Schreiben des Conciliums an den Pabst suchen wir vergebens die Benennung eines oecumenischen oder allgemeinen Patriarchen, obschon Baronius sich überzeugt glaubt, daß derselbe sich darin finden müßte. Aber eine ausgemachte Sache ist es, daß die Legaten, und vielleicht auch noch verschiedene andere Bischöfe, sowohl in ihren vor dem Concilium gehaltenen Reden, als auch in den Aufschriften einiger ihrer Briefe an den Pabst sich desselben bedienten; und mit so größerem Rechte sich desselben bedienen konnten, als es ihnen durchaus darum zu thun seyn muste, den von Jesu Christo dem h. Petrus und dessen Nachfolgern ertheilten Charakter in einem immer stärkern und hellern Lichte hervortreten zu lassen. Daß die morgenländischen Kirchen, bis zu ihrer unseligen Trennung von der abendländischen, stets diesen erhabenen Character des Bischofes von Rom anerkannten, darüber liefert die Geschichte, und zwar durch alle jene Jahrhunderte hindurch, zahllose Beweise; aber dem ungeachtet ist doch auch nicht zu verkennen, daß sie, seit der Erhebung Constantinopels zur Kaiserstadt, ebenfalls manche Beweise enthält, daß trotz dem bessern Erkenntniß doch

und unterwürfigen Ausdrücke, in welchen es den römischen Bischof um die Bestätigung dieses Canons bat, liefern einen neuen Beweis, daß die Väter von Chalcedon in dem großen Bischof von Rom das wahre und einzige Oberhaupt der Kirche gewiß nicht verkannten. *)

24. Die Geschichte menschlicher Leidenschaften ist der Schlussel zur Weltgeschichte. Je tiefer also der Blick eines Weisen in das menschliche Herz,

---

morgenländischer Leichtsinn und Weltsinn, die, wenn es in ihrem Interesse liegt, sich so gerne durch Scheingründe täuschen lassen, sich bisweilen dagegen zu sträuben den eiteln Versuch machten. Wenn übrigens der heilige Gregor die Benennung eines öcumenischen oder allgemeinen Patriarchen einen profanen und verwegenen Titel nennt; so muß ich gestehen, daß es mir ungemein schwer wird, einzusehen, worin denn eigentlich dies Profane und Verwegene bestehen könnten. Verwegen und unheilig ward er nur erst dann, als es gegen das Jahr 588 dem Ehrgeiz des Bischofes Johannes von Constantinopel einfiel, sich ebenfalls nach diesem nur dem Pabst allein zustehenden Titel gelüsten zu lassen. Offenbar müssen daher auch jene Ausdrücke des großen Gregors, welcher im Jahre 590 den päbstlichen Thron bestieg, blos auf den Uebermuth der constantinopolitanischen Bischöfe bezogen werden.

Greg. M. l. 4. ep. 32.

*) Immerhin wohl möglich, daß es größtentheils nur blose Complimente könnten gewesen seyn; denn ungeachtet aller von Leo angewandter Mühe und ungeachtet, daß Anatolius ein paar Jahre nachher in einem Briefe an den Pabst alle Theilnahme an diesem Canon leugnete und dessen Bestimmungen für null und nichtig zu erkennen schien, auch selbst der Kaiser von Leo eines Bessern belehrt, dieselben völlig verwarf, ward er doch in dem griechischen Codex beibehalten und nach dem Tode Marcians von den morgenländischen Kirchen befolgt. Doch davon ein Mehreres in der Folge dieser Geschichte.

desto richtiger wird er auch die Folgen jeder Handlung, mithin selbst den Schleier entfernter Zukunft durchschauen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß der große, erleuchtete Pabst Leo, so wie dessen Nachfolger nie diesen Canon anerkannten. Indessen wird der Kirchenrath von Chalcedon dennoch, und zwar mit Recht, für ein oecumenisches Concilium gehalten. Der Pabst und das Abendland nahmen die Glaubensbestimmung desselben (definitio fidei) und alle Beschlüsse der ersten sechs Sitzungen an; von den Canons jedoch nur sieben und zwanzig, welche aber, wie alte lateinische und griechische Handschriften es ausweisen, gerade in eben jenen sechs Sitzungen gegeben wurden, auf welche auch die Hauptsache und das Wesentliche aller Verhandlungen des Conciliums sich beschränkten.

25. Stolz und Hoffahrt, welche nicht von dem Vater sondern von der Welt sind, waren also die Ursache, daß man, das überirdische und ewige Reich Gottes mit dem irdischen und vergänglichen Reiche vermengend, aus erbärmlicher Berücksichtigung der weltlichen Vorzüge der Kaiserstadt, dem einfachen bischöflichen Sitze von Constantinopel den Vorrang vor den uralten, von Aposteln gegründeten Kirchen eingeräumt hatte; und der nämliche Stolz und Weltsinn waren nun abermals auch in Chalcedon die Ursache, warum man den Patriarchen von Constantinopel usurpirte Vorrechte zugestand, die heiligen Canons dadurch verletzte, Demuth, Liebe und Eintracht ertödtete, das Fundament der in der Kirche so nothwendigen, von den Aposteln so hoch gepriesenen hierarchischen Ordnung frevelnd untergrub, und eiteln Ehrgeiz auf eine Stufe erhob, von welcher er, wie vorauszusehen war, sich immer höher empor schwingen und endlich selbst

dem Oberhaupte der Kirche gleich gestellt zu werden verlangen würde. *)

26. Der Stein, den die Hand eines Kindes auf der Spitze des Berges zurückhält, wird, wenn er mit der im Herabrollen gewonnenen Kraft den Fuß desselben erreicht, selbst einen Riesen zerschmettern. Damals hätte man vielleicht die Schwung-

*) Wenn dieser Canon damals wirklich so abgefaßt ward, wie wir ihn jetzt in den auf uns gekommenen Handschriften lesen; so kann man behaupten, daß er, den Keim einer offenbaren Irrlehre in sich tragend, zu der im neunten Jahrhundert erfolgten völligen Trennung der morgenländischen von der abendländischen Kirche den ersten Grundstein gelegt hat. In einer Art kleiner Einleitung zu dem Canon wird nämlich gesagt, daß die dem römischen Stuhle zustehenden Privilegien in dem hohen Range der Stadt Rom, des Sitzes der weltlichen Herrschaft, ihren Grund hätten und ihm blos deswegen (nämlich aus Rücksicht auf die Hauptstadt der Welt) von den Vätern (den frühern Bischöfen) wären ertheilt worden. Aus diesem Grunde, heißt es ferner, fänden nun hundert fünfzig Bischöfe sich bewogen, dem Stuhle von Constantinopel, welches jetzt das zweite Rom wäre, gleiche Privilegien zuzuerkennen. — Man sieht, daß es hauptsächlich darauf ankömmt, was man unter dem Worte privilegia verstand. Allerdings mochte der römische Bischof gewisse Privilegien besessen haben, die mit seinem Charakter, als Oberhaupt der Kirche nicht wesentlich und nothwendig verknüpft waren; aber dann ist es doch durchaus falsch, daß diesen blos weltliche Rücksichten zum Grunde lagen. Nehmen wir nun übrigens auch an, und wovon ich mich völlig überzeugt fühle, daß man zu Chalcedon jenem Wort (privilegium) einen ganz unschuldigen, jede Ketzerei ausschließenden Sinn unterlegte; so ward doch dadurch künftigen Heresiarchen schon ein Irrweg gezeigt, auf welchem sie sich es einfallen lassen konnten, auch die dem römischen

sucht unheiliger Patriarchen noch zügeln und, durch heilsame, ihnen vorgesetzte Schranken, grenzenlosen, in allen ihren Folgen gar nicht zu berechnenden Uebeln zuvorkommen können. Warum mußte also die mahnende, bittende, ja selbst drohende Stimme Leo's jetzt fruchtlos verhallen? warum mußten weder der weise Marcian, noch die fromme Pulcheria, noch die vielen morgenländischen Bischöfe, von eben dieser Stimme gewarnt und belehrt, ir-

---

Bischofe, als Oberhaupt der Kirche, wesentlich zukommende Vorrechte, so wie dessen ganzes Kirchenregiment zu erklären und in Zweifel zu setzen. — Ehe der große Constantin der heiligen Kreuzfahne huldigte, (312) hatte das Christenthum schon länger als 300 Jahre geblühet. Aber diese ganze Zeit hindurch ward die römische Kirche schon als der Mittelpunkt der Wahrheit und Einheit und als ein Gegenstand der höchsten Ehrfurcht für alle übrigen Kirchen betrachtet, und die Suprematie des römischen Bischofs und dessen leitender und entscheidender Einfluß in allen Angelegenheiten der Kirche allgemein anerkannt. Und alles dieses wäre nun zum Theil blos deswegen geschehen, weil Rom die von dem Blute der Heiligen berauschte, im Schlamme der gröbsten Laster, wie in allen Greuln eines blos auf Lug, Mord und Unzucht gegründeten Götzendienstes versunkene Hauptstadt halb wahnsinniger, das Christenthum wüthend verfolgender Tyrannen gewesen war! Kann etwas Abgeschmakteres und Aberwitzigeres erdacht werden, als eine solche Behauptung? — der Pabst Gregor der Große macht, in Beziehung auf die Akten des chalcedonischen Conciliums, den Morgenländern den Vorwurf einer Verfälschung. Da er sich nicht bestimmter darüber erklärt; so möchte es einem nicht zu verübeln seyn, wenn man auf die Vermuthung gerathen sollte, daß es eben dieser Canon wäre, an welchem man sich bald nachher eine Verfälschung erlaubt hätte; eine Vermuthung, die auch dadurch einiges Gewicht erhält, daß der große, über der Erhaltung der reinen Lehre, der Einheit der Kirche und der Würde des apostolischen

Pr. Bew. aus allen Jahrh.

G. M. l. 5. ep. 14.

gend einen entscheidenden Schritt thun, um die von Ferne drohenden Uebel jetzt gleich in ihrem Keime vollkommen zu ersticken? Aber mit einer Art heiliger Divinationskraft sah der große Pabst schon damals im Geiste vorher, daß nun auch einst ein Photius erscheinen und in dem eiteln Streben, das Oberhaupt der Kirche zu verdrängen, den Titel eines oecumenischen oder allgemeinen Patriarchen verlangen, dadurch eine Spaltung veranlassen, diese

---

Stuhles, mit eben so erleuchtetem als rastlosem Eifer wachende Pabst jene, in ihren Folgen, so unseligen Prämissen des Canons, in keinem seiner Briefe, weder an den Kaiser, noch an Pulcheria, noch an Anatolius die und übrigen Bischöfe, auch nur mit einer Sylbe gerügt hat; welches, wenn ihm der Text des Canons, wie wir ihn jetzt haben, zu Gesicht gekommen wäre, ganz gewiß noch unbegreiflicher seyn würde, als es die abgeschmackte Abfassung des Canons selbst ist.— Pabst Leo ließ die ihm überschickten Akten des Conciliums in das Lateinische übersetzen. Diese Uebersetzung wurde nachher von Rusticus, einem Diacon der römischen Kirche, mit den in einigen Klöstern von Constantinopel aufbewahrten Handschriften verglichen und nach diesen verbessert; und Pater Quesnal behauptet, daß alle auf uns gekommenen Handschriften und Ausgaben Abschriften dieser von Rusticus revidirten und verbesserten Uebersetzung sind. Aber Rusticus unternahm diese Arbeit erst im Jahre 550. Konnte also nicht schon damals, besonders in den in Constantinopel vorfindlichen Exemplaren, jene Verfälschung sich eingeschlichen haben? und zwar um so leichter, weil die mehrsten Bischöfe, wie z. B. Thalassus von Cäsarea, von den Akten des Conciliums nur die Verhandlungen der sechs ersten Sitzungen mit nach ihren Kirchen zurückbrachten; auch die kirchlichen Geschichtschreiber, wie schon bemerkt worden, nur über die 6 ersten Sitzungen sich umständlich verbreitet, alles Uebrige aber blos summarisch behandelt hatten.

Dis: et not. p. P. Ques.

Spaltung ein Schisma herbeiführen und endlich der völlige Untergang des Reiches und aller morgenländischen Kirchen die traurigen Folgen davon seyn würden. Durch dieß Schisma ward der Occident auf immer von dem Orient getrennt, und bey den Morgenländern jene teuflische Antipathie und jener unauslöschliche Haß gegen das Abendland entzündet, welchem es vorzugsweise zuzuschreiben ist, daß der von einem großen Pabste aufgefaßten Idee der Kreuzzüge kein glücklicherer Erfolg entsprach; daß die Macht der Sarazenen und jener nord-ostasiatischen wilden Hirtenvölker, welche ganz Asien überschwemmten, wo nicht gebrochen doch bei Zeiten gezügelt ward, daß zuletzt das Evangelium in allen diesen Ländern dem Coran weichen und die Stadt des großen Constantins mit allen ihren prächtigen, nun in Moscheen verwandelten Kirchen, endlich gar der Hauptsitz des Islamismus, des Aberwitzes eines schlauen Betrügers werden mußte.

27. Bis auf den heutigen Tag blieb indessen Rom der Mittelpunkt der Einheit und Wahrheit, die Hauptstadt der Christenheit, die unvergängliche, ewige Roma. Auch über das Abendland ergoß der Norden zahllose Schwärme barbarischer Völker; unter ihren gewaltigen Streichen zerstiebten der kaiserliche Scepter und die Fasces der Consuls, der Thron der Cäsaren und die curulischen Stühle, die Tempel, Palläste und Villas sammt allen stummen und sprechenden Denkmälern der römischen Kunst und Cultur. Neu errichtete Reiche stürzten eben so schnell wieder zusammen und ganze Völker und Völkerstämme verschwanden von dem mehrere Jahrhunderte hindurch in einen weiten öden und wilden Tummelplatz verwandelten Europa. Aber unter allen diesen Schlägen, Stößen und furchtbaren Erschütterungen stand der Stuhl des heiligen Petrus un-

erschüttert da, und auf den Ruinen einer neben ihm untergegangenen Römerwelt erhob er sich in nur noch höherer Majestät und in einer nur noch weiter umher strahlenden Herrlichkeit. Auch den Stürmen eines eisernen Zeitalters, auch den zahllosen, seit dem 16. Jahrhundert ihn überall umlagernden und umlauernden Feinden trotzte dieser mit Demant-Ketten an den Himmel selbst befestigte Stuhl. Umsonst erhoben sich gegen ihn die Pforten der Hölle; denn die Angeln, in denen sie sich klirrend drehen, hat der Allmacht Hand von Ewigkeit her ihnen gesetzt; und als die tobenden Wogen einer, in den Annalen aller lebenden und nicht mehr lebenden Völker, beispiellosen Revolution mit allen ihren furchtbaren Schwingungen ihn auf das neue zu verschlingen droheten, brach ihrer Wuth Gewalt sich abermals an diesem Felsen, der, bisher allen seinen Feinden trotzend, auch ferner noch und so wahr, als Gottes Wort nicht vergehen kann, jedem künftigen Ungethüm trotzen und zwar so lange trotzen wird, bis endlich — der Herr selbst kömmt und es dann keines sichtbaren Statthalters mehr bedarf.

X.

1. In den weiten Ebenen Ober-Ungarns, zwischen der Donau und der Theiß, verließen wir in seinem hölzernen Pallaste, im Anfange des Jahres 450, den furchtbaren Attila; und zu Ravenna, an der Seite seiner in seinem Namen das Weströmer Reich beherrschenden Mutter, den dem Geiste nach noch immer unmündigen Valentinian III. Aber diese einzige und festeste Stütze seiner nie aufhörenden Unmündigkeit sollte ihm, gegen das Ende

eben dieses Jahres, durch den Tod entrissen werden. Am 27. November, mithin wenige Monate nach dem Tode des Theodosius, starb auch die Mutter des Valentinians. Unersätzlich war für den schwachen Kaiser dieser Verlust. Verwaißt stand er nun da, sich selbst überlassen in seiner ganzen geistigen Impotenz; und zwar gerade in einem Augenblick, wo der unaufhaltsame Strom der Ereignisse ihn an die Schwelle einer furchtbaren, gefahrvollen Zukunft geführt hatte.

2. An dem Gängelbande mütterlicher Zärtlichkeit hatte Placidia das fantastische Wesen, das sie Sohn nannte, zur Männlichkeit zu leiten gesucht. Umsonst war ihr Bemühen gewesen. Was die Natur dem Sohne versagt hatte, konnte die Mutter ihm nicht geben. Aber was sie zu thun im Stande war, das that sie; hielt ihn von groben Ausschweifungen zurück, zwang ihn, anerkanntes Verdienst, wenigstens dem Scheine nach, zu ehren, gestattete Verschnittenen und Kämmerlingen keinen Einfluß in die Geschäfte, und verhinderte, so lange sie lebte, daß ihr Sohn das blinde Werkzeug ward in den Händen von Menschen, die noch schlechter waren, als er selbst es nur immer hätte seyn können.

3. Placidia starb in Rom. Mit den kostbarsten und stärksten Aromaten einbalsamirt, ward ihre entseelte Hülle nach Ravenna gebracht, und in der, nach den H. H. Nazarius und Celsus genannten, von der Verstorbenen selbst zu diesem Zwecke erbauten Kapelle beigesetzt. Sitzend auf einem Stuhle von Cypressenholz soll man sie, wie Mabillon und Baronius versichern, noch zu ihren Zeiten in der Gruft dieser Kapelle den Fremden gezeigt haben. Mab. It. it. p. 39. 40.

4. So bald die Kunde von dem Tode des Theodosius die Ufer der Donau erreicht hatte, ordnete Attila eine Gesandtschaft nach Constantinopel, um den, in dem letzten Friedensschluß ihm versprochenen Tribut von dem Nachfolger des Theodosius zu fodern. Die ächt-römische Antwort, welche Marcian den Hunnischen Gesandten gab, ist dem Leser schon bekannt. Um jedoch wo möglich dem Ausbruche eines neuen, in jedem Falle, blutigen und verherenden Krieges zuvor zu kommen und zugleich ehrenvollere Verhältnisse, als die bisherigen, zwischen dem römischen Reiche und den Hunnen wieder herzustellen, schickte der Kaiser den Feldherrn Appollonius in das Lager der Hunnen.

5. Apollonius war gerade der Mann, dessen es bei einem solchen Auftrag bedurfte. Als Attila ihn durchaus nicht vor sich kommen lassen wollte, jedoch hartnäckig darauf bestand, daß er die für ihn mitgebrachten Geschenke ihm ausliefern müste; ließ Apollonius ihm sagen, daß Attila nur zwei Wege offen stünden, die kaiserlichen Geschenke zu erhalten, nämlich entweder in einer feierlichen Audienz sie aus seinen Händen zu empfangen, oder ihn ermorden zu lassen und dann, gleich einem Räuber, sich der mitgebrachten Habe des Ermordeten zu bemächtigen.

Prisc. p. 72. 73.

6. Attila, der von den völlig, wie er wähnte, entarteten Römern keine solche Sprache erwartete, bewunderte die Kühnheit dieser Antwort, verschmähete zwar die Geschenke, ließ aber den Römer mit Allem, was er mitgebracht hatte, ungekränkt wieder abreisen.

7. Aber auch Valentinian hatte dem Attila, wenigstens wie dieser glaubte, manche Ursache zur

zufriedenheit gegeben. Gegen beide Kaiser gleich gebracht, ward also ein neuer Krieg gegen die mer beschlossen; nur blieb Attila noch einige Zeit entschlüssig, welches von beiden Reichen er zuerst greifen wollte.

8. Der innere, durch die Niederlassungen so ler Barbaren, äußerst geschwächte und zerstückelte stand des abendländischen Reiches, die unaufhör- en Bitten des zu den Hunnen geflüchteten Clode- ds, ältesten Sohnes des Clodions, die Vorspie- ungen des Eudoxius *) und mehr als alles Uebri- die schlaue Politik des Genserichs, unterstützt ch die reichen Geschenke, welche dessen Gesandten ls dem Attila machten, theils unter die Großen es Hofes vertheilten, entschieden endlich für einen griff auf das Abendland und einen Einfall in Gal- l. **) An nichts fehlte es mehr, als an einem

Gesch. v. N. 3. 10. Bd. 42. K. §. 5.

*) Eudoxius, aus Gallien gebürtig, hatte dort lange Zeit als ausübender Arzt gelebt, aber nachher an dem Auf- stand der Bagauden thätigen Antheil genommen. Um der Strafe zu entgehen, floh er zu den Hunnen, ge- wann die Gunst des Attila und ward dessen Leibarzt. Jetzt versicherte er ihn, daß er unter den Landleuten in Gallien noch einen sehr starken Anhang habe, welcher bei einem Einfall eines Hunnischen Heeres in Gallien, sich sogleich auf das neue gegen die Römer empören und mit den Hunnen gemeinschaftliche Sache machen würde.

**) Genserichs grausame Mißhandlung der gothischen Kö- nigstochter haben wir schon im vorhergehenden Bande, K. 38. in einer Note zu §. 6. dem Leser erzählt. Ei- nen Angriff von dem westgothischen König befürchtend, und welchen die Römer, wie Genserich wohl wußte, mit Geld Schiffen und Soldaten würden unterstützt haben, suchte nun der schlaue Vandal auf alle Weise, den Attila zu einem Kriege gegen die Römer und West- gothen zu reitzen. Nur durch eine solche furchtbare

schicklichen Vorwand zum Krieg und dieser ward, wie man weiß, von jeher von jedem Eroberer stets nur gar zu leicht gefunden.

XI.

G. d. R. Z. W. 16. K. 34. §. 9.

1. Die Prinzessin Honoria, welche ungefähr in dem Jahre 433, ihres begangenen Fehltrittes wegen, von Rom verbannt und zu ihren kaiserlichen Anverwandten nach Constantinopel geschickt worden war, hatte sich an die stille, an Weltfreuden leere und oft dem Gebete und mancherlei Andachtsübungen geweihete Lebensweise der heiligen Pulcheria und ihrer frommen Schwestern nicht gewöhnen können; sich selbst und ihrem Gram überlassen, nährte Einsamkeit nur immer noch mehr ihre unselige Leidenschaft und bei der Heftigkeit eines durch keine religiösen Gefühle gezügelten Temperaments, war für sie nichts verzweiflungsvoller, als die Vorstellung, auf ewig zu einem ehelosen Leben verdammt zu seyn.

2. Das ganze Morgenland und vorzüglich die Kaiserstadt waren voll von dem Namen des furchtbaren Attila. Auch Honoria hatte vieles von ihm gehört, war öfters selbst Zeuge gewesen des Schreckens, den dieser blose Name unter allen Bewohnern des Pallastes verbreitet hatte. Ueberzeugt, daß Attila der einzige Mensch in der Welt wäre, welcher Macht hätte, sie aus der Sclaverei ihrer Anverwandten zu befreien, opferte sie nun ihrem Hang zur Liebe, oder vielleicht auch ihrem gekränkten Stolz, oder ihrer Rachsucht, jede Rücksicht, jedes weibliche

---

Diversion glaubte er der ihm drohenden Gefahr eines doppelten Angriffes von Seite der Römer und Westgothen entgehen zu können.

Gefühl, ja selbst die heiligste ihrer Pflichten auf, und faßte den verzweifelten Entschluß, sich einem Barbaren in die Arme zu werfen, der, abgöttischem Wahn ergeben, ihre heilige Religion haßte, dessen Sprache sie nicht verstand, dessen Gestalt nur die Aussenlinien menschlicher Bildung hatte, und dessen Sitten und Lebensweise sie gleich stark verabscheuen muste.

3. Die Ausführung ihres Vorhabens ward ihr durch die häufigen, von Attila an Theodosius und von Theodosius in das hunnische Lager geordneten Gesandschaften ungemein erleichtert. In dem Gefolge eines solchen zurückkehrenden, hunnischen Gesandten machte demnach ein treuer, der Prinzessin völlig ergebener Evnuch ganz ingeheim die Reise zu Attila und überbrachte demselben einen Brief, in welchem die römische Kaisertochter sich selbst dem Barbaren zum Weib antrug, ihm erklärte, daß sie ihn zu ihrem Gemahl gewählt habe und dringend ihn nun auffoderte, sie als seine ihm rechtmäßig verlobte Braut von ihrem Bruder zu fodern. Zum Beweise ihrer Treue legte sie dem Schreiben ihren Siegelring bei.

4. Attila, dessen Charakter eine seltene Mischung wilder Roheit und verfeinerter Empfindungen war, fühlte ganz das Unzarte, Unanständige und Zurückstoßende eines solchen Antrages. Er beantwortet ihn daher, wie er es verdiente, nämlich mit Verachtung und Kälte, und in ebenderselben Zeit, in welcher die Prinzessin sich ihm an den Hals warf, vermehrte er das lange Register seiner Weiber mit einigen neuen hunnischen Schönheiten.

5. Aber von mancherlei Leidenschaften bestürmt

und verblendet, gab Honoria ihren Vorsatz nicht auf. Wahrscheinlich schrieb sie noch öfters an Attila, schickte noch mehrere geheime Boten an ihn ab; bis endlich, entweder kurz vor, oder gleich nach dem Tode des Theodosius, ihr Einverständniß mit dem ärgsten Feinde des römischen Namens entdeckt, sie als ein Gegenstand des Abscheues ihrer ganzen Familie von Constantinopel nach Rom zurückgeschickt, dort mit einem obscuren Manne, dessen Namen die Geschichte nicht einmal kennt, dem Scheine nach verheirathet, aber nach der Trauungsceremonie sogleich von ihrem vorgeblichen Gatten getrennt und für ihre ganze Lebenszeit eingesperrt ward. Von diesem Augenblicke an verschwindet ihr Name aus der Geschichte, die überhaupt ihn schwerlich jemals genannt haben würde, hätte nicht Attilas doppelter Einfall in das west-römische Reich ihrem Andenken in den Geschichtbüchern Galliens und Italiens ein eben so schreckliches als unvergängliches Denkmal gesetzt. — Richten wir indessen nicht zu strenge diese unglückliche Fürstin, dies beklagenswerthe Schlachtopfer der Convenienz und einer unnatürlichen Politik. Das Innerste ihrer Individualität bleibt uns verschlossen; wir sehen daher nur ihr Verbrechen, nicht auch die dasselbe entschuldigenden, mildernden Umstände. In einem Alter, wo der Kampf mit der verderbten Natur so schwer wird, unterlag sie vielleicht nur deswegen in einem unseligen Augenblick der übermannenden Begierde, weil kein ihr verwandtes, wohlthätiges Wesen so lange über ihr Herz gewacht hatte, bis ihr eigener Geist das Licht und die Kraft hätte finden können, den stürmischen Regungen des erstern zu gebieten. Selbst edle Anlagen und treffliche Eigenschaften konnten in diesem Falle die Mitschuldigen ihres Verbrechens gewesen seyn. Nicht im Purpur geboren, wäre Honoria vielleicht

eine zärtliche, getreue Gattin, eine sorgsame, liebevolle Mutter, kurz ein Muster weiblicher Tugend und zarten Weibersinnes geworden.*)

XII.

1. Jetzt da der Krieg gegen das Abendland beschlossen war, entbrannte auch Attila auf einmal in Liebe zu seiner vorgeblichen Braut. Durch eine feierliche Gesandtschaft an Valentinian beschwerte er sich über die harte Behandlung, welche unverschuldet jene dulden müßte; begehrte die Auslieferung der Prinzessin und mit ihr, als Brautschatz, den ihr zugefallenen Erbtheil, nämlich die Hälfte des abendländischen Reiches. Als einen Beweis seines Verlöbnisses mit Honoria zeigten Attilas Gesandten dem Valentian den von seiner Schwester ihrem Könige geschickten Ring.

2. Man antwortete den hunnischen Gesandten, daß nach der Verfassung des römischen Reiches die Töchter von der Erbfolge ausgeschlossen wären; übrigens auch Honoria, weil schon verheirathet, nun nicht mehr die Gemahlin des Attila werden könnte.

3. Statt zu einem nun ganz unvermeidlichen

*) So wie Jornandes, Prosper und der Graf Marcellinus Honoriens Geschichte erzählen, scheint dieselbe etwas unverständlich; aber sie wird zusammenhängender und vollkommen verständlich, so bald man, wie auch Gibbon sehr richtig bemerkt, der Prinzessin unglücklichen Umgang mit Eugenius und ihr Einverständniß mit Attila, durch Ort und Zeit von einander trennt.

Krieg sich mit dem größten Nachdruck zu rüsten, alle Kräfte des noch immer fühlbare Zeichen des Lebens von sich gebenden Römerreiches in Bewegung zu setzen und durch geschickte und schnelle Negotiationen die widerstreitenden Interessen der in den römischen Provinzen nun ganz unabhängigen Barbaren mit einander auszusöhnen und solche in einem großen Bunde gegen den gemeinschaftlichen Feind des Abendlandes zu vereinigen, fiel man auf den läppischen Gedanken, die ganze Sache auf diplomatischem Wege auszugleichen, durch Künste der Rhetorik den Attila zu besiegen, mit Vernunftschlüssen gegen denjenigen zu streiten, dessen ganze und bisher stets siegende Logik in achtmal hundert tausend kriegslustigen Soldaten bestand, der endlich, so gut wie Valentinian, längst schon von der Unzulässigkeit seiner Foderungen überzeugt war und offenbar durch seine Gesandtschaft blos den Römern hatte Hohn sprechen wollen.

Allg. Weltg. B. 17.

4. Cassiodorus, der Vater des berühmten Geschichtschreibers, Carpilio, Sohn des Aetius und noch einige durch hohe Staatsämter ausgezeichnete Männer reisten demnach zu Attila, wurden gegen ihre Erwartung von demselben ungemein gütig aufgenommen und waren so glücklich, denselben schon nach einigen Unterredungen vollkommen von der Ungerechtigkeit seiner Foderungen zu überzeugen. Attila versprach davon abzustehen, die freundschaftlichen Verhältnisse mit den Römern auch ferner zu unterhalten. Hoch erfreut über den über alle Maße glücklichen Ausgang ihres Geschäftes und den sie der Kraft ihrer Dialektik und der Gewandtheit ihrer Diplomacie zuschrieben, kehrten die Römer wieder nach Ravenna zurück.

5. Den römischen Gesandten auf dem Fuße folgten neue Gesandten des Attila, welche dem Valentinian alle seinen Abgeordneten schon gemachte Zusagen wiederholten und ihm zugleich die vertrauliche Eröffnung machten, daß ihr Herr die Westgothen, diese alten Feinde der Hunnen, angreifen werde; sollte demnach Valentinian von Kriegsrüstungen der Hunnen hören, so möchte er ja nicht darüber besorgt seyn; nicht gegen die Römer, blos gegen die Westgothen wären dieselben gerichtet; würden Erstere nicht die Parthei der Letztern ergreifen und gemeinschaftliche Sache mit ihnen gegen Attila machen; so würde auch die zwischen Valentinian und ihm bestehende Freundschaft nicht gestört werden.

6. Zu gleicher Zeit erhielt indessen auch Theodorich oder Theuderich, König der Westgothen, Briefe von Attilla, in welchen derselbe ihn seiner steten Freundschaft versicherte; ihm Kunde davon gab, daß er die Römer angreifen werde, und ihn auf das nachdrücklichste ermahnte, sich mit ihm, bei seinem Eintritt in Gallien, gegen die Römer, ihren gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen.

Jornand. ed. reb. get. Allg. Weltg. B. 17.

7. Während dieser Verhandlungen hatte Attila, aus allen mitternächtigen Völkern von der Wolga bis an die Donau, eines der furchtbarsten Kriegsheere zusammengezogen, dessen die Geschichte je noch Meldung gethan. Es bestand aus Hunnen, Gepiden, Ostgothen, Rugiern, Gelonen, Squiren, Bellonotten, Neuriern und Basternen; und durch die Hoffnung reicher Beute gelokt, stießen, als das Heer schon auf dem Marsch war, auch noch Marcomannen, Sueven, Quaden, Heruler, Turcilingen und endlich ein bedeutendes Hülfscorps aus jenen Franken, welche dem Clodobald, ältestem Sohne des Clodions ergeben

waren, zu den Fahnen des Attila. Das gesammte Heer geben einige alte Geschichtschreiber auf fünfmal hundert tausend, andere gar auf siebenmal hundert tausend Mann an. *)

8. Ohne die Zurückkunft seiner Gesandten abzuwarten, brach Attila mitten im Winter mit seinem ungeheuern Heere auf. Der Zug ging durch Panonien und Mösien, auf der alten römischen Heerstraße,

---

*) Die vorzüglichsten historischen Quellen in Beziehung auf diesen Krieg sind: Jornandes de reb. get., die Fasti consulares des Cassiodors, die Chroniken der beiden Prosper, jene des Idatius, und die Geschichte Gregors von Tours, durch welche die Erzählungen der erstern öfters ergänzt und berichtiget werden müssen. Auch die Lobrede des heil. Sidonius auf den Avitus, verdient hier genannt zu werden. In historischer Hinsicht kann freilich ein an poetischen Bildern und Metaphern reiches Gedicht nicht so belehrend seyn, als eine einfache Geschichtserzählung, aber dem ungeachtet verbreitet das Carmen des heil. Sidonius auf manche von den andern Geschichtschreibern nicht genug hervorgehobenen Punkte ein gewisses Licht, welches dem Geschichtsforscher auf seiner Bahne nicht selten gleichsam noch viele Schritte weit vorleuchtet und ihm zu einer bestimmtern und klarern Ansicht des Ganzen behülflich wird. Endlich muß der Leser auch noch gegen den falschen Idatius gewarnt werden, daß er diesen nicht mit dem ächten verwechsele. Hätte der sonst so scharfsinnig combinirende Buat in seiner histoire des peuples de l'Europe es sich nicht zur Aufgabe gemacht, den Attila und die Hunnen überall zu rechtfertigen; so würde er, durch die Angaben des unächten Idatius und welchen oft die Erzählung aller andern Geschichtschreiber geradezu widersprechen, sich schwerlich haben irre führen lassen. Aber so mußte ihm Alles willkommen seyn, was ihn nur immer in seiner, blos ihm eigenen, vorgefaßten Meinung zu Gunsten Attilas und seiner Hunnen noch mehr bestätigen konnte.

längs der Donau nach dem Rhein. Getheilt in mehrere Heerhaufen, wovon jeder einzeln schon ein furchtbares Heer ausmachte, marschirten diese zahllosen Schwärme von Barbaren, theils diesseits theils jenseits der Donau, auf welchem Strom alles, was ein Heer nur immer bedarf, ihnen nachgeführt ward. *)

9. Nach einem Marsch von wenigstens sieben bis acht hundert Meilen stießen endlich sämmtliche Heerhaufen an den Quellen der Donau wieder zusammen, und im Anfang des Frühjahres (451) stand schon Attila mit seinem ganzen Heere in der Gegend von Basel. Was am Ober-Rhein den Verheerungen der Vandalen, Sueven und Alanen entgangen war, ward jetzt verwüstet; und wahrscheinlich war es bei dieser Gelegenheit, daß Rauracum, Vindonissa und

---

*) Die unvollständigen und mangelhaften Erzählungen der alten Geschichtschreiber sagen uns nichts Bestimmtes über den Weg, welchen Attila genommen. Die Meinungen der Neuern sind darüber getheilt. Einige lassen ihn durch das Herz von Deutschland marschiren, und bei dem Ausfluß des Neckars in den Rhein, über diesen Fluß gehen. Die Meinung der Andern ist diejenige, welcher auch wir hier gefolgt sind; sie hat ungleich mehr Wahrscheinlichkeit, als die erstere; denn läßt es sich wohl vernünftiger Weise annehmen, daß der Kriegs- und Länderkundige Attila, mit seiner zahllosen, größtentheils aus scythischer Reiterei bestehenden Armee, den so ungemein beschwerlichen, für Cavallerie oft ganz unpraktikabeln Weg, durch das Herz des damals noch mit ungeheuern Wäldern, Sümpfen und Morästen bedeckten und daher wenig angebauten Deutschlands, der ungleich bequemern, durch viel besser bebauete Gegenden führenden, römischen Heerstraße, und wo die Nähe der Donau die Nachführung aller Kriegsbedürfnisse und die Verproviantirung der Armee ausserordentlich erleichterte, werde vorgezogen haben?

Argentuaria von Grund aus zerstört wurden. Ueber oder neben den Trümmern dieser Städte erhoben sich das heutige Basel und Colmar.

XIII.

1. Durch den Tod der Kaiserin Placidia hatte in Ravenna Alles eine andere Gestalt erhalten. Alle Partheien, welche das Ansehen der Verstorbenen so lange danieder gehalten hatte, wurden auf das neue belebt; denn unter einem schwachen sich nun völlig selbst überlassenen Kaiser glaubte der Ehrgeiz schwungsüchtiger Großen sich zu den kühnsten Hoffnungen berechtiget. An dem Hofe des Valentinians sah man jetzt nichts als den widerlichen Conflickt kleinlicher Leidenschaften und selbstsüchtiger Umtriebe und die Cabalen der Höflinge machten dem großen Aetius mehr zu schaffen, als die Zurüstungen des Attila.

2. Eingeschläfert durch die trügerischen Verheissungen des Hunnen-Königes dachte Niemand an Krieg oder kriegerische Rüstung. Blos beschäftiget mit den Entwürfen eigener Größe, hatte Jeder genug für sich selbst zu thun; das Wohl des Kaisers und des Reiches war nur eine lästige Nebensache; und durchkreuzt und gehemmt in Allem was er unternehmen wollte, mußte selbst Aetius, obschon er den Attila besser kannte, jetzt in Unthätigkeit den nahenden Sturm mit scheinbarer Ruhe erwarten.

3. Aber aus ihrem süßen Traume wurden Valentinian und sein Hof nun plötzlich durch die Nachricht aufgeschreckt: Attila stehe mit einem zahllosen Heere an den Grenzen des Reiches. In großen Seelen wächst der Muth bei dem Anblick der Gefahr,

und zwar im Verhältniß ihrer Größe. Aber das römische Reich hatte jetzt eben so fühlbaren Mangel an großen Männern, als an Geld und Soldaten. Das römische Heer war äusserst schwach, beinahe keine der Legionen vollzählig, und in den mehrsten festen Städten Italiens und Galliens waren die Besatzungen unzureichend, die Befehlshaber oft unzuverlässig, und die Festungswerke größtentheils sehr stark zerfallen. Alle Augen waren jetzt auf Aetius gerichtet; in seinem eigenen Genie sollte er die Hülfsmittel finden, die der Staat ihm nicht geben konnte; und mit unumschränkter Vollmacht ausgerüstet, ward ihm nun die Führung des Kriegs, wie die Sorge für die Erhaltung des Reiches gänzlich überlassen.

4. Die Truppen, welche ihm zu Gebote stunden, theilte Aetius in zwei Corps. Mit dem einen besetzte er alle Zugänge Italiens; mit dem andern zog er in Eilmärschen nach Gallien. Alle seine Hoffnungen beruheten jetzt auf der Hülfe der römischen Bundesgenossen und vorzüglich des Westgothen-Königes. Aber kaum in Arles, der Hauptstadt Galliens angekommen, erhielt er Briefe von Theodorich, worin dieser ihm meldete, daß er an dem Krieg keinen Antheil nehmen werde, und, im Falle es dem Attila einfallen sollte, auch ihn zu bekriegen, er den Feind, von welchem er mit affektirter Verachtung sprach, ganz ruhig innerhalb der Grenzen seines Gebietes erwarten wolle. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für den römischen Feldherrn; denn wurden die Römer jetzt von ihren streitbarsten Bundesgenossen, den Westgothen verlassen; so konnte man sich von den andern Barbaren, den Alanen, Burgundern und Franken nur wenig oder nichts versprechen. Gallien war verlohren, und selbst Italien hatte von dem ohnehin schon so

furchtbaren, nun siegtrunkenen, unaufhaltsam vorrückenden Feinde das Aeusserste zu befürchten.

5. In dieser schrecklichen Verlegenheit sandte Aetius abermals den Avitus zu dem gothischen König. Mit der ausgedehntesten Vollmacht versehen, sollte er alles anwenden, um sich des Beistandes der Gothen zu versichern.

6. Avitus, den die Leser aus dem 16. Bande dieser Geschichte schon kennen, war ein eben so sehr durch edle Geburt, als die trefflichsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens ausgezeichneter Römer. An dem Hofe von Toulouse stand er in dem grösten Ansehen, war bisher in allen seinen Verhandlungen mit den Gothen noch immer glücklich gewesen. Jetzt entdeckte er dem Theodorich die arglistige Politik des Attila, der die Römer und Gothen mit gegenseitigen Besorgnissen zu erfüllen suche, blos um sie zu trennen, und getrennt und einzeln sie nachher beide desto leichter zu unterdrücken. Mit jener Kraft, welche der Sprache der Wahrheit und Ueberzeugung stets eigen ist, erinnerte er den König an die Heiligkeit seiner mit den Römern eingegangenen Verbindlichkeiten; er erinnerte ihn an die grausame Behandlung, welche die Westgothen von den Hunnen hätten ehemals erdulden müßen, und wie heilig die Pflicht für jeden Christen sey, Kirchen, Kapellen und Altäre gegen die gottlosen Entweihungen wilder, dem abscheulichsten Götzendienste ergebener Barbaren zu schützen.

7. Auf den König und alle um ihn versammelte Gothen machten die Worte des edlen Römers den tiefsten Eindruck. Avitus hatte gesiegt, bevor er noch seine Rede geendigt hatte. Krieg gegen Attila den unversöhnlichen Feind der Gothen und Römer, ward jetzt die

allgemeine Losung an dem Hofe von Toulouse; und Theodorich versprach, nun sogleich die ganze streitbare Mannschaft seines Volkes aufzubieten und so schleunig als nur immer möglich, sich mit dem Heere der Römer zu vereinigen.

8. Gleich dem Erretter Roms ward Avitus von Aetius empfangen. Muth und frohe Zuversicht eines glänzenden Erfolges traten nun an die Stelle bisheriger Niedergeschlagenheit und banger Besorgniß. An alle, den Römern kriegspflichtige, und in Gallien wohnende Völker und Stämme, als: Alanen, Armoriker, Lisier, Breonen, Sachsen, Burgunder, Ripuarier und Franken wurden nun Aufgebote erlassen, unverzüglich ihre kriegerischen Schaaren zu dem Heere der Römer zu senden; und alles wurde von Aetius mit so ungemeiner Thätigkeit betrieben, daß er schon am Ende des Mai ein eben so furchtbares und beinahe auch eben so zahlreiches Heer, als jenes der Hunnen, auf den Beinen hatte.

XIV.

1. Um einige, blos auf Beute ausgehende Schwärme von Barbaren über den Rhein zu setzen, wäre eine Anzahl Böte und leichter Fahrzeuge hinreichend gewesen; aber Attila mit seinem ungeheuern Heere und seinen zahllosen Pferden, bedurfte zu seinem Uebergang einer stehenden Brücke. Die Nähe des herzinischen Waldes erleichterte den Bau derselben. Als sie fertig war, zog Attila mit seinem Heere über den Strom. Die Burgunder hatten ihm den Uebergang wehren wollen, waren aber unglücklich in ihrem Unternehmen, wurden zurückge-

trieben und größtentheils von den Hunnen erschlagen.

2. Sobald Attila auf dem jenseitigen Ufer sich festgesetzt hatte, ließ er in dem ganzen Lande öffentlich bekannt machen, daß er nicht als Feind sondern als Freund der Römer gekommen wäre; er begehre nichts als freien Durchzug durch Gallien, um seine eigentlichen Feinde, die Westgothen, welche in dem heutigen Languedoc und Guyenne wohnten, bekriegen zu können.

3. Durch diese freundlichen Zusicherungen getäuscht, öffneten mehrere Städte dem Attila ihre Thore; aber kaum war er in dem Besitze derselben, als seine wilden Horden sie plünderten, die Einwohner grausam mißhandelten, jede Art von Gräuel gegen dieselben sich erlaubten. Durch solche Beispiele geschreckt, verschlossen alle übrige Städte den Hunnen ihre Thore. Aber jetzt warf auch Attila die Larve hinweg. In viele Heerhaufen getheilt, ergoßen sich nun seine Myriaden von Barbaren über das ganze unglückliche Land. Tongres, Trier, Straßburg, Speier, Worms, Mainz und alle Städte dortiger Nachbarschaft wurden beinahe zu gleicher Zeit belagert, erobert, geplündert, verbrannt, dem Erdboden gleich gemacht und die jammernden Bewohner ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechtes unmenschlich erwürgt. Gleiches Schicksal traf Rheims, Arras, Laon, Besançon, Toul und Langres und die aus den noch glühenden Schutthaufen niedergebrannter Städte überall aufsteigenden Rauchsäulen verkündigten von Ferne schon die Gegenwart des furchtbaren Attila.

4. Vor Metz kam der Feind in der Nacht vor

dem Osterfeste an; dasselbe fiel in dem Jahre 451 auf den 8. April. Bald waren die Thoren aufgesprengt; die wüthenden Hunnen drangen mit dem Schwert in der Faust in die Stadt, richteten ein fürchterliches Blutbad unter den Einwohnern an, erwürgten die Priester an den Altären und schonten selbst der neugebornen Kinder nicht, welche der Bischof im Augenblick der Gefahr aus Vorsicht so eben getauft hatte. Die Stadt ward hierauf geplündert, den Flammen Preis gegeben, und so von Grund aus zerstört, daß nur eine wunderbarer Weise erhaltene Kapelle des heiligen Stephanus, und in welcher einige Reliquien des Heiligen aufbewahrt wurden, die Stätte bezeichnete, wo die volkreiche, blühende Stadt ehemals gestanden hatte.

5. Die Stadt Troies, obschon ohne Besatzung und Festungswerke, verdankte ihre Erhaltung einzig und allein dem Gebete ihres Bischofes, des heiligen Lupus. Als Feuer und Schwert in der ganzen umliegenden Gegend wütheten; flehete der Heilige inbrünstig zu Gott um die Erhaltung der Stadt und gieng hierauf dem nahenden Feinde selbst entgegen. Gleich Wasserleitungen sind die Herzen der Mächtigen dieser Erde in den Händen der Allmacht. Attila wurde ergriffen von der hohen, ehrwürdigen Gestalt des Heiligen, sein Herz ward erweicht; er liebkosete den Bischof, versprach ihm die Erhaltung der Stadt und hielt treulich seine Zusage. Die Worte und das ganze Wesen des heiligen Lupus machten einen solchen Eindruck auf Attila, daß er ihn nachher auf seinem Rückzug aus Gallien durchaus in der Nähe seiner Person wissen wollte; durch die Gegenwart dieses heiligen Bischofes glaubte er sich des Schutzes des Gottes der Römer versichert. Lupus mußte also den Attila bis an den Rhein begleiten, und als er endlich hier entlassen

ward, und von dem König Abschied nahm, empfahl dieser sich noch einmal in sein frommes, vielvermögendes Gebet. Onegeses, jener vornehme Hunne und Liebling des Attila, von welchem schon in dem vorhergehenden Bande mehrmals die Rede gewesen, diente nach dem Zeugniß des Biographen des heiligen Lupus, dem Attila als Dolmetscher in seinen Unterredungen mit dem Bischofe von Troies *).

6. Auch Paris ward wunderbarer Weise erhalten.

Hist. des G. et de la Fr. T. et 2

*) Das Zusammentreffen des heiligen Lupus mit dem Attila wird von den alten Geschichtschreibern auf folgende Art erzählt. Als die Feinde der Stadt Troies schon ganz nahe waren, gieng Lupus in seinem bischöflichen Ornat und von der ganzen Clerisei seiner Kirche umgeben, dem feindlichen Heere entgegen. Dem Attila sogleich vorgestellt, redete der heil. Bischof denselben also an: «Du, der du nach so vielen überwundenen Kö«nigen und unterjochten Nationen, nach so vielen erober«ten und zerstörten Städten, dir den ganzen Erdkreis «unterwerfen willst, sage an, wer bist du?» — Hierauf antwortete Attila: «Ich bin Attila, der Hunnen König, «die Geisel Gottes.» — «Wer wird, wer kann,» erwiederte jetzt der heil. Lupus, «der Geisel meines Gottes wider«stehen? Du, der du sie in deinen Händen führest, komme «also herein in unsere Stadt und gebrauche Gottes «Geisel, wie Gott will, daß du sie gebrauchen sollst.» — Bei diesen Worten ward das Herz des Königs gerührt. Er bezeigte sich freundlich gegen den Bischof und versprach ihm der Stadt zu schonen. Ruhig marschirte nun Attila durch Troies; kein Hunne durfte seine Reihen verlassen und kein Einwohner ward, weder in seiner Person noch in seinem Eigenthum, auch nur im mindesten gekränkt. Daher die nachher in ganz Gallien verbreitete Legende, daß die Häuser und Einwohner von Troies plötzlich auf wunderbare Weise den Hunnen unsichtbar geworden, und diese demnach ohne irgend eine Ausschweifung zu begehen, ganz friedlich mitten hindurch gezogen wären.

Als die Feinde sich der Seine näherten, wollten die Einwohner von Paris die Stadt verlassen, in andere, wie sie wähnten, festere Plätze sich und ihre Habseligkeiten flüchten. Aber die heil. Genoveva, weil von oben erleuchtet, sagte ihnen mit Bestimmtheit voraus, daß, wenn sie ihren Vorsatz ausführten, sie unmittelbar ihrem Verderben entgegen giengen, denn gerade die Städte, in welchen sie jetzt Sicherheit suchen wollten, würden von dem Feinde zerstört werden; zu anhaltendem mit Fasten verbundenem Gebete möchten sie ihre Zuflucht nehmen; Gott werde sicher die Stadt verschonen. Viele fromme Jungfrauen und Matronen glaubten den Worten Genovevens; aber die Männer, weil von ihren Frauen und Töchtern nun von der Flucht zurückgehalten, geriethen in Wuth gegen die Heilige, nannten sie eine falsche Prophetin und standen schon im Begriffe, dieselbe in der Seine zu ersäufen. Aber zu gutem Glück befand sich gerade ein Archidiaconus der Kirche von Auxerre in Paris. Er war dahin gekommen, um der heiligen Genoveva die Eulogien zu überbringen, welche der sterbende heilige Germanus ihr einige Stunden vor seinem Tode geschickt hatte. Dieser erfuhr das Vorhaben der Bürger, stellte ihnen die Gottlosigkeit desselben vor, erinnerte sie an das große Zeugniß, welches Germanus, dessen Andenken sie ja so sehr verehrten, dieser Gott geweihten Jungfrau gegeben hätte. Es gelang ihm, die durch Furcht verwilderten Gemüther wieder zu besänftigen. Man dachte nun nicht mehr an Flucht. Tag und Nacht wurden Betstunden gehalten. Die Prophezeiung Genovevens ging in Erfüllung und kein Feind zeigte sich vor den Thoren von Paris.

Historiens des Gaules et de la France T. 1. 2
Charp. vie de St. Genev.

XV.

1. Auf dem bischöflichen Stuhle von Orleans saß seit zehen Jahren der heilige Anianus, ein Mann, der mit einer hervorleuchtenden, von Gott durch mehrere Wunder schon verherrlichten Frömmigkeit eine ungemeine Klugheit, hinreißende Beredtsamkeit und einen lebhaften, alle Weltverhältnisse schnell durchschauenden Geist verband. Als ein wahrer Nachfolger des großen treuen Hirten, lag ihm nach dem Seelenheil seiner Heerde nichts so sehr am Herzen, als auch deren irdisches Wohl. Der Hunger seines Volkes war sein eigener Hunger, die Drangsalen seiner Gemeinde seine eigenen Drangsalen.

2. Sobald Anianus gehört hatte, daß Attila über den Rhein gegangen, alle feste Städte belagere und gegen das Herz von Gallien vorrücke, sah er sogleich ein, daß die Absicht des Attila vorzüglich auf Orleans gerichtet seyn würde. Die Stadt beherrschte die Loire und ihr Besitz sicherte dem Attila nicht nur seine schon gemachten Eroberungen, sondern auch einen jedesmaligen gefahrlosen Uebergang über diesen Fluß.

3. Mehrere Nächte durchwachte jetzt der heilige Bischof im Gebete, flehete inbrünstig um die Erhaltung der Stadt zu Gott, empfahl Dessen mächtigem Schutz die ihm so theure Gemeinde. Aber auch die zeitlichen Mittel, welche Gott dem Menschen darbietet, nicht verschmähend, war er nun ebenfalls auf eine muthige Vertheidigung der Stadt gegen den Feind nicht minder bedacht.

4. Das erste, was der erleuchtete Bischof vornahm, war, daß er sogleich selbst zu dem Ober-

feldherrn Aetius nach Arles gieng. Wegen ähnlicher Angelegenheiten waren schon mehrere gallische Bischöfe jetzt in Arles versammelt; aber unter dem Geräusch der Waffen und bei dem den Aetius jetzt umgebenden Gewühl und Gewirr von Geschäften, war es ihm unmöglich gewesen, dieselben vorzulassen. Als er erfuhr, daß auch der heilige Anianus da wäre, gieng er demselben sogleich entgegen, begrüßte ihn ehrerbietig, und ließ sich in eine lange Unterredung mit ihm ein. Der Oberfeldherr bewunderte die hohe Einsicht des Mannes, dessen treffliche zum Besten der Stadt gemachten Vorschläge, und vorzüglich den Scharfblick und die Sachkenntniß, womit er von Geschäften sprach, um welche, weil seinem bisherigen Wirkungskreise völlig fremd, er sich bis jetzt nie auch nur einen Augenblick bekümmert hatte. Mit Freude bewilligte Aetius alles, was der heilige Bischof von ihm foderte. Die Besatzung von Orleans wurde unverzüglich verstärkt; der Alanen-Fürst Sangiban, welcher bis jetzt den Oberbefehl in der Stadt geführt hatte, dessen verrätherische Bewegungen aber der Wachsamkeit des heiligen Anianus nicht entgangen waren, und der daher seine sehr gegründeten Vermuthungen dem Aetius mitgetheilt hatte, ward abberufen, ein anderer Commandant an dessen Stelle ernannt, auch Befehl gegeben, so viele Arbeiter, als nur immer möglich, aufzubieten, um die Stadt, so weit es die Kürze der Zeit erlauben würde, durch Anlegung neuer Werke noch mehr zu befestigen. Uebrigens versprach Aetius, im Falle einer Belageruug, die Stadt noch in der ersten Hälfte des Junius zu entsetzen.

5. Anianus war noch nicht lange in der Mitte seines ihn mit Sehnsucht erwartenden Volkes angekommen, als Attila wirklich vor den Mauern von Orleans erschien, sein Lager im Angesicht der Stadt aufschlug,

sie von der Landseite enge einschloß, und sogleich die Belagerung begann. Muthig wurden die Angriffe der Feinde von den Belagerten zurückgeschlagen. Anianus gieng öfters selbst auf die Mauern, ermunterte die Besatzung zum Kampfe, gab ihr seinen Segen, versprach ihr sichere Hülfe von Gott. Sobald man nur den heiligen Bischof erblickte, verschwand alle Furcht. Soldaten und Bürger thaten Wunder der Tapferkeit. Aber auch Attila, dem es um schnelle Eroberung der Stadt zu thun war, verdoppelte nun seine Anstrengungen. Tag und Nacht ward gestürmt, und Sturmböcke, Mauerbrecher und andere Belagerungsmaschinen waren unaufhörlich in Bewegung. Bald droheten die Mauern einzustürzen. Der Muth der Einwohner fing an zu sinken. Mit jeder Stunde wuchs die Gefahr. Zwar rückte die Zeit des versprochenen Entsatzes heran; aber von einem Tage früher oder später, hing jetzt die Erhaltung oder der Untergang von Orleans ab.

6. In dem festen Vertrauen auf den Schutz Gottes und nachdem er vorher in der Kirche sein Herz vor Gott ausgeschüttet hatte, geht jetzt der heilige Anianus wieder auf die Mauern der Stadt, erhebt unter den Augen der zagenden Menge seine Hände zum Himmel, und hatte kaum einige Augenblicke in stillem Gebete verharret; als auf einmal schwarze Gewitterwolken sich von allen Seiten zusammenzogen. Plötzlich schienen alle Schleußen des Himmels geöffnet, und unter furchtbarem Donner und Blitz regnete es nun stromweise 3 Tage ununterbrochen fort. In wenigen Stunden waren alle flache und niedere Gegenden überschwemmt. Die Belagerer sahen sich gezwungen, ihre Arbeiten einzustellen. An einen neuen Sturm auf die Stadt war nicht zu denken, besonders da der anhaltende Regen die Sehnen an den Bögen und andern Wurfmaschinen der Feinde so völlig erschlafft hatte,

daß sie für jetzt gar keinen Gebrauch davon machen konnten.

7. Diese Zwischenzeit benutzte der heilige Bischof, um selbst in das feindliche Lager zu gehen. Er wollte einen Versuch machen, die Erhaltung der Stadt von dem König zu erflehen. Aber dieß lag nicht in dem weisen Plane der Vorsehung. Nur bis an die Loire und nicht weiter sollte der furchtbare Attila vordringen, unter den Mauern von Orleans seiner Wellen Macht sich brechen. Der heilige Anianus fand also in dem hunnischen Lager nur schnöde Behandlung, ward von dem König gar nicht vorgelassen, und mußte unverrichteter Dinge wieder in die Stadt zurückgehen.

8. Sobald die Witterung es den Feinden erlaubte, ward die Belagerung, und zwar heftiger als je, wieder fortgesetzt. Während eines hartnäckigen und blutigen Sturmes und als man jeden Augenblick die Stadt schon in der Gewalt des Feindes glaubte, floh Alles, was nicht Waffen tragen und die Mauern vertheidigen konnte, in die Kirche. In der Ueberzeugung, daß die Fürbitte ihres heiligen Bischofs bei Gott alles vermöge, fleheten nun Matronen und Jungfrauen, Greise und Kinder zu dem heiligen Anianus um Rettung, Hülfe und Erhaltung der Stadt. Der Jammer des Volkes zerriß das Herz des heiligen Mannes; er ermahnte jenes zu festem Vertrauen in Gottes Allmacht, betete selbst laut und mit erhöheter Inbrunst zu Gott. Eine innere, nie trügende Stimme sagt ihm, daß sein Gebet erhört sey. Sogleich schickt er einen Boten auf die Mauern der Stadt, um zu sehen, ob man in der Ferne noch keine Hülfe erblicke. Mit verneinender Antwort kam der Bote zurück. Anianus schickte einen zweiten ab; aber auch die Antwort, die dieser brachte, war nicht minder trostlos. Endlich

wird ein dritter hingeschickt, und dieser kam nun zurück und meldete, daß er eine kleine Wolke an dem äußersten Rande des Horizonts undeutlich bemerkt habe. „Es ist die Hülfe des Herrn!" rief jetzt der heilige Bischof; und alles Volk wiederholte: „Es ist die Hülfe des Herrn; die Hülfe des Herrn nahet sich unserer Stadt!"

9. Eiligst begiebt sich Anianus selbst auf die Stadtmauern. Ein Theil der noch immer zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Menge folgt ihm nach. Alle Blicke sind auf den entfernten Gegenstand geheftet, der nun nach und nach immer eine bestimmtere Gestalt gewinnt, bis endlich ein günstiger, den Staub seitwärts jagender Wind, jedes Auge die der Stadt zu Hülfe eilenden Schaaren des Aetius und Theodorichs deutlich erblicken läßt.

10. Bald darauf beginnt der Feind einen neuen Sturm. Anianus will es nicht auf das Aeußerste ankommen lassen, befiehlt jetzt selbst, dem Feinde die Thore zu öffnen. Mit Siegesgeschrei und in wildem Getümmel ergießen sich nun mehrere tausend Hunnen in alle Straßen der Stadt. Indessen wird nicht gemordet und auch nicht geplündert. Ueber die ungeheure Beute frohlockend, betrachten sie alles, was sie sehen, schon als ihr Eigenthum. Nichts als die kleine Mühe der Theilung steht ihnen noch bevor. Aber in eben dem Augenblick ertönen die kriegerischen Hörner der Römer. Aetius an der Spitze der Legionen war über die Loire gegangen, drang jetzt durch das dem hunnischen Lager entgegengesetzte Thor in die Stadt ein. Die überraschten, zerstreuten und geschreckten Hunnen nahmen sogleich die Flucht. Was von ihnen den Römern in der ersten Hitze in die Hände fiel, ward sogleich niedergehauen. Ein gräß-

liches Gemetzel, ein allgemeines Blutbad der Feinde stand bevor. Aber jetzt ward auch für die Hunnen Anianus ein schützender Engel. Er hielt die Römer von fernerm Morden ab; nahm die gefangenen Feinde in seinen Schutz und sorgte dafür, daß sie menschlich und schonend behandelt wurden. *)

11. Die Nähe des römischen Heeres zwang nun die Hunnen, die Belagerung aufzuheben. Aber Attila, den die Besonnenheit nie verließ, fand es jetzt eben so bedenklich, in dem Herzen Galliens, wo die Folgen einer Niederlage für ihn so verderblich hätten seyn müßen, den Römern eine Schlacht zu liefern; auch war der ungleiche, sehr durchschnittene Boden der Gegend von Orleans für sein beinahe blos aus Reiterei bestehendes Heer durchaus kein zum Schlagen günstiges Terrain. Bevor also noch die ganze römische Armee über die Loire gegangen war, ließ Attila schon zum Rückzug blasen. Das Lager der Hunnen ward schleunigst abgebrochen und der Rückzug angetreten.

12. Attila zog sich wieder über die Seine zurück; aber seinem Heere folgte auf dem Fuße jenes der Römer und ihrer Bundesgenossen. Zwischen dem Nachtrab des Attila und dem römischen Vordertreffen kam es jetzt öfters zum Handgemenge. Stets ward mit der größten Hartnäckigkeit gefochten. Eine Schlacht hätte man jedes Gefecht nennen können, und in einem derselben zwischen den Franken und Gepiden

---

*) Seinem dem heiligen Anianus gemachten Versprechen war demnach Aetius nicht untreu geworden; denn der Tag, an welchem Orleans entsetzt ward, war der vierzehnte Junius.

blieben mehr als fünfzehn tausend Mann auf dem Platz. Als Attila in den Ebenen von Chalons angekommen war, ließ er seine Armee Halt machen, die Colonnen entwickeln und ein Lager beziehen. Hier, wo die Gleichheit des Bodens die Tapferkeit seiner Reiterei unterstützte und die Schnelligkeit ihrer Bewegungen nicht hemmte, war er entschlossen, die Römer stehenden Fußes zu erwarten, und den Besitz von Gallien der Entscheidung einer Hauptschlacht zu überlassen.

XVI.

1. Die weit um Chalons sich verbreitende Ebene, die katalaunischen Felder genannt, dehnte sich, nach der Schätzung des Jornandes, in einer Länge von hundert und fünfzig; und in einer Breite von hundert gallischen Meilen *) über die ganze Provinz aus. Diese weite Fläche hatte jedoch hie und da einige Ungleichheiten des Bodens und vor der Fronte des Attila lag eine Anhöhe, welche dessen Stellung beherrschte und den linken Flügel seines Heeres zu turniren schien. Beide Theile sahen die Wichtigkeit dieses Postens ein. Aber die Römer kamen den Hunnen zuvor, und während diese noch im Anmarsch waren, hatte Torismond, Theodorichs ältester Sohn, und welcher seinen Vater auf diesem Heereszug beglei-

*) Eine damalige gallische Meile betrug ungefähr fünfzehen hundert römische Soldaten-Schritte. — Die ganze, in dieser ungeheuern Ebene hingestreckte Gegend ward Campania genannt, woraus nachher Champagne entstand; ein Name, unter welchem diese Provinz schon im sechsten Jahrhundert bei allen Schriftstellern vorkömmt.

tete, sich mit einigen gothischen Schaaren schon in Besitz derselben gesetzt. Die Hunnen wollten sie erstürmen; aber muthig stürzten sich Torismond und seine Gothen auf den Feind herab und schlugen ihn nach hartnäckigem Kampfe mit großem Verlust wieder zurück.

2. Theils innere, theils äußere Kriege hatten die Völker zwischen der Wolga und Donau, obschon gemeinschaftlichen Ursprungs, von einander getrennt, mehrere zum Auswandern gezwungen, und einige davon aus den Ebenen Scythiens bis an die Ufer des atlantischen Meeres geführt. Alle diese Völker waren jetzt auf den katalaunischen Feldern versammelt; aber durch lange Abwesenheit, weite Entfernung und ganz neue Interessen, welche sich indessen gebildet hatten, von einander entfremdet, standen sie sich nun feindlich gegen über, und der Anblick ähnlicher gegen einander aufziehender Waffenarten und Paniere zeigte nun das Bild eines bürgerlichen Krieges, von allen Kriegen der blutigste und verderblichste, und der zu jenen Zeiten selten anders, als mit Vertilgung ganzer Völker oder Völkerstämme sich endigte.

3. Der Ueberfall der Römer bei Orleans, die dadurch erzwungene Aufhebung der Belagerung, der Verlust während des Rückzuges und der nun von den Westgothen erlittene Unfall hatten eine allgemeine Muthlosigkeit unter dem hunnischen Heere verbreitet, selbst Attilas furchtloses Herz ward von mancherlei bangen Besorgnissen gequält. Sorgfältig forschte er nun bei seinen Wahrsagern nach dem Ausgange der Schlacht; und diese, nachdem sie lange genug in den Eingeweiden und Gliedern der Opferthiere gewühlt hatten, sagten ihm, daß er zwar die Schlacht verlieren, sein größter und vornehmster Gegner

aber darin umkommen würde. Unwiderruflich fest ward jetzt die Schlacht beschlossen; denn Attila wähnte, daß unter dem grösten und vornehmsten Gegner das Orakel niemand Anderes, als den Römer Aetius bezeichnen wollte. Welch' ein großer, alles erschöpfender Lobspruch auf einen Feldherrn, dessen Untergang ein Attila sogar mit dem Verlust einer Schlacht und eines Theiles seines kriegerischen Ruhmes jetzt erkaufen wollte!

4. Vor Allem hielt Attila für nothwendig, den gesunkenen Muth seiner Soldaten auf das neue wieder zu entflammen. In einer langen, kraftvollen, für hunnische Gemüther ganz geeigneten Rede erinnerte er sie an ihre vormaligen Großthaten, an die vielen von ihnen überwundenen Nationen, gewonnenen Schlachten, eroberten und geplünderten Städte; er erinnerte sie an ihre gegenwärtige Gefahr, aber auch an die ungeheure Beute, welche, wenn sie den Feind besiegt hätten, ihre Tapferkeit lohnen würde. Das Glück, sagte Attila, das sie in so vielen Schlachten und Stürmen stets begünstiget, habe ihnen nun auch die Wonne des heutigen Tages aufbehalten. Die vortheilhafte Stellung der Feinde sey keine Folge ihrer Klugheit, blos ein Zeichen ihrer Furcht. Die von ihnen schon so oft besiegten Römer würden sie auch diesmal leicht überwinden; in den Westgothen allein bestünde die Stärke des römischen Heeres; auf diese müste man vorzüglich losgehen, die ganze Stärke des unüberwindlichen hunnischen Arms sie fühlen lassen. Durch Zaghaftigkeit könne kein Soldat sich vor dem Tode schützen. Der vom Himmel geschützte Krieger bleibe mitten unter zahllosen feindlichen Pfeilen und Wurfspiesen unverwundbar, während derjenige, der zum Tode bestimmt wäre, ihn auch in der weitesten Entfernung von dem Feind finden würde. „Ich selbst,"

schloß endlich Attila, „will den ersten Wurfspieß gegen „den Feind werfen, und der Elende, der sich weigert, „dem Beispiel seines Königes zu folgen, soll auf der „Stelle sterben." *)

5. Attilas Rede flößte seinen Truppen wieder frischen Muth ein. Die Gegenwart ihres Königes, seine Stimme, sein rollender Blick, seine zuversichtsvolle Miene; kurz alles schien ihnen sichere Vorboten des Sieges. Unbenutzt wollte Attila diese günstige Stimmung nicht vorüber gehen lassen; unverzüglich ordnete er also sein Heer in Schlachtordnung; aber die Prophezeiungen seiner Wahrsager nicht minder

*) Daß Attila ein Heer von fünfmal hundert tausend Mann nicht in Person haranguiren konnte, dieß versteht sich von selbst. Aber sehr wohl konnte er die vornehmsten Offiziere um sich versammeln, zu ihnen sprechen und ihnen dann den Auftrag geben, ihren ihnen untergebenen Schaaren die Worte ihres Königs zu hinterbringen, während er selbst durch die Reihen ritt, und seine Soldaten in seinem Blicke, in seiner Haltung und in allen seinen Gebärden die Bestätigung von dem lesen ließ, was ihre Offiziere ihnen nun hinterbrachten, oder schon hinterbracht hatten. — Uebrigens bleibt es zwar immer eine ausgemachte Sache, daß man gegen die, vor einer Schlacht, an ihre Heere gehaltenen Reden der Feldherrn, bei den alten Schriftstellern, nicht genug auf seiner Huth seyn kann; aber hier macht Gibbon die sehr richtige und dabei äußerst scharfsinnige Bemerkung, daß doch wohl die hujus certaminis gaudia, die Wonne des heutigen Tages, (wie wir es oben übersetzt haben) nicht leicht einem Italiäner des sechsten Jahrhunderts hätten einfallen können. — Cassiodor, welcher Attilas Einfall in Gallien und die Schlacht auf den katalaunischen Feldern am weitläufigsten beschreibt, versichert, alle Umstände davon aus dem Munde eines sehr alten, ehemals unter dem Heere Attilas dienenden Ostgothen vernommen zu haben.

beachtend, begann er, um die Folgen einer verlornen Schlacht zu vermindern, das Treffen erst gegen drei Uhr des Nachmittags.

6. Das Centrum seines Heeres bildeten lauter Hunnen, die er selbst in eigener Person anführte; den rechten Flügel übergab er dem Ardarich, König der Gepiden, und die Führung des linken den tapfern drei Brüdern, welche über die Ostgothen herrschten und von welchen Attila mit Recht glaubte, daß sie den ihnen gegenüber stehenden Flügel, welcher aus lauter Westgothen bestand, nur desto wüthender jetzt angreifen würden.

7. Den Mittelpunkt des römischen Heeres bildeten die Alanen unter ihrem Fürsten Sangiban. Aetius hatte ihn vorsätzlich in die Mitte der Schlachtlinie gestellt, damit, wenn er eine verrätherische Bewegung machen sollte, man den Folgen derselben sogleich vorbeugen, und den Verräther dafür bestrafen könnte. Auf dem rechten Flügel stand König Theodorich mit seinen Westgothen, und den linken, wo auch die Römer standen, führte Aetius selbst an. Die Anhöhe zwischen beiden Heeren war noch immer von dem tapfern Torismond besetzt.

8. Mit einem furchtbaren, gegenseitigen Pfeilregen begann jetzt die Schlacht. Aber bald drangen Fußvolk und Reiterei beider Heere in wüthendem Handgemenge auf einander. Die Hunnen, welche unter den Augen ihres Königes fochten, thaten Wunder der Tapferkeit, schlugen den Sangiban mit seinen Alanen in die Flucht, trennten dadurch die beiden Flügel des verbündeten Heeres, und machten nun eine Schwenkung links, um mit ihrer ganzen Macht auf die Westgothen zu fallen. Diese Bewegung wäre

entscheidend gewesen, hätte nicht Theodorich sie sogleich bemerkt. Dieser König, obschon ein Greis, zeigte an dem heutigen Tage alle Kühnheit und alles Feuer des jugendlichen Alters. Sobald er sah, daß sein linker Flügel in Unordnung gerathen wollte, eilte er dahin, sprengte durch die Reihen seiner Gothen, ermunterte sie zum Kampfe, stellte die Ordnung wieder her, und focht mit dem Muth eines Löwen. Aber getroffen von dem Wurfspieß eines Ostgothen, Namens Andages, aus dem edeln Geschlechte der Amalen, stürzte Theodorich vom Pferde, und ward in dem Getümmel von seiner eigenen Reiterei zertreten. Lange hätten indessen die Westgothen dem vereinten Angriff ihrer Stammesverwandten und der Hunnen nicht widerstehen können; aber nun und gerade in dem entscheidenden Momente kam Torismond, welcher den Gang der Schlacht von der Anhöhe beobachtet hatte, mit seinen Schaaren von derselben herab, und fiel den Hunnen und Ostgothen in den Rücken und in die Flanke. Dieses geschickte Manövre entschied das Schicksal des Tages. Die Hunnen fingen an zu weichen, und Attila, der gleich einem gemeinen Soldaten sich allen Gefahren blos gestellt hatte, es aber jetzt nicht auf eine völlige Niederlage wollte ankommen lassen, befahl zum Rückzug zu blasen.

9. Auf dem Flügel, wo Aetius sich befand, war die ganze Zeit über mit wechselndem Glücke gefochten worden. Die Nacht trennte endlich die Streitenden. Der rechte Flügel des hunnischen Heeres zog sich zuerst zurück, worauf alsdann Aetius sich ebenfalls zurückzog.

10. Unkundig der Vorfälle, welche auf dem andern Flügel sich zugetragen hatten, und wegen des Schicksals der West-Gothen äußerst besorgt, eilte

Aetius selbst nach dem Lager derselben. Aber
der Dunkelheit der Nacht gerieth er auf Abw
und endlich auf mehrere in der Ebene von Du
Catalaunum (Chalons) noch herumstreifende, fei
liche Partheien. Nur seiner und seiner Begle
Tapferkeit, so wie der Schnelligkeit seines Ros
hatte der römische Feldher diesmal seine Rettung
danken. Er erreichte das gothische Lager, hö
daß man den König noch vermisse und befahl
Gothen, ihr Lager einstweilen durch eine lei
Brustwehr von Schilden gegen einen nächtlichen Uel
fall zu sichern.

11. Sobald Attila in seinem Lager angekomm
war, gab er Befehl, dasselbe durch eine Wagenb
zu befestigen. Die zurückziehenden Hunnen h
Torismond bis tief in die Nacht verfolgt. A
hingerissen von kriegerischer Hitze und jugendlich
Ungestüm, war er zu weit vorgedrungen, hatte
verirret, von den Seinigen getrennt und befa
sich auf einmal mitten unter einer Menge hun
scher Wagen. Von allen Seiten angegriffen u
bei der Verwirrung eines nächtlichen Gefechtes, wu
er vom Pferde geworfen, und der gothische Pr
würde gleich seinem Vater hier den Tod gefund
haben, wenn nicht seine Unerschrockenheit, seine u
gewöhnliche körperliche Stärke und die Entschlosse
heit seiner Gefährten und einiger ihm zu Hülfe eil
der Gothen ihn der Gefahr und seinen Feinden e
rissen hätten.

12. Frühe am Morgen des andern Tages o
nete Aetius das Heer der Römer wieder in Schlac
ordnung. Die aufgehende Sonne enthüllte nun d
unermeßlichen Verlust des Feindes. Gräßlich w
der Anblick des Schlachtfeldes. Mit zahllosen Leich

oft haufenweise aufgeschichtet, war die ungeheure Wahlstätte bedeckt. *) Attila nahm das Treffen, das man ihm anbot, nicht an. Ohne Unterlaß schmetterten zwar die Kriegstrompeten in seinem Lager, und alle Instrumente seiner kriegerischen Musik machten in demselben ein unaufhörliches furchtbares Getös; aber bei dem Allem traute Attila nicht, seine Wagenburg zu verlassen, und die Schlacht zu erneuern.

13. Die Römer machten einen Versuch, das Lager der Hunnen anzugreifen; aber von einem unerwarteten fürchterlichen Pfeilregen empfangen, zogen sie sich wieder zurück. Attila hatte seine ganze scythische Reiterei absitzen lassen, um gleich dem Fußvolk die Wagenburg zu vertheidigen. Aber dieser Art zu fechten ungewöhnt, würde der scythische Reiter, der sein ganzes Leben auf dem Pferde zugebracht, schwerlich etwas seines Ruhmes würdiges geleistet und ein ernsthafter Angriff auf das Lager wahrscheinlich den völligen Untergang des ganzen hunnischen Heeres zur Folge gehabt haben. Attila selbst war darauf gefaßt. An einem freien Orte in seinem Lager hatte er schon alle mit kostbaren Steinen reich verzierte Sättel und übriges Reitzeug, nebst aller in dem Lager vorfindlichen Beute zusammenthürmen lassen, fest entschlossen, dasselbe, wenn das Lager erstürmt würde, in Brand zu stecken und sich mit Allen, die seinem Beispiele folgen wollten, in die Flammen zu stürzen. Kein Römer oder Gothe sollte sich rühmen können, den großen Hunnen-König lebendig gefangen zu haben. Auch

*) Ueber die Anzahl der Erschlagenen sind die Nachrichten der alten Geschichtschreiber nicht übereinstimmend. Einige geben den beiderseitigen Verlust auf zweimal hundert sechzig tausend Mann an.

im Unglücke blieb Attila sich gleich. Selbst seine Feinde bewunderten jetzt seinen festen, durch nichts zu beugenden, jedem Schicksale trotzenden Sinn; und der Gothe Jornandes vergleicht ihn mit einem Löwen, der in seiner Höhle von Jägern umringt, mit verdoppelter Wuth jeden Verwegenen bedrohet, der sich ihm zu nahen, auch jetzt noch es wagen würde. Im Glücke und Unglücke gleich furchtbar, erkühnte sich keiner von den vielen Königen, welche gleich Sclaven ihn auf diesem Heereszuge begleiteten, jetzt in dem Augenblicke, wo das Kriegsglück ihm den Rücken gewendet hatte, seine Fahne zu verlassen. Die ungeheure Ueberlegenheit seines Geistes hatte sie an seine Person gefesselt; und solche Fesseln vermag selbst das wechselnde Schicksal nicht zu lösen.

14. Nach langem Suchen ward endlich die Leiche des Königes der West-Gothen gefunden. Mit ruhmvollen Wunden bedeckt, wurde Theodorichs Körper unter einem Haufen erschlagener Feinde hervorgezogen. Seine Unterthanen und Waffenbrüder beklagten den Tod ihres Königs; aber in die Klagen der gothischen Krieger mischten sich Freudengeschrei und kriegerischer Gesang. Im Angesichte des siegenden wie des besiegten Heeres ward die Leiche feierlich zur Erde bestattet. Nach dem Rechte der Erstgeburt folgte Torismond seinem Vater auf dem Throne. Ihm, dem jungen Helden, gebührte unstreitig der größte Antheil an dem gestern erfochtenen Sieg; und unter Waffen-Geklirr auf einem Schilde emporgehoben, ward er nun von dem gesammten Heere als König der Westgothen begrüßt.

15. In einem allgemeinen Kriegsrath ward beschlossen, Attila in seinem Lager enge einzuschließen, ihm alle Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden und

auf diese Weise ihn zur Wahl zwischen einem ungleichen Kampf oder schimpflichen Frieden zu zwingen. Torismonds Ungestüm vereitelte diese zwar langsamen, jedoch sichern und weisen Masregeln. Er allein wollte mit seinen Gothen das hunnische Lager angreifen. Ohne sich des schändlichsten Verrathes an seinem nützlichsten Bundesgenossen schuldig zu machen, hätte natürlicher Weise Aetius mit dem übrigen Heere nicht müßiger Zuschauer dabei bleiben können. Aber die völlige Vertilgung des hunnischen Heeres lag nicht in dem Plane des Römers. Mit wahrer oder scheinbarer Zuneigung stellte er also dem Torismond die Gefahr vor, welche, wenn er noch länger hier verweilte, für ihn daraus entspringen müßte; leicht könnten seine in Toulouse zurückgebliebenen drei Brüder sich des vom Vater zurückgelassenen Schatzes und durch diesen des ganzen Reiches bemächtigen. An seiner Erhaltung auf dem Throne sey dem römischen Staat mehr gelegen, als an der gänzlichen Vertilgung eines ohnehin schon völlig überwundenen, gedehmüthigten, feindlichen Heeres. Torismond glaubte den Worten des Aetius, und ging mit seinen Gothen nach Toulouse zurück. Auf ähnliche Weise und unter gleichem Vorwand schickte auch Aetius den Frankenkönig Meroväus wieder nach Hause.

16. Sobald Gothen und Franken sich von den Römern getrennt hatten, herrschte eine ungewöhnliche Stille in der weiten, kurz vorher noch so geräuschvollen, römischen Lager-Linie. Aber Attila glaubte nicht an den Rückzug eines Theiles des verbündeten Heeres, und eine feindliche Kriegslist besorgend, blieb er noch einige Tage in seiner Wagenburg eingeschlossen. Erst nachdem er von der Trennung der Feinde vollkommen überzeugt war, brach er sein Lager ab, und trat ebenfalls den Rückzug an. In mäßiger Ent-

fernung folgte Aetius dem Nachtrab der Hunnen, beobachtete alle Bewegungen des Attila, und begleitete ihn bis an den Rhein.

17. Nichts beweißt mehr den ungeheuern Verlust der Hunnen in der letzten Schlacht, als daß Attila das nun so sehr geschwächte Römer-Heer während seines ganzen Rückzuges auch nicht ein einzigesmal angriff. Kein Gefecht ward mehr geliefert; ruhig gieng der Rückzug von Statten und beide Heere zogen, als wenn ein abgeschlossener Vertrag jedem Theile seine Etappen schon vorher bezeichnet hätte.

18. Indessen bleibt das Betragen des Aetius für uns ein von der Geschichte noch immer nicht enthülltes Räthsel. Warum verschmähete er selbst die Früchte des bei Chalons so blutig errungenen Sieges? War es allenfalls dankbare Rückerinnerung an die ehemals unter den Zelten der Hunnen genossenen Wohlthaten? oder, und welches noch größere Wahrscheinlichkeit hat, war es dunkles Vorgefühl, daß er, bei den unwürdigen Intriguen eines schwachen, selbstsüchtigen, Partheien preisgegebenen Hofes, vielleicht bald wieder des Schutzes seiner ehemaligen Gastfreunde bedürftig seyn könnte? Wie diesem aber auch seyn möchte; so kann man doch Aetius nie von allem Vorwurfe freisprechen. Die größte Schuld fällt jedoch auf den elenden Schattenkaiser, der, getäuscht von dem niedern Geschmeise der Höflinge und Verschnittenen, nur gefährliche Nebenbuhler in seinen treuesten Dienern zu erblicken anfing; so wie diese, nachdem sie lange Zeit die Stützen seines schwankenden Thrones gewesen, am Ende nur mit Undank und schnöder Behandlung sich gelohnt zu sehen befürchten musten.

19. In dem Heere des Attila hatten, weil an alle ihm unterworfene Völker ein allgemeines Aufgebot ergangen war, auch Thüringer gedient. Sowohl auf ihrem Einmarsch in Gallien, als auch auf ihrem Rückweg nach ihrer Heimath, waren sie durch einen Theil des fränkischen Gebietes gezogen. Auf ihrem Rückzug war es nun, daß sie sich jenen unerhörten Grausamkeiten überließen, wegen welcher, nicht vollkommen hundert Jahre nachher, Klodwigs Sohn eine eben so gerechte, als blutige Rache nahm. Nicht nur alle ihre Gefangenen, auch ihre Geiseln wurden jetzt von ihnen ermordet. Wo sie durchzogen, hinterließen sie die blutigsten Spuren unmenschlicher Barbarei. Unter Andern wurden zwei hundert junge schuldlose Mädchen auf die ausgedachteste, teuflischste Weise von ihnen zu Tode gemartert; durch wilde Pferde wurden ihre Körper zerrissen, oder alle ihre Gebeine unter der Last rollender Wagen zerquetscht. — So endigte sich Attilas Einfall in Gallien; furchtbar in seinen vorübergehenden, verheerenden Wirkungen, aber völlig unfruchtbar an irgend einem, nur einiger Maßen bedeutenden historischen Resultat. Viele Städte wurden zwar von Grund aus zerstört; ganze Geschlechter verschwanden von dem Erdboden; aber auf den Schutthaufen jener erhoben sich bald wieder neue Städte und Dörfer; und die hingewürgten Generationen wurden durch neu aufblühende Geschlechter bald wieder ersetzt. Das ganze Abendland behielt indessen vollkommen die nämliche Gestalt, welche es auch vor Attilas Einfall gehabt hatte. Offenbar war dieser verheerende Zug der Hunnen nichts als eine göttliche Züchtigung der in Sünden und Lastern versunkenen Völker; daher auch jene Städte — denn eines einzigen Gerechten wegen, schont oft Gott eines ganzen Volkes — welche hervorleuchtende, in den Wegen des Herrn

untadelhaft wandelnde Heilige, wie Lupus, Anianus, Genoveva rc., innerhalb ihrer Mauern hatten, mitten in dem Greul der Verwüstung unversehrt erhalten wurden. Als der göttlichen Gerechtigkeit, welche auch da, wo sie züchtiget, noch immer erbarmende Liebe ist, Genüge geleistet war, mußte auch Attila aus Gallien eben so wieder abziehen, wie auch einst Alarich aus Rom wieder abzuziehen durch eine geheime Macht sich gedrungen fühlte. *) Auf seinem Rückwege weilte er einige Zeit in Thüringen, hielt sogar in der Gegend von Eisenach einen Landtag; und unter allerley Bildern und Vorstellungen lebt noch bis auf den heutigen Tag Attila's Andenken in thüringischen Volkssagen.

Raff. Gesch. d. Deutsch. B. 9. K. 30.

XVII.

1. Wenn in einem policirten, völlig ausgebildeten Staate auch der glücklichste Krieg oft bedeutende Opfer erheischt und, wenn lange fortgesetzt, an dem Wohlstande des Staates naget, und das Mark der Völker verschlingt; so muß um so mehr von einem unglücklichen, und doch mit äußerster Anstrengung aller Kräfte geführten Kampfe eine völlige, oder wenigstens eine lange Reihe von Jahren hindurch fühlbare Entkräftung, eine eben so nothwendige, nie ausbleibende Folge seyn. Nicht so in dem

*) Nachdem Alarich Rom erobert, geplündert und nach wenigen Tagen schon wieder verlassen hatte, erzählte er öfters seinen Vertrauten, daß er lange Bedenken getragen, gegen Rom zu ziehen und diese Stadt zu ... gern, daß er aber, so oft er sich mit diesem Gedanken beschäftiget, auch stets von einer unerklärbaren, ... baren Macht sich gleichsam dahin gerissen gefühlt

...esch. d. R. 3. B. 14.

ermeßlichen Hunnen-Reiche des Attila. Jeder Scythe war geborner Soldat; für Waffen und Pferd sorgte er selbst, denn ohne das eine, wie das andere konnte er nicht leben; Sold erhielt er keinen, und wollte er Belohnung haben, so hatte er sie nur von seiner Tapferkeit in der gemachten Kriegsbeute zu erwarten. Durch reissende Ströme, Sümpfe und Moräste, undurchdringliche Wälder und hohe Gebirge, von der civilisirten Welt nach allen Gegenden getrennt, mit den Künsten des Friedens völlig unbekannt, den Ackerbau verschmähend, ohne Städte und feste Wohnsitze, blos unter Zelten wohnend, war Krieg der natürliche Zustand dieser Barbaren, der einzige Zweig ihrer bürgerlichen Industrie. Aber was dieses Gewerb eintrug, war bald wieder verzehrt und ein neuer Krieg alsdann stets der allgemeine Wunsch der Nation. Ein glücklicher Krieg konnte also diese Horden blos bereichern; ein unglücklicher ihnen kein Gut rauben; denn was sie zu verlieren hatten, waren blos Soldaten, und in einem Reiche, das von den Grenzen China's bis in das Herz von Deutschland sich erstreckte, konnte dieser Verlust leicht wieder ersetzt werden.

2. Der von den Westgothen erlittene Verlust, die Niederlage bei Duro-Catalaunum (Chalons), und der demüthigende Rückzug aus Gallien konnten also den Muth der Hunnen nicht niederschlagen, noch vielweniger den eisenfesten Sinn ihres Königs beugen. In dem Thüringschen hatte Attila, wie der Leser schon weis, einen Landtag gehalten. Gleich nach Beendigung desselben und bevor er noch seinen hölzernen Pallast zwischen der Donau und der Theiß erreicht hatte, ordnete er schon wieder eine Gesandtschaft an Valentinian, mit dem Auftrage, seine Ansprüche auf die Prinzessin Honoria

zu erneuern, ihre Auslieferung von dem Bruder zu fodern und mit ihr als Mitgabe, zwar dießmal nicht die Hälfte des weströmischen Reiches, sondern blos den, seiner vorgeblichen Braut, an den von ihrem Vater, dem Kaiser Constantius hinterlassenen Schätzen gebührenden Erbtheil zu verlangen. Würden diese gerechten Foderungen von den Römern zurückgewiesen; so sollte der Krieg auf das neue erklärt seyn. *)

3. Attila wartete den Ausgang dieser Gesandtschaft nicht ab. Kaum angekommen an dem Ort seiner gewöhnlichen Residenz, rüstete er sich schon wieder zum Krieg, ließ allgemeine Aufgebote ergehen und zog abermals ein nicht minder furchtbares, an Streitern zahlloses Heer zusammen.

4. An dem Hofe von Ravenna ward den hunnischen Abgeordneten die nämliche Antwort gegeben, mit welcher man sie auch das erstemal abgefertiget hatte; sie kehrten zu Attila zurück und dieser brach nun unverzüglich mit seinem ganzen Heere auf, marschirte durch Pannonien und Noricum, und stand vor Ende des Frühlings 452 schon wieder an dem Fuße der Norischen Alpen. **) Im

*) Jornandes, welcher seine Nachrichten über Attila größtentheils von Priscus entlehnte, ferner Idatius, Prosper, Cassiodor, Marcellinus und zum Theil auch Gregor von Tours sind abermals die vorzüglichsten Quellen der Geschichte dieses zwar sehr berühmten, aber äußerst unvollkommen gekannten Krieges.

**) Jornandes und Idatius setzen den Einfall des Attila in Italien noch in das Jahr 451. Aber in der Hälfte des Junius eben dieses Jahres stand Attila noch vor Orleans. Man reihe nur zusammen, was von dieser Zeit an bis zum Einmarsch in Italien theils geschehen

Vorüberziehen ward die Hauptstadt von Vindelicien, das heutige Augsburg, von einem hunnischen Heerhaufen beinahe von Grund aus zerstört.

5. Immer fühlbarer wird dem neuern Geschichtforscher die Oberflächlichkeit, der Unverstand und das Talentlose der alten Geschichtschreiber dieser Periode. *) Der gänzliche Mangel an historischer Urtheils- und Combinations-Kraft geht bei ihnen oft in eine Art förmlicher Stupidität über. Ihre Erzählungen sind meistens ein gestaltloses Chaos. Was, um verstanden zu werden, durch Zeit und Ort getrennt werden muß, werfen sie gedankenlos zusammen. Nie wissen sie die Grenze, wo ihr Stoff sich scheidet, fest zu halten; nie, durch Ausmalung des nöthigsten Details, ihrer Erzählung Leben, Licht und Zusammenhang zu geben; nie ein nur einiger Maßen richtig gezeichnetes Gemälde des jedesmaligen, innern Zustandes eines Staates aufzustellen. Zur Darstellung eines großen Lebens, wie jenes des Attila oder Aetius, sind sie durchaus ungeschickt. Wie sollten sie auch die große Persönlichkeit eines solchen Heros und dessen Physiognomie uns wiedergeben können: sie, denen es an Geist, philosophischem Blick und eigener Physiognomie so gänzlich gebricht? — Warum also in dem

ist, theils vernünftiger Weise nothwendig geschehen muste; man berechne ferner die ungeheueren Hin- und Hermärsche und die Zeit, welche neue Zurüstungen erfodern und frage sich dann, ob es auch wohl nur von weitem möglich ist, daß noch vor Ende des nämlichen Jahres Attila schon wieder mit seinem Heere in Italien eingefallen seyn konnte.

*) Priscus macht freilich eine Ausnahme; aber leider nicht seine eigentliche Geschichte, sondern blos seine historischen Fragmente sind auf uns gekommen.

römischen Reiche nicht die mindesten Zurüstungen zum Krieg gemacht, selbst nicht einmal die Alpen besetzt, mithin die Schlüssel Italiens gleichsam von den Römern selbst dem Feinde überliefert wurden; und endlich was bei dieser allgemeinen Apathie die sonst rastlose Thätigkeit des kriegskundigen, staatsklugen, an Hülfsquellen unerschöpflichen Aetius mag gehemmt haben: von allem diesem vernehmen wir von jenen Geschichtschreibern auch nicht eine Sylbe. *)

6. Da Attila keinen Widerstand fand, ging er ungehindert durch die Engpässe der Alpen; und auf das, durch Handel und ausgebreitete Schifffahrt, so herrlich aufblühende Küstenland, so wie über die ganze, mehr Landeinwärts hingestreckte und durch den Kunstfleiß und Reichthum ihr Bewohner auf den höchsten Grad des Wohlstandes erhobene Provinz Venetia, der Perl von Italien, stürzten sich nun plötzlich ganze Wolken zügelloser Barbaren herab. Die steten Begleiter eines hunnischen Heeres, Feuer und Schwert, waren nun überall wieder in voller Thätigkeit. Noch zerstörender, als in Gallien, war der wüthende Feind jetzt in Italien, und der Schrecken und das Entsetzen, das er verbreitete, erreichte bald die entlegensten Städte und Provinzen der Halbinsel.

7. Die erste Stadt, welche Attila ihre Thore schloß, war das von einem Haufen in römischem

*) Den kirchlichen Schriftstellern hat die Geschichte sehr Vieles, bisweilen Alles zu verdanken. Einzele Stellen in den Schriften derselben verbreiten oft ungemeines Licht nicht nur über viele der bedeutendsten Ereignisse, sondern auch über deren Zeitfolge und innern Zusammenhang. Ohne Jene würden wir nicht selten in wahrer, ägyptischer Finsterniß herumtappen.

Solde stehender West-Gothen besetzte Aquileja. Es war die Hauptstadt der Provinz Venetia, stark und trefflich befestiget; und seine Wälle und Mauern hatten in verflossenen Zeiten mehr als einmal den geübtesten römischen Heeren und der Kriegskunde selbst ausgezeichneter, römischer Feldherren getrotzt. Die West-Gothen, die in den Hunnen ihre unversöhnlichen Feinde betrachteten, waren entschlossen, sich auf das äußerste zu wehren. Ihr Muth und ihre Entschlossenheit theilten sich den Bürgern mit; unter seinem einstürzenden Hause wollte jeder lieber sich begraben lassen, als dem Feinde lebendig in die Hände fallen. An eine freiwillige Uebergabe war jetzt gar nicht mehr zu denken.

8. Attila ließ die Stadt unverzüglich von allen Seiten berennen. Der Belagerungskunst waren die Hunnen unkundig, aber sie hatten bei ihrem Heere eine Menge gefangener Provinzialen und anderer Römer, mitunter auch römische Kriegsbau-Künstler. Alle diese wurden nun gezwungen, das Werk der Zerstörung ihres eigenen Vaterlandes selbst zu befördern. Bewegliche Thürme, Stein, Feuer und Pfeile werfende Maschinen, kurz Alles, was je die Zerstörungskunst erfunden, ward jetzt herbeigebracht, aufgebauet, und sogleich gegen die unglückliche Stadt in Anwendung gebracht. Tag und Nacht wurde gestürmt. Mit den Leichen der Erschlagenen wurden die Gräben ausgefüllt und neue, zum Sturm heranrückende Schaaren stürmten, über ihre von den Kriegsmaschinen der Belagerten zerschmetterten Kameraden, unaufhörlich die Wälle und Mauern von Aquileja hinan. Aber der ausdauernde Muth der Besatzung und der Bürger besiegte alle Anstrengung des Feindes. Jeder Sturm ward abgeschlagen, und an den beschädigten Festungs-

werken arbeiteten selbst Frauen und Jungfrauen bei Tage wie bei Nacht.

9. Ungefähr drei Monate hatte die Belagerung schon gedauert und noch leuchtete den Belagerern auch nicht ein Schein der Hoffnung einer baldigen Eroberung. Für den Ungestüm der Barbaren war diese Zeit viel zu lange. Sie fingen an, laut zu murren, und Attila, um dem Ausbruch einer allgemeinen Unzufriedenheit in seinem Heere vorzubeugen, sah sich gezwungen, die Belagerung aufzuheben.

10. Schon war der Befehl auf den folgenden Tag gegeben, das Lager abzubrechen und von den Mauern von Aquileja abzuziehen, als es Attila in seinem Mismuthe einfiel, die Stadt noch einmal zu umreiten. Auf diesem Ritt, und zu welchem ein unsichtbarer, den Einwohnern Aquileja's zürnender Geist ihn mochte verleitet haben, bemerkte er auf einmal einen Storch, welcher auf einem, den Mauern nahe stehenden Thurm sein Nest hatte, dasselbe nun verließ und mit seinen Jungen davonflog; ein paar davon hatte er in seinen Klauen, die andern, im Fluge schon geübter, folgten ihm langsam nach. Sogleich zeigte Attila seinen Begleitern diesen Storch; in freudigem und zuversichtlichem Tone rief er aus: «Sehet diesen Vogel, eine sichere Vorbedeutung, daß die Götter selbst diese «Stadt in unsere Hände liefern; denn würde ein «so häusliches, an menschliche Gesellschaft gewöhntes Thier seinen ruhigen Sitz verlassen, wenn «durch einen geheimen Instinkt die Götter es nicht «belehrten, daß Verödung und unvermeidlicher Untergang über diesen Thürmen und Mauern verhängt wären.»

11. Der Wahn, den Flug der Vögel zu deuten, war auch den hunnischen Völkern nicht fremd. Die günstige Vorbedeutung des abziehenden Storches und Attila's Vorhersagung wurden unverzüglich dem ganzen Heere bekannt gemacht. Auf das neue ward jetzt der Muth der Hunnen wieder entflammt, mit verdoppelter Anstrengung die Belagerung wieder begonnen, mit der Zuversicht eines gewissen Sieges Tag und Nacht unaufhörlich gestürmt. Alle beweglichen Thürme, Sturmböcke und andere Verderben schleudernde Maschinen wurden nun vorzüglich gegen jenen Theil der Mauer gerichtet, an welchem der Thurm stand, auf welchem der Storch und seine Jungen ihr Nest gehabt hatten. Der wilden, jetzt unermüdeten und durch Fanatismus und Aberglaube noch mehr entflammten Tapferkeit der Feinde mußten endlich die ohnehin schon erschöpften Kräfte der Besatzung unterliegen. Ein Theil der Mauer stürzte zusammen und unwiderstehlich drang nun der nach Rache dürstende Feind in die unglückliche Stadt. Des Mordens ward jetzt weder Maß noch Ziel. Was Leben hatte, ward erwürgt, und wie immer ward auch hier wieder selbst des lallenden Säuglings nicht geschont. Die volkreiche Stadt wurde der Plünderung preisgegeben; und es läßt sich keine Greuelthat, kein wilder Exceß, keine rohe Ausschweifung denken, welche die unbarmherzigen, durch Mord und Raub nun noch mehr erhitzten Sieger sich jetzt nicht erlaubten. Um den Mishandlungen dieser Unmenschen zu entgehen, tödteten mehrere Einwohner sich selbst und eine durch Geburt, Reichthum, Schönheit und Tugend ausgezeichnete junge Dame, Namens Dugna, stürzte sich von einem Thurm der Stadt in den an den Mauern derselben dicht vorbeifließenden Strom. Als alle Einwohner ermor-

Eben diese dürftigen, nackten, unbebauten Eilande, die man bis zu Attila's Einfall in Italien nicht einmal eines besondern Namens würdigte, und deren zusammengescheuchte Einwohner, die gleich Wasservögeln in dem Schoße der Wellen ihre Nester erbauet hatten, nun keine andere Nahrung, als getrocknete Fische, kannten, kein anderes Eigenthum, als einige armselige Fischernachen besaßen und deren ganzer Handel in einer mäßigen Quantität dem Meere mühsam abgewonnenen Salzes bestand: eben diese Eilande, sage ich, sollten schon nach einigen Jahrhunderten das Adriatische Meer beherrschen, mit ihren Schiffen die entlegensten Küstenländer besuchen, das Mittelmeer mit ihren Flaggen bedecken, der Mittelpunkt alles Reichthums wie alles Handels zwischen Europa und Asien werden, endlich gar den Thron von Constantinopel verschenken, an Macht den größten Monarchen des Continents sich gleichstellen und an Reichthum diese selbst noch weit übertreffen!!

Cass. Varior. Lib. XII. ep. 24.

14. Vor Mailand, der Hauptstadt Liguriens, fand Attila keinen Widerstand. Durch schnelle Unterwerfung und freiwillige Uebergabe der Stadt erkauften die Einwohner von dem Sieger ihr Leben. Indessen wurde die ehemalige Residenz der abendländischen Kaiser dennoch geplündert; aber Pavia und noch einige andere Städte in Mailands Nachbarschaft wurden nicht blos geplündert, sondern auch in Steinhaufen verwandelt. Wer von den Einwohnern nicht durch zeitige Flucht sein Leben gerettet hatte, fiel unter der Schärfe des Schwerts der unbarmherzigen Eroberer.

15. In Mailand hielt sich Attila einige Zeit auf. Seine Anwesenheit war wohlthätig für die

unglücklichen Einwohner; denn als die Zeit der Plünderung vorüber war, versprach er den Mailändern seinen Schutz; was sie aus dem Schiffbruch gerettet hatten, war jetzt in Sicherheit und jeder konnte seinen Geschäften ungekränkt und ungefährdet wieder nachgehen.

16. In einer Halle des kaiserlichen Pallastes zu Mailand bemerkte Attila ein Gemälde, welches den römischen Kaiser auf einem Throne sitzend und überwundene Scythische Völker zu seinen Füßen liegend vorstellte. Dieser Anblick beleidigte den Nationalstolz des Eroberers. Er beschloß sich zu rächen; aber seine Rache war diesmal unblutig, mehr witzig und launig, als furchtbar und schädlich. Auf seinen Befehl muste nämlich ein Maler herbeigerufen werden; diesem gab er den Auftrag, durch Veränderung der Köpfe und Figuren, die auf dem Gemälde angedeuteten Verhältnisse umzukehren; und nun sah man Attila auf dem Throne, und die römischen Kaiser, wie sie große Säcke voll Gold und Silber auf ihren Schultern herbeitrugen und in demüthiger Stellung vor den Füßen des Attila ausleerten. Die Mailänder empfanden das Wahre und Treffende dieser Abänderung; aber indem sie nun ebenfalls ihre traurig herumirrenden Blicke auf die bisher so gesegneten und jetzt so schrecklich verheerten Gefilde der Lombardei warfen, entstand unter ihnen auch jene bekannte, Attila's Wildheit so richtig charakterisirende Volkssage, daß auf dem Platze, welchen der Huf seines Rosses berührt habe, nie auch nur ein Grashälmchen mehr gewachsen sey.

XVIII.

1. Bei der ersten Nachricht von Attila's Einfall in Italien hatten Entsetzen und allgemeines

Erstarren die entnervten Römer ergriffen. Seit vierzig Jahren hatten sie keinen Feind mehr gesehen, und der Gedanke an den schrecklichen Attila wirkte nun stärker auf sie, als jede Rückerinnerung an den ehemaligen Ruhm der römischen Waffen.

2. Die allgemeine Bestürzung ward vermehrt durch das Betragen des schwachen Kaisers. Valentinian hatte Ravenna, diese unbezwingbare Festung verlassen und war nach Rom entflohen. Seine Absicht lag jezt klar am Tage. Bei näher heranrükkender Gefahr nämlich wollte er sich einschiffen, Rom und Italien dem Feinde preisgeben und seine Schmach und Schande an dem Hofe von Constantinopel verbergen. Jeden Tag versammelte sich jezt der Senat und, während Attila Oberitalien mit Feuer und Schwert verherte, ward in Rom eine Rathssitzung nach der andern gehalten. Manche schöne und trefliche Rede mag wohl gehalten worden seyn; denn der gröste Theil der Senatoren, wie Alles, was reich und vornehm war, hatten schon, gleich dem Kaiser, Schiffe in Bereitschaft, worauf sie bei'm Anblick des ersten Hunnen ihre Kostbarkeiten flüchten und sich und ihre Familien der Gefahr entziehen konnten.

3. Aetius war der einzige, dessen Muth die drohende Gefahr nicht beugen konnte. Die barbarischen Bundesgenossen, welche im vorigen Jahre Gallien so tapfer vertheidigt hatten, weigerten sich zwar über die Alpen zu gehen; aber demungeachtet raffte Aetius die wenigen Truppen, welche in der Gegend von Rom und Ravenna standen, zusammen und zog damit dem furchtbaren Feinde entgegen, nicht um mit dieser Handvoll Leute ihn aus Italien zu vertreiben, sondern um durch geschickte

Bewegungen dessen weiteres Vorrücken zu erschweren, das Unaufhaltbare so lange zu verzögern, bis das von Marcian dem bedrängten Rom zu Hülfe geschickte Heer herbeigeeilet wäre.

4. Nachdem Aetius Rom verlassen hatte, nahm die allgemeine Muthlosigkeit allda überhand. Den entnervten Römern war der Sinn eines großen Mannes längst unverständlich geworden. Als daher die Nachricht ankam, daß Attila in Mailand eingerückt wäre, gab man alle Gedanken an Widerstand auf, und beschloß nun, durch eine der feierlichsten Gesandtschaften, welche noch je ein römischer Kaiser einem fremden Volke oder Monarchen geschickt hätte, den Zorn des Attila zu söhnen und um jeden Preis, den es kosten möchte, den Frieden von ihm zu erflehen.

XIX.

1. An den Ufern des Mincius, da, wo der Fluß sich in den Wellen des Sees Benakus verliert, saß Attila unter seinem Zelte und sann über das Schicksal Roms. Der Reichthum der Stadt, die Leichtigkeit ihrer Eroberung und die Hoffnung einer ungeheuern Beute zogen ihn dahin; aber Schrecknisse und bange Zweifel mancherlei Art hielten ihn wieder zurück. Nicht nur unter den Römern, auch unter den Barbaren hatte der Glaube an die Ewigkeit der Stadt Rom sich verbreitet. Alarich, hieß es, sey gleich nach Eroberung Roms gestorben; eben so auch Athaulf, sein Nachfolger, und gleiches Loß werde jeden kühnen Eroberer treffen, der durch Waffengewalt der ewigen Stadt sich bemächtigen würde.

2. Sobald also Attila seinen Entschluß nach

Rom zu ziehen, dem Heere bekannt gemacht hatte, suchten sogleich seine treuesten Diener, für das Leben ihres Herrn wahrhaft besorgt, ihn von seinem Vorhaben abzulenken. Vielleicht daß auch auf Attila's Gemüth jener Wahn einigen Eindruck machte; aber auch außer diesem gab es jetzt noch eine Menge anderer Betrachtungen, welche unstreitig noch ungleich gegründetere Besorgnisse bei ihm erregen musten. Italiens warmer Himmelsstrich und der unmäßige Genuß des Weines und so vieler anderen ganz ungewöhnter Speisen hatten *) Krankheiten in dem Scythischen Heere erzeugt, die zum Theil noch wütheten und schon eine beinahe unglaubliche Zahl von Attila's Soldaten hinweggerafft hatten. Ferner war ein sehr bedeutendes Corps Hunnen, welches die Bewegungen der Morgenländer beobachten sollte, an den Grenzen Illyriens von Marcians Truppen geschlagen worden, und in ununterbrochenen Eilmärschen zogen diese nun den West-Römern zu Hülfe. Endlich fing es auch in Attila's Heere an, an Lebensmitteln zu gebrechen; denn die rastlose Thätigkeit des kriegskundigen Aetius schnitt ihm oft die Zufuhren ab, und hatte erst unlängst durch einen wohl combinirten Marsch einen Hunnischen Heerhaufen überfallen und völlig zerstreut.

3. Attila's jetzt in dem Herzen Oberitaliens stehendes Heer war zwar immer noch zahlreich genug, um das jedes Widerstandes unfähige Rom zu er-

*) Der Hunnen gewöhnliche Nahrung war Milch und rohes Fleisch. Man kann sich nun leicht denken, welche furchtbare Niederlage italienische Kochkunst und römische Köche unter ihnen anrichten musten. Einige Legionen römischer Veteranen würden bei weitem das Nämliche nicht ausgerichtet haben.

obern und zu plündern; aber konnten die eben erwähnten Unfälle sich nicht erneuen, sich nicht vervielfältigen und endlich Roms Eroberung an dem Eroberer selbst auf eine furchtbare Weise rächen?

4. Noch schwebte Attila's Entschluß in schwankender Ungewißheit, als ihm die Ankunft römischer Gesandten gemeldet ward. Er verbarg seine Freude nicht über diese ihm wahrscheinlich jetzt höchst erwünschte Nachricht; denn nun konnte er sich den Schein geben, blos den Bitten der Römer dasjenige zu gewähren, wozu ihn vielleicht der Drang der Umstände noch gezwungen haben würde.

5. An der Spitze der Gesandtschaft stand der heilige Pabst Leo der Große; als Gehülfen waren ihm beigegeben Avienus und Trigecius, zwei Männer von consularischer Würde. Attila ließ die Gesandtschaft sogleich zur Audienz. Seinem Stolze schmeichelte die hohe Würde der Gesandten, aber besonders erfreut war er, den obersten Priester der Christenheit, von dessen hoher Weisheit auch an ihn längst schon die Kunde gelangt war, als Vermittler zwischen ihm und Valentinian in seinem Lager zu erblicken.

6. Es ist ein unersetzlicher Verlust, daß die Rede, welche der heilige Leo an Attila hielt, nicht Wort für Wort auf uns gekommen ist. Welches Licht würde sie nicht über manche Umstände der Geschichte jener Zeit verbreiten? welchen seltenen Genuß ächt christlicher Weisheit und hoher Erleuchtung uns nicht gewähren? Des Pabstes würdevoller Anstand, verstärkt durch den Ausdruck innerer Festigkeit und göttlicher Kraft, machten gleich bei dessen erster Erscheinung auf Attila und seine

Rom zu ziehen, dem Heere bekannt gemacht hatte, suchten sogleich seine treuesten Diener, für das Leben ihres Herrn wahrhaft besorgt, ihn von seinem Vorhaben abzulenken. Vielleicht daß auch auf Attila's Gemüth jener Wahn einigen Eindruck machte; aber auch außer diesem gab es jetzt noch eine Menge anderer Betrachtungen, welche unstreitig noch ungleich gegründetere Besorgnisse bei ihm erregen musten. Italiens warmer Himmelsstrich und der unmäßige Genuß des Weines und so vieler anderen ganz ungewöhnter Speisen hatten *) Krankheiten in dem Scythischen Heere erzeugt, die zum Theil noch wütheten und schon eine beinahe unglaubliche Zahl von Attila's Soldaten hinweggerafft hatten. Ferner war ein sehr bedeutendes Corps Hunnen, welches die Bewegungen der Morgenländer beobachten sollte, an den Grenzen Illyriens von Marcians Truppen geschlagen worden, und in ununterbrochenen Eilmärschen zogen diese nun den West-Römern zu Hülfe. Endlich fing es auch in Attila's Heere an, an Lebensmitteln zu gebrechen; denn die rastlose Thätigkeit des kriegskundigen Aetius schnitt ihm oft die Zufuhren ab, und hatte erst unlängst durch einen wohl combinirten Marsch einen Hunnischen Heerhaufen überfallen und völlig zerstreut.

3. Attila's jetzt in dem Herzen Oberitaliens stehendes Heer war zwar immer noch zahlreich genug, um das jedes Widerstandes unfähige Rom zu er-

---

*) Der Hunnen gewöhnliche Nahrung war Milch und rohes Fleisch. Man kann sich nun leicht denken, welche furchtbare Niederlage italienische Kochkunst und römische Köche unter ihnen anrichten musten. Einige Legionen römischer Veteranen würden bei weitem das Nämliche nicht ausgerichtet haben.

9. Einer auf schwankenden und höchst unsichern Zeugnissen beruhenden Erzählung würden Wir hier nicht erwähnen, wenn nicht Raphaels unsterblicher Pinsel und der Meissel eines Algarti das Andenken an die Legende verewiget hätten. Dieser zu Folge soll Attila, während der heilige Leo zu ihm redete, zwei Männer von übernatürlicher Größe und mehr als menschlicher Majestät — (die beiden hh. Apostel Petrus und Paulus) — zur Seite des Redenden gesehen und aus ihren ihm dräuenden Flammenblicken erkannt haben, daß, im Falle er den gerechten Foderungen des Pabstes sich noch länger widersetzen wollte, Tod und Verderben sein unvermeidliches Loß seyn würden. *)

10. Daß durch des Pabstes Vermittelung an den Ufern des Mincius der Friede zwischen Attila und den Römern geschlossen wurde, darüber kann auch nicht der mindeste Zweifel mehr schweben. Schon aus Leo's Briefen erhellt dieß ganz klar; ohne noch zu erwähnen, daß auch die meisten Geschichtschreiber hierin vollkommen übereinstimmen. Die Erzählung des Damascus, eines Griechen, welcher bald nach dieser Zeit schrieb, würde also durchaus keinen Glauben verdienen, wenn seine Geschichte auch nicht, wie es doch leider der Fall

---

*) Baronius eifert für die Wahrheit dieser Erscheinung. Aber alles was er dafür vorbringt, ist ohne Gehalt. Sein einziger Gewährsmann ist Paulus Diaconus; und die alten Kirchen-Monumente, auf welche er sich beruft, deren Entstehung er aber nicht nachweist, können offenbar keinen größern oder stärkern Beweis liefern, als welchen auch Raphaels Gemälde und Algardis Kunstgebilde geben müßten. Ersteres befindet sich in dem Vatikan und das Andere bewundert man an einem der Altäre der Peterskirche.

Ann. Eod. 452. §. 57, 58, 59.

Umgebungen den tiefsten Eindruck. Gleich einer der gewöhnlichen Welt fremden Erscheinung stand Leo der Große vor ihnen da. Als er zu reden anfing, hörte der furchtbare Eroberer ihn mit der grösten Aufmerksamkeit an; Ehrfurcht und Bewunderung bemächtigten sich abwechselnd seines Gemüthes. Seine Gesichtszüge fingen an sich aufzuheitern; nichts Wildes war mehr darin zu finden; und als Leo geredet hatte, antwortete er ihm auf das freundlichste, versprach alle seine Vorschläge anzunehmen, Rom zu verschonen und dem Reiche den Frieden wieder zu geben.

7. Nach wenigen Tagen war der Vertrag schon unterzeichnet. Die Römer bezahlten ein ungeheures Lösegeld, als Mitgift der Prinzessin Honoria. Attila gab sogleich Befehl, alle Feindseligkeiten einzustellen und trat bald darauf mit seinem ganzen Heere den Rückzug aus Italien an.

8. Mit allen Beweisen der höchsten Achtung entließ Attila den Pabst und die beiden andern Gesandten; bestand aber demungeachtet auf der Auslieferung der Prinzessin Honoria und setzte drohend hinzu, daß wenn man nicht binnen Jahresfrist ihm die Fürstin übergäbe, er Italien auf das neue wieder feindlich heimsuchen würde. *)

*) Viele der Hunnen, die sich nun in ihrer Hoffnung einer reichen Beute getäuscht sahen, waren mit dem Abmarsch nicht sehr zufrieden. Sie sagten, ihr stets unerschrockener König habe sich dennoch zweimal in seinem Leben von zwei reissenden Thieren schrecken lassen, nämlich von einem Löwen und einem Wolf. Eine Anspielung auf den Namen des Pabstes und jenen des Bischofs Lupus, welcher, wie Leo jetzt Rom, im vorigen Jahre Troyes gerettet hatte.

9. Einer auf schwankenden und höchst unsichern Zeugnissen beruhenden Erzählung würden Wir hier nicht erwähnen, wenn nicht Raphaels unsterblicher Pinsel und der Meissel eines Algarti das Andenken an die Legende verewiget hätten. Dieser zu Folge soll Attila, während der heilige Leo zu ihm redete, zwei Männer von übernatürlicher Größe und mehr als menschlicher Majestät — (die beiden hh. Apostel Petrus und Paulus) — zur Seite des Redenden gesehen und aus ihren ihm dräuenden Flammenblicken erkannt haben, daß, im Falle er den gerechten Foderungen des Pabstes sich noch länger widersetzen wollte, Tod und Verderben sein unvermeidliches Loß seyn würden. *)

10. Daß durch des Pabstes Vermittelung an den Ufern des Mincius der Friede zwischen Attila und den Römern geschlossen wurde, darüber kann auch nicht der mindeste Zweifel mehr schweben. Schon aus Leo's Briefen erhellt dieß ganz klar; ohne noch zu erwähnen, daß auch die meisten Geschichtschreiber hierin vollkommen übereinstimmen. Die Erzählung des Damascus, eines Griechen, welcher bald nach dieser Zeit schrieb, würde also durchaus keinen Glauben verdienen, wenn seine Geschichte auch nicht, wie es doch leider der Fall

*) Baronius eifert für die Wahrheit dieser Erscheinung. Aber alles was er dafür vorbringt, ist ohne Gehalt. Sein einziger Gewährsmann ist Paulus Diaconus; und die alten Kirchen-Monumente, auf welche er sich beruft, deren Entstehung er aber nicht nachweist, können offenbar keinen größern oder stärkern Beweis liefern, als welchen auch Raphaels Gemälde und Algardis Kunstgebilde geben müßten. Ersteres befindet sich in dem Vatikan und das Andere bewundert man an einem der Altäre der Peterskirche. Ann. Eoc. 452. §. 57, 58, 59.

ist, offenbar das Gepräge, man will nicht sagen, des Unverstandes, sondern selbst des größten Unsinnes trüge. Derselbe erzählt, daß Aetius und Attila unter den Mauern Roms sich ein blutiges Treffen geliefert hätten. Die Schlacht sey so mörderisch gewesen, daß außer den beiden Feldherren und eines kleinen Theiles ihrer Leibwache auch nicht ein Mann von beiden Heeren an dem Leben geblieben wäre. Doch mit dieser in ihrer Art ganz einzigen Schlacht ist es dem Griechen noch nicht genug; Er berichtet uns weiter, daß auch nach derselben noch die Seelen der Erschlagenen drei Tage und Nächte gegen einander gestritten hätten, daß man die kämpfenden Geister gesehen und das Geklirr ihrer Waffen gehört habe. — Für Wen kann das Zeugniß eines solchen Geschichtschreibers auch nur das mindeste Gewicht noch haben? *) —

*) Vielleicht noch nie in seinem Leben hatte Aetius mehr Größe gezeiget, als Feldherr glänzendere Talente entwickelt, als bei diesem Einfalle Attilas in Italien; und dennoch — man lerne daraus den Werth des Ruhms und des Urtheils der Menschen würdigen — wurden seine Verdienste von seinen Zeitgenossen und selbst einem großen Theil der Nachwelt völlig verkannt. Prosper macht ihm den Vorwurf, daß er nichts seines vorigen Ruhmes Würdiges gethan; ja er beschuldiget ihn sogar, dem Kaiser Valentinian den feigen Rath gegeben zu haben, aus Italien zu entfliehen. Durch die Zeugnisse des Idatius und Isidors wird Letzteres zwar genügend widerlegt; aber der erstere Vorwurf ward auch von vielen der neuern Geschichtschreiber wiederholt, besonders von dem Grafen Buat, welcher es sich vorzüglich angelegen seyn läßt, Attila überall zu erheben, und dessen Gegner, um ein desto glänzenderes Licht über jenen zu verbreiten, weit unter ihn herabzusetzen. Ungleich richtiger und gerechter urtheilt Gibbon; und da, wo dessen tief gewurzelten Vorurtheile gegen Re-

XX.

1. Der Einfall in Gallien war Attila's letzte Waffenthat. Der Ruhe unfähig, war er zwar

ligion und Christenthum nicht mit in das Spiel kommen, ist die Ansicht eines so gelehrten, scharfsinnigen und denkenden Geschichtschreibers gewiß nicht von leichtem Gewichte. — Aetius that, was nur immer ein großer Feldherr bei einer so ungeheuern Ungleichheit der Streitkräfte thun konnte. Mit einer Handvoll Leute warf er sich dem furchtbarsten Eroberer der damaligen Welt entgegen; ersetzte durch sein Genie, was ihm an Streitmassen abging, verzögerte und erschwerte das Vorrücken des unaufhaltsamen feindlichen Heeres, erzeugte durch Abschneidung der Zufuhren Mangel in dem Hunnischen Lager, beförderte auf diese Weise die in demselben schon eingerissene Mortalität, schlug endlich verschiedene einzele feindliche Heerhaufen, und schützte dadurch die mehr landeinwärts gelegenen Provinzen gegen Raub und Verherung. Wer weiß, ob Aetius, durch seine mit so vieler Kriegskunde, Kühnheit und Thätigkeit geleiteten Operationen, an dem glücklichen Erfolg der von Leo gepflogenen Friedensverhandlungen, wenigstens mittelbar, nicht eben so vielen Antheil hatte, als der heilige Pabst selbst und ob er mit diesem nicht gleichen Anspruch machen konnte auf den Ruhm, in den Händen der Vorsehung ebenfalls ein Werkzeug zur Rettung Roms und Italiens gewesen zu seyn? Im Krieg, wie in dem praktischen Leben überhaupt ist Geistesgegenwart die höchste Summe der Weisheit. Aetius kriegte in diesem Feldzuge gegen Attila, wie einst Einer der Fabier gegen den großen Carthaginenser kriegte. Aber damals gab es noch ein Rom und römische Bürger und Fabius erhielt in der Geschichte den Beinamen Maximus. Als Aetius lebte, waren Rom und römische Bürger nirgends weniger, als in Rom selbst zu finden. — Das Phantom eines erschlichenen Nachruhms zu zerstieben; rechtmäßig erworbenen Ruhm aber der Ewigkeit zu weihen und den Namen eines großen Mannes fleckenlos der Nachwelt zu überliefern: dieß ist eine der heiligsten Pflichten des Geschichtschreibers.

kaum in seinen Staaten angekommen, als er schon wieder auf einen Krieg gegen das Morgenland sann. Aber er entbrannte zu gleicher Zeit auch wieder in Liebe zu einem sehr jungen, hunnischen Mädchen von ausnehmender Wohlgestalt. Ildiko war ihr Name. Priscus und Jornandes preisen ihre Reize, andere Geschichtschreiber ihr sanftes, einnehmendes Wesen.

2. Attila beschloß, die neue Geliebte zu seiner Gemahlin zu erheben. Mit der größten Pracht wurde die Vermählung in seinem hölzernen Pallaste vollzogen. Die Feierlichkeiten des Tages beschloß ein glänzendes Gastmahl, das er allen Vornehmen seines Hoflagers gab. Heiterer als je, war Attila an diesem Abend und, obschon gewöhnlich sehr mäßig, überließ er sich jetzt ohne Rückhalt allen Freuden der Tafel und vorzüglich jenen des Bechers. Gegen seine Gewohnheit verließ er erst sehr spät das nächtliche Gelag, um mit seiner neuen Gemahlin sich in die innern Gemächer seiner Wohnung zurückzuziehen. Aber von Wein und Schlaf überwältiget, sank er sogleich rückwärts auf sein Lager nieder.

3. Vollblütig, wie Attila war, stellte sich öfters sehr starkes Nasenbluten bei ihm ein; dieß geschah auch jetzt; aber da er auf dem Rücken lag, konnte das Blut seinen gewöhnlichen Ausgang nicht finden. Es zersprang ihm also eine Ader, und nun erstickte er an dem gewaltsam hervorströmenden und zugleich in die Lunge und den Magen zurücktretenden Blut.

4. Als der Morgen angebrochen war, und Attila um die gewöhnliche Stunde noch nicht er-

schien, glaubten seine Diener, ihn in seiner Ruhe nicht stören zu dürfen. Sie warteten noch einige Stunden. Die ungewohnte Stille erregte endlich Besorgniß und Verdacht. Sie machten nun ein außerordentliches Geräusch; und als auch auf dieses sich Attila's Stimme noch nicht hören ließ, brachen sie mit Gewalt in das Gemach. Aber welcher Anblick für diese Getreuen! Ihr Beherrscher schwamm in seinem Blute und die Neu-Vermählte, in einen langen Schleier gehüllt, saß weinend zu den Füßen des Bettes.

5. Kurz vor seinem Tode hatte Attila durch seine Gesandten auf das neue den von Theodosius II. ihm zugestandenen Tribut trotzend und dräuend gefodert und der Kaiser, wie das erstemal, auch jetzt ihn wieder verweigert. Marcian hielt nun den Krieg für unvermeidlich; aber in eben der Nacht, in welcher Attila starb, sah er im Traume dessen Bogen zerbrochen zu seinen Füßen liegen. Wohl mochte der Gedanke an den bevorstehenden, furchtbaren Kampf die Seele des edeln Marcians geängstiget, und um ihn zu beruhigen, die erbarmende Liebe Gottes dem frommen Monarchen unter diesem Traumbilde den nun bald erfolgenden gänzlichen Verfall des Hunnischen Reiches haben andeuten wollen.

6. Auf das Geschrei der Dienerschaft eilte Alles, was unter den Hunnen groß und angesehen war, in den Pallast. Als sie die Leiche ihres Königs sahen, schnitten sie sich, nach Sitte der Nation, einen Theil ihrer Haare ab und entstellten ihre Gesichter durch schreckliche Messerschnitte. Nicht mit weibischen, über ihre Wangen herabrollenden Thränen, sondern mit herabträufendem Blute, sag-

ten sie, müßte der Tod eines so großen Helden
klagt werden.

7. Unter einem seidenen Zelte, mitten auf
ner weiten Ebene ward Attila's Leichnam feierli
ausgesetzt. Auserlesene Scharen von Hunnen u
ritten das Zelt und sangen unter abgemesse
Schwenkungen und in Trauertönen und klägli
Accenten einen Leichengesang zur Ehre ihres
verblichenen, aber sein ganzes Leben hindurch g
reichen Monarchen. Sie nannten ihn den V
seines Volkes, die Geissel seiner Feinde und
Schrecken der Welt.

8. Erst gegen die Mitternachtstunde, denn
lange hatte obige Trauer=Ceremonie gedauert, w
Attila's Leiche und zwar ganz heimlich zur G
bestattet. Die entseelte Hülle wurde in drei S
ge eingeschlossen; der eine war von Gold, der
dere von Silber und der dritte von Eisen.
dem Leichnam des großen Räubers ward auch
Theil seines Raubes in die Gruft gesenkt. Da
aber Habsucht Attila's Ruhestätte nicht entwei
und die unter dessen Grabhügel liegenden Kost
keiten rauben möchte, wurden alle, welche an
Grabe gearbeitet hatten, unmenschlich ermor
Den Beschluß machte ein großes Trauermahl,
die Nämlichen, welche so eben den Tod ihres
niges schmerzhaft beklagt hatten, überließen sich
wieder allen Ausbrüchen ihrer bei langen Gastm
len gewöhnlichen frohen Ausgelassenheit.
aus der unglücklichen Ildico geworden, hat
Priscus nicht erzählt, mithin auch nicht der
sem griechischen Geschichtschreiber gröstentheils n
erzählende Jornandes.

9. Attila hatte 21 bis 22 Jahre regiert. Prosper, Cassiodor und Viktor Tunuensis setzen seinen Tod in das Jahr 453. Graf Marcellinus aber, obschon höchst unwahrscheinlich, in das Jahr 454. *)

XXI.

1. Daß Attila's Reich blos auf der Persönlichkeit dieses Eroberers beruhete, zeigte sich gleich nach dessen Tod. Nur sein Genie und kriegerischer Ruhm hatten das auseinander strebende Gebäude zusammen gehalten. Als Er nicht mehr war, fiel es in Trüm-

*) Jornandes und Sigebertus, aber nur diese beiden allein, reden noch von einer zweiten, von Attila, nach seinem Einfalle in Italien und kurz vor seinem Tode, nach Gallien gemachten Expedition. Er wollte nämlich die Alanen überfallen, und durch das Land dieses Volksstammes sich einen Weg zu jenem der Westgothen öffnen. Aber Thorismond, der Westgothen König, kam ihm zuvor, ging mit einem starken Heere über die Rhone, schlug Attila in die Flucht und zwang ihn, Gallien zum zweitenmale mit Unmuth zu verlassen. Valois und mit ihm die besten Kritiker verwerfen durchaus diese Erzählung; auch weiß keiner der ältern oder alten Geschichtschreiber Etwas von diesem zweiten Kriege Attilas gegen die Westgothen. Zwar ist nach den Regeln der historischen Kritik das Stillschweigen sogar mehrerer Geschichtschreiber gegen die Erzählung eines Andern noch kein vollgültiger Beweis. Da aber Jornandes in seinen Büchern so viele Unkunde der Geschichte selbst seiner eigenen Landesleute verräth und seine Erzählungen überhaupt sehr oft einer großen Berichtigung bedürfen; so muß unstreitig jenes allgemeine Stillschweigen hier eine ungleich stärkere Beweiskraft erhalten; besonders da der die frühere Geschichte Frankreichs so umständlich erzählende und oft in das kleinste Detail eingehende Gregor von Tours von einem zweiten Zuge Attilas nach Gallien ebenfalls nicht die mindeste Erwähnung macht.

mer, und zwar, in dem eigentlichen Sinne des Wortes, über dem noch ganz frischen Grabhügel seines Gründers. Seinem ältesten Sohne, Ellac, einem Prinzen, eben so verständig als tapfer, hatte der Vater zwar die Gesammtherrschaft zugedacht, ihn auch schon bei Lebzeiten auf den Thron der Acazyren erhoben; aber die vielen andern Söhne, mit eben so vielen Weibern erzeugt, strebten sämmtlich nach der Herrschaft. Um einem zerrüttenden Familien-Krieg vorzubeugen, ward eine Theilung durch das Loß vorgeschlagen. Aber dieser Vorschlag empörte das natürliche Gefühl der Barbaren. Gleich Heerden Rinder und Schafe, sagten sie, dürften freie Nationen nicht vertheilt werden. Ardarich, der tapfere Gepiden König, schwang zuerst die Fahne der Empörung. Verschiedene barbarische Nationen schlugen sich auf seine Seite, andere blieben den Hunnen getreu. Am Neda-Strom kam es zu einer entscheidenden Schlacht. Lange schwankte der Sieg. Ellac zeigte sich seines Vaters würdig. Er that Wunder der Tapferkeit; aber von einer Lanze tödlich getroffen, fiel er vom Pferde; sein Heer nahm nun die Flucht und mehr als 30,000 erschlagene Hunnen bedeckten das Schlachtfeld. *)

---

*) Eine ziemlich umständliche Beschreibung dieser Schlacht findet man bei Jornandes. Nicht ohne Interesse ist dessen Zusammenstellung der verschiedenen, die gegen einander kämpfenden Nationen charakterisirenden Waffengattungen. Die Gothen, sagt er, streiten mit dem Schwerdt, die Gepiden mit der Lanze, die Sueven, in dichten Reihen geordnet, kämpfen zu Fuße, die Hunnen verlassen sich auf ihren, mit starkem Arme gespannten, den Feind nie fehlenden Bogen, die Alanen sind vom Kopfe bis auf die Füße geharnischt und die leicht bewaffneten Heruler gefährlich durch die Gewandtheit und Schnelligkeit ihrer Bewegungen ꝛc. ꝛc. — Indessen verschweigt Jornandes gerade was uns das

2. Allgemein ward jetzt der Abfall aller, von Attila, den Hunnen unterworfenen barbarischen Nationen. Den vielen sie umgebenden Feinden konnten Ellacs Brüder nach dessen Tod nur schwachen Widerstand leisten. Die Hunnen zogen sich also in ihr altes Land an dem Pontus Euxinus und den Ausflüssen der Donau zurück. Die Gepiden blieben im Besitze des ganzen alten Daciens. Sie schickten Gesandte an die Römer, baten um Freundschaft und Schutz und ein kleines jährliches Gehalt, wogegen sie sich verpflichteten, den Römern in allen ihren Kriegen Beistand zu leisten. Dem Beispiel der Gepiden folgten auch die übrigen barbarischen Völker, welche das Joch der Hunnen jetzt abgeworfen hatten. Unter gleichen Bedingnissen, wie die Gepiden, baten sie alle den Kaiser Marcian oder dessen Nachfolger Leo um ein Jahrgehalt und die Erlaubniß, in den römischen Provinzen wohnen zu dürfen. Den Ostgothen ließ Marcian beinahe ganz Pannonien anweisen, von Sirmium an, dem jetzigen Sirmisch, bis nach Vindobona, dem heutigen Wien in Oestreich. Den übrigen freien Völkerstämmen, als: Alanen, Rugier, Squiren, Sueven rc rc. wurden ebenfalls,

---

Wissenswürdigste ist. Er belehrt uns nämlich nicht, welche Nationen den Fahnen der Hunnen, welche andere dem Panier des Gepiden Königs folgten. Hiezu mochte er seine guten Gründe gehabt haben. Jornandes nämlich stammte von den Squiren; sein Aeltervater Paria war Geheimschreiber des Candax, eines Fürsten dieses Volksstammes, gewesen; aber die Squiren fochten allem Anschein nach in dem Heere der Hunnen, und Jornandes, der nun selbst ein Gothe geworden war, wollte wahrscheinlich nicht erzählen, daß auch jene zur fernern Unterjochung der Gothen hatten mitwirken wollen. Kluger Weise überging er also lieber das Ganze mit Stillschweigen.

nach Verhältniß stärkerer oder schwächerer Kopfzahl, Niederlassungen in Illyrien, Mösien, Norikum ꝛc. ꝛc. zugetheilt.

3. Indessen behaupteten verschiedene hunnische Horden, unter Dinzio, einem andern Sohne des Attila, sich noch einige Zeit an der Donau. Aber Dinzios Reich beschränkte sich zuletzt blos auf seine Wagenburg; um jenes zu erweitern, wagte er einen verzweifelten Einfall in das römische Gebiet. Ein Treffen ward geliefert. Dinzio blieb in der Schlacht und sein abgeschlagener Kopf schmückte auf einige Tage den Hypodrom in Constantinopel.

4. Attilas jüngster Sohn, der friedfertige Hernak, von welchem die Wahrsager dem Vater so viel Glorreiches vorhergesagt hatten, wußte sich besser den gebieterischen Zeitumständen zu fügen. Mit seinen ihm unterworfenen Horden zog er sich in das Innere von Klein-Scythien zurück, machte sich den Römern dienstpflichtig und erhielt von Marcian und dessen Nachfolgern ebenfalls ein jährliches Gehalt an Gelde. Ungestört blieben hier die Hunnen noch ziemlich lange, bis endlich die Eguren, gedrängt von den an den Küsten des östlichen Oceans wohnenden Avaren oder Geugener, sich über die Wüste, bis an den Boristhenes und das caspische Meere verbreiteten und dem Reiche der Hunnen ein Ende machten. Der hunnische Name verschwand sodann auf immer aus den Jahrbüchern der Völker.

5. Wenn wir in der Geschichte finden, daß selbst, noch hundert Jahre nach Attila's Tode, das morgenländische Reich von den Hunnen beunruhiget ward; so darf man nicht vergessen, daß die griechischen Geschichtschreiber sich nach und nach

gewöhnt hatten, alle Barbaren, welche in den von den Hunnen einst bezwungenen Ländern wohnten, größtentheils noch unter dem Namen Hunnen zu bezeichnen.

6. Uebrigens würde man sich sehr irren, wenn man glauben wollte, daß Marcian den Barbaren den völligen Besitz der Provinzen, in welchen er ihnen Niederlassungen anwies, überlassen hätte. Alle noch wohl bevölkerte Städte und Länderstriche behielten die Römer für sich; den Barbaren und welche größtentheils unter Zelten und in Hütten wohnten, überließen sie nur die öden Mauern zerstörter Städte und Dörfer und sehr große, oft ungeheuere, aber völlig menschenleere Länderstrecken. Die neuen Ankömmlinge waren also gezwungen, ihrer wilden Thätigkeit jetzt eine bestimmte und nützlichere Richtung zu geben, sich mit dem Ackerbau bekannter zu machen, und, was eine natürliche Folge desselben ist, durch den Austausch ihrer Erzeugnisse, mit den Römern in immer mehr friedliche und freundliche Berührungen zu treten. Die nämlichen Hände, welche ehemals diese Gegenden so grausam verwüstet hatten, bauten also jetzt das Feld, machten Wildnisse urbar, und nährten mit den Früchten ihres Fleißes nicht nur sich selbst, sondern auch die noch lebenden, schwachen Reste der ehemaligen Bevölkerung dieser Länder. Marcians Verfahren war also eben so weise als staatsklug, und der Untergang des großen hunnischen Staates gab dem morgenländischen Reiche nicht nur eine verhältnißmäßig äußere, sondern auch eine wirkliche, innere, intensive Stärke.

7. In dem die Moldau begrenzenden Gebirgslande, Transylvanien oder Siebenbürgen

genannt, wohnt auch jetzt noch ein Völkchen, welches man nicht ohne Wahrscheinlichkeit für eine Abstammung von Attilas Hunnen hält. Seine Nachbaren nie beunruhigend, dabei doch muthig und tapfer und geschützt durch seine hohen Gebirge und unzugänglichen Pässe, wußte es unter allen den vielen Revolutionen, von welchen seit jenen Zeiten Ungarn und dessen' angrenzende Länder der Schauplatz waren, sich stets rein und unvermischt zu erhalten. Vor nicht sehr lange noch, schrieb es gleich den Tatarn an Chinas Grenze, von welchen die occidentalischen Hunnen abstammten, nicht von der linken zur rechten Seite, sondern von oben gegen unten. Die bei den Hunnen eingeführte und ihnen so werthe völlige Gleichheit der Stände, findet sich auch jetzt noch bei diesem kleinen Volke. Es kennt keinen Adel; weil jedes einzelne Glied sich edel glaubt; und in seinen, sowohl Ungarns Monarchen, als deren Regierungen zu übergebenden Schriften nennt es sich noch bis auf den heutigen Tag die freie und edle Nation der Szekeler.

e Beau. hist. u Bas-emp. t. 7. l. 33.

8. Daß die Völker, welche Carl der Große, nach der Bezwingung Thassilo's, in Pannonien überwand und zum Theil vertilgte, so wie auch jene, welche unter Carls schwächeren Nachkommen, hundert Jahre lang Deutschland verheerend und verwüstend durchzogen, keine Hunnen waren, auch die gegenwärtige große Nation der Ungarn keine hunnische Abstammung sey; dieß, so Gott will, werden wir, gestützt auf de Guignes und Buats eben so fleißige als mühsame Forschungen, in dem fernern Lauf dieser Geschichte zu erweisen suchen. *)

*) Histoire générale des Huns, des Turcs, des

XXII.

1. Kaum hatte Attila Italien verlassen, als das west-römische Reich schon wieder von einem neuen, beinahe nicht minder furchtbaren Feind bedrohet ward. Dem jungen Westgothen-König, dem kriegerischen Thorismond, war das väterliche Erbe zu klein. Der Sieg bei Duro-Catalaunum hatte ihm das Gefühl wie den Maßstab seiner Kräfte gegeben. Er überzog seine Nachbaren, die Alanen mit Krieg, besiegte und unterwarf sie seiner Herrschaft. Aber Eine glückliche Unternehmung reizt gewöhnlich zu einer neuen Unternehmung, und jede Eroberung nähret die Begierde, wie die Kraft sie zu befriedigen. Also auch auf Kosten der Römer beschloß jetzt Thorismond, die Grenzen seines Reiches zu erweitern. Auf sein Gebot ergriffen die Gothen die Waffen, und ehe die Römer es sich versahen, stand der junge Held mit seinem Heere schon vor den Thoren von Arles.

2. Die Stadt war schlecht befestiget, die Besatzung schwach, und von den Einwohnern weder eine lange noch tapfere Vertheidigung zu erwarten. Aber der Verlust der Hauptstadt des römischen Galliens hätte den Verlust der ganzen Provinz zur Folge gehabt.

3. Es gibt Menschen, denen alles zu klein ist, was nur ihre eigene Persönlichkeit betrifft, und die,

---

Mogoles et des autres Tartares occidentaux par *Mr. De-Guignes* und Histoire ancienne des Peuples de L'Europe par Mr. le Comte *de Buat.*

stets mit dem Ganzen sich identificirend, nur in dem allgemeinen Wohl ihr eigenes Wohl, nur in dem allgemeinen Weh ihr eigenes Unglück erblicken. Zu diesen seltenen, über ihr Zeitalter hervorragenden Männern gehörte auch Ferreolis, damaliger Präfektus Prätorio von Gallien.

4. Durch Attilas Alles mit Feuer und Schwert verheerenden Einfall, in Verbindung mit den nicht minder verheerenden vielen Durch- und Querzügen der den Römern zu Hülfe eilenden barbarischen Heerhaufen, war Gallien beinahe schon völlig zu Grunde gerichtet. Aber zu den Calamitäten des Krieges gesellte sich nun auch der verderbliche Einfluß feindseliger Elemente. Der Himmel versagte Sonnenschein und belebende Wärme, die Erde daher den gewöhnlichen Tribut ihrer Erzeugnisse, und mancherlei, durch die veränderte Temperatur der Luft und den gestörten Kreislauf der Jahrszeiten, erzeugte pestartige Krankheiten entvölkerten eben so sehr die Städte, als das platte Land. In dieser Zeit der Noth und des allgemeinen Elendes ward Ferreolis der Provinz ein rettender Engel. Reiner Wille und verständiges Erkenntniß, Güte und Kraft giengen bei ihm Hand in Hand. Arles hörte auf einige Zeit auf, der Sitz seiner Regierung zu seyn. Wo die Noth am größten war, nur da war seine Residenz. Ueberall leiteten Weisheit und Milde seine Maßregeln; und pflegte er das Große mit Kraft, so entzog er auch dem Kleinern nicht seine Sorgfalt, und die Hülfsmittel, deren er jedesmal bedurfte, fand er stets in seinem Verstand oder auch in seinem Herzen. Noch waren keine zwei volle Jahre verflossen, und Galliens Wunden, deren Heilung mehrere Menschenalter erfordert hätte, waren größtentheils schon völlig vernarbt.

Auf Einöden und dem Schutt zerstörter Städte hatten sich schon wieder neue Wohnungen und blühende Gefilde erhoben, und was der Zerstörung hatte dienen sollen, ward nun ein neuer Keim des Lebens unter der Verwaltung des weisen Ferreolis.*)

---

*) Es ist vielleicht einer kleinen Beachtung nicht unwerth, daß alle Geschichtschreiber, welche der Weisheit, Menschenliebe, Uneigennützigkeit, kurz dem Verein der seltensten Tugenden in dem edeln Ferreolis, ein so herrliches Zeugniß ertheilen, stets auch dessen hervorleuchtender Frömmigkeit, wie treuen Anhänglichkeit an alle Lehren und Satzungen unserer Kirche erwähnen. So wahr bleibt es doch, daß von jeder wahren Größe, von jeder wahren Tugend blos Religion die einzige Gebärerin ist! alles Schöne, Erhabene und Herrliche wird nur an ihren keuschen und heiligen Brüsten gesäuget, erwärmt und dann unter den schützenden Flügeln der Kirche groß gezogen. Gab es unter allen den wahrhaft plutarchischen Männern, welche den schönern Zeiten Roms und Griechenlands angehörten, auch nicht einen Einzigen, welcher ein Gottesleugner gewesen wäre; wie könnte es seit der Einführung des Christenthums, je einen wahrhaften Weisen, einen wirklich großen Mann gegeben haben, der nicht auch dem Zeichen unseres Heils gehuldiget, nicht durch Wort und That sich zu den Lehren des Christenthums bekannt hätte? Freilich scheint die Geschichte uns das Gegentheil zu lehren; aber, Gott lob! sie scheint es blos, lehrt es nicht wirklich. Nur jene moderne, lügenhafte Schwätzerin, mit welcher Zeit- und Parthei-Geist wechselnd ihr Spiel und schändliche Buhlschaft treiben, nur diese ist es, welche jeder wahren Größe gleichsam allen Weihrauch stiehlt, um nur ihre eigenen Idole, die Gebilde stolzer Phantasie damit ausschließlich zu beräuchern: nur diese ist es, die z. B. den edeln, weisen, zwar nicht fleckenlosen — denn welcher Mensch ist es?, — aber mit vielen der schönsten Tugenden geschmückten, durch hohen Geist und den seltensten Verein der glänzendsten Regenten- und Feldherrn-Talente, wahrhaft großen Constantin zu ei-

5. Ferreolis war abwesend, als Thorismond vor die Mauern von Arles rückte. Sobald der Präfektus Prätorio den feindlichen Einfall erfuhr, eilte er sogleich der bedrängten Stadt zu Hülfe. Zwar brachte er keine Legionen mit; aber der Ruf seines Namens eilte vor ihm her, und seine allgemein anerkannten, allgemein verehrten Tugenden waren seine Begleiter.

---

nem mittelmäßigen Fürsten, zu einem beschränkten Kopf herabzuwürdigen, und dafür den bis zu Albernheiten eiteln, phantastischen, jedem Wahn der Zauberei und des Götzendienstes ergebenen, mitunter tückischen und aus Aberglauben oft grausamen Julian zu einem Weisen erster Größe, zu einem Gott zu erheben sucht. Freilich entsprechen solche Darstellungen ungleich besser den Ansichten und Planen eines verkehrten durchaus verschlechterten Zeitalters. Aber zur Wahrheit wird deswegen eine Lüge nicht, weil sie alt ist, oder auch allgemeines, vielleicht hundertjähriges Vorurtheil sie heiliget. Jede alberne oder heillose Doktrin beruft und stüzt sich jezt auf Geschichte; aber mit boshafter Schlauheit hat man vorher dieser ihren Geist völlig getödtet, ihren reinen Spiegel, der nichts als Wahrheit zurückstrahlt, getrübt, befleckt, entstellt oder gar zerbrochen. Um das Reich der Thorheit recht zu verbreiten, mußte man, durch Verwechselung der Begriffe, die Sprachen verwirren und mit Ehrfurcht-einflößenden Worten die Menge zu bethören suchen. Daher das unaufhörliche, lärmende Geschrei mit Geschichte, wie mit Aufklärung und Vernunft; aber was sind diese jezt anderes, als blose heuchlerische Masken schändlicher, zerstörender Illusionen? wahre Aufklärung wird nur dann eintreten, die Vernunft nur dann wieder ihre Rechte behaupten, wenn man einsehen wird, wie ruchlos, wie unverantwortlich man jezt getäuscht und betrogen ward. Geschieht dieß einst, dann wird auch der neuen Universal-Geschichte werden, was sie so durchaus bedarf, nämlich eine völlige, gründliche, allgemeine Revision.

6. Der siegenden Beredsamkeit des edeln Römers konnte ohnehin nicht leicht Jemand widerstehen, und was diese jetzt allein nicht völlig vermochte, ersetzte Ferreolis durch jene Lieblichkeit und Anmuth, welche wahre Herzensgüte und stille Tugend über seine Gespräche, so wie über sein ganzes Wesen verbreiteten. Thorismond bekannte sich von dem Präfekten besiegt, versprach den Frieden mit den Römern nicht mehr zu brechen, und zog mit seinem Heere nach Toulouse zurück. Der heilige Sidonius erzählt, daß ein einziges Gastmahl, gewürzt durch die geist- und herz-volle Unterhaltung des Ferreolis mehr über Thorismond vermocht hätte, als das Ansehen des Kaisers und die ganze angedrohete Macht des römischen Reiches.

7. Aber kaum in seiner Hauptstadt wieder angekommen, reuete es Thorismond seines gethanen Versprechens. Er befürchtete, man möchte für Schwäche halten, was blos Wirkung seiner Großmuth gewesen wäre; sein kriegerischer Ruhm schien ihm jetzt gefährdet, der Glanz seiner vorigen Thaten verdunkelt. Dieser Gedanke ward ihm unerträglich, und ein neuer Krieg gegen die Römer nun fester als je beschlossen.

8. Thorismond hatte noch fünf Brüder. Diese, entweder den Römern wirklich hold, oder auch in der Ueberzeugung, daß das Westgothische Reich jetzt des Friedens bedürfe, suchten ihren Bruder auf alle Art von einem Bruch mit den Römern abzuhalten. Als alle ihre Bemühungen fruchtlos blieben, beschlossen sie, durch scheuslichen Brudermord, einem Krieg mit den Römern zuvorzukommen. Zur Ausführung ihres mörderischen Vorhabens wählten sie einen Tag, an welchem Thorismond, einer unbe-

deutenden Unpäslichkeit wegen, zur Ader gelassen hatte. Ein von den Verschwornen gewonnener Kämmerling stürzte plötzlich in das Gemach des Königs, rief, daß Mörder ihm auf dem Fuße folgten, und sich stellend, als wenn er seinen Herrn vertheidigen wollte, sprang er nach den an dem Bette des Monarchen hangenden Waffen. Sobald der Verräther sich derselben bemächtiget hatte, war er der erste, der das Schwert gegen die Brust seines Königes zückte. Thorismond besaß eine ganz ungewöhnliche Leibesstärke; aber jetzt war er entwaffnet, konnte auch nur seinen linken Arm gebrauchen. Dem ungeachtet ergriff er eine neben ihm stehende hölzerne Bank, währte sich damit lange Zeit, schlug selbst einige der Verschwornen zu Boden, mußte aber dennoch am Ende, von der Zahl überwältiget, als ein Opfer des unseligen Bruderzwistes fallen. Theuderich II.; nach Thorismond der älteste von Theuderichs I. hinterlassenen Söhnen folgte dem ermordeten Bruder in der Herrschaft. Idatius und der heilige Isidor setzen Thorismonds Tod in das Jahr 452; der heilige Prosper und Jornandes aber geben das Jahr 453 als das Todesjahr dieses Fürsten an, und Valesius entscheidet aus sehr starken Gründen für die Angabe der letztern. Thorismond starb in der Blüthe seiner Jahre, nachdem er nicht volle drei Jahre geherrscht hatte.

XXIII.

1. Eroberungen zu machen und erobert zu werden, war von jeher und zu jeder Zeit ein gleich großes Unglück; und der den Krieg, blos des Krieges wegen liebende Fürst, der nur unter dem Geräusch der Waffen sich gefällt, sich nur groß deucht bei dem

wilden Jubelgeschrei des Sieges, nur über dem Nacken gebeugter Völker oder über einem, mit zahllosen Leichen bedeckten Schlachtfeld, den Weg zum Tempel des Nachruhms gefunden zu haben glaubt, ist stets eine eben so blutige Geisel für die Völker, die er beherrscht, als für jene, deren Ruhe und Glück er seiner Eroberungssucht zum Opfer bringt.

2. Attila und Thorismond waren in dem nämliche Jahre gestorben. Mit lechzender Zunge hatte Ersterer oft das Blut der Römer und einer Menge ihn ehemals frei und unabhängig umwohnender Nationen getrunken; zwei und zwanzig Jahre hindurch hatte er den ganzen Erdkreis erschüttert. Dem Ehrgeiz des Letztern war das vom Vater ererbte Reich der Westgothen zu klein; zu klein war ihm Gallien, zu klein vielleicht selbst der Ueberrest des, durch einen auf es noch zurückstrahlenden matten Schimmer ehmaliger Größe, den Barbaren doch immer noch ehrwürdigen, weströmischen Reiches. Wenn aber auch jetzt nach Thorismonds Ermordung Rom wieder freier athmete, und die Menschheit über ihren, durch Attilas Tod, veränderten Standpunkt laut frohlokte; so wurden nun auch dafür durch den in eben dem Jahre erfolgten Tod der Augusta Pulcheria, die Kirche, das ganze morgenländische Reich und die gesammte Christenheit in die tiefste und gerechteste Trauer versetzt.

3. Diese Fürstin, wie noch selten ein Thron eine sah, gleich groß durch Geist und Herz, starb Ende Julius 453. Alles Schöne, Erhabene und Herrliche einer höheren, veredelten weiblichen Natur war in dieser wahrhaft großen Monarchin vereint. Stets huldigte sie der Wahrheit, und stets war ihr richtiges Gefühl, ihr seltener Scharfblick und ein von

Oben erleuchteter Verstand ihre einzigen Führerinnen dabei. Was sie ihrer Familie, ihren Völkern, der Kirche, ja der ganzen Christenheit war, das hat uns die Geschichte gesagt, es steht vor unserm Blick, aber leider nur in schwachen Umrissen; klarer und leuchtender wird es einst stehen vor dem Blicke des Weltrichters.

4. Das in die Geschichte jener Zeit und besonders unserer heiligen Kirche so tief verwebte Leben Pulcheriens enthebt mich der Mühe einer Charakterschilderung; ihre Thaten sprechen von selbst, sie bedarf keiner Lobrede, und die würdigste Feier ihres Andenkens ist, daß man sagt: die Kirche hat sie den Heiligen zugezählt.

5. Ein vorzüglicher Zug in der hervorleuchtenden Frömmigkeit der heiligen Pulcheria war eine ganz besondere, glühende Liebe und Verehrung der allerheiligsten Mutter unsers Erlösers. Ihr, der Hochgebenedeiten, weihete sie zwei von den drei von ihr erbauten Kirchen, nämlich die Calopratter- und Blackerner-Kirche. Auf gewisse Tage stiftete sie in diesen Kirchen Tageszeiten und andere auf fromme Verehrung der Mutter-Gottes sich beziehende Andachtsübungen; nie fehlte sie bei denselben; und von einer einzigen Dienerin begleitet, in gemeinem Gewand, in einen langen Schleier gehüllt, und mit einer kleinen, brennenden Lampe in der Hand, kam sie sogar in der Nacht zu dem Gebet der letzten Horen, und zwar jedesmal zu Fuße, ohne zu achten auf Strenge der Jahrszeit oder Ungunst der Witterung.

6. Marcians Nachfolger, der Kaiser Leo, voll Ehrfurcht für Pulcheriens hohe Tugenden, deren

Augenzeuge und stiller Bewunderer er so oft gewesen, ließ auf ihrem Grabe, in der Kirche der heiligen Apostel, ein prächtiges Denkmal ihr errichten, ihr Bildniß gleich dem Bildnisse eines Heiligen aufstellen. Auf seinen Befehl ward der Jahrestag ihres Todes in dem ganzen Reiche gefeiert, und der Thronsaal in dem kaiserlichen Pallast mit großen, alle Seitenwände bedeckenden und die Thaten und Handlungen der Verstorbenen, verewigenden Gemälden ausgeschmückt.

G. Cod. antiq. Constant.

7. Ihr ganzes Privat-Vermögen vermachte die heilige Pulcheria den Armen, und da sie ihren vorgeblichen Gemahl, den Kaiser Marcian zum Vollstrecker ihres letzten Willens ernannt hatte; so ward nun auch jenen, hienieden so verachteten und doch so kostbaren Gliedern Jesu Christi von dem ganzen ihnen geschenkten großen Vermächtniß auch nicht ein Obol entzogen.

XXIV.

1. Die in Chalcedon versammelten Väter kehrten nach Beendigung des Conciliums nicht sogleich wieder zu ihren Sitzen zurück. Unbekannt ist uns die Ursache ihres verlängerten Aufenthalts in Constantinopel. Auch die päbstlichen Legaten, wahrscheinlich die Unbequemlichkeiten einer langen Winter-Reise scheuend, kamen erst in dem folgenden Jahre (452) gegen Anfang des Frühlings in Rom wieder an. Mit ihnen zugleich trafen auch ein der Bischof Lucianus von Byzia in Thracien und Basilius, ein Diakon der Kirche von Constantinopel. Beide hatte das Concilium, dem bestehenden Gebrauch zufolge, an den Pabst abgeordnet, theils um ihm über Alles,

was die Verhandlungen der Synode beträfe, mündlichen Vortrag zu erstatten, theils auch um ihm die Briefe, die man ihnen mitgegeben hatte, zu überreichen. Diese bestanden jetzt in einem Synodal-Schreiben sämmtlicher Bischöfe des Conciliums, in einem andern von dem Kaiser Marcian, in einem dritten von der Augusta Pulcheria und endlich in einem vierten von dem Patriarchen Anatolius.

2. In allen diesen Briefen ward der Pabst dringend ersucht, dem 28. Kanon seine Sanktion nicht zu entziehen. In dem Synodal-Schreiben erkennen sämmtliche Bischöfe den Pabst als das Organ des heiligen Petrus, als ihr Oberhaupt, als ihren Lehrer, der in seinem, sie so sehr belehrenden Briefe ihnen eine köstliche geistige Nahrung gereicht hätte. Ihre Anzahl geben sie auf fünf hundert und zwanzig an. *) Am Ende bitten sie den Pabst, Dem, was sie in Ansehung der Kirche von Constantinopel verfüget hätten, seine Genehmigung nicht zu versagen. Sie wären überzeugt, setzten sie hinzu, daß der Widerspruch seiner Legaten nur daher rühre, weil sie Ihm, dem Oberhaupt der Kirche, allein die Ehre hätten überlassen wollen, zur Erhaltung der Eintracht in den Kirchen, den Stuhl von Constantinopel mit einem höhern Glanz zu umgeben. Was sie gethan hätten, wäre blos ge-

[Margin: ...rd. Act. ...io. p. 655.]

*) Wahrscheinlich zählten sie jetzt auch diejenigen Bischöfe, welche ihre Stimmen Andern übertragen und durch diese sich auf dem Concilium hatten repräsentiren lassen. Die in Chalcedon wirklich anwesenden Bischöfe scheinen daher, ungeachtet dieser Angabe und noch aus manchen andern Gründen, die gleich im Anfange angegebene Anzahl von drei hundert und dreisig nicht überstiegen zu haben.

schehen, um dem Verlangen des Kaisers, des Senats und der ganzen Kaiserstadt zu entsprechen.

3. In seinem Briefe an den Pabst stellt auch der Kaiser gleiches Gesuch an denselben. Aber freuen muß man sich mit dem frommen Monarchen, wenn man sieht, wie wohl es seinem edeln Herzen that, daß nun alle Spaltungen in den Kirchen ein Ende hatten, alle Zweifel, in welche man die heilige Lehre hatte verhüllen wollen, völlig zerstreut waren. „Jedes zarte „Gewissen," sagt Marcian in seinem Schreiben, „ist „jetzt vollkommen beruhiget. Es weiß nun, was es „zu glauben hat. Danken wir der Vorsehung, daß „die Feinde unserer heiligen Religion uns die Veran„lassung geben mußten, Gott noch sorgfältiger zu su„chen, noch näher und klarer Ihn zu erkennen. Nie „ist ein Trunk labender, als nach ausgestandenem „langen Durst, nie die Ruhe süßer, als nach voll„brachter, schwer ermüdender Arbeit." — Ungefähr ähnlichen Inhalts, doch weniger eingehend auf den 28. Kanon, war auch der Brief der Augusta.

Leo M. Ep. 88. c. 1, 2.

4. Ganz eines Oberhirten würdig ist der Brief des Anatolius, in Allem nämlich, was sich auf die Verhandlungen des Conciliums, dessen Beschlüsse und die von demselben gegebene Glaubenserklärung bezog. Den weisen Absichten des Pabstes, sagt Anatolius, glaube er vollkommen entsprochen zu haben, indem er die Irrenden auf den Pfad der Wahrheit zurückzuführen gesucht, jene aber, welche hartnäckig bei ihrem Irrthum beharret, von der Gemeinschaft der Kirche getrennt habe. Aber in bittere Klagen bricht er aus gegen die päbstlichen Legaten, die Allem, was das Concilium in Ansehung der Kirche von Constantinopel verfüget, sich eigensinnig widersetzt hätten.

Leo M. ep. 80, 84.

5. Auch noch von verschiedenen andern Bischöfen und namentlich dem Julianismus von Cos, seinem Geschäftsträger in Constantinopel, hatte Leo mehrere Briefe erhalten, welche alle die Sanktion des 28. Kanons zum Gegenstand hatten. Von allen Seiten drang man nun in den Pabst, daß er doch den vereinten Bitten des Patriarchen und der morgenländischen Bischöfe, so wie selbst des Kaisers und der ganzen Kirche von Constantinopel, sich jetzt willfährig erzeigen möge.

6. Aber Leo, fest und unerschütterlich in seinen Grundsätzen und entflammt von heiligem Eifer für die Erhaltung der in den Kirchen so nothwendigen Ordnung und Zucht, blieb taub gegen alle diese Bitten. In seinen unter dem 28. Mai an Marcian, Pulcheria und Anatolius erlassenen Breven, und welche die nun von Rom wieder zurückkehrenden Deputirten, Lucianus und Basilius nach Constantinopel überbringen mußten, bestätigte Leo Alles, was in den sechs ersten, eigentlichen Sitzungen des Conciliums geschehen war, den 28. Kanon verwarf er aber durchaus, und zwar in so bestimmten und starken Ausdrücken, daß jede Hoffnung einer möglichen Sinnesänderung des Pabstes völlig verschwinden mußte. Rastlos und mit unverbrüchlicher Treue, sagt Leo, werde er stets über der genauen Befolgung aller Decrete der Väter von Nicäa wachen. Durch sein erhabenes Ministerium sey er hiezu verbunden und er würde sich in den Augen Gottes eines großen Verbrechens schuldig machen, wenn er diese heilige Pflicht nicht erfüllen sollte. Wollten, sagt der heilige Pabst an einem andern Ort, alle Bischöfe die Beschlüsse des Nicäanischen Conciliums zur unabänderlichen Richtschnur ihres Wandels, wie ihrer Amtsführung machen, so würden heilige Eintracht und ununterbrochener

Leo, epist. 78. 79.

Frieden in allen Kirchen herrschen. Wegen Privilegien, Rang und anderer Vorzüge würde es keine Zwiste und ärgerliche Prozesse geben, wenn alle Bischöfe von dem Geist der Demuth und gegenseitiger Liebe beseelt wären. Die Anzahl der Bischöfe, wie groß sie auch seyn möge, werde ihn nie vermögen können, Etwas zu genehmigen, was mit den Decreten des Nicänischen allgemeinen Kirchenraths im Widerspruch stünde. Kraft der von dem heiligen Apostel Petrus auf ihn übertragenen Gewalt, cassire und erkläre er also für nichtig und ungültig Alles, was in Chalcedon gegen die bestimmten und ausdrücklichen Verordnungen der Väter von Nicäa verfügt worden wäre.

7. In seinem Schreiben an Anatolius, gibt Leo dem Patriarchen heilsame Lehren über die jedem Bischofe so sehr geziemende Demuth und Bescheidenheit. Er versichert ihn seiner Freundschaft und daß er gerne seinen Wünschen entgegen kommen würde, wenn er nicht überzeugt wäre, daß ihre Erfüllung eben so sehr der Kirche, als dem Anatolius selbst zum Nachtheil gereichen würde. Aber nicht zufrieden, dem 28. Kanon seine Sanktion unwiderruflich zu verweigern, bedroht am Ende auch der heilige Leo den Patriarchen mit allen Blitzen seiner apostolischen Machtvollkommenheit, wenn er noch ferner bei seinen eiteln Foderungen und stolzen Anmassungen beharren würde.

8. Man kann nichts Erhabeneres, Kräftigeres und der Würde eines Oberhauptes der Kirche Angemessneres lesen, als dieses Schreiben des Pabstes Leo an den Patriarchen Anatolius. Unter den vielen, in theologischer, historischer und selbst ästhetischer Hinsicht gleich merkwürdigen Briefen des

Leon M. ep. 80 ad Anat.

heiligen Leo ist unstreitig dieser Brief einer der bemerkenswerthesten. Heilige Strenge mit nachsichtsvoller Duldsamkeit, und hoher apostolischer Ernst, gemildert durch den sanften Schimmer ächt christlicher Demuth und brüderlicher Liebe, leuchten aus jeder Zeile hervor; und wer ihn lies't, wird, mit Ehrfurcht erfüllt, sich unwillkührlich zur Unterwerfung dahingerissen fühlen.

9. Auf Anatolius machte Leo's Schreiben wenig oder gar keinen Eindruck. Er fuhr fort, in die Bischöfe Illyriens zu dringen, nun ebenfalls den dem Pabste doch so höchst mißfälligen 28. Kanon zu unterzeichnen; auch machte er von der päbstlichen Bulle nur jenen Theil bekannt, welcher die Bestätigung der wesentlichen Beschlüsse des Conciliums enthielt. Alles Uebrige und besonders was sich auf den 28. Kanon bezog, suchte er mit arglistiger Schlauheit der Kunde aller morgenländischen Kirchen zu entziehen. Als Leo dieses erfuhr, vermehrte sich dessen Unwille gegen den Patriarchen. Der Pabst sorgte nun selbst für die möglichst-größte Publicität seiner nach Constantinopel erlassenen Breven, schickte Abschriften davon an mehrere morgenländische Bischöfe, namentlich an Maximus von Antiochien und Theodoreth von Cyrhus, gab ihnen den Auftrag, dieselben überall bekannt zu machen und ermahnte den Erstern, trotz der Anmaßungen des Anatolius, den seinem Stuhle gebührenden, dritten Rang in der Kirche standhaft zu behaupten.

10. Als wenn es zu dem Plane des Patriarchen von Constantinopel gehört hätte, den Pabst immer mehr und mehr gegen sich zu erbittern, erlaubte sich Anatolius nun einen Schritt, welcher selbst dem Unbefangensten auffallen, und auch die Grundsätze

und Reinheit der Lehre des Patriarchen in ein höchst zweideutiges Licht setzen muste. Aetius, Archidiakon der Kirche von Constantinopel, war stets ein treuer Anhänger und warmer Freund des heiligen Flavians gewesen. Die Stelle, welche er bekleidete, gab ihm einen bedeutenden Einfluß in alle Angelegenheiten der Kirche. Unter dem Vorwand, ihn zu ehren, weihete Anatolius nun den Aetius zum Priester einer, zu einem außerhalb der Mauern von Constantinopel einsam gelegenen Begräbnißplatz gehörenden Kirche. Die dadurch erledigte Stelle eines Archidiakons gab er einem gewissen Andreas, der, ehemals ein Anhänger des Eutyches, unter den Anklägern und Verfolgern des heil. Flavians eine der vorzüglichsten Rollen gespielt hatte. Als Leo davon benachrichtiget ward, hielt er es unter seiner Würde, diesfalls an Anatolius zu schreiben; aber in einem Briefe an den Kaiser rügte er sehr scharf das ungeziemende Verfahren des Patriarchen, und brach mit diesem von jetzt an alle fernere schriftliche Verbindung ab.

10. Um nicht gezwungen zu seyn, auf den so unseligen, heillosen 28. Kanon in der Fol'e noch einmal zurückzukommen, müßen wir uns jetzt einen kleinen Vorgriff in der Geschichte erlauben. Seit länger als einem Jahre hatte der heilige Leo nicht mehr an Anatolius geschrieben. Schmerzhaft empfand der Patriarch diese Demüthigung. Sey es nun Furcht gewesen vor den möglichen fernern Folgen dieses demüthigenden Stillschweigens; oder auch daß vielleicht Anatolius sich indessen wirklich eines Bessern besonnen hatte: kurz er wandte sich gegen das Ende des Jahres 453 an den Kaiser, und bat diesen um seine Vermittelung zwischen ihm und dem Pabst. Nichts war dem, um den allgemeinen Frieden in den

Kirchen so besorgten Marcian willkommener, diese Bitte. Mit der grösten Bereitwilligkeit ü nahm er das Geschäft eines Vermittlers, und sch auch sogleich an den Pabst, ihn ersuchend, Anatolius sich wieder günstig zu erweisen; ders werde in Allem, was den Glauben betreffe, sich sei Entscheidungen unterwerfen.

11. Der Pabst säumte nicht mit der Antw Würde Anatolius, sagt Leo in seinem schon u dem 9. März 454 an den Kaiser erlassenen Sch ben, sich den Kanons unterwerfen und zugleich sprechen, in dem Geist wahrer Demuth den Fri und die Eintracht in der Kirche zu unterhalten; werde er auch das Geschehene vergessen, es als n geschehen betrachten. Aber diesem päbstlichen Sch ben folgte bald ein Zweites unter dem 15. April, welchem Leo eine noch viel nachdrücklichere Spr führt. Sollte Anatolius, sagt er darin, noch ger zögern, seinem Ehrgeize und seinen stolzen Anm ungen zu entsagen; so würde er in Verbindung allen übrigen Bischöfen, deren Gerechtsame zu theidigen es seine Pflicht sey, mit dem grösten N druck gegen ihn verfahren.

Leo. ep. 105. c. 3.

12. Diese Drohung, wie es scheint, verfel nicht ihre Wirkung. In sehr ehrerbietigen Ausdrü schrieb jetzt Anatolius an den Pabst, daß er den Aet wieder in seiner vorigen Würde hergestellt *),

*) Dieß will nicht sagen, daß Aetius nun wieder Ar diakon geworden sey; da er jetzt Priester war, kon er nicht mehr das Letztere seyn. Anatolius wollte blos dem Pabste die Anzeige machen, daß er Aetius, bei einer andern Kirche, wahrscheinlich Cathedral-Kirche, eine seinem vorigen Ansehen Einfluß angemessenere Anstellung gegeben habe.

Andreas aber nicht nur seiner Stelle entsetzt, sondern ihn auch sammt den Uebrigen, welche in gleicher Schuld sich befänden, obschon sie Leos Brief an den heiligen Flavian unterzeichnet hätten, von seiner Kirchengemeinschaft getrennt habe; abgesondert von derselben sollten sie bleiben, bis seine Heiligkeit in Ansehung derselben etwas Anderes verfügt haben würde. In Beziehung auf den 28. Kanon, suchte Anatolius alle Schuld auf die Geistlichkeit seiner Kirche zu wälzen; diese allein habe jenen Kanon in Vorschlag gebracht, und die übrigen Bischöfe, weil ihren Wünschen und dem vermeindlichen Bedürfniß ihrer Kirchen angemessen, hätten denselben ohne seine Mitwirkung genehmiget. Er für seine Person habe nie den Lockungen des Ehrgeizes Gehör gegeben, stets die Demuth, so wie die Ruhe und Eintracht in den Kirchen geliebt. Uebrigens habe man ja Alles der Genehmigung und Bestätigung des römischen Stuhles ganz allein überlassen.

S. Leo. M. ep. Anat. ad Leo. p 403.

13. Offenbar haben diese letztern Worte in dem Schreiben des Patriarchen entweder gar keinen Sinn, oder sie sind ein förmlicher Widerruf jenes dem Pabste mit Recht so mißfälligen Kanons. Auch Leo erklärte dieselben so, und betrachtete sie als ein unzweideutiges Bekenntniß, daß man in Chalcedon die Kanons der heiligen Väter von Nicäa verletzt habe, und als ein aufrichtiges Versprechen, in Zukunft eben diese Verordnungen des nicänischen Conciliums mit unverbrüchlicher Treue beobachten zu wollen. Leo schrieb daher an Anatolius, so wie auch an den Kaiser, bezeugte seine Zufriedenheit mit dem Gehorsam und der jetzigen Sinnesänderung des Patriarchen, und wiederholte sein Versprechen, das Vergangene nun völlig zu vergessen. In Ansehung

des Andreas und Euphratas so wie der Uebrigen, welche mit diesen in gleicher Schuld waren, erlaubte der Pabst, daß sie zu Priestern dürften geweihet werden, wenn sie vorher den Irrlehren des Eutyches und Nestorius das Anathema gesprochen, und eine förmliche Urkunde darüber ausgestellt hätten; sie aber zu höhern Stellen und Würden in der Kirche zu befördern, ward von dem Pabst verboten. Zum Archidiakon, gebot Leo, nur einen Solchen zu weihen, der, frei von jedem Verdacht der Ketzerei, sich nie zu jenen Irrlehren hingeneigt hätte.

ar. 454. §. 12.

14. Dem Cardinal Baronius zufolge, erließ nun der Kaiser ein Gesetz, Kraft dessen der 28. Kanon aufgehoben, und in allen seinen Folgen und Wirkungen als null und nichtig erklärt ward.

hom. disc. l. 1 c. 6.

hom. disc. up. not. in can.

15. So blieben nun die Sachen bis zum Tode Marcians. Mit dem Leben dieses Kaisers hatten auch die Demuth und scheinbare Folgsamkeit des Anatolius ein Ende; denn gleich nachher, und selbst noch bei Lebzeiten des heiligen Leo, übten Er und noch mehr seine Nachfolger nicht nur alle auf Chalcedon dem Stuhle von Constantinopel zugestandene Vorrechte wieder aus, sondern die Letztern giengen in ihren Anmaßungen noch um vieles weiter, und überschritten selbst die ohnehin schon so ausgedehnten Grenzen, welche eben jener Kanon ihrer Macht, so wie ihrem Ansehen gesetzt hatte.

XXV.

1. Der Lenkung des weltlichen Arms bedarf es in dem Reiche Jesu nicht; es besteht durch sich selbst; es besteht durch die Kraft des ewigen, nie

verhallenden Wortes der Allmacht. Indessen bleibt es immer für Monarchen eine der heiligsten ihrer Pflichten, wenn sie anders Söhne und zwar die ersten Söhne der Kirche Jesu seyn wollen, diese ihre heiligen Beschlüsse nicht nur selbst zu ehren und zu befolgen, sondern auch allen ihren Unterthanen gleiche Ehrfurcht gegen dieselben zu gebieten. Der Zweck des Daseyns der Staaten, mithin der allgemeine Staatszweck kann doch wahrhaftig kein anderer seyn, als der Zweck des Daseyns, und folglich auch des Strebens aller Einzelen, welche den Staat ausmachen. Aber, mit allen seinen Neigungen, gleich dem Thiere, an die Erde gefesselt, blos in dem Vergänglichen einzuwurzeln, alle Zeit und Kraft blos in dem Irdischen zu versplittern, dieß ist doch gewiß nicht die Bestimmung, mithin auch nicht der Zweck vernünftiger, zur Unsterblichkeit geschaffener Wesen. Die Menschen also blos die Kunst zu lehren, sich die Augen auszustechen, damit sie sich selbst nicht mehr erkennen, möchte demnach schwerlich in dem Plane irgend einer göttlichen Institution, folglich auch nicht in jener der Monarchien gefunden werden. Wenn der Geist des Christenthums ein alle nur gedenkbare menschliche Verhältnisse durchgreifender Geist ist; wenn der Alles erwärmende, veredelnde und belebende Strahl der Religion jedes Treiben, Mühen und Streben der Menschen durchleuchten muß, und da wo er nicht leuchtet, nichts als Nacht und Finsterniß herrschen; dann kann auch der Staat nur in der Kirche und durch die Kirche, Leben, Kraft und Bestand erhalten, und die Erhaltung und Verbreitung der Religion ist dann nicht blos Nebensache, sondern die erste und wichtigste Angelegenheit, die erste und heiligste Pflicht der Monarchen. Nicht wird der König der Könige sie einst fragen,

was die Verhandlungen der Synode beträfe, mündlichen Vortrag zu erstatten, theils auch um ihm die Briefe, die man ihnen mitgegeben hatte, zu überreichen. Diese bestanden jetzt in einem Synodal-Schreiben sämmtlicher Bischöfe des Conciliums, in einem andern von dem Kaiser Marcian, in einem dritten von der Augusta Pulcheria und endlich in einem vierten von dem Patriarchen Anatolius.

2. In allen diesen Briefen ward der Pabst dringend ersucht, dem 28. Kanon seine Sanktion nicht zu entziehen. In dem Synodal-Schreiben erkennen sämmtliche Bischöfe den Pabst als das Organ des heiligen Petrus, als ihr Oberhaupt, als ihren Lehrer, der in seinem, sie so sehr belehrenden Briefe ihnen eine köstliche geistige Nahrung gereicht hätte. Ihre Anzahl geben sie auf fünf hundert und zwanzig an. *) Am Ende bitten sie den Pabst, Dem, was sie in Ansehung der Kirche von Constantinopel verfüget hätten, seine Genehmigung nicht zu versagen. Sie wären überzeugt, setzten sie hinzu, daß der Widerspruch seiner Legaten nur daher rühre, weil sie Ihm, dem Oberhaupt der Kirche, allein die Ehre hätten überlassen wollen, zur Erhaltung der Eintracht in den Kirchen, den Stuhl von Constantinopel mit einem höhern Glanz zu umgeben. Was sie gethan hätten, wäre blos ge-

Hard. Act. Conc. p. 655.

*) Wahrscheinlich zählten sie jetzt auch diejenigen Bischöfe, welche ihre Stimmen Andern übertragen und durch diese sich auf dem Concilium hatten repräsentiren lassen. Die in Chalcedon wirklich anwesenden Bischöfe scheinen daher, ungeachtet dieser Angabe und noch aus manchen andern Gründen, die gleich im Anfange angegebene Anzahl von drei hundert und dreisig nicht überstiegen zu haben.

Sinn ihnen hier unterlegen zu können. Unstreitig ist es ein, des Strebens eines großen Fürsten, würdiges Ziel, Seelen zu gewinnen; das heißt, für Gott sie zu gewinnen. Wer aber so gierig nach Seelen hascht, und sie zu erwerben so emsig strebt, muß auch nicht blos für die Körper sorgen, und unbekümmert um die geistigen Naturen, dieselben verhungern lassen; aber Erkenntniß der Wahrheit, Religion ist dieser ihr einziges und höchstes Bedürfniß, die einzige sie labende und stärkende Nahrung, kurz das einzige Element, in welchem sie sich lebendig und glücklich fühlen; und genaue Rechenschaft wirst einst darüber Derjenige fodern, Der unsterbliche Seelen nur für sich allein, und nicht, gleich den Ameisen, zu einem blosen Manufaktur- Fabricken- und Produktions-Dienste geschaffen hat. Jene Staatsweisheit also, welche die unsterblichen Kräfte geistiger Wesen blos mit Geld und Waarenballen aufzuwägen glaubt, ist gewiß keine Gott sehr gefällige Staatskunst, und möchte in der Theorie, wie in der Ausübung, am Ende leicht zu höchst bejammernswerthen, ja wohl schrecklichen Resultaten führen.

2. Sobald also die Beschlüsse des Conciliums von Chalcedon von Rom die nöthige Bestätigung erhalten hatten, zögerte Marcian keinen Augenblick, dieselben nun auch mit allem Nachdruck seiner kaiserlichen Macht zu unterstützen. Mehrere dahin zweckende Gesetze wurden von ihm in dem Laufe des Jahres 452 erlassen. Durch ein unter dem 7. Februar an die Einwohner von Constantinopel gerichtetes Edikt verbot der Kaiser alles eitle, Stunden müßiger Unterhaltung ausfüllende Geschwätz über Glaubenslehren, besonders an öffentlichen Orten und in Gegenwart des Volkes. Heilige Dinge, sagt der Kaiser, zu Gegenständen profanen Gespräches zu ma-

chen, sey ungeziemend; aber noch ungeziement ja frevelhaft sey es, Lehren, welche der heilige G durch das Organ der in einem rechtmäßigen Co zu versammelten Bischöfe so eben erst deut erklärt, und fest bestimmt hätte, auf das neue n der in Streitfragen zu verwandeln, um seine T putirkunst daran zu üben. Ueberhaupt war M cian vom Disputiren kein großer Freund; sei Meinung nach gab es dem Irrthum und falsc Wahn nur immer neue Nahrung, indem es Gemüther erbitterte, die Köpfe verwirrte, und b dem Stolz und Eigendünkel schmeichelte.

3. Durch ein anderes Gesetz vom 28. Juli wurden die Eutychianer den Apollinaristen gle gestellt. Unter schweren Strafen ward ihnen boten, Kirchen oder gemeinschaftliche Versammlun häuser zu haben, Klöster zu erbauen, Geistliche zustellen, oder gar Priester oder Bischöfe zu weil Weder in Constantinopel, noch in einer Metro litanstadt irgend einer Provinz war es ihnen erla sich aufzuhalten, und aller ihrer bürgerlichen Re für verlustig erklärt, waren sie unfähig, Testam zu machen, oder Vermächtnisse durch Testam zu empfangen. Die Mönche in dem Kloster Eutyches, welche alle von der Ketzerei desselben an steckt waren, wurden wie Feinde der Kirche und Staates betrachtet, und als Menschen, welche ewigen Heil der Unterthanen heimlich nachstell aus allen Provinzen des römischen Reiches ver Die Bücher der Sekte wurden verbrannt, und Statthalter der Provinzen angewiesen, diejeni welche als Lehrer, öffentlich oder in geheim Ketzereien verbreiten würden, mit dem Tode, Schüler und Jünger aber mit einer Geldbuße zehn Pfund Gold zu bestrafen.

4. Indessen waren diese Gesetze und Verordnungen des Kaisers doch nicht im Stande, den an mehreren Orten schon so sehr überhandgenommenen Sektengeist in den Schranken des Gehorsams zu erhalten. Kein Wunder: denn hat noch je derjenige, welcher das sanfte Joch der Kirche von sich abwarf, ihr den schuldigen Gehorsam versagte, sich der weltlichen Macht, wenn er glaubte, daß sie ihn nicht würde erreichen können, willig unterworfen? Vorzüglich war es jetzt in Aegypten und Palästina, wo die von Eutychianern längst schon unterhaltene Gährung nun auf die schrecklichste Weise aufbrausete; wo das von unwissenden und fanatischen Mönchen bethörte und gereizte Volk in offenbare Empörung ausbrach, Bischöfe ermordete oder verjagte, Kirchen plünderte, den kaiserlichen Befehlen trotzte und die grausamsten Gewaltthätigkeiten gegen die rechtgläubigen Katholiken sich erlaubte.

5. In Aegypten sollte nach Rückkehr der vier Bischöfe, welche in Chalcedon den Dioscorus verlassen, zu dessen Entsetzung gestimmt, und den Brief des heiligen Leo an Flavian unterzeichnet hatten, sogleich und zwar mit Zuziehung der Geistlichkeit und der angesehensten Einwohner von Alexandrien, zu der Wahl eines neuen Patriarchen geschritten werden. Marcian hatte diesfalls schon an Theodor, Präfekten von Aegypten, geschrieben. Aber unter den zahlreichen, zu jedem Frevel leicht zu reizenden Pöbel Alexandriens, hatte Dioscorus noch sehr viele Anhänger, und auch unter den angesehenen Einwohnern gab es nicht wenige, welche sich einen Patriarchen zurückwünschten, der, gleichgültig gegen heilige Zucht, von seiner Gemeinde nichts weniger, als strenge Sittlichkeit und eine große Reinheit des Wandels foderte.

Liberat. brev. c. 14.

6. Bei der ersten Versammlung also, welche wegen der Wahl eines Patriarchen gehalten ward, erklärten alle anwesende Laien beinahe einstimmig, daß sie, so lange Dioscorus lebe, nie zu der Wahl eines Nachfolgers desselben ihre Zustimmung geben könnten. Die Stadt war nun in zwei Partheien getheilt; die Eine hielt es mit den Dioscorus und die Andere, welche, weil aus ächten Katholiken bestehend, die Minderzahl ausmachte, behauptete, daß man sich den Beschlüssen des Conciliums unterwerfen müße. Zu der letztern gehörten die Geistlichkeit, alle kaiserliche Beamten und obrigkeitliche Personen von Alexandrien.

7. Mehrere Tage verflossen nun in ungewissen und schwankenden Erwartungen. Endlich kam dennoch die Wahl, und wie es scheint, ziemlich friedlich zu Stande. Proterus, Erzpriester der alexandrinischen Kirche, ein durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit des hohen bischöflichen Amtes vollkommen würdiger Mann, ward einstimmig zum Patriarchen gewählt, von den oben erwähnten 4 Bischöfen sogleich geweihet und auf den Stuhl von Alexandrien erhoben.

8. Erbittert durch den Sieg ihrer Gegner, ward die Parthei des Dioscorus und der Eutychianer jetzt nur noch frecher. Timotheus Elurus und Peter Mongus, zwei Priester der alexandrinischen Kirche und von welchen wir in der Folge leider noch sehr vieles zu reden haben werden, trennten sich von der Kirchengemeinschaft des neuen Patriarchen und erklärten, daß, so lange Dioscorus lebe, sie keinen Andern als rechtmäßigen Bischof ihrer Kirche erkennen würden. Um die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren, erlaubten sich nun die Feinde des Conciliums die schrecklichsten Verläumdungen und Schmähungen gegen dasselbe. Viele aus dem Volke, unkundig der wahren Lage der Sache, wurden dadurch bethört und zu der

Parthei des Dioscorus hingerissen. Zärtere Gewissen, durch die umlaufenden Gerüchte beunruhiget und geängstiget, wusten nicht mehr, ob sie mit dem neuen Patriarchen in Kirchengemeinschaft treten, oder bei der mit Dioscorus beharren müßen. Die ganze Stadt war voll Verwirrung, Zwiespalt und Hader.

9. Indessen waren auch die dreizehn, bis nach geschehener Wahl eines neuen Patriarchen von Alexandrien, in Constantinopel zurückgebliebenen, ägyptischen Bischöfe wieder zu ihren Kirchen zurückgekehrt. Aber statt durch treue Dastellung dessen, was in Chalcedon geschehen war, die Gemüther zu besänftigen, und die Verirrten zu ihrer Pflicht zurückzuführen, trugen sie, so viel sie konnten, nur noch zur Vermehrung der Unordnung und herrschenden Gährung bei. Alle Lügen und Verläumdungen der Eutychianer und Anhänger des Dioscorus wurden von ihnen bestätiget. Ueberall streueten sie aus, man habe in Chalcedon die Lehre des heiligen Cyrillus verworfen, jene des Nestorius dafür angenommen. Mit jedem Tage wuchs nun die Kühnheit der Eutychianer und mit dieser der immer lauter werdende Ungestüm des gereizten, irregeleiteten, von allen Seiten aufgewiegelten Volkes. Täglich gab es tumultuarische Auftritte in den Straßen; der Gottesdienst ward in den Kirchen gestört, und alle öffentliche Plätze waren mit lärmenden, wilden Schreiern erfüllt. Diesem Unfug zu steuern, bemühete sich umsonst die Obrigkeit, und eben so fruchtlos blieben auch alle Bitten und Ermahnungen des Bischofes. Was lange vorauszusehen war, muste endlich geschehen. Die bisher nur schwach zurückgehaltene Gährung brach plötzlich in förmliche Empörung aus. Wüthende Volkshaufen durchzogen unter fürchterlichem Geschrei die Straßen der Stadt, schmäheten die

des Andreas und Euphratas so wie der Uebrigen, welche mit diesen in gleicher Schuld waren, erlaubte der Pabst, daß sie zu Priestern dürften geweihet werden, wenn sie vorher den Irrlehren des Eutyches und Nestorius das Anathema gesprochen, und eine förmliche Urkunde darüber ausgestellt hätten; sie aber zu höhern Stellen und Würden in der Kirche zu befördern, ward von dem Pabst verboten. Zum Archidiakon, gebot Leo, nur einen Solchen zu weihen, der, frei von jedem Verdacht der Ketzerei, sich nie zu jenen Irrlehren hingeneigt hätte.

r.454. §. 12.

14. Dem Cardinal Baronius zufolge, erließ nun der Kaiser ein Gesetz, Kraft dessen der 28. Kanon aufgehoben, und in allen seinen Folgen und Wirkungen als null und nichtig erklärt ward.

om. disc. l. 1 c. 6.

om. disc. p. not. in can.

15. So blieben nun die Sachen bis zum Tode Marcians. Mit dem Leben dieses Kaisers hatten auch die Demuth und scheinbare Folgsamkeit des Anatolius ein Ende; denn gleich nachher, und selbst noch bei Lebzeiten des heiligen Leo, übten Er und noch mehr seine Nachfolger nicht nur alle auf Chalcedon dem Stuhle von Constantinopel zugestandene Vorrechte wieder aus, sondern die Letztern giengen in ihren Anmaßungen noch um vieles weiter, und überschritten selbst die ohnehin schon so ausgedehnten Grenzen, welche eben jener Kanon ihrer Macht, so wie ihrem Ansehen gesetzt hatte.

XXV.

1. Der Lenkung des weltlichen Arms bedarf es in dem Reiche Jesu nicht; es besteht durch sich selbst; es besteht durch die Kraft des ewigen, nie

verhallenden Wortes der Allmacht. Indessen bleibt es immer für Monarchen eine der heiligsten ihrer Pflichten, wenn sie anders Söhne und zwar die ersten Söhne der Kirche Jesu seyn wollen, diese ihre heiligen Beschlüsse nicht nur selbst zu ehren und zu befolgen, sondern auch allen ihren Unterthanen gleiche Ehrfurcht gegen dieselben zu gebieten. Der Zweck des Daseyns der Staaten, mithin der allgemeine Staatszweck kann doch wahrhaftig kein anderer seyn, als der Zweck des Daseyns, und folglich auch des Strebens aller Einzelen, welche den Staat ausmachen. Aber, mit allen seinen Neigungen, gleich dem Thiere, an die Erde gefesselt, blos in dem Vergänglichen einzuwurzeln, alle Zeit und Kraft blos in dem Irdischen zu versplittern, dieß ist doch gewiß nicht die Bestimmung, mithin auch nicht der Zweck vernünftiger, zur Unsterblichkeit geschaffener Wesen. Die Menschen also blos die Kunst zu lehren, sich die Augen auszustechen, damit sie sich selbst nicht mehr erkennen, möchte demnach schwerlich in dem Plane irgend einer göttlichen Institution, folglich auch nicht in jener der Monarchien gefunden werden. Wenn der Geist des Christenthums ein alle nur gedenkbare menschliche Verhältnisse durchgreifender Geist ist; wenn der Alles erwärmende, veredelnde und belebende Strahl der Religion jedes Treiben, Mühen und Streben der Menschen durchleuchten muß, und da wo er nicht leuchtet, nichts als Nacht und Finsterniß herrschen; dann kann auch der Staat nur in der Kirche und durch die Kirche, Leben, Kraft und Bestand erhalten, und die Erhaltung und Verbreitung der Religion ist dann nicht blos Nebensache, sondern die erste und wichtigste Angelegenheit, die erste und heiligste Pflicht der Monarchen. Nicht wird der König der Könige sie einst fragen,

ob sie durch völlige Versenkung aller geistigen Kräf
in das Reich des Physischen, die Grenzen des le
tern erweitert, ob sie, indem sie durch die tausen
fi''en Bande irdischer Sorgen und Bestrebunge
di? Menschen ganz an den Boden fesselten, die Pr
duktion oder Produktivität desselben erhöhet, ob s
du:ch Ver;einerung und Erweiterung des Geldm
chanismus tausend neue Bedürfnisse und Genü
erzeugt, mithin die Arbeit, dieses große Nati
nal-Capital wuchernd vermehrt, und endlich dur
kunstreiche Illusionen ihre Völker in einem unu
terbrochenen, eben so fröhlichen als besinnungslos
Taumel zu erhalten gewußt haben? Nach alle
diesem, was freilich jetzt der Preis des Ruhms u
der Vergötterung ist, die die Welt ihnen zu
kennt: nach Allem diesem wird schwerlich der Ri
ter einst fragen; wohl aber, ob sie die ihnen a
vertrauten, aber nicht für sie geschaffenen Völ
auch Demjenigen zugefuhrt haben, Dessen eige
liches Eigenthum sie sind; Der daher allein m
Macht hatte, die Monarchen zu Häuptern eben d
ser Völker zu salben, mit ihren Kronen ihnen ein
Theil seiner Macht auf Erden zu ertheilen, u
Dem endlich einzig und allein sie einst eine eben
schwere als furchtbare Rechenschaft werden abzu
gen haben.

Mit Seelen zu mäckeln, sie sorgfältig
zählen und auf der Wagschale politischen Gleich
wichts zu wägen, ward in unsern Tagen ein Hau
geschäft der neuern Dip'omacie und die Frage, W
diese oder jene hundert tausend Seelen zugehö
sollten, nicht selten ein Gegenstand sehr ernster u
langer Debatten. Wir sind weit entfernt, jen
Ausdrücken eine gehässige Deutung geben zu woll
Wir sind vielmehr erfreut, einen edeln erhaben

Sinn ihnen hier unterlegen zu können. Unstreitig ist es ein, des Strebens eines großen Fürsten, würdiges Ziel, Seelen zu gewinnen; das heißt, für Gott sie zu gewinnen. Wer aber so gierig nach Seelen hascht, und sie zu erwerben so emsig strebt, muß auch nicht blos für die Körper sorgen, und unbekümmert um die geistigen Naturen, dieselben verhungern lassen; aber Erkenntniß der Wahrheit, Religion ist dieser ihr einziges und höchstes Bedürfniß, die einzige sie labende und stärkende Nahrung, kurz das einzige Element, in welchem sie sich lebendig und glücklich fühlen; und genaue Rechenschaft wirst einst darüber Derjenige fodern, Der unsterbliche Seelen nur für sich allein, und nicht, gleich den Ameisen, zu einem blosen Manufaktur-Fabricken- und Produktions-Dienste geschaffen hat. Jene Staatsweisheit also, welche die unsterblichen Kräfte geistiger Wesen blos mit Geld und Waarenballen aufzuwägen glaubt, ist gewiß keine Gott sehr gefällige Staatskunst, und möchte in der Theorie, wie in der Ausübung, am Ende leicht zu höchst bejammernswerthen, ja wohl schrecklichen Resultaten führen.

2. Sobald also die Beschlüsse des Conciliums von Chalcedon von Rom die nöthige Bestätigung erhalten hatten, zögerte Marcian keinen Augenblick, dieselben nun auch mit allem Nachdruck seiner kaiserlichen Macht zu unterstützen. Mehrere dahin zweckende Gesetze wurden von ihm in dem Laufe des Jahres 452 erlassen. Durch ein unter dem 7. Februar an die Einwohner von Constantinopel gerichtetes Edikt verbot der Kaiser alles eitle, Stunden müßiger Unterhaltung ausfüllende Geschwätz über Glaubenslehren, besonders an öffentlichen Orten und in Gegenwart des Volkes. Heilige Dinge, sagt der Kaiser, zu Gegenständen profanen Gespräches zu ma-

chen, sey ungeziemend; aber noch ungeziemender, ja frevelhaft sey es, Lehren, welche der heilige Geist durch das Organ der in einem rechtmäßigen Concilium versammelten Bischöfe so eben erst deutlich erklärt, und fest bestimmt hätte, auf das neue wieder in Streitfragen zu verwandeln, um seine Disputirkunst daran zu üben. Ueberhaupt war Marcian vom Disputiren kein großer Freund; seiner Meinung nach gab es dem Irrthum und falschen Wahn nur immer neue Nahrung, indem es die Gemüther erbitterte, die Köpfe verwirrte, und blos dem Stolz und Eigendünkel schmeichelte.

3. Durch ein anderes Gesetz vom 28. Julius, wurden die Eutychianer den Apollinaristen gleichgestellt. Unter schweren Strafen ward ihnen verboten, Kirchen oder gemeinschaftliche Versammlungshäuser zu haben, Klöster zu erbauen, Geistliche anzustellen, oder gar Priester oder Bischöfe zu weihen. Weder in Constantinopel, noch in einer Metropolitanstadt irgend einer Provinz war es ihnen erlaubt, sich aufzuhalten, und aller ihrer bürgerlichen Rechte für verlustig erklärt, waren sie unfähig, Testamente zu machen, oder Vermächtnisse durch Testamente zu empfangen. Die Mönche in dem Kloster des Eutyches, welche alle von der Ketzerei desselben angesteckt waren, wurden wie Feinde der Kirche und des Staates betrachtet, und als Menschen, welche dem ewigen Heil der Unterthanen heimlich nachstellten, aus allen Provinzen des römischen Reiches verjagt. Die Bücher der Sekte wurden verbrannt, und die Statthalter der Provinzen angewiesen, diejenigen, welche als Lehrer, öffentlich oder in geheim jene Ketzereien verbreiten würden, mit dem Tode, ihre Schüler und Jünger aber mit einer Geldbuße von zehn Pfund Gold zu bestrafen.

4. Indessen waren diese Gesetze und Verordnungen des Kaisers doch nicht im Stande, den an mehreren Orten schon so sehr überhandgenommenen Sektengeist in den Schranken des Gehorsams zu erhalten. Kein Wunder: denn hat noch je derjenige, welcher das sanfte Joch der Kirche von sich abwarf, ihr den schuldigen Gehorsam versagte, sich der weltlichen Macht, wenn er glaubte, daß sie ihn nicht würde erreichen können, willig unterworfen? Vorzüglich war es jetzt in Aegypten und Palästina, wo die von Eutychianern längst schon unterhaltene Gährung nun auf die schrecklichste Weise aufbrausete; wo das von unwissenden und fanatischen Mönchen bethörte und gereizte Volk in offenbare Empörung ausbrach, Bischöfe ermordete oder verjagte, Kirchen plünderte, den kaiserlichen Befehlen trotzte und die grausamsten Gewaltthätigkeiten gegen die rechtgläubigen Katholiken sich erlaubte.

5. In Aegypten sollte nach Rückkehr der vier Bischöfe, welche in Chalcedon den Dioscorus verlassen, zu dessen Entsetzung gestimmt, und den Brief des heiligen Leo an Flavian unterzeichnet hatten, sogleich und zwar mit Zuziehung der Geistlichkeit und der angesehensten Einwohner von Alexandrien, zu der Wahl eines neuen Patriarchen geschritten werden. Marcian hatte diesfalls schon an Theodor, Präfekten von Aegypten, geschrieben. Aber unter den zahlreichen, zu jedem Frevel leicht zu reizenden Pöbel Alexandriens, hatte Dioscorus noch sehr viele Anhänger, und auch unter den angesehenen Einwohnern gab es nicht wenige, welche sich einen Patriarchen zurückwünschten, der, gleichgültig gegen heilige Zucht, von seiner Gemeinde nichts weniger, als strenge Sittlichkeit und eine große Reinheit des Wandels foderte.

Liberat. brev. c. 14.

6. Bei der ersten Versammlung also, welche w
gen der Wahl eines Patriarchen gehalten ward,
klärten alle anwesende Laien beinahe einstimmig, d
sie, so lange Dioscorus lebe, nie zu der Wahl ei
Nachfolgers desselben ihre Zustimmung geben könnt
Die Stadt war nun in zwei Partheien getheilt;
Eine hielt es mit den Dioscorus und die Ande
welche, weil aus ächten Katholiken bestehend,
Minderzahl ausmachte, behauptete, daß man sich d
Beschlüssen des Conciliums unterwerfen müße.
der letztern gehörten die Geistlichkeit, alle kaiserli
Beamten und obrigkeitliche Personen von Alexandri

7. Mehrere Tage verflossen nun in ungewis
und schwankenden Erwartungen. Endlich kam d
noch die Wahl, und wie es scheint, ziemlich friedl
zu Stande. Proterus, Erzpriester der alex
drinischen Kirche, ein durch Frömmigkeit und Gele
samkeit des hohen bischöflichen Amtes vollkomm
würdiger Mann, ward einstimmig zum Patriarch
gewählt, von den oben erwähnten 4 Bischöfen sogle
geweihet und auf den Stuhl von Alexandrien erhob

8. Erbittert durch den Sieg ihrer Gegner, wa
die Parthei des Dioscorus und der Eutychianer je
nur noch frecher. Timotheus Elurus und Pe
Mongus, zwei Priester der alexandrinischen Kir
und von welchen wir in der Folge leider noch se
vieles zu reden haben werden, trennten sich von d
Kirchengemeinschaft des neuen Patriarchen und erkl
ten, daß, so lange Dioscorus lebe, sie keinen Ande
als rechtmäßigen Bischof ihrer Kirche erkennen wü
den. Um die Zahl ihrer Anhänger zu vermehr
erlaubten sich nun die Feinde des Conciliums die schre
lichsten Verläumdungen und Schmähungen gegen de
selbe. Viele aus dem Volke, unkundig der wahr
Lage der Sache, wurden dadurch bethört und zu d

Parthei des Dioscorus hingerissen. Zärtere Gewissen, dürch die umlaufenden Gerüchte beunruhiget und geängstiget, wusten nicht mehr, ob sie mit dem neuen Patriarchen in Kirchengemeinschaft treten, oder bei der mit Dioscorus beharren müßen. Die ganze Stadt war voll Verwirrung, Zwiespalt und Hader.

9. Indessen waren auch die dreizehn, bis nach geschehener Wahl eines neuen Patriarchen von Alexandrien, in Constantinopel zurückgebliebenen, ägyptischen Bischöfe wieder zu ihren Kirchen zurückgekehrt. Aber statt durch treue Dastellung dessen, was in Chalcedon geschehen war, die Gemüther zu besänftigen, und die Verirrten zu ihrer Pflicht zurückzuführen, trugen sie, so viel sie konnten, nur noch zur Vermehrung der Unordnung und herrschenden Gährung bei. Alle Lügen und Verläumdungen der Eutychianer und Anhänger des Dioscorus wurden von ihnen bestätiget. Ueberall streueten sie aus, man habe in Chalcedon die Lehre des heiligen Cyrillus verworfen, jene des Nestorius dafür angenommen. Mit jedem Tage wuchs nun die Kühnheit der Eutychianer und mit dieser der immer lauter werdende Ungestüm des gereizten, irregeleiteten, von allen Seiten aufgewiegelten Volkes. Täglich gab es tumultuarische Auftritte in den Straßen; der Gottesdienst ward in den Kirchen gestört, und alle öffentliche Plätze waren mit lärmenden, wilden Schreiern erfüllt. Diesem Unfug zu steuern, bemühete sich umsonst die Obrigkeit, und eben so fruchtlos blieben auch alle Bitten und Ermahnungen des Bischofes. Was lange vorauszusehen war, muste endlich geschehen. Die bisher nur schwach zurückgehaltene Gährung brach plötzlich in förmliche Empörung aus. Wüthende Volkshaufen durchzogen unter fürchterlichem Geschrei die Straßen der Stadt, schmäheten die

Obrigkeit, droheten dem Bischofe und allen sein Anhängern den Untergang, und zeigten sich zu jed Gewaltthat, zu jedem Frevel entschlossen. Um d auflodernde Flamme der Empörung zu dämpfen, w ren obrigkeitliche Personen, von einem Trupp So daten begleitet, sogleich herbeigeeilet; aber die ma nende Stimme des Gesetzes ward jetzt nicht mehr g hört, die nicht sehr zahlreiche Mannschaft mit eine furchtbaren Steinregen empfangen, wüthend ang fallen und in die Flucht geschlagen. Von eine erhitzten, mordlustigen Pöbel verfolgt, retteten d Soldaten sich in einen ehemaligen Tempel des S rapis. Dieß alte Gebäude ward nun förmlich bel gert, bald darauf erstürmt, in Brand gesteckt u sämmtliche, dahin geflüchtete Mannschaft von d Aufrührern lebendig verbrannt. Excesse jeder A erfüllten nun mehrere Tage hindurch alle ruhige Ei wohner mit Schrecken und Angst.

10. Sobald Marcian von dem Aufstand d Alexandriner Kunde erhalten hatte, sandte er soglei zwei tausend Mann neu geworbener Truppen dah ab. Da sie sehr günstigen Wind hatten, liefen schon am Ende des fünften Tages in dem Haf von Alexandrien ein. Als eine gerechte Züchtigu des begangenen Frevels hatte der Kaiser verordn daß die jährlichen Kornspenden nicht mehr St haben, alle Schauspielhäuser und öffentliche B der geschlossen, und mehrere für die Einwohner vo Alexandrien, sehr wichtige Privilegien ihnen a immer entzogen werden sollten.

11. Durch die eingerückten Chohorten wurd gesetzliches Ansehen und Ruhe bald wieder hergestell aber die Unordnungen, welche diese erst angewo benen, wenig disciplinirten Kriegshaufen beginge

waren nun ärger als alle Ausschweifungen des Pöbels vor der Ankunft der Soldaten. Ohne Unterschied des Standes waren Männer, Frauen und Jungfrauen ihren Mißhandlungen ausgesetzt. Alexandrien dünkte ihnen nicht viel besser, als eine von ihnen mit Sturm eroberte feindliche Stadt.

12. Mittelbar muß Alles dem Guten dienen, und so waren auch jetzt diese Drangsale nicht ohne Nutzen. Die Einwohner gelangten zur Besinnung, wandten sich an ihren Bischof, baten ihn um Verzeihung und zugleich um seine Fürsprache bei dem Kaiser. Bedrängte und Verfolgte in Schutz zu nehmen, den Verlassenen und Hülflosen das Wort zu reden, und selbst für offenbare, überführte Verbrecher bei der weltlichen Obrigkeit um Gnade zu flehen, war in jenen Zeiten die eigentliche Sache der Bischöfe. Dieses hielt man damals noch nicht für stolze Anmaßung, nicht für selbstsüchtiges Einmischen in die Angelegenheiten der zeitlichen Macht, vielmehr für eine der ersten und heiligsten Pflichten eines für das leibliche, wie geistige Wohl seiner Gemeinde zärtlichst besorgten Oberhirten. Proterus entzog sich also nicht den Bitten der Einwohner, und schrieb an den Kaiser, dessen Milde anflehend für die, ihre begangenen Frevel nun aufrichtig bereuenden Alexandriner.

13. Marcian wußte die Bischöfe zu ehren, besonders einen Bischof wie den heiligen Proterus, in welchem er nicht einen blosen Unterthan, sondern vielmehr einen Vater der kaiserlichen Unterthanen zu erblicken glaubte. Die Soldaten wurden also unverzüglich wieder abgerufen; und die ganze, doch gewiß höchst gerechte Strafe ward nun auf die Fürbitte des heiligen Bischofes den Alexandrinern völlig erlassen.

14. Aber das Volk bleibt Volk; und den Sinn eines Ketzers zu wenden, war von jeher ein vergeblicher Versuch. So bald also Alexandrien sich von der drohenden Militär-Macht befreiet sah, fiengen auch die Eutychianer ihre boshaften Umtriebe wieder an, erregten dem Bischofe Verdruß auf Verdruß, hemmten und störten ihn in allen seinen heiligen Amtsverrichtungen und nöthigten ihn sogar einigemal, seinen bischöflichen Palast, aus gegründeter Furcht darin überfallen und ermordet zu werden, von Soldaten bewachen zu lassen; und wir werden nach Verlauf von einigen Jahren sehen, wie die unter der Asche gedämpfter Empörung fortglühende Rachsucht der Eutychianer, für jetzt zwar zurückgehalten durch die Hand des frommen und weisen Kaisers, nach dessen Tod sogleich in noch schrecklichern und verheerendern Flammen wieder aufloderte.

XXVI.

1. Noch größere Unruhen, als in Aegypten, erregten schlechte Mönche um die nämliche Zeit auch in Jerusalem und dem ganzen Palästina. An der Spitze dieser Taugenichtse stand ein gewißer Theodosius, vielleicht der schlechteste und verworfenste Mensch seiner Zeit. Der heilige Simeon Stylites bezeichnet ihn als eine Pest des Landes, als ein Werkzeug des Teufels, dessen Organ er sey, und der ihm in dem Herzen sitze.

G. p. Evag. c. 5. h. Chro- gr.

2. Aus seiner Vaterstadt, allerlei schlechter Streiche wegen verbannt, war Theodosius in ein Mönchkloster gegangen, bald aber aus demselben wieder entsprungen. Gleich einem wahren Landstreicher zog nun lange Zeit unter mancherlei Vorwand in d

Provinzen des Morgenlandes herum. Das Mönchsgewand, das er trug und so sehr entehrte, verschaffte ihm überall Zutritt und willige Aufnahme, aber wo er den Fuß hinsetzte, da flohen Ruhe, Friede und Eintracht. Sein liebstes Geschäft war es, Untergebene gegen ihre Obern aufzuwiegeln, die Einen wie die Andern zu verläumden, Alles, was ehrwürdig war, zu schmähen, überall Entzweihung, Zank, Hader und Streit herbeizuführen. Endlich kam er auch nach Alexandrien. Wie überall machte er es auch hier, und grenzenlos frech und unverschämt, wie er war, erlaubte er sich nun abermals eine Menge Lästerungen gegen den damals in Alexandrien Alles vermögenden Dioscorus. Aber dieser ließ den Landstreicher greifen, ihn mit Ruthen streichen, als einen gemeinen Verbrecher, auf einem Kamele sitzend, durch alle Straßen von Alexandrien dem Volke zur Schau herumführen, und dann zur Stadt hinausjagen.

3. Wo er sich von jetzt an herumgetrieben haben mag, weiß man nicht. Bei der Eröffnung des Conciliums von Chalcedon finden wir ihn in Constantinopel. Hier gesellte er sich sogleich zu den widerspenstigen eutychianischen Mönchen; zeigte sich ungemein geschäftig in Verbreitung der schändlichsten Verläumdungen gegen die versammelten Väter, schrie lauter als einer seiner Genossen, lästerte und log unverschämter, als alle zusammen.

4. Sobald das Concilium beendiget war, verließ er Constantinopel, und ging nach Palästina. Mehrere durchaus verdorbene Mönche waren seine Begleiter. Wahrscheinlich hatte er damals seinen teuflischen Plan schon entworfen, und eilte nun absichtlich, um diesen noch vor der Ankunft des Pa-

14. Aber das Volk bleibt Volk; und den Sinn eines Ketzers zu wenden, war von jeher ein vergeblicher Versuch. So bald also Alexandrien sich von der drohenden Militär-Macht befreiet sah, fiengen auch die Eutychianer ihre boshaften Umtriebe wieder an, erregten dem Bischofe Verdruß auf Verdruß, hemmten und störten ihn in allen seinen heiligen Amtsverrichtungen und nöthigten ihn sogar einigemal, seinen bischöflichen Palast, aus gegründeter Furcht darin überfallen und ermordet zu werden, von Soldaten bewachen zu lassen; und wir werden nach Verlauf von einigen Jahren sehen, wie die unter der Asche gedämpfter Empörung fortglühende Rachsucht der Eutychianer, für jetzt zwar zurückgehalten durch die Hand des frommen und weisen Kaisers, nach dessen Tod sogleich in noch schrecklichern und verheerendern Flammen wieder aufloderte.

XXVI.

1. Noch größere Unruhen, als in Aegypten, erregten schlechte Mönche um die nämliche Zeit auch in Jerusalem und dem ganzen Palästina. An der Spitze dieser Taugenichtse stand ein gewißer Theodosius, vielleicht der schlechteste und verworfenste Mensch seiner Zeit. Der heilige Simeon Stylites bezeichnet ihn als eine Pest des Landes, als ein Werkzeug des Teufels, dessen Organ er sey, und der ihm in dem Herzen sitze.

al. G. p. ...ed. Evag. ...2 c. 5. ...eoph. Chronogr.

2. Aus seiner Vaterstadt, allerlei schlechter Streiche wegen verbannt, war Theodosius in ein Mönchskloster gegangen, bald aber aus demselben wieder entsprungen. Gleich einem wahren Landstreicher zog er nun lange Zeit unter mancherlei Vorwand in den

Provinzen des Morgenlandes herum. Das Mönchsgewand, das er trug und so sehr entehrte, verschaffte ihm überall Zutritt und willige Aufnahme, aber wo er den Fuß hinsetzte, da flohen Ruhe, Friede und Eintracht. Sein liebstes Geschäft war es, Untergebene gegen ihre Obern aufzuwiegeln, die Einen wie die Andern zu verläumden, Alles, was ehrwürdig war, zu schmähen, überall Entzweihung, Zank, Hader und Streit herbeizuführen. Endlich kam er auch nach Alexandrien. Wie überall machte er es auch hier, und grenzenlos frech und unverschämt, wie er war, erlaubte er sich nun abermals eine Menge Lästerungen gegen den damals in Alexandrien Alles vermögenden Dioscorus. Aber dieser ließ den Landstreicher greifen, ihn mit Ruthen streichen, als einen gemeinen Verbrecher, auf einem Kamele sitzend, durch alle Straßen von Alexandrien dem Volke zur Schau herumführen, und dann zur Stadt hinausjagen.

3. Wo er sich von jetzt an herumgetrieben haben mag, weiß man nicht. Bei der Eröffnung des Conciliums von Chalcedon finden wir ihn in Constantinopel. Hier gesellte er sich sogleich zu den widerspenstigen eutychianischen Mönchen; zeigte sich ungemein geschäftig in Verbreitung der schändlichsten Verläumdungen gegen die versammelten Väter, schrie lauter als einer seiner Genossen, lästerte und log unverschämter, als alle zusammen.

4. Sobald das Concilium beendiget war, verließ er Constantinopel, und ging nach Palästina. Mehrere durchaus verdorbene Mönche waren seine Begleiter. Wahrscheinlich hatte er damals seinen teuflischen Plan schon entworfen, und eilte nun absichtlich, um diesen noch vor der Ankunft des Pa-

triarchen Juvenalis in Jerusalem in Ausführung zu bringen.

5. Kaum in Jerusalem angekommen, gelang es schon diesem Bösewicht ohne Gleichen, alle Klöster in der Stadt und Umgegend zu verpesten, durch geheucheltes Besorgniß für die Erhaltung des wahren Glaubens, die unwissenden und zanklustigen Mönche zu berücken und unter Vorspiegelung der Nothwendigkeit eines thätigen, Gott gewiß sehr wohlgefälligen Eifers, sie für seine Parthei, wie für seine Absichten zu gewinnen.

6. Gegen das Concilium streuete er überall die ruchlosesten Verläumdungen aus. Es habe, sagte er, den wahren Glauben verrathen, das nicänische Glaubensbekenntniß umgestoßen, die gottlosen Lehren des Nestorius in die Kirche wieder eingeführt, und wolle nun, durch seine Behauptung der zwei Naturen in Christo, die Rechtgläubigen zwingen, einen doppelten Sohn Gottes, zwei Christus, zwei ganz verschiedene Personen anzubeten. Als Beweise seiner Anklagen brachte er mehrere falsche Urkunden und Aktenstücke vor, die aber, wie ungelehrt, unwissend und roh er auch war, dennoch so künstlich, verfänglich und verfuhrisch abgefaßt waren, daß nur der Teufel ihm eine unsichtbare Hülfe dabei geleistet haben konnte.

l.mem.ecc. 5. St Leo. rt. 138.

7. Nachdem er einmal die nicht wenig zahlreichen und unruhigen Mönche gewonnen hatte, war es ihm ein leichtes, auch das Volk, eben weil es Volk ist, zu bethören, und Vornehm und Niedrig zu schwärmerischen, ihm blindlings folgenden Anhängern seiner Lehre zu machen. Es ist eine vielleicht noch nicht oft genug gemachte Bemerkung, daß, bei einer gewissen Tiefe der Ruchlosigkeit, stets Bosheit des Herzens

alles vollkommen ersetzt, woran es dem Kopf zerbricht, und daß von Grund aus verdorbene Menschen, bei aller Beschränktheit ihres Verstandes und ihrer Einsichten, in der Wahl der Mittel, ihre schändlichen und verderblichen Absichten zu erreichen, eine solche genau berechnende Klugheit und Consequenz zeigen, wie sie selten oder nie den Kindern des Lichtes eigen sind. Wundern wir uns ja nicht darüber. Wer sich ganz von Gott losgemacht hat, und allen falschen Richtungen eines verdorbenen Herzens aus Grundsätzen überläßt; der hat gleichsam und ohne es zu wissen, einen Pakt mit dem Teufel gemacht. Von jetzt an ist es blos das Princip des Bösen, welches in ihm lebt, in seinem Herzen wohnt, ihn begeistert, und in ihm wirkt; und, man sage was man wolle, jeder wahre Bösewicht, das heißt jeder Bösewicht aus Grundsätzen, auf welcher hohen oder niedern Stufe er auch stehen mag, ist und war von jeher nichts anderes, als ein blindes Werkzeug des Satans. *)

*) So wie es, dem Evangelium zufolge, Besessene gegeben, und noch geben kann, bei welchen der böse Geist sich nur der äußern Organe und Gliedermaßen des Körpers bemächtiget und deren freien Gebrauch den Besessenen entzieht, ohne jedoch ihrer Seelenkräfte und geistigen Naturen sich bemächtigen zu können; eben so möchte es unter Jenen, welche durchaus weder vor Gott wandeln, noch ihm angehören wollen und alle ihnen angebotene göttliche Gnaden und Kräfte mit frevelndem Hohne zurückstoßen: unter diesen, sage ich, möchte es eben sowohl auch geistige Besessene geben, die der böse Geist zwar nicht der Herrschaft über ihren Leib und des Gebrauchs ihrer Organe beraubt, daher auch nicht durch auffallende und unnatürliche Zeichen und Erscheinungen in den Körpern dieser Unseligen sich manifestirt; dafür aber sich ihres Geistes

8. An einem hohen Grade von Gewandtheit, an schleichender Kunst und gleisender Rede scheint es diesem Theodosius ebenfalls nicht gefehlt zu haben; denn nicht nur das gemeine Volk und den vornehmen Pöbel, sondern auch eine Menge rechtlicher Männer, zarter Gewissen, und selbst sehr viele, durch strengen und tadellosen Wandel sich auszeichnende Einsiedler, wußte er in seinen teuflischen Schlingen zu fangen; und die Anzahl dieser mußte um so größer seyn, da es größtentheils gute, einfache, aufrichtige, gar nichts Arges ahndende Menschen waren, die in der Abgeschiedenheit, in welcher sie lebten, von dem, was in der Welt geschah, wenig oder gar keine Kunde hatten, am allerwenigsten aber von dem teuflischen Spiel, welches Theodosius jetzt trieb, sich auch nur von weitem eine Vorstellung weder machen konnten, noch machen wollten. Was aber dem Elenden endlich ein überwiegendes Ansehen, und seiner Sache wenigstens auf einige Zeit, einen entschiedenen Triumph verschaffte, war, daß gar die Gemahlin des verstorbenen Kaisers Theodosius, die fromme, nichts als Werke

---

so vollkommen bemächtiget, daß sie nun keine größere Lust mehr kennen, als ganz in dem Sinne und nach dem Willen ihres neuen Herrn und Meisters zu handeln, und daher auch überall, wo es darauf ankömmt, **Werke des Satans** zu verrichten, von dem in ihnen wohnenden Dämon, stets auf das kräftigste unterstützt, erleuchtet, gestärkt und begeistert werden. Ohne diese Voraussetzung, wie wäre es möglich, so manche unerhört schaudervolle That in unserer neuesten Geschichte, so manchen satanisch ausgedachten, Gott und die Menschheit anfeindenden, und selbst die künftigen, kaum noch im Keim vorhandenen Generationen schon vergiftenden und zerstörenden Entwurf auf irgend eine genügende Art zu erklären.

der Liebe übende, daher in Jerusalem und ganz Palästina innigst geliebte und verehrte Eudokia nun ebenfalls eine eben so enthusiastische als aufrichtige Anhängerin von ihm ward. Was noch schwankte, oder zweifelte, vielleicht selbst etwas von der Schalkheit des verruchten Mönches ahndete, ward jetzt durch das Beispiel der frommen und geistreichen Fürstin, wie von einem unwiderstehlichen Strom dahin gerissen.

9. Selbst der heilige Gerasimus ward eine Beute des Verführers, schwebte einige Zeit an dem Rande des Abgrundes, bis er durch Lehre und Beispiel des heiligen Euthymius, der im Gebet für ihn rang, wieder auf den Pfad der Wahrheit zurückgeführt ward.

10. Da sich in der Folge wohl schwerlich mehr eine Gelegenheit darbieten könnte, des heiligen Gerasimus zu erwähnen, so möchte es hier am schicklichsten seyn, den Leser, durch einige Züge aus dem Leben dieses heiligen Anachoreten, etwas näher mit demselben bekannt zu machen. — Gerasimus war aus Lycien in Kleinasien gebürtig. Von frommen Eltern in der Furcht des Herrn erzogen, übte er frühzeitig, obschon mitten in der Welt lebend, dennoch alle Tugenden klösterlicher Zucht. Cyrillus, der Lebensbeschreiber des heiligen Euthymius erzählt, daß Gerasimus schon damals manchen harten Kampf gegen die Dämonen zu kämpfen gehabt; aber durch die immer in reicherm Maße über ihn sich ergießende Gnade Gottes, stets alle Versuchungen des Satans überwunden habe. Um einen höhern Grad von Vollkommenheit zu erreichen, verließ er sein Vaterland, und gieng nach Palästina in die Wüste am Jordan. In der tiefsten Abgeschiedenheit von

Boll. 20. Jan. Mosc. Prat. spir. c. 107.

der Welt, jedes menschlichen Umgangs entbehrend, der Pflege seines Körpers selbst das Nothwendigste entziehend, und Tag und Nacht blos dem Gebete und heiliger Betrachtung obliegend, lebte er hier ganz nach der strengen Weise der ersten heiligen Anachoreten der Thebaide. Aber Gott wollte, daß dieses Licht auch Andern leuchten sollte. Die große Frömmigkeit des heiligen Gerasimus ward ruchtbar. Fromme Jünglinge und Männer, die in ihrem Innern sich zu etwas Höherem berufen fühlten, kamen nun zu ihm, baten ihn um Unterricht, um die Erlaubniß bei ihm bleiben zu dürfen, seine Schüler zu werden, und unter seiner Leitung den nämlichen Pfad zu betreten, auf welchem er selbst schon so große Fortschritte gemacht hätte. Willig nahm Gerasimus sie auf. Nach und nach vermehrte sich ihre Zahl, und der heilige Einsiedler sah sich genöthiget, eine große Laure zu errichten, in welcher 60 bis 70 Anachoreten lebten, deren Vorsteher und geistlicher Führer er ward.

11. In der Mitte dieser großen Einsiedelei legte Gerasimus ein Kloster an, in welchem alle, welche sich bei ihm meldeten und in seine heilige Genossenschaft treten wollten, aufgenommen wurden. Hier wurden sie von ihm über ihren wahren Beruf geprüft und zu den Pflichten und großen Entbehrungen frommer, der Welt und sich selbst vollkommen entsagender Einsiedler vorbereitet. Die Lebensweise in dem Kloster war ungleich weniger streng, als jene der Anachoreten. Diese wohnten in zerstreuten Zellen, hatten kein anderes Eigenthum, als ein grobes Gewand ohne Mantel, einen Wasserkrug und eine Matte aus Schilfrohr geflochten, worauf sie schliefen. Fünf Tage in der Woche durfte kein Anachoret seine Zelle verlassen, keinen seiner Brüder

sehen, noch viel weniger mit ihm sprechen, blos mit Gebet, Betrachtung und Handarbeit sich beschäftigen. Am Vorabend des Sonntages kamen alle Anachoreten in dem Kloster zusammen; jeder brachte mit, was er in der Woche verfertiget hatte, und erhielt alsdann, wie auch am darauf folgenden Sonntage, etwas gekochte Speise und ein wenig Wein. Am Sonntage Abend, nach beendigtem Gottesdienst, kehrten alle wieder in ihre Zellen zurück. Ihre ganze, für die Woche bestimmte Nahrung ward ihnen mitgegeben, und diese bestand jedesmal blos aus Wasser und Brod und einigen Datteln.

12. Keiner der Anachoreten durfte, wenn er seine Zelle verließ, dieselbe verschließen; damit jeder Andere, wenn er Etwas, was darin wäre, bedürfte, es nehmen könnte; denn Alles, sagte Gerasimus, was Einer zu besitzen glaubt, sey es auch noch so wenig, ist nicht sein Eigenthum; sondern jeder Andere hat stets gleiches Recht daran, indem Alle, in Gott und durch Liebe zu Gott innigst mit einander vereint, nur einen Körper, nur eine Seele ausmachen.

13. Auf vollkommene, gar kein Eigenthum kennende Armuth legte der heilige Gerasimus einen ungemein hohen Werth; wenn von wahrer Demuth begleitet, pflegte er zu sagen, sey sie das größte Kleinod der Seele. Wer Eigenes besitze, sey schon innerlich gebunden, schon mehr oder weniger seiner freien Selbstführung beraubt. — Tiefer Sinn in wenigen Worten! Wenn jede Liebe zum Irdischen an sich schon unrein ist, und da, wo etwas Unreines gefunden wird, auch nur gar zu leicht ein unreiner Geist sich einnistet; welche Gefahren mögen dann nicht mit dem Reichthum verbunden seyn! und wer möchte übrigens

noch Armuth fliehen, oder gar als ein Unglück betrachten, nachdem die Apostel, oder vielmehr der Geist Gottes durch sie uns gelehrt hat, die Armen und Nothleidenden als die ersten und kostbarsten Glieder Jesu zu lieben und zu verehren?

14. In Ansehung des so strengen Fastens, welches der heilige Gerasimus seinen Schülern zum Gesetze machte, war er der Meinung, daß, je weniger Nahrung man dem Körper zuließ, desto besser und kräftiger der Geist genährt würde. Fasten mit anhaltendem Gebet verbunden, sey die stärkste, stets siegende Waffe gegen jede Lockung der Welt, wie gegen jede Versuchung des Satans. — Welche Wahrheit hierin liege, mag jeder prüfen, dem es ernstlich darum zu thun ist, den Weg zu wandeln, den unser göttlicher Erlöser uns gezeiget hat, Der Selbst oft Tage lang fastete, ganze Nächte im Gebete durchwachte, und Der endlich Selbst uns belehrt hat, welches seine und unsere wahre Speise wäre, nämlich die den Willen seines himmlischen Vaters zu vollbringen. Es verdient bemerkt zu werden, daß der heilige Gerasimus, so wie alle jene erhabenen Einsiedler, welche in den ersten Jahrhunderten unsere heilige Kirche so sehr verherrlichten, bei allen ihren Abtödtungen und aller ihrer, dem Anscheine nach, menschliche Kräfte übersteigenden, strengen Lebensweise, dennoch gröstentheils ein sehr hohes und dabei gesundes und kräftiges Alter erreichten. Selten anders als in dem vollen Gefühl ihrer physischen wie geistigen Kraft, begegnete ihnen der Tod, aber nur wie ein lange erwarteter Freund, wie ein froher, ihnen willkommener Bote. Gewöhnlich von Oben über die Stunde ihres Ausganges belehrt, sprachen sie davon, wie man davon spricht, wenn man im Begriff steht, sein Haus zu verlassen, um eine bessere, schö-

nere Wohnung zu beziehen. Keine Grimasse der gegen Zerstörung sich sträubenden Natur entstellte in den letzten Augenblicken ihre heiteren und nun schon halb verklärten Gesichtszüge; und lautes, kräftig ausgesprochenes Lob Gottes schwebte stets auf ihren sterbenden Lippen, bis endlich gleichsam unter den Harmonien himmlischer Sphären, ihr froh und freundlich von der Erde scheidender Geist sich zu den Hütten ewiger, namenloser Wonne emporschwang.

15. Gerasimus war schon seit mehrern Jahren Abt des Klosters und Vorsteher von ungefähr 70, seine Einsiedelei bewohnenden Anachoreten, als der schändliche Theodosius sein Unwesen in Jerusalem und Palästina zu treiben anfieng. Durch die Lästerungen, welche er den Vätern von Chalcedon in den Mund legte, durch seinen geheuchelten Eifer für die Erhaltung der wahren Lehre und endlich durch das Beispiel der verständigen, frommen Klostergeistlichen und heiligen Einsiedlern so vorzüglich günstigen Eudokia, ward auch Gerasimus hingerissen. Er verwarf das Concilium und hielt sich mit allen seinen Schülern und Jüngern zu der Kirchengemeinschaft des Theodosius. Gott ließ den Gerechten fallen, wahrscheinlich weil derselbe noch größerer Demuth bedurfte, und damit bei dem Bewußtseyn seines strengen, vor Gott so wohlgefälligen Wandels und der vielen über ihn sich ergießenden göttlichen Gnaden, dessen Herz sich nicht zu sehr erheben möchte; aber Er ließ ihn jetzt fallen, um durch die Buße gestärkt, ihn nachher desto kräftiger wieder zu erheben.

16. Um den Zudringlichkeiten des Theodosius zu entgehen, hatte der heilige Euthymius seine Einsiedelei verlassen und war tief in das Innere der

Wüste Ruban gezogen. Bis jetzt hatte Gerasimus den Euthymius noch nie gesehen; aber von andern Einsiedlern oft schon sehr vieles von der Erleuchtung und vorzüglichen Heiligkeit dieses vor Gott so großen Anachoreten gehört. Von bangen Zweifeln umhergetrieben, und befürchtend in den Fallstricken des Satans gefangen zu seyn, beschloß jetzt Gerasimus zu dem heiligen Euthymius in die Wüste Ruban zu gehen. Belehrung, Rath, Hülfe hoffte er bei diesem Manne Gottes zu finden. Mit Herzlichkeit und zuvorkommender Liebe ward er von dem heiligen Euthymius aufgenommen, von ihm, der frühzeitig schon Abschriften von allen Verhandlungen des Conciliums erhalten hatte, nun über Alles und vorzüglich über den Brief des Pabstes Leo an den heiligen Flavian hinreichend belehrt und so in wenigen Tagen von der Pest, von welcher er angesteckt war, vollkommen geheilet.

17. Heilige Bande einer in Gott gegründeten Freundschaft vereinten von jetzt an beide gottseligen Anachoreten auf immer mit einander. Nachdem Euthymius nach beendigten Theodosianischen Unruhen wieder seine ehemalige Einsiedelei in Palästina bezogen hatte, erhielt er von Gerasimus nun häufige Besuche. Jedes Jahr im Anfang der Fastenzeit, pflegte Euthymius nach der Wüste Ruban zu gehen, und dort bis zum Anfang der Charwoche zu verweilen. Gerasimus ward jetzt sein jedesmaliger Begleiter dahin, und daher an seiner Seite auch einst Zeuge des auffallenden Wunders, wodurch Gott auf das Flehen des heiligen Euthymius dem heiligen Sabas das Leben erhielt.

18. Der heilige Sabas war damals noch sehr jung, aber seiner großen Anlagen wegen von dem

heiligen Euthymius vorzüglich geehrt. Dieser hatte ihm daher erlaubt, ihn ebenfalls nach der Wüste Ruban zu begleiten. Der Weg führte durch eine äusserst wilde, völlig öde, wasserlose Gegend. Der junge Sabas, dessen Körper zu der strengen Lebensweise dieser heiligen Anachoreten noch nicht genug abgehärtet war, unterlag den Beschwerlichkeiten der Reise. Von brennendem Durste lange schon geplagt und in der Unmöglichkeit ihn zu befriedigen, versagten endlich seine Füße, wie alle Glieder seines Körpers ihm den gewöhnlichen Dienst; völlig entkräftet sank er auf die Erde nieder und beinahe schon sprachlos, konnte er nur mit Mühe noch einige wenige, schwache, kaum hörbare Accente hervorbringen. Ohne ein offenbares Wunder war es jetzt um den jungen Sabas geschehen. Den heiligen Euthymius jammerte der hülflose Zustand des viel versprechenden Jünglings. Er ging einige Schritte bei Seite, fiel auf die Knie und flehete zu Gott: „Herr! gib Wasser in der wasserlosen Gegend; tränke den Dürstenden, der vor Durst jetzt verschmachtet.“ Kaum hatte Euthymius seine betenden Hände zum Himmel erhoben, als er selbst und Gerasimus, zu ihrem grösten Erstaunen, in dieser völlig wilden Einöde, und wo das Auge nur selten ein kleines, dürres Gesträuch erspähen konnte, nun in einer Entfernung von wenigen Schritten eine, von ihnen vorher nicht gesehene, frische, genießbare Pflanze bemerkten. Beide traten sogleich hinzu, zogen sie aus der Erde, und eine Quelle des reinsten und klarsten Wassers sprudelte aus der Oeffnung hervor. Der heilige Sabas stillte seinen Durst, fühlte sich vollkommen gekräftiget, dankte Gott, und zwar noch mehr für die Güte des Gebers, als für die Gabe selbst und setzte nun mit Euthymius und Gerasimus die Reise weiter fort.

Cot. mon. ecc. gr. tom. 2. p. 288.

19. Gerasimus überlebte den heiligen Euthymius nur um zwei Jahre. Obschon ziemlich weit von demselbeu entfernt, erhielt er dennoch schnelle Kunde von dessen Tod durch ein nächtliches Gesicht, in welchem er Euthymius in strahlendem Gewand und von Engeln und seligen Geistern begleitet gegen Himmel emporsteigen sah. Gerasimus machte sich mit einigen Brüdern sogleich auf den Weg nach der Einsiedelei des heiligen Euthymius und kam gerade noch zu rechter Zeit an, um die Hülle seines nunmehr verklärten Freundes und Lehrers zur Erde zu bestatten.

r. 28. Sept.

20. Einst kam ein verwundeter Löwe zu der Zelle des heiligen Gerasimus; schmeichelnd und winselnd, und gleichsam um dessen Hülfe flehend, bot er ihm den stark blutenden Fuß dar. Der Heilige wusch die Wunde aus, legte heilende Kräuter darauf, verband den Fuß, so gut er vermochte, und der Löwe ward nun in kurzer Zeit vollkommen geheilt. Von dieser Zeit an verließ das treue Thier niemals mehr den heiligen Anachoreten; kaum daß er sich noch erlaubte, jeden Tag eine Stunde in den benachbarten Wäldern sich seine Nahrung zu suchen. Des Nachts schlief er vor der Zelle des Gerasimus, und wo dieser hinging, war jener sein unzertrennlicher Gefährte. Als der Heilige gestorben war, begleitete der dankbare Löwe den Leichenzug, bewachte Tag und Nacht das Grab seines verstorbenen Herrn, nahm keine Nahrung mehr zu sich, und ward endlich todt gefunden auf dem Hügel, der die Gebeine seines Wohlthäters deckte. — Gerasimus erreichte ein sehr hohes Alter; und von der Kirche den Heiligen zugezählt, ehrt das Abendland dessen Andenken am 4. März, die griechische Kirche aber am 20. eben dieses Monats.

XXVI.

1. Die Verwirrung in den Kirchen Palästinas hatte schon einen hohen Grad erreicht, als endlich Juvenalis wieder von Constantinopel in Jerusalem ankam. Da dieser Patriarch auf dem Afterconcilium von Ephesus die Faktion des Eutyches und Dioscorus gegen den heiligen Flavian unterstützt hatte, so glaubten Theodosius und dessen Anhang, daß derselbe nun auch in ihren Händen ein treffliches Werkzeug ihrer schändlichen Entwürfe seyn würde. Was sie nun sogleich von ihm foderten, war nichts Geringeres, als daß er Alles, was er in Chalcedon gethan, nun öffentlich widerrufen und nicht nur dem Concilium und dessen Beschlüssen, sondern dem heiligen Leo selbst das Anathema sprechen sollte.

2. Zu Chalcedon hatte Juvenalis sich von seinem ehemaligen Falle wieder erhoben. Nun noch tiefer, als selbst in Ephesus, zu fallen, dafür schützte ihn jetzt die Gnade von Oben. Mit der einem Bischofe geziemenden Festigkeit widersetzte er sich also allen Unternehmungen dieser Feinde Gottes und der Kirche. Er wollte ein Concilium aller Bischöfe Palästinas versammeln und war entschlossen, welche Gefahr er auch dabei laufen möchte, den Beschlüssen von Chalcedon bei dem verführten und irre geleiteten Volk wieder Ehrfurcht und Unterwerfung zu verschaffen.

3. Da Theodosius und seine Rotte sahen, daß sie sich in Juvenalis geirret hätten, beschlossen sie, die Larve abzuwerfen und auf kürzestem Wege ihrem Ziel entgegen zu gehen. Sie versammelten

nun alle in der Gegend weit umher wohnenden, theils vorher schon dem Eutyches anhangenden, theils jetzt erst von Theodosius betrogenen und fanatisirten Mönche und Einsiedler, versahen sie mit Waffen, wie der Zufall sie ihnen darbot und zogen damit gegen Jerusalem, wie gegen eine feindliche Stadt. Unter Weges ward der fanatische Haufe noch ungemein verstärkt, nämlich durch Landstreicher, bekannte Straßenräuber und eine Menge schlechten Gesindels jeder Art. Mit diesem kleinen Heere griffen sie Jerusalem förmlich an, bemächtigten sich desselben in kurzer Zeit und überließen sich nun allem Greul, und allen Grausamkeiten, denen nur immer die rohesten Barbaren in einer von ihnen mit Sturm eroberten Stadt sich überlassen konnten. Viele Häuser wurden in Brand gesteckt, mehrere durch bekannte Rechtschaffenheit allgemein verehrte Männer und Frauen in den Straßen erwürgt, alle Gefängnisse geöffnet, und um die ruchlose Faktion noch mehr zu verstärken, die grösten Verbrecher und Bösewichter in Freiheit gesetzt.

4. Zum Unglück stand jetzt der Comes Dorotheus, Statthalter von Palästina, mit den wenigen Truppen, über die er verfügen konnte, in Arabien, um die Einfälle der Moabiten in die römischen Grenz-Provinzen zu zügeln. Die teufelische Faktion fand also nirgends Widerstand. Theodosius war Herr der Stadt, ließ die Thore schließen, sie mit seinen Anhängern besetzen und Schildwachen auf den Mauern ausstellen. Ohne seine Erlaubniß durfte Niemand weder in die Stadt hinein noch aus derselben herausgehen.

5. Um das Maß voll zu machen, begab sich nun Theodosius, von gewaffneten Satelliten um-

geben, und einer Menge schwindelnden Volkes begleitet, in die Kirche der Auferstehung, nach der Cathedral, die erste Kirche von Jerusalem. Hier ließ er sich zum Bischof wählen; sogleich auch consecriren und — o, der unerhörten Entweihung! — auf den uralten, ehrwürdigen Stuhl des heiligen Apostels Jacobus erheben.

6. Da der Räuber wohl einsah, daß, so lange der rechtmäßige Bischof Juvenalis lebe, er seines usurpirten Sitzes nie sicher seyn könnte; so gab er einigen seiner Spiesgesellen den Auftrag, den Juvenalis ohne Weiters aus dem Wege zu räumen. Aber dieser war schon so glücklich gewesen, aller von Seite seiner Feinde getroffenen Vorkehrungen ungeachtet, aus Jerusalem zu entwischen und zu dem ehemaligen Patriarchen von Antiochien, dem Domnus in der Wüste zu entfliehen. Die ausgesandten Mörder, um nicht ganz unverrichteter Dinge wieder vor ihrem Herrn und Meister zu erscheinen, erschlugen nun den Severinus, Bischof von Scythopolis, und zwar beinahe an den Stufen des Altars.

6. Seinem Wahnsinn, wie seinem Stolz und seiner Wuth setzte Theodosius nun gar keine Grenzen mehr. Die wenigen Katholiken, welche er nicht bethören, oder durch Furcht und Schrecken seiner Herrschaft hatte unterwerfen können, verfolgte er jetzt mit der ausgedachtesten Grausamkeit. Einige ließ er foltern, Andern ihre Häuser einreißen, und Andere wieder sogar öffentlich hinrichten. Unter diesen Letztern befand sich Athanasius, ein Diakon der Kirche der Auferstehung. Dieser hatte dem Afterbischofe seine Ruchlosigkeit vorgehalten, ihm in das Gesicht gesagt, daß er nur Juvenalis als rechtmäßigen Patriarchen von Constantinopel erkenne, sich nie von

der Kirchengemeinschaft der Väter von Chalcedon trennen werde. Auf Befehl des Theodosius ward nun Athanasius vor den Thoren der Stadt, im Angesicht des Volkes, enthauptet, dessen Leiche durch alle Straßen von Jerusalem geschleifet, dann in Stücken zerhauen, und den Hunden vorgeworfen. — Als eines heiligen Blutzeugen wird in der römischen Kirche des heiligen Athanasius jedes Jahr am 5. Julius erwähnt.

7. Daß derjenige, welcher alle göttlichen Gesetze mit Füßen tritt, das Ansehen der Kirche verkennt, ihr sanftes und mildes Joch abgeworfen hat, nun auch gegen die zeitliche Macht sich empören, dem kaiserlichen Ansehen höhnen und dem weltlichen Arm Trotz bieten werde; dieß war leicht zu erwarten. Als daher der Comes Dorotheus, von dem in Jerusalem ausgebrochenen Aufstand benachrichtiget, mit seinen wenigen Truppen herbeigeeilet war, ließ Theodosius die Thore der Stadt schließen, die Einwohner die Waffen ergreifen, und die Mauern von Jerusalem, wie alle Zugänge zu der Stadt mit Bewaffneten besetzen. Der Comes, zu schwach um Etwas gegen die Stadt zu unternehmen, mußte mit dem Afterpatriarchen in Unterhandlungen treten. Eine Art von Capitulation ward ihm nun vorgelegt, vermöge welcher er eidlich versprechen mußte, sich zur Kirchengemeinschaft des Theodosius zu halten, diesen in seinen kirchlichen Reformationen nicht zu stören, ihm im Gegentheil dabei Hülfe zu leisten, und in allen Stücken sich ihm gewogen und folgsam zu erzeigen. Dorotheus, der wahren Lage der Sachen unkundig, und getäuscht durch das Ansehen und Beispiel der verwittweten Kaiserin und aller ihrer Hausbeamten, unterzeichnete wirklich diese schändliche Kapitulation, zog ruhig in die Stadt, ließ

nun geschehen, was er nicht verhindern konnte, und Theodosius trieb nach wie vor seinen gottlosen Unfug fort.

8. Aber der Greul der Verwüstung erfüllte nicht blos die Kirche von Jerusalem; auch alle übrigen Kirchen Palästinas mußten die Wuth des an Wahnsinn jetzt sogar sich selbst übertreffenden Theodosius empfinden. Mit einer Bande gedungener Bösewichte und einem Haufen roher, frecher Mönche, und die eigentlich den Kern seines kleinen Heeres ausmachten, zog er nun im ganzen Lande herum. Wo er hinkam, brachte er nichts als Unheil und Verwirrung. In allen Städten hezten seine Mönche die Einwohner gegen ihre Bischöfe und Priester auf. Ueberall gab es nun tumultuarische, empörende Auftritte. Priester und Diakonen wurden ermordet, Bischöfe von ihren Stühlen vertrieben und ihrer Würden entsetzt, die unwürdigsten Subjekte, vorzüglich Mönche, von Theodosius zu Bischöfen geweihet; kurz, wer nicht dem Concilium von Chalcedon und insbesondere dem Juvenalis von Jerusalem das Anathema sprechen wollte, war er Geistlicher oder Laie und von welchem Alter, Stand oder Geschlecht er nur immer seyn mochte, ward auf das grausamste verfolgt, und selbst ehrwürdige Matronen, die den edelsten Geschlechtern Roms angehörten, mußten die gröbsten und unerhörtesten Mißhandlungen von diesem wüthenden Höllenhaufen erdulden.

9. Auf diese Art gelangte Theodosius zu einer unumschränkten Herrschaft über alle Kirchen in Palästina; zu einer Herrschaft, welche länger als anderthalb Jahre dauerte. Mit unerklärbarer Verblendung hieng überall das Volk ihm an; und mehrere Städte, wie z. B. Joppe, Majuma und noch andere

schickten sogar Abgeordnete nach Jerusalem, und ließen ihn um einen Bischof bitten; indem sie blos aus seinen Händen, wie sie sagten, einen des bischöflichen Amtes würdigen Oberhirten erhalten könnten.

XXVII.

1. Obschon das Leben des heiligen Euthymius uns versichert, daß alle Mönche und Einsiedler Palästinas, in gleicher Schuld, an dem gottlosen Schisma des Theodosius Antheil genommen hätten, so beruhet es doch auf nicht minder zuverlässigen Nachrichten, daß außer dem heiligen Euthymius, welcher, wie der Leser schon weiß, um die von den Schismatikern verpestete Luft von Jerusalem nicht länger einzuathmen, in die Wüste Ruban entwichen war, es noch einen andern erleuchteten Abt gegeben, welcher gleichfalls dem Versucher kräftig widerstand, von dem allgemeinen Taumel nicht hingerissen ward. Gelasius hieß dieser Mann Gottes. Er war Abt eines in der Gegend von Jerusalem, nahe bei dem alten Emmaus gelegenen Klosters und der nämliche, welchem der heilige Simeon Stylites bei Gelegenheit eines von einem gewissen Bacatus erhaltenen Besuches, schon ein so herrliches Zeugniß ertheilt hatte. *)

2. Der Name des Gelasius war in ganz Palästina bekannt, er selbst allem Volke ein Gegenstand der allgemeinen Verehrung. Der arglistige Theodosius sah wohl ein, welches große Gewicht seine Sache, in den Augen der Menschen, durch

[margin: ...Mon. G. ...t. 2.]

*) Gesch. R. J. B. 16. Abschnitt 22. §. 26.

den Beitritt dieses frommen Abtes erhalten würde. Sobald er also von Constantinopel in Palästina angekommen war, begab er sich sogleich in das Kloster des Gelasius; aber dieser durch eine innere Stimme belehrt, welches Geistes Kind der Kommende sey, empfieng ihn mit ernster Miene und sagte ihm in einem gebietenden Ton, daß, wenn er gekommen wäre, um über Glaubenssachen sich mit ihm zu unterreden, er nur an den hierstehenden zwölfjährigen Knaben sich zu wenden hätte. Er für seine Person sey nicht gesonnen, eine Zeit, welche er besser benutzen könnte, in zwecklosem Gespräch mit ihm sündhaft zu verlieren. Gelasius wandte ihm darauf den Rücken und gieng davon.

3. Höchst aufgebracht über diesen unerwarteten Empfang, aber noch weit mehr beschämt, sich von dem scharfblickenden Abt entlarvt zu sehen, verließ Theodosius das Kloster, und erkühnte sich wenigstens für jetzt nicht mehr, den Gelasius ferner zu beunruhigen. Kaum hatte aber Theodosius sich des Patriarchenstuhls von Jerusalem bemächtiget, als er einen neuen Versuch machte, den Gelasius, wo nicht durch Gründe, doch durch Drohungen zu seiner Parthei herüber zu ziehen. Er schickte also einige Diacone an ihn ab, mit dem Befehl, sogleich vor ihm zu erscheinen. Gelasius kam. Theodosius nahm ihn mit sich in den Chor und stellte ihn vor den Hochaltar. Hier machte er ihm den schamlosen Antrag, dem Juvenalis öffentlich das Anathema zu sprechen. In dürren Worten erklärte ihm Gelasius, daß Juvenalis der einzige rechtmäßige Bischof von Jerusalem sey, er mithin, so lange dieser lebe, nie einen Andern dafür erkennen werde. Theodosius ließ ihn nun schmählig zur Kirche hinausjagen. Aber die Spiesgesellen des Afterpatriarchen ergriffen ihn

vor der Kirchen-Thüre, banden ihm die Hände und droheten, ihn auf der Stelle zu verbrennen, wenn er sich noch länger weigern würde, mit ihrem Patriarchen in Kirchengemeinschaft zu treten; um ihren Worten Nachdruck zu geben, errichteten sie wirklich einen Scheiterhaufen. Da sie jedoch sahen, daß Gelasius ihre Drohungen verachtete, zugleich auch, wegen des großen Rufes der Heiligkeit, in welchem er stand, das leicht zu wendende Volk fürchteten; so banden sie ihn wieder los, und ließen ihn ruhig in sein Kloster gehen, nachdem sie ihn vorher auf mancherlei Art noch geneckt und mißhandelt hatten.

4. Den Heiligen hat zwar die Kirche den Abt Gelasius nicht zugezählt; aber dem ungeachtet trug er auf seiner Stirne das Siegel göttlicher Kraft. Es gefiel Gott, durch diesen seinen Knecht mehrere Wunder zu wirken. Gelasius heilte Kranke, sagte künftige Dinge vorher, und rief einst selbst einen Todten wieder in das Leben zurück. Aus Unvorsichtigkeit und durch einen unglücklichen Zufall, hatte der Kellermeister des Klosters ein Kind getödtet. Weinend und außer sich vor Schmerzen lief jener nun zu seinem Abt, warf sich ihm zu Füßen, bekannte seine Unbesonnenheit, und erzählte ihm sein Unglück. Gelasius tröstete ihn, gebot ihm Stillschweigen und hieß ihn das todte Kind, sobald alle Brüder des Klosters sich in ihre Zellen würden zurückgezogen haben, in die Kirche bringen und vor dem Hochaltar legen. Als es Abend ward, stieg Gelasius hinab, betete lange und mit Inbrunst über dem Kinde, legte ihm endlich die Hände auf, und der kleine todte Körper ward auf das neue beseelt. Von dieser Stunde an, nahm der Abt das Kind zu sich, und ließ es unter seinen Augen erziehen. Zeuge dieses Vorgangs war blos der Kellermeister gewesen;

M. g. t. 1. p. 414.

aber davon zu reden hatte ihm der Abt schärfstens verboten; und so ward dieß Wunder erst nach dem Tode des frommen, gottgefälligen Abtes bekannt. Es war dieß der nämliche Knabe, an welchen Gelasius, wie wir so eben erzählten, den Theodosius angewiesen hatte.

5. In frühern Jahren war Gelasius in den Anachoreten-Stand getreten. Aber Gott gab ihm zu erkennen, daß er hiezu nicht berufen wäre. Er verließ also seine Einöde und gieng in das Kloster bei Emmaus. Als er Abt geworden war, fiel es ihm einst ein, auf einige Zeit in eine Wüste zu entweichen, und da ohne Zelle und ohne Mantel, ja selbst ohne alle andere Nahrung, als blos von wilden Kräutern, sich allen Abtöotungen des strengsten Anachoreten-Lebens zu überlassen. Der Erfolg belehrte indessen schon nach wenig Tagen den frommen Gelasius, daß dem ihm so fromm scheinenden Unternehmen seine Kräfte nicht gewachsen wären. Anfänglich wollte er sich darüber härmen; aber er erkannte bald, daß nicht jeder sogenannte fromme Gedanke von Gott komme, und sagte nun zu sich selbst: „Gelasius, kehre in dein Kloster zurück, beweine in einsamer Zelle deine Sünden, diene Gott in treuer Erfüllung deines Berufes, und erbaue durch frommen Wandel deine Brüder.“ — Wie leicht werden nicht oft selbst Gott ergebene Seelen, durch solche fromme Aufwallungen, solche sie schnell anwandelnde fromme Entschließungen getäuscht und betrogen! aber diese Täuschungen, und die nicht immer wohl ohne alle Gefahr seyn möchten, sind blose Folgen eines Mangels an Demuth; und stets wird der Mensch sich betrogen finden, sobald er eigenen Kräften, ich will nicht sagen zu viel, sondern nur das Geringste zutraut. In Demuth und Einfalt des

Herzens täglich nach Gottes heiligstem Willen zu forschen, sey also unser ununterbrochenes Studium, diesen heiligsten Willen zu erkennen, unsere höchste Weisheit und freudig und aus Liebe ihn zu erfüllen, unsere größte Heiligkeit. *)

6. Obschon Gelasius den Reichthum der Armuth zu schätzen wußte; so nahm er doch mit dankbarem und einfältigem Herzen Alles an, was Gottes Gü.' durch fromme Hände ihm schickte. Er hatte Ländereien; er hatte Zugvieh, Rinder, Kälber und Schafe, und die zu Besorgung dieses Viehstandes nöthigen Knechte; aber er besaß dieses Alles, als wenn er es nicht besäße; und einem frommen Anachoreten, der ihn besuchte, und ihm sein Besorgniß darüber äußerte, daß diese zeitlichen Güter vielleicht sein Herz zu sehr fesseln könnten, gab er zur Antwort: „Lieber Vater! an Allem, was du hier siehst, hängt mein Herz eben so wenig, als das Deinige an der Nadel, womit du in deiner Einsiedelei deine Matten verfertigest."

7. Noch einen nicht minder schönen Zug aus dem stillen, geräuschlosen Leben dieses christlichen Weisen und welchen gewiß zartfühlende Seelen vorzüglich zu würdigen wissen werden, dürfen wir hier nicht mit Stillschweigen übergehen. Gelasius besaß eine prächtige Abschrift des ganzen alten und neuen Testamentes. Das Buch war von hohem Werthe und das Herz des Eigenthümers schien daran zu hangen. Ein fremder Mönch kam in das Kloster, und sah

Vit. Pat. l 3 c. 30. Cot. M. g. t. 1. p. 410.

*) Der heilige Thomas von Aquin pflegte täglich zu Gott zu rufen: Ordina statum meum, et quod a me requiris ut faciam, tribue ut sciam; et da exequi sicut oportet et expedit animae meae.

die schöne Abschrift. Es gelüstete ihm darnach, oder vielmehr nach dem Gelde, welches er durch den Verkauf derselben erhalten könnte. Der ihn jetzt übermannenden Begierde augenblicklich unterliegend, stahl der Unbesonnene dem gastfreundlichen Abt sein schönes Buch. Der Diebstahl war nicht sobald begangen, als auch entdeckt. Der Mönch war noch nicht weit entfernt; ihn einzuholen, und ihm seinen Raub wieder abzunehmen, wäre ein Leichtes gewesen; aber Gelasius that es nicht. Der Mönch eilte nun in die nächste Stadt, (Nikopolis) um das Buch zu verkaufen. Bald fand er einen Liebhaber. Da dieser jedoch, wie er sagte, sich nicht auf Bücher verstand, auch der gefoderte Preis ihm zu hoch schien; so beschied er den Verkäufer auf den folgenden Tag, bat sich aber indessen das Buch von ihm aus, um einen Freund darüber um Rath fragen zu können. Der Kauflustige war ein alter Bekannter des Abts Gelasius; zu diesem gieng er also jetzt hin, um ihn um seine Meinung zu fragen. Ohne nur auch mit der leisesten Miene zu erkennen zu geben, daß das Buch sein Eigenthum wäre, sagte Gelasius ganz ruhig, daß die Abschrift von sehr hohem Werth wäre, er ihm daher rathe, eine so günstige Gelegenheit ja nicht zu verscherzen, sondern das Buch um den gefoderten Preis zu kaufen.

8. Voll Freude über seinen gefundenen Schatz, suchte er nun den fremden Mönch auf, und sagte ihm, daß er sein Geld sogleich in Empfang nehmen könne; indem der gelehrte und verständige Abt Gelasius ihm zum Kauf dieses Buches gerathen habe. Bey diesem Namen erschrack der Mönch; aber nun eben so sehr beschämt durch die Großmuth dieses heiligen Mannes, als von dessen schonungsvoller Nachsicht und Liebe gerührt, erklärte er jetzt, daß er

das Buch nicht mehr verkaufen wolle, nahm es zurück, stellte es seinem wahren Eigenthümer wieder zu, und bat diesen, nachdem er ihm seine begangene Unbesonnenheit bekannt hatte, unter vielen Thränen um Verzeihung. Gelasius wollte nun das Buch dem Mönche schenken; aber dieser nahm es durchaus nicht an; sein Gewissen, sagte er, würde bei dem Besitze desselben nie ruhig seyn können. Der gutmüthige Abt mußte also nachgeben, und zugleich seinen bisherigen Gast, der von einem so gütigen und liebevollen Vorgesetzten sich gar nicht mehr trennen wollte, in sein eigenes Kloster aufnehmen.

XXVIII.

1. In einer Versammlung ehrwürdiger und heiliger Bischöfe erklärte einst der große Constantin, daß seine Ehrerbietung gegen Bischöfe und die Diener des Evangeliums so weit gieng, daß, wenn er das Unglück haben sollte, Einen derselben auf schändlicher, frevelnder That zu ertappen, er rückwärts seinen kaiserlichen Purpur auf ihn werfen würde, um dessen Schuld und Schmach, wo möglich, seiner eigenen wie der Kunde der ganzen Welt zu entziehen. *) Wie der von Gott geliebte Con-

*) Ein nie trügender Höhenmesser der wahren Religiosität des Einzelen wie eines ganzen Volkes ist und war stets dessen Ehrfurcht und Ehrerbietung gegen den Priester-Stand. Es bedarf dieses keines Beweises; es geht aus der Natur der Sache von selbst hervor; denn wie wär es z. B. möglich, mit wahrem, in lebendiges Gefühl übergegangenen Glauben der Feier unserer furchtbaren heiligen Mysterien beizuwohnen, und doch Diejenigen nicht zu achten, hoch zu schätzen und mit Ehrfurcht zu

stantin, dachte und fühlte auch der edle Marcian. Tief schmerzten ihn also die von mehreren Seiten

---

ihnen emporzublicken, die durch die auf ihnen ruhende Weihe höherer Kraft, allein Macht haben, das innerste Heiligthum der Himmel aller Himmel aufzuschließen, das von Ewigkeit erwürgte Lamm auf unsere Altäre herabzuziehen und Es auf das neue seinem himmlischen Vater, als das einzige — wie der Mund seiner Propheten schon vor Jahrtausenden verkündiget hatte — Seiner würdige, Ihm allein nur wohlgefällige Opfer darzubringen? Wer könnte, durch festen, nie schwankenden Glauben, der unschätzbaren, in den Sacramenten verborgenen Gnaden sich theilhaftig machen wollen, und doch Denjenigen verachten, herabwürdigen, mit boshafter Schadenfreude nach den ihm als einem Menschen anhängenden Schwachheiten spüren, darüber frohlocken und mit Verletzung der ersten und heiligsten Pflicht der Liebe sie überall verbreiten wollen, welchen er doch oft schon wenige Tage nachher, in dem eben so furchtbaren, als trostvollen Tribunal der Beichte, als den Stellvertreter Jesu Christi betrachten, mithin vor Ihm in den Abgrund der Demuth sich versenken und sich selbst in der ganzen jammervollen, oft ekelhaften Blöse seines völligen geistigen Unvermögens darstellen muß, und aus dessen Munde er demungeachtet die froheste aller Botschaften vernimmt: «gehe hin im Frieden, deine Sünden sind dir vergeben!» Kurz wer möchte nicht von ganzem Herzen diejenigen lieben und verehren, deren ganzes Leben oft nichts als ein Erguß der Liebe gegen uns ist, die auf den Kanzeln und in dem Beichtstuhle uns väterlich ermahnen, die vor Darbringung des allerheiligsten Opfers sich täglich Unserer erinnern, die im Gebete vor uns ringen, und ohne daß wir es wissen, manchen Kampf für Uns zu kämpfen haben? «Wer in meinem Namen,» sagte Jesus, als er auf Erden wandelte «Euch auch nur einen Trunk kalten Wassers reicht:. wahrlich ich sage ihm, sein Lohn wird nicht gering seyn» — O, des unbegreiflichen, frevelnden Leichtsinnes eines dissoluten, alles in Schaum lüsterner Sinnlichkeit auflösenden Jahrhunderts! — Als Voltaires Sekte, verstärkt durch jenen Haufen seichter Vielwisser

eingelaufenen Berichte über die von Mönchen und E
siedlern in Palästina abegangenen Greul, über den W
kelmuth der dortigen Geistlichkeit, über die unver

---

und Schönschwätzer, welche man Encyclopädisten n
te, in Frankreich der Religion Jesu den offenba
Krieg ankündigte, als ihr niederes Streben, alles J
liche zu verschwärzen, alles Große in den Staub h
zuziehen, von der leichtfertigen Nation beklatscht w
da ward auch zuerst die Geistlichkeit unserer Kirch
Lieblingsgegenstand ihres, gleich ätzendem Scheidw
alles zernagenden, zerstörenden Witzes; kaum da
und da auch nur eine kleine wissenschaftliche Bro
noch erschien, welche man nicht zum Vehickel irger
ner neuen Schmähung, irgend einer neuen Läste
oder Herabwürdigung des Priesterstandes gemacht
Noch roher und schamloser verbreitete sich dieses teu
Beginnen auch bald in ganz Deutschland. Nebs
ohnehin immer höher und frecher getriebenen V
schung der Geschichte, ward nun die sogenannte
welt, das heißt, der Pöbel jeder Art und jedes S
des, mit einer Sündfluth von Romanen, Rit
schichten, Theaterstücken, Gemälden und Kupfers
überschwemmt, in welchen beinahe ohne Ausna
entweder ein habsüchtiger, gewaltthätiger Bischof,
ein gemästeter Abt, — welchem man höchstens alle
noch so viel Geist ließ, als nöthig war, daß sein K
nicht in Fäulniß überging — oder ein schlechter verrä
scher Burgpfaff, oder auch dumme, wollüstige und
süchtige Mönche stets die Hauptrollen spielten und
Aberwitz und alle Bosheit auskramten, die nur i
das verbrannte Gehirn der Verfasser solcher Sc
schriften ausbrüten konnte. Sogar auf der
Schule der Unsittlichkeit und des gleisenden Lasters
heißt, sogar auf den Schaubühnen ward jetzt unge
der ehrwürdigste und heiligste aller Stände, mit
von der Verruchtheit ihm aufgesetzten Schellenk
dem Spott und nicht selten dem Abscheu einer unwiss
Menge Preis gegeben. Man erinnere sich nur des
stes von Stromberg und noch einer Menge
licher, in einer gewissen Periode, auf allen Bi
Deutschlands mit dem größten Applauß aufgef

iche, höchst strafbare Schwäche selbst einiger Bischöfe, und endlich über die Ruchlosigkeit des Theodosius, welcher nun auch sogar der Handauflegung

---

Theaterstücke. Und was erlaubte man sich nicht noch während des traurigen, zum Theil noch dauernden, verwaißten Zustandes so vieler, ihrer Oberhirten beraubten Kirchen Deutschlands? Mit welcher Arglist suchte man nicht durch Erhebung, Begünstigung und Beförderung untreuer, auf dem luftigen Fuhrwerk eigener oder neumodischer Weisheit einherfahrenden Geistlichen, den geistlichen Stand durch diesen Stand selbst zu stürzen, das schöne Leben der Harmonie in der Kirche zu zerstören und das alle Herzen einigende Kirchenregiment, diese heilige Epistasis, in trennende Herrschaft zu verwandeln? und endlich wie erfinderisch war man nicht in Auffindung neuer, dem niedrigen Zwecke gleich niedrig dienenden Mittel? Hat man nicht sogar hie und da alle in weiter Umgegend vorfindliche preshafte, krüppelhafte, durch auffallend ungefällige körperliche Gestalt sich auszeichnende Geistliche geflissentlich in größere, volkreichere Städte gleichsam zusammengetrieben, um bei Gelegenheit öffentlicher, großer kirchlicher Feierlichkeiten, bei dem Volk, das nie das Wahre von dem Falschen, die Schale von dem Kern zu unterscheiden weiß, durch den Anblick aller in einem wandelnden Tableau vereinter Difformitäten und menschlicher Gebrechen, Geringschätzung, Verachtung, jawohl Abscheu gegen den geistlichen Stand, wo möglich, auf das höchste zu steigern? — Beugend und traurig sind unstreitig diese Wahrheiten; aber lassen wir demungeachtet uns dadurch nicht eine frohere Aussicht verhüllen. Nicht blos über den heiligsten und ehrwürdigsten aller Stände, auch über Alles, was einst groß, erhaben und herrlich war, über Throne und Herrschaften, über ehrwürdige Verfassungen und graue Handfeste, über Adel und Bürgerstand, über geheiligte Rechte und in der Natur wohlthätiger Verhältnisse gewurzelte Privilegien, über Kunst und Wissenschaft, über Akademien und hohe Schulen, kurz über Alles, was die Erde an den Himmel, die Menschen an den Menschen, den Bürger an den Staat und diesen

seine freche, durch Unthaten jeder Art befleckte Stirne dargeboten hatte. Diesem unerhörten Aergerniß, so schleunig als möglich eine Grenze zu

---

an seinen Fürsten kettet und alle Glieder, so zahlreich und verschiedenartig sie auch seyn mögen, zu einer großen Familie Gottes vereiniget: über alles dieses fuhr jener unsaubere, Alles auflösende Höllengeist nicht minder zerstörend dahin. Allem benahm er seinen vormaligen Glanz, seine ehemalige Würde, seine höhere Bedeutung. Alles zog er in den Schlamm jener höllischen Sümpfe herab, aus welchen er selbst, gleich einem aus giftigen Dünsten erzeugten Irrlicht, sein unseliges Daseyn erhielt. — Und warum durfte oder muste Solches geschehen? darum, damit, wenn einst Alles in dem bodenlosen Abgrund der Gemeinheit und Niederträchtigkeit untergegangen seyn wird, die Menschen, bei dem alsdann eben so nothwendigen als schmerzhaften Gefühl ihres geistigen Elendes und ihrer grenzenlosen Hülflosigkeit, und bei der alsdann zur klaren Anschauung gelangten Erkenntniß, daß alle bisherige Weisheit blos unbegreifliche Thorheit, Aberwitz und teuflische Illusion war, wieder zur Besinnung kommen, der Gedanke an unsere völlige Abhängigkeit von Gott in unserer Brust wieder erwache, wir alsdann zu Gott dem Vater alles Lichtes und zu der Religion Jesu der Quelle aller Weisheit wieder zurückkehren, mithin die von dem frommen Holzhausen schon in dem 17. Jahrhundert angekündigte magna consolatio ecclesiae verbunden mit einer magna mutatio animorum endlich eintrete und so die entweihete, von Gott losgerissene Welt, durch neu entflammten, lebendigen Glauben an Jesum, mit dem Himmel wieder auf das neue ausgesöhnt werde. Folgen wir also beruhiget und trostvoll der Leitung einer ewig waltenden, ewig liebenden Vorsehung; ehren wir aber ja indessen unsere Priester, eingedenk, daß Jesus ein heiliges, königliches Priesterthum sich schuf, daß Er selbst das Oberhaupt davon ist, und daß der Mund der ewigen Wahrheit einst sagte: qui Vos audit, audit Me et qui Vos spernit, spernit me, qui autem me spernit, spernit Eum qui me misit.

setzen, verfuhr Marcian mit eben so großer Weisheit, als Milde.

2. Juvenalis von Jerusalem hatte indessen seinen Zufluchtsort verlassen und war glücklich in Constantinopel angekommen. Man muß diesem Patriarchen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß es jetzt vorzüglich seine weisen und schonungsvollen Rathschläge waren, welche den großen Kaiser zu dieser Milde hinneigten.

3. Die Besatzung von Jerusalem ward nun unverzüglich durch neue Truppen verstärkt. Dorotheus erhielt Befehl, jedem tumultuarischen Auftritte mit bewaffneter Macht zu begegnen, jedoch blos jene, welche offenbaren Mordes und Raubes sich schuldig gemacht, in Bande zu legen, das irregeleitete Volk aber mit Schonung und Nachsicht zu behandeln.

4. Mit einer langen Vorstellung wandten jetzt die Mönche von Jerusalem sich an den Kaiser und zugleich auch an die Augusta Pulcheria. Die Ankunft neuer Truppen hatte es nothwendig gemacht, auch die Klöster in der Stadt mit Soldaten zu belegen. Darüber beschweren sich nun die Mönche, wälzen alle Schuld begangenen Frevels auf die Einwohner von Jerusalem; klagen über die von heidnischen und jüdischen Einwohnern Samariens gegen Mönche, so wie Christen überhaupt, verübten Gewaltthätigkeiten, fodern Abhülfe von dem Kaiser und verbreiten sich endlich auch über den Glauben und die Lehren des Conciliums von Chalcedon, als die einzigen Ursachen des in Palästina entstandenen Schisma und aller daher rührenden Unordnungen. Die Vorstellung ist in dem insolentesten Ton abgefaßt; in einem Ton, wie er nur von eben so rohen, als unwissen-

lichsten Illusionen, dennoch, unergriffen von
Wirbel rauschender Freuden, reizender Aussi
und verführerischer Genüsse, stets mit weiser St
über sich selbst wachen, jeder leisen Regung s
Herzens gebieten, jeder anfänglich unmerksamen
tödtung des Geistes bei Zeiten vorbeugen und
lich Sich selbst und die Welt und Alles, was s
geben vermag, völlig vergessen, um nur für
und in Gott ganz allein zu leben: dieß erfodert
als menschliche Kraft; und nur der vermag es,
unmittelbar die Hand Desjenigen leitet, der je
Sturm gebietet und selbst über den tobenden
len einst den sinkenden Petrus emporhielt.

6. Selbst noch als Laie, und lange bevor
durch Handauflegung die Weihe höherer Kraft er
ward, wurde Auxentius schon durch verschiedene
der von Gott vor den Augen der Welt verherr
Einst ging er durch die Straße Battopolion, wo
stentheils blos Handwerksleute wohnten. Einer
selben stand vor seiner Hütte und jammerte laut,
es ihm schon seit mehreren Wochen an Arbeit
und Er und sein Gewerb, wenn es so fortging,
zu Grunde gehen müsten. Auxentius trat hinzu
fragte den Handwerksmann, ob er ihn nicht als Ge
oder Taglöhner auf einige Zeit in seine Dienste ne
wolle. Er werde, setzte er hinzu, jeden Tag me
Stunden bei ihm arbeiten, begehre weder Kost noch
sondern blos drei Obole für jeden Tag. Der Han
ker, der den Mann nicht kannte, den er vor sich
jedoch durch dessen sanftes, Zutrauen einflöß
Wesen sich zu ihm hingezogen fühlte, nahm das
erbieten willig an, sagte aber, daß er jetzt und
seit langer Zeit gar keine Arbeit habe. Auxen
trat nun in die ganz verödete Werkstube, schm
sich demüthig in einen Winkel und erhob in s

ll. c. 1. §.
7. p. 771.

Gebete sein Herz zu Gott. Es dauerte nicht lange, so kamen schon mehrere Leute, und bestellten Arbeit; noch größer war der Zuspruch am folgenden Tage; und am dritten war schon so viel Arbeit bestellt, daß der Werkmeister nun wirklich mehrere Arbeiter dingen muste. Als Auxentius sah, daß sein Gebet erhört worden, ging er nicht mehr in das Haus; aber der Segen, den seine Gegenwart auf die Werkstätte des Eigenthümers herabgezogen hatte, blieb auf derselben ruhen.

7. Ein andermal, als Auxentius nach verrichtetem Dienstgeschäft aus dem kaiserlichen Pallast ritt, stürzte ihm plötzlich mit fliegenden Haaren und zerstörtem Anzuge ein von einem bösen Geist besessenes Weib entgegen und rief mit fürchterlicher Stimme: „Auxentius! welche Gewalt thust Du mir an; schon seit langer Zeit wohne ich in dieser Creatur wie in meinem Hause, und blos weil Du jetzt vorüberziehest, bin ich gezwungen, sie zu verlassen." — Der Heilige, der auch nicht aus dem Munde eines Dämons sein Lob hören wollte, gab seinem Pferde die Sporen und suchte sich in Eile zu entfernen; aber das Weib, von dem bösen Geiste fortgerissen, lief ihm eben so schnell nach und rief immer lauter und fürchterlicher: „Auxentius! warum schleifest Du mich so lange Dir nach?" Das Volk lief jetzt zusammen. Auxentius sah sich umringt, stieg vom Pferde ab, betete eine kurze Zeit über dem Weib und schickte sie von dem bösen Geiste befreiet und ihres Verstandes, wie aller ihrer Organe vollkommen mächtig, in ihr Haus.

§. 8. p. 771.

8. Schnell verbreitete sich das Gerücht von diesem Wunder. An dem Hofe ward es bekannt wie in der Stadt; und tausend Zungen verkündeten jetzt

überall das Lob und die Heiligkeit des Auxentius. Aber nun ward auch die schüchterne Demuth des Heiligen aufgeschreckt. Er befürchtete, sein Herz möchte leisen Regungen der Eitelkeit sich öffnen, beschloß also, den Hof und Constantinopel zu verlassen und in eine entfernte Einöde, jedem Menschen unbekannt und nur von dem Auge Gottes erschaut, sich zurückzuziehen.

9. Auxentius ging nach Bithynien. Eine schroffe Felsenwand auf der linken Seite des Berges Oxia ward jetzt der Ort seines Aufenthaltes. In einer Höhle nahm er seine Wohnung, und blos bekleidet mit einem Thierfelle, dessen Haare nach Außen zu gerichtet waren, hatte er keine andere Nahrung, als nur einige wilde Kräuter, welche noch überdieß die ihn umgebende öde und erstarrte Natur nur äußerst sparsam ihm darreichte.

10. Von aller menschlichen Gesellschaft getrennt, lebte Auxentius in seiner Höhle schon einen ganzen Monat in tiefster Verborgenheit. Aber Gott wollte, daß der Aufenthalt seines Knechtes hier für die ganze umliegende Gegend ein Segen werden sollte. Hirtenknaben weideten gewöhnlich ihre Heerden am Fuße des Berges, den Auxentius bewohnte. Durch ein unglückliches Ereigniß hatten eines Tages ihre Heerden sich zerstreuet, in den endlosen Einöden und Wildnissen sich verloren. Umsonst suchten seit drei Tagen die armen Knaben ihre verlornen Rinder und Schafe. Zweimal hatten sie schon den Berg auf der einen Seite erstiegen; um nichts unversucht zu lassen, beschlossen sie nun, ihn auch auf seiner steilsten Seite zu erklettern. Weinend und laut klagend sprachen sie im Hinaufsteigen von ihrem gemeinschaftlichen Verlust. Auxentius hörte

Ill, c. 2. §. 10.

klagende Stimmen, trat folglich aus seiner Höhle hervor. Als die Knaben ihn erblickten, befiel sie Furcht und Angst, denn seines ihnen ganz fremden Anzuges wegen hielten sie ihn für ein wildes Thier und wollten die Flucht ergreifen. Aber freundlich rief ihnen der fromme Einsiedler zu: „Kinder! warum wollt ihr fliehen? Ich bin ein Mensch, wie Ihr; ohne Furcht könnt Ihr euch mir nähern.“ Getrost gingen die Knaben jetzt auf ihn zu und erzählten ihm das ihnen widerfahrne Unglück. Auxentius hieß sie, sich hier ein wenig ausruhen. Er selbst ging in seine Höhle zurück, betete einige Zeit zu Gott, kam dann wieder zu den Knaben und sagte ihnen, daß sie nur auf die linke Seite des Berges gehen möchten; dort würden sie an einem gewissen Ort, den er ihnen genau bezeichnete, ihre gesammte Heerde wieder finden. „Ja, ehrwürdiger Vater!“ antworteten ihm die Knaben, „schon dreimal waren wir dort gewesen und haben auch nicht ein Stück aus unserer Heerde da gefunden.“ Wiederholt muste Auxentius ihnen die Versicherung geben, sie möchten nur hingehen, auch nicht ein einziges Stück von ihrem Vieh würde ihnen fehlen. Zwischen Hoffnung und Furcht getheilt eilten nun die Knaben hinweg, und fanden bald zu ihrer Freude und zu ihrem grösten Erstaunen alle ihre Heerden ruhig weidend auf dem von dem unbekannten Einsiedler ihnen angezeigten Ort.

11. Bald wurde das Wunder in der ganzen Gegend ruchbar. Von allen Seiten strömte jetzt das Volk herbei. Man brachte ihm Kranke, Aussätzige, Blinde, Lahme, auch solche, welche von bösen Geistern geplagt wurden. Alle heilte der heilige Auxentius; bisweilen berührte er sie nur mit seinem Stabe, an dessen obern Ende das Zeichen

des heiligen Kreuzes befestiget war. Da der heilige Einsiedler nun hierin den Willen Gottes nicht verkennen konnte, mithin den nach Hülfe ausgestreckten Armen des Volkes sich nicht entziehen zu dürfen glaubte; so verließ er die beinahe unzugängliche Seite des Berges und ließ sich auf der Höhe desselben eine Zelle errichten. Er bestimmte jetzt gewisse Stunden, an welchen er Jedem, der zu ihm kam, Gehör gab; nämlich um 9 Uhr des Morgens, dann um die 12. Stunde und endlich um 3 Uhr des Nachmittags. Seine Zelle hatte nur ein kleines Fenster, durch welches er mit den Leuten sprach; aber es war angebracht in mäßiger Entfernung von dem Boden, so daß er Jedem, mit welchem er sprach, die Hände auflegen, oder auch mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes ihn bezeichnen konnte. Wer ihn besuchte, muste seine Anrede stets mit einigen Worten zum Preise Gottes beginnen, und das Doxologium *) aus dem Munde des Besuchenden war ihm stets die willkommenste Begrüßung. Kam Jemand, während er betete oder las; so lud er ihn freundlich ein, ihm Gesellschaft zu leisten. Er las alsdann vor, erklärte das Gelesene und machte oft heilsame Anwendungen auf die Anwesenden, mit deren geistigen Bedürfnissen und innern Gemüthsstimmung er gewöhnlich durch höhere Offenbarung vollkommen bekannt war. Fand man ihn aber im Gebete, dann betete er laut und mit erhöhter Inbrunst, damit der Mitbetende mit gleich starkem, lebendigem Glauben beseelt, zu gleicher, glühender Liebe zu Gott möchte entflammt werden.

12. Der Aufenthalt des heiligen Auxentius und

*) Doxologium: Gloria Patri, et Filio et Spiritui Sancto.

dessen vielfältige, wunderbare Heilungen wurden nun auch in Constantinopel bekannt. Einige seiner alten, bewährtesten Freunde eilten, ihn in seiner Zelle auf dem Berg Oxia zu besuchen. Einer von diesen hatte einen Bekannten in Constantinopel, welcher gewöhnlich Alles, was man ihm von Auxentius, und den von Gott durch diesen Heiligen erzeigten wunderbaren Gnadenerweisungen erzählte, nur zu einem Gegenstand frechen Gespöttes machte. Die wunderbaren Heilungen, pflegte er zu sagen, wären nichts als ein leeres Gaukelspiel, und die sogenannten Besessenen gröstentheils elendes Gesindel, höchst wahrscheinlich durch Geld gewonnen, diese Rolle zu spielen; der Eine für drei, der Andere für fünf Obolen. Um ihn eines Bessern zu belehren, bat Auxentius Freund den Spötter, ihn auf einer seiner kleinen Reisen dahin zu begleiten. Nach vieler Mühe gelang es ihm endlich, ihn dazu zu bereden. Als sie bei Auxentius angekommen waren, unterhielt sich dieser nur mit seinem alten Freunde; dem Andern, dessen Inneres er durchschauete, sagte er auch nicht ein Wort. Noch mehr entrüstet über eine solche offenbare Geringschätzung, erlaubte dieser auf der Rückreise sich die ärgsten Schmähungen gegen den Heiligen. Aber noch hatten sie die Thore von Constantinopel nicht erreicht, als ein Diener des Frevlers ihnen athemlos entgegen kam und seinem Herrn die traurige Nachricht brachte, daß seine Tochter seit gestern von Zufällen befallen worden, welche gar nicht mehr zweifeln ließen, daß sie von einem bösen Geiste besessen wäre. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für den Unbesonnenen; aber er kam jetzt zur Besinnung, erinnerte sich, daß Gott in seinen Heiligen geehrt seyn wolle und bat nun inständigst seinen Gefährten, sogleich wieder zu Auxentius zurückzukehren. Als sie sich der Zelle des

Boll. c. 2. p. 772.

Heiligen naheten, öffnete dieser das kleine Fenster und rief dem Einen zu: „Freund! ist deine Tochter für drei oder fünf Obolen von einem Dämon besessen? Der gebeugte Vater warf sich jetzt Auxentius zu Füßen, flehete um dessen Fürbitte und Hülfe und bekannte reumüthig alle seine begangenen Frevel. Auxentius legte ihm und seiner ganzen Familie eine vierzigtägige Fasten auf, mit der Verheißung, während dieser Zeit für ihn und seine Tochter zu beten. Nach Verlauf der vorgeschriebenen Bußzeit war das Mädchen von dem sie plagenden Geist befreit und vollkommen geheilt. *)

---

*) Daß es Besessene gegeben, und Jesus Christus und seine Apostel Teufel ausgetrieben haben: dieß ist Lehre des Evangeliums und jedes weitere Wort darüber frevelhafter Zeitverlust. Aber nöthiger könnte es seyn, hier einer andern Frage zu begegnen, welche nicht selten, um die Lehre von den Besessenen zu entkräften, jetzt aufgeworfen wird. Warum, heißt es, gab es denn in jenen Zeiten so viele Besessene und gibt doch heute zu Tage keinen derselben mehr? Die einfachste Antwort wäre unstreitig, daß es höchst vermessen sey, bestimmen oder wissen zu wollen, warum Gott nach seinen unerforschlichen Rathschlüssen, dem Satan zu einer Zeit mehr und zu einer andern Zeit wieder weniger Gewalt und Macht gestatten will. Aber selbst abgesehen von diesem allein schon hinreichend befriedigenden Grunde, könnte man nicht allenfalls auch antworten, daß da, wo keine Aktion ist, es auch keine Reaktion gibt, mithin wenn das Prinzip des Guten völlig erschlafft ist, auch das Prinzip des Bösen nicht als ein, sich sichtbar manifestirendes Agens hervorzutreten nöthig hat. Nie schrien und tobten die Teufel in den Besessenen stärker und wüthender, als wenn Jesus Christus sich ihnen nahete. Ist also vielleicht jetzt die Welt von Jesu Christo mehr als je entfernt; so ist auch leicht begreiflich, daß die Teufel nun äußerlich ruhiger und

13. Zwei Aussätzige wurden plötzlich von ihrem Aussatze rein, nachdem Auxentius, nach vorhergegangenem sehr langen Gebete, an welchem alle Anwesende Theil nehmen musten, ihnen den ganzen Leib mit geweihetem Oele bestrichen hatte. Bevor er ihnen jedoch die leibliche Gesundheit gab, wollte er auch die Krankheit ihrer Seelen heilen. Obschon er sie in seinem Leben weder gekannt noch gesehen hatte, hielt er ihnen jetzt alle ihre begangenen Sünden, böse Gewohnheiten und täglichen Untreuen vor. Besonders eiferte der Heilige gegen das Laster des Fluchens und Schwörens. Nur zum Preise Gottes, sagte er, und um den Bruder zu segnen, müße der Mund des Menschen sich öffnen, nicht aber um dem Nächsten zu fluchen,

---

stiller sind, als ehemals. Uebrigens würde ja Belzebub durch dergleichen äußere Manifestationen sein eigenes Reich zerstören. Des Teufels gröster Vortheil ist, daß man ihn, das heißt, sein Dasein nicht glaubt, es laut und öffentlich leugnet. Satan will nicht gerade, daß man Ihn, sondern blos daß man Ihm glaube. Vollkommen begnügt sich damit der Feind Gottes und der der Menschen, denn er weiß, daß wer seine Werke übt, Ihm auch glaubt, obschon er Ihn oder seine Existenz mit dem Munde leugnet. — Sollte es endlich, wie es leicht möglich wäre, heute zu Tage einen wahrhaft Besessenen geben; so würde man ihn für einen Mondsichtigen, für einen Menschen halten, der sehr schweren epileptischen Zufällen unterworfen ist, folglich ihn einsperren, mit Stricken und Ketten fest binden und den Zustand des Unglücklichen keiner nähern Untersuchung, besonders von Seite der Kirche, mehr werth halten. Höchstens könnten allenfalls ein par gelehrte medicinische Dissertationen darüber erscheinen, in welchen aber ganz natürlich von Einfluß böser Geister und der Möglichkeit des Zustandes der Besessenheit auch nicht von weitem die Rede seyn dürfte.

den Namen Gottes zu entweihen oder gar Dessen Werke zu lästern.

14. Die gegen das Concilium von Chalcedon überall reichlich ausgestreuten Verläumdungen hatten auch den Gipfel des Berges Oxia, mithin die Zelle des heiligen Auxentius erreicht. Mit einem Concilium, welches, wie er wähnte, Jesum Christum nicht für das Fleisch gewordene ewige Wort des ewigen Vaters, mithin auch die hochbegnadigte, von Ewigkeit her von dem heiligen Geiste erwählte Jungfrau nicht für die Mutter des höchsten Gottes, nicht für eine wahre Gottes-Gebährerin hielt, wollte Auxentius nichts zu schaffen haben. Man fing in Constantinopel an, den Glauben des heiligen Einsiedlers wie die Reinheit seiner Lehre in Verdacht zu ziehen. Die Sache schien um so bedenklicher, da alles Volk an ihm hing, auch der Ruf seiner Heiligkeit sich schon in entferntere Provinzen verbreitet hatte.

15. Also entweder gleich nach Beendigung des Conciliums, oder, welches wahrscheinlicher ist, in dem im vorigen Kapitel angegebenen Jahre (455) hielt man für nothwendig, sich des Glaubens wie der Lehre des heiligen Auxentius zu versichern. Mehrere Geistliche der Kirche von Constantinopel wurden daher an ihn abgeordnet. Wegen der großen Ehrfurcht, die sein heiliger Wandel einflößte, ward beschlossen, nur mit der zärtesten Schonung zu Werke zu gehen. Man sagte also dem Heiligen, daß der Kaiser und die Kirche von Constantinopel nur deßwegen wünschten, daß er sich öffentlich zu der Lehre jenes heiligen Conciliums bekennen möchte, weil sein Beitritt, wenn allgemein bekannt gemacht, den Beschlüssen desselben bei dem Volke ein noch größeres Gewicht ertheilen

mithin zur Unterdrückung der dagegen erhobenen Ketzereien unendlich vieles beitragen würde.

16. Den Abgeordneten gab Auxentius zur Antwort: „Einem Einsiedler steht nicht zu, Andere zu belehren, sondern vielmehr, sich selbst von den Bischöfen belehren zu lassen.“ — Eine neue Deputation ward an ihn abgeordnet; aber mit dieser kamen nun auch einige Soldaten, welche Befehl hatten, den Auxentius, wenn er nicht freiwillig nach Constantinopel gehen wollte, mit Gewalt dahin zu führen. Der Heilige fragte, welcher Irrlehre man ihn beschuldigen könne. Da er seiner strengen, abtödtenden Lebensart wegen, zu schwach war, die Reise zu Fuße zu machen, ward er auf einen Wagen gehoben; aber jetzt konnte man, aller Anstrengung ungeachtet, den Wagen nicht von der Stelle bringen. Auxentius machte mit seinem Stabe das Zeichen des heiligen Kreuzes darüber und das Fuhrwerk ging nun vorwärts. Große Haufen Volkes, selbst aus entfernten Gegenden, waren zusammengelaufen und wollten den heiligen Einsiedler, dessen zehenjähriger Aufenthalt unter ihnen so viele göttliche Gnaden und Wohlthaten auf die ganze Gegend herabgezogen hatte, nach Constantinopel begleiten. Aber Auxentius gab es nicht zu, ertheilte Allen seinen Segen, versicherte sie, daß er im Geiste stets bei ihnen seyn, auch selbst der Armen, die sie unter sich hätten, nicht vergessen würde.

Boll. c. 4. p. 774.

17. Anfänglich brachte man ihn in ein nahe bei Constantinopel gelegenes Kloster. Gleich einem Verbrecher ward er hier in einer Zelle eingesperrt. Niemand erhielt die Erlaubniß mit ihm zu sprechen. Indessen kamen jedoch sehr viele durch Geburt, Würde und Ansehen ausgezeichnete Personen, unter Andern

der Comes Artacius, Oberkämmerer des Kaisers, Constantinus, der Comes Domesticorum, ein Mann, welcher bald darauf die consularische Würde erhielt. Diesen und andern auf gleicher Höhe stehenden Männern ward gestattet, mit dem Gefangenen zu reden; aber die herrlichen Gaben, welche sie ihm mitbrachten, wollte Auxentius durchaus nicht annehmen, sondern verordnete, daß Alles, was man ihm geben wollte, den um den Berg Oxia wohnenden Armen möchte geschickt werden. Die Mönche im Kloster wurden darüber nicht wenig aufgebracht; denn ihrer Meinung nach hätte Auxentius Alles ihnen und ihrem Kloster schenken müssen. War demnach ihr Betragen gegen ihn bisher schon ziemlich unanständig gewesen; so suchten sie nun noch mehr den Heiligen, den sie jetzt in ihrem Kloster hatten, auf alle Art zu betrüben.

18. Doch diese kleinen Drangsale waren von kurzer Dauer. Auxentius ward in ein anderes und zwar in das neben dem Rufinischen Pallast bei der Eiche gelegene Kloster gebracht. Aber der Vorsteher dieses Klosters war der nachher von der Kirche den Heiligen zugezählte Abt Hypathius und dieser, von heiliger Ehrfurcht gegen Auxentius durchdrungen, wetteiferte nun mit seinen frommen Mönchen in allen möglichen Werken der Liebe, die sie ihrem frommen, ihnen so sehr willkommenen Gaste zu erzeigen suchten. In diesem Kloster gefiel es Gott abermals, durch mehrere wunderbare Heilungen, unter andern auch der Tochter des Comes Dorotheus, seinem treuen Knechte vor der Welt ein neues, herrliches Zeugniß zu geben.

19. Als Auxentius das erstemal vor dem Kaiser auf dem Hebdomon erschien, ward er von dem

frommen Monarchen mit der grösten Ehrerbietung empfangen. Marcian drang in ihn, sich zu der Lehre des Conciliums öffentlich zu bekennen. Auxentius antwortete mit Demuth und Bescheidenheit, gab aber über die Hauptsache, worauf es jetzt ankam, noch keine entscheidende Erklärung. Nach einigen Tagen ließ Marcian ihn wieder rufen und nun erklärte Auxentius, daß er das Concilium gerne annehmen würde, so bald man ihn nur überzeugt hätte, daß dasselbe nichts dem Concilium von Nicäa und der heiligen Ueberlieferung Widersprechendes über das unerforschliche Geheimniß der Menschwerdung Jesu gelehrt habe.

20. Höchst erfreut über diese unumwundene, ihm vollkommen genügende Erklärung ließ der Kaiser sogleich den Patriarchen Anatolius rufen. In feierlichem Zuge, und unter dem Zulauf einer zahllosen Menge, ging es nun in die Hauptkirche von Constantinopel. Hier wurden alle Verhandlungen und Beschlüsse des Conciliums dem Auxentius vorgelesen, und der Heilige bekannte nun öffentlich, daß das, was er gehört, der unverfälschte Ausdruck der reinen, uralten Lehre der heiligen katholischen Kirche sey, er folglich mit Freuden alle Beschlüsse der heiligen Synode annehme und mit Ehrfurcht sich ihnen von ganzem Herzen unterwerfe. Bevor Auxentius wieder in das Kloster des heiligen Hypathius zurückkehrte, küßte ihm der Kaiser die Augen und die Stirne, und bat ihn, daß er in seinem Gebete sich Seiner erinnern möchte.

21. Die Lebensbeschreibung des heiligen Auxentius gibt keine Gründe an, warum er jetzt aus dem Kloster des heiligen Hypathius nicht mehr in seine vorige Einsiedelei zurückkehrte, sondern sich auf den,

Chalcedon nahe liegenden, aber ungleich rauhern, hö- hern und daher auch kältern Berg Siopa bringen ließ. Hier ward ihm in einer Höhle des Berges wieder eine kleine Zelle errichtet, welche keine andere Oeffnung, als ein kleines Fenster hatte; und von dem Gipfel dieses Berges aus war es, daß der Heilige, durch den Glanz seiner Tugenden, seiner Lehren und seiner Wunder, beinahe noch 20 Jahre lang die Kirche ver- herrlichte und die Herzen frommer Christen erbaute.

22. Gleich seinem großen Vorläufer, dem hei- ligen Antonius Eremita, hatte Auxentius hier vieles von den bösen Geistern zu erdulden. Als er einst, wie es seine Gewohnheit war, die Nacht im Gebete durchwachte, ward seine Zelle plötzlich mit einer Men- ge Dämonen erfüllt; Grausen erregende Gestalten umschwirrten ihn von allen Seiten; durch fürchterli- ches Getöse suchten sie ihn zu schrecken, sein Gebet zu unterbrechen und wo möglich ihn zur Flucht zu reizen. Von Außen und im Innern der Zelle erschollen wild durch einander laufende, gräßliche Stimmen: „Au- xentius! was hast du in dieser Einöde zu thun? Wir sind hier Herren; weiche von dannen; noch ist es Zeit, durch schnelle Flucht dich zu retten.“ Endlich fielen sie über ihn her und mißhandelten ihn so mit Schlägen, daß er am andern Tage sich kaum von dem Boden er- heben konnte. Als diejenigen, welche ihn zu besuchen gekommen waren, nach der Ursache dieser sichtbaren körperlichen Schwäche forschten, gab er ihnen zur Ant- wort, daß seine gegenwärtige Kraftlosigkeit blos die Wirkung nächtlichen Dämonenspuckes sey. Im uner- schütterlichen Vertrauen auf die über ihm waltende, ihn stets schützende Hand der Allmacht, blieb Au- xentius in seiner Höhle, widerstand allen Versu- chen der bösen Geister, ward endlich Herr der Dä-

II. c. 7. p. 778.

monen und hatte fortan von ihren Anfechtungen nichts mehr zu befürchten.

23. Gleichen Angriffen und Mißhandlungen, von Seite der bösen Geister, ausgesetzt, war auch einige Jahre nachher ein frommer Schüler des heiligen Auxentius, Namens Basilius, welcher als Einsiedler in einer Entfernung von einigen Stunden von unserm Heiligen wohnte. An einem Morgen fand man ihn beinahe todt auf dem Boden liegen. Man glaubte die Ursache davon errathen zu können und trug ihn auf einer Bahre mehrere Stunden weit zu der Zelle des heiligen Auxentius. Dieser machte das stets triumphirende Zeichen über ihn, richtete ihn auf und sagte: „sey stark mein Bruder! ich werde dir die nöthige Kraft geben, alle Anfälle der bösen Geister zu vereiteln.“ Er reichte ihm hierauf die heilige Eucharistie, und hieß ihn dann ruhig und getröstet zu seiner Zelle wieder zurückkehren; nie werde er mehr Etwas von bösen Geistern zu erdulden haben. Als ein frommer, gottgefälliger Einsiedler lebte Basilius noch drei Jahre und nie mehr ward er seit dieser Zeit in seinem nächtlichen Gebete durch schreckende Illusionen oder anderes dämonisches Gaukelspiel gestört.

24. Wie es sich aus der Lebensbeschreibung des heiligen Auxentius zu ergeben scheint, hat derselbe in den letzten Jahren seines Lebens eine Laure auf dem Berge Siopa errichtet und die Leitung mehrerer frommen Einsiedler, welche in zerstreuten Zellen um ihn her wohnten, als Vorstand übernommen.

25. Durch milde Beiträge dazu in Stand gesetzt, hatte Auxentius am Fuße des Berges, in einer Entfernung von ungefähr einer halben Stunde, auch ein

Kloster für Gott geweihete Jungfrauen erbauet, und selbst die Regeln festgesetzt, nach welchen diese jungfräuliche Gemeinde leben sollte. Die erste Vorsteherin dieses Klosters war Eleuthera, welche ehemals, im Dienste der Kaiserin Pulcheria, eine der vornehmsten weiblichen Hofstellen bekleidet hatte.

...ll. c. 9. p. 780.

26. Von dem Tode des heiligen Simeon Stylites erhielt Auxentius durch ein nächtliches Gesicht die erste Kunde. Er war im Beten begriffen, als plötzlich ein gegen Morgen aufsteigendes Licht seine Zelle und die ganze Gegend erleuchtete. Auxentius öffnete das Fenster, beugte sich dreimal tief zur Erde und rief dreimal: „Gelobt und gebenedeiet sey der allerheiligste Name des Herrn, unsers Gottes." Er wandte sich hierauf an seine erstaunten Schüler, welche gerade mit Psalmensingen beschäftiget waren und sagte ihnen: „unser großer Lehrer, der heilige Simeon Stylites hat sich zur Ruhe gelegt, und seine engelreine Seele hat, bevor sie sich zum Thron des Allmächtigen erhob, mich schwer beladenen Sünder noch zu grüßen gewürdiget." — Als mehrere Tage nachher die Nachricht von dem Tode des heiligen Simeon in Constantinopel ankam, fand es sich, daß die Stunde, in welcher Auxentius die Erscheinung gehabt hatte, die nämliche war, in welcher der heilige Simeon verschieden seyn konnte.

27. Auxentius erreichte ein sehr hohes Alter. Die wunderthätige Kraft, alle Arten von Krankheiten zu heilen und Besessene von den sie plagenden bösen Geistern zu befreien, blieb bis an das Ende seiner Tage auf ihm ruhen. Das Jahr seines Hinganges ist ungewiß; aber er starb vor dem Kaiser Leo, dessen Tod in das Jahr 474 fällt, und der den heiligen Auxentius nicht lange überlebt zu haben scheint.

28. Klöster und Kirchen stritten um den Vorzug, den Gebeinen des heiligen Auxentius innerhalb ihrer Mauern eine Ruhestätte bereiten zu dürfen. Da kein Theil seinen Ansprüchen entsagen wollte, vielmehr solche auf mancherlei Rechtsgründe zu stützen suchte, so muste endlich die Sache von dem Kaiser entschieden werden, und nun ward die entseelte Hülle des Heiligen in der Kapelle des von ihm am Fuße des Siopa erbauten Frauenklosters beigesetzt. Am 14. Februar als am Sterbetage des heiligen Auxentius, wird dessen Andenken, bis auf den heutigen Tag, von der ganzen Kirche gefeiert.

29. Noch dreihundert Jahre lang, nach dem Tode des Auxentius, ward dessen Höhle, die man nur die Höhle des heiligen Auxentius zu nennen pflegte, von Einsiedlern bewohnt. Ein besonderer Segen Gottes schien über dieser Höhle zu walten; denn alle, die sie bewohnten, zeichneten durch hervorleuchtende Frömmigkeit sich aus, und mehrere davon, wie z. B. Bendimianus und Stephanus der jüngere, wurden von der Kirche den Heiligen zugezählt.

Analoct. graec. p. 417. et 418.

XXX.

1. Mit Attila war der Hunnen Reich und Macht verschwunden. Von den zahllosen Schaaren jener wilden Eroberer hatte das weströmische Reich jetzt nichts mehr zu befürchten. Von einem andern noch gefährlichern, weit nähern, Feinde war es durch scheuslichen Brudermord befreit, und unter dem schirmenden Schilde des großen Aetius konnte es nun wieder in schwelgender Sicherheit auf alle übrige es umwohnende Barbaren-Völker herabblicken. Jedem einzeln dieser

Völkerstämme war Rom an Macht noch überlegen, und eine Vereinigung derselben zum Untergang des Reiches hinderten Nationalvorurtheile und vielseitig getheiltes Interesse Aber nie wird unmittelbar der Ruin eines Staates von äußern Ereignissen herbeigeführt, höchstens blos dadurch beschleuniget. Der wahre Grund davon liegt stets in dem innern, höchst verwahrloseten Zustand seiner Verfassung. Die sichtbaren Pfeiler des weströmischen Reiches, nämlich die Legionen und der Staatsschatz, *) waren längst schon untergraben, jetzt nur morsche Stützen eines modernden Gebäudes; auch die unsichtbaren, nämlich die moralischen Kräfte waren gänzlich

*) Die Legionen bestanden gröstentheils aus Gothen, Alanen, Burgundern, Herulern und andern gedungenen Barbaren, die ohne alles Interesse an dem Wohl, wie an der Erhaltung des Reiches, auf ihren Zügen die römischen Provinzen eben so sehr drückten und plünderten, als die Feinde, gegen welche sie solche schützen sollten.

In den Finanzen herrschte die größte Verwirrung mit frecher Willkühr und gegen Himmel schreiender Ungerechtigkeit gepaart. Die Reichen wälzten alle Lasten auf die Armen; von diesen suchte man die Steuern, die sie nicht bezahlen konnten, durch die grausamsten körperlichen Mißhandlungen einzutreiben. Die Unglücklichen flohen entweder in Wälder und Gebirge, und wurden Räuber und Landstreicher, oder suchten Schutz bei den Barbaren, bei welchen sie durch Knechtsdienst sich nährten und, da sie nun nicht mehr gedrückt und geplündert, sondern menschlich und billig behandelt wurden, nicht selten wieder zu einigem Vermögen gelangten. War das Geldbedürfniß bei der römischen Regierung auf das höchste gestiegen, welches ein sehr oft eintretender Fall war; so nahm sie ihre Zuflucht zu Mitteln, welche vollends dem Staate allen Credit und alles Ansehen, so wie das Zutrauen und die Liebe der Unterthanen entziehen musten.

dahin geschwunden. Sittlichkeit, Tugend, Muth, Vaterlandsliebe, alte Treue und feste Beharrlichkeit: kurz Alles, was einem Volke Charakter, Kraft und Bestand gibt, war in der entarteten, beinahe in Fäulniß übergegangenen Weströmer-Welt nicht mehr zu suchen. Selbst das Alles einigende und kräftigende Band der Religion war völlig erschlafft, denn das Volk, die Vornehmen wie die Niedern, kannte gleichsam nur den äußersten Saum ihres Gewandes. Dem wahren Geiste der Religion völlig fremd, ehrten sie nur die Formen ihres äußern Cultus und, gleich dem Kaiser, ward Mancher als ein guter Katholik gepriesen, der seinen Sitten und seinem Wandel nach nichts weniger als ein Christ war. Traurig und niederschlagend sind, über den damaligen, so tief gesunkenen moralischen Charakter der Weströmer, die übereinstimmenden Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller, nur mit Scenen graunvollen Elendes alle ihre Jahrbücher erfüllt. Die Großen und Reichen waren in Weichlichkeit und Wohlleben versunken; der Niedere und Arme schmachtete unter dem Druck unerschwinglicher Abgaben, und um sein hungriges, von allen Seiten gefährdetes Daseyn zu fristen, war er nicht selten gezwungen, seine oder seiner Kinder Freiheit zu verkaufen. Gegen den Mächtigern fand der Unterdrückte keinen Schutz; denn bei der allgemeinen Niederlage aller Tugenden und Gesetze herrschten blos Willkühr und Habsucht, oder anderer Leidenschaften tolle Launen. Hatte die Kirche auch hier ihre hülfreiche Hand geboten, so war diese durch mancherlei Gesetze doch bald wieder gelähmt worden.*)

Salv. Mass. I. 5.

*) Neuere, unter dem Namen Valentinians, erlassene Gesetze hatten die Gerichtsbarkeit der Kirche ungemein beschränkt. Es war ganz natürlich, daß, bei dem einmal eingeführten Raub- und Bedrückungs-System, die

Weder in Italien noch in Rom war ein Römer mehr zu finden; und gab es hie und da auch noch Einen; so zog er sich von dem besudelten Schauplatz in die Einsamkeit träger Ruhe zurück, und wer dem sinkenden Reiche noch hätte zu Hülfe kommen können, lebte leider jetzt nicht mehr dem Staat, sondern blos sich selbst, und bei dem Drang wilder und zügelloser Zeiten ward jedes höhere und edlere Interesse von der Sorge für eigene Erhaltung völlig verschlungen. Wo aber blos drückende Zwangsanstalten, zwingende Willkühr, alles aussaugender Despotismus und die niedrigste, nur schlau versteckte Selbstsucht überall herrschen und weder gesetzgebende Weisheit noch Tugend-Liebe und Recht mehr zu finden sind: was könnte da noch an einen Staat fesseln, der nur nimmt und nichts gibt, immer neue Opfer verlangt und selbst keine leistet, stets neue Lasten auflegt und selbst keine trägt, nur von Pflichten redet und doch keine der seinigen, selbst nicht die heiligsten und unerläßlichsten erfüllt; wo endlich der Mensch stets dem Bürger, und der Bürger stets einem eingebildeten, oft wahrhaft gottlosen Staatsinteresse zum Opfer gebracht wird. Für die Bewohner eines solchen Staats gibt es kein Vaterland mehr; denn nur in zurückschreckenden Zügen schwebt das Bild desselben vor ihrer Seele. Des Vaterlandes Ruhm, Freiheit und Unabhängigkeit werden ihnen gleichgültig; und wünschenswerth scheint dann selbst Knechtschaft unter einem fremden Zwingherrn, sobald dieser nur Sicherheit der Person und ungestörten Genuß unter selbstgepflanztem Feigenbaum gewährt.

Vornehmen und Reichen keine Richter haben wollten, welche blos das Gesetz und ihr Gewissen befragten, Geschenke verschmäheten, Drohungen verachteten und offenbaren Verkauf der Gerechtigkeit als den ruchlosesten Frevel verabscheueten.

2. So war der Zustand des weströmischen Reiches in dem Jahr 454. Beherrscht ward dieser Staat noch immer von Valentinian III., einem Schwächling ohne Gleichen, und seit der Mutter Tod nun auch das verachtete Spielwerk in den Händen elender Evnuchen. Der, welcher sich jetzt des Schattenkaisers bemächtiget hatte, hieß Heraklius.*) Edler und besser als Menschen seines Schlags, fehlte es ihm weder an Verstand noch an Muth. Durch den Raub der Provinzen suchte er sich nicht zu bereichern, und Geiz und Habsucht fanden nicht Raum in einem Herzen, in welches Ehrgeiz und Herrschsucht sich ausschließlich getheilt hatten. Unter einem Phantom von Kaiser unumschränkt zu gebieten, das ganze Regiment an sich zu reißen, war sein heißester Wunsch; aber im Wege standen ihm die Größe des Aetius, dessen glänzender Feldherrnruhm und hohes ausgezeichnetes Verdienst. An einem an Frevel

*) Von jetzt an, bis nach der Einnahme und Plünderung Roms durch Genserich, sind Procopius, Evagrius, zum Theil auch Jornandes und die Chroniken des Idalius, Prosper, Theophanes und Marcellinus die vorzüglichsten historischen Quellen. Ergänzt und vervollständiget werden dieselben öfters durch Gregorius von Tours; noch mehr aber bisweilen durch die Gedichte des gleichzeitigen Sidonius Apollinaris; denn auch poetische Werke können, wenn der Leser sich auf den Standpunkt und in die Verhältnisse des Dichters zu versetzen weiß, ihm über positive Thatsachen, über herrschende Sitten und Gebräuche und allgemein angenommene Volksmeinungen, sehr bedeutende Aufschlüsse geben. — Von den Neuern verdienen vorzüglich befragt zu werden, die allgem. Weltgesch., des Grafen Dü-Buat hist. anc. des peuples de l'Europe, Gibbon und endlich des gelehrten Abbee Dübos mit ungemeinem Fleiße und kritischem Scharfsinn geschriebene hist. crit. de l'établiss. de la Mon. franç. dans les Gaules.

und Niederträchtigkeiten gewöhnten Hof ist es blos der Erfolg, welcher über den Werth oder Unwerth einer Handlung entscheidet, und die Größe eines errungenen Preises rechtfertiget daselbst Mord und schändlichen Verrath.

3. Zu gleichem Zwecke, jedoch aus ganz andern Gründen, verband sich mit dem Eunuchen der Patricier Petronius Maximus. Derselbe war weiblicher Seite ein Enkel jenes Emporkömmlings, der gegen den tugendhaften Gratian sich empörte, den edeln liebenswürdigen jungen Kaiser, nachdem er durch List sich seiner bemächtiget hatte, tödten ließ, aber einige Jahre nachher, von Theodosius dem Großen überwunden, sammt seinem Sohne auf dessen Befehl enthauptet ward. Alles, was gewöhnlichen Menschen ein Ziel ihres Strebens und ihrer Wünsche ist, hatte der Zufall diesem Maximus gegeben. Aus dem Anicischen, einem der edelsten und aller ältesten Geschlechter Roms entsprossen, war er frühzeitig Herr ererbter unermeßlicher Reichthümer, und verband mit deren Besitz schon als Jüngling die Kunst, wenigstens wie die Welt es nennt, jene mit Weisheit zu gebrauchen. Die anmuthigsten Gegenden Italiens waren mit seinen Villa's, Maierhöfen, Gärten, Weinbergen und Lusthainen gleichsam übersäet, und er hätte die ganze Halbinsel durchreisen, und jeden Tag auf einem ihm zugehörigen Landhause speisen, auf einem andern wieder übernachten können. Eine lebhafte, leicht erglühende Einbildungskraft, der Brennpunkt des Ehrgeizes und mächtiger Leidenschaften, hatte die Natur ihm zu seinem Glücke versagt. Aber dafür gab sie ihm einen mehr als gewöhnlichen Verstand, ein richtiges Urtheil und in den gewöhnlichen Geschäften des praktischen Lebens jene Ge-

Sid. Apoll. L. 2. epist 13.

wandtheit, die durch leichten Begriff und schnellen Ueberblick sie zu ordnen versteht, sich ihrer nach und nach völlig bemeistert, und daher nie ihrem Andrang aus Schwäche unterliegt. Genuß des Lebens schien ihm Zweck desselben, und durch Mäßigkeit die Dauer desselben zu verlängern, war ihm die höchste Weisheit eines Philosophen. Der schönen Wissenschaften nicht unkundig, liebte er Gelehrte, Wissenschaften und Künste, wußte wenigstens mit Letztern zu tändeln, oder sich ihrer als eines Mittels zur Befriedigung seiner Prachtliebe zu bedienen. Maximus liebte die Arbeit, aber nur solche, die ohne mühsame Anstrengung die Phantasie ergötzt, und den Geist in eine angenehme, selbst von dem Gefühle physischen Wohlbehagens begleitete Thätigkeit versetzt. Eine Sanduhr regelte den Gebrauch seiner Zeit; jede Stunde hatte ihre eigene Beschäftigung, jede Beschäftigung ihre eigenen Reize, und unter dem wechselnden Genuß geistiger und sinnlicher Freuden entschwand, gleich einem schönen Frühlingstraum, ihm jeder Tag seines Lebens. In seinen Sitten herrschten Ordnung und Anstand, in seinem Pallaste Reichthum und Geschmack, und an seiner Tafel zuvorkommende Gastfreiheit und glänzender Aufwand. So oft er sich öffentlich zeigte, war er von einem zahlreichen Haufen ehrfurchtsvoller Clienten umgeben;*) wo das Volk ihn erblickte, begrüßte es ihn mit lautem frohem Zuruf, und der Senat hielt es für eine Ehre, ihn in seiner Mitte zu besitzen. Was an Ehrgeiz die Natur ihm zugetheilt hatte, war längst schon befriedigt worden. Frühzeitig hatte er die höchsten Aemter im Staate begleitet, war dreimal Präfectus Prätorio von Italien und zwei-

Sid. Ap. ep. 13.

*) «Clientum praevia, pedissequa, circumfusa populositas» — Sid. L. 1. ep. 9.

mal Consul gewesen; der Senat und das Volk hatten ihm eine Bildsäule errichtet; und auf einer unter Valentinian geprägten Medaille erblickt man auf der einen Seite das Bildniß des Kaisers, auf der andern jenes des Maximus mit allen Zeichen der consularischen Würde.*) So war der Mann, dessen Glück seine Zeitgenossen beneideten, dessen Glück man wahrscheinlich auch heut zu Tag noch beneiden würde, während, wenn von dem höhern Licht des Evangeliums erleuchtet, man ihn vielmehr als einen höchst bejammernswerthen Gegenstand des innigsten Mitleidens betrachten müste.

4. Dem Maximus, welchem es an nichts gebrach, was über sein sinnliches Daseyn stets neue Reize verbreiten konnte, hatte das Glück auch eine ungemein schöne, höchst liebenswürdige Gattin in die Arme geführt. Da ihr Rang, besonders aber die Verhältnisse ihres Gemahls an dem Hofe, es ihr zur Pflicht machten, der Kaiserin öfters aufzuwarten, so hatte der ausschweifende Valentinian, dessen geheime Vergnügungen die Ehre mancher angesehenen Familie schon befleckt, das häusliche Glück derselben zerstört hatten, nun auch die in der ganzen Fülle jugendlicher Schönheit prangende Gemahlin des

*) Diese so ungemein auszeichnende, den Unterthan beinahe seinem Monarchen gleichstellende Ehre war bis jetzt blos den zu Nachfolgern der Kaiser ernannten Cäsaren zu Theil worden. In der ganzen römischen Kaisergeschichte weiß man kein einziges Beispiel, daß das Bildniß irgend eines auch noch so vornehmen Staatsbeamten, oder Patriciers — die höchste Würde, zu welcher ein römischer Unterthan gelangen konnte — zugleich mit dem Bildnisse seines Kaisers auf einer Medaille, oder Denkmünze wäre gesehen werden.

Maximus gesehen und, in unlauterer Liebe gegen sie entbrannt, es sich zur wichtigsten Angelegenheit gemacht, den Besitz so vieler weiblichen Reize wenigstens mit deren rechtmäßigen Eigenthümer zu theilen. Alle Mittel, ein junges Weib zu bethören und zu verführen, wurden nun angewandt, die glänzendsten Versprechungen und Verheißungen gemacht, sogar Drohungen nicht gesparet. Aber alle Gewandtheit der geübtesten Mäkler, die doch an einem solchen Hofe gewöhnlich Meister in ihrer Kunst sind, scheiterten an der Tugend oder dem Stolze der jungen Römerin. Valentinian ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken; und da ihm die Liebe ohnehin nur in der niedern Gestalt der Wollust erschien, so war er fest entschlossen, um seine entflammten Begierden zu befriedigen, auch das Aeußerste zu wagen.

5. Unmäßig hohes Spiel gehörte mit zu den Thorheiten des Hofes von Ravenna. Sey es, daß Valentinian, mit gewissen kleinen Künsten nicht unbekannt, das Spielglück, so oft er wollte, zu fesseln gewußt, oder auch, daß es bloßer Zufall gewesen; kurz, Maximus verlor eines Abends im Spiel ganz ungeheure Summen an den Kaiser. Nachdem alles Geld, welches er bei sich hatte, verspielt war, setzte er seinen Siegelring; auch diesen gewann der Kaiser. Unverzüglich ward jetzt ein treuer Diener des Palastes an die Gemahlin des Maximus gesandt und diese im Namen ihres Gatten aufgefodert, der Kaiserin Eudoxia, welche sie zu sprechen verlange, sogleich ihre Aufwartung zu machen. Zum Beweise, daß die Botschaft von ihrem Gemahl komme, ward ihr dessen Siegelring gezeiget. Die nichts Arges ahnende Gattin ließ sich in ihrem Tragsessel nach dem kaiserlichen Palast bringen. An dem Eingang desselben erwarteten

sie schon einige in Valentinians Liebschaften eingeweihte Unterhändler, führten sie, unter dem Vorwande sie nach dem Gemach der Kaiserin zu begleiten, in ein weit entferntes, geheimes Schlafzimmer, Valentinian kam herbei und das schändlichste Bubenstück ward nun vollbracht.

6. Als Maximus nach Hause kam, fand er seine Gemahlin außer sich vor Gram und in den tiefsten Kummer versenkt; häufig flossen ihre Thränen; ihren Gemahl würdigte sie keines Blickes. Maximus forschte nach der Ursache, und sie, die ihn für einen Mitschuldigen des Kaisers hielt, ergoß sich nun gegen ihn in einen Strom der bittersten Vorwürfe. Das Mißverständniß ward jedoch bald aufgeklärt, und Maximin schwur nun, an dem Räuber seiner und seiner Gattin Ehre sich auf das grausamste zu rächen. Noch mehr entflammt ward seine Rachbegier durch den nun plötzlich in ihm entstehenden Gedanken, daß er, der Günstling des Volkes und des Senats, vielleicht gar den Thron seines eben so sehr verachteten, als verabscheuten Nebenbuhlers besteigen könnte *).

*) Wir dürfen unsern Lesern nicht vorenthalten, daß Procopius und Evagrius — (denn Johannes von Antiochien, welcher den Procopius beinahe wörtlich abgeschrieben, kann hier gar nicht in Anschlag gebracht werden) — die einzigen Schriftsteller sind, welche uns obiges schändliches Ereigniß erzählen. Aber Procopius und Evagrius, wie auch die andern Chroniker, schrieben ihre Bücher nicht in Rom oder Italien, und erzählen daher Manches, was sie blos als allgemeines Volksgerücht, wie solches sich im Auslande zu verbreiten pflegt, erfahren hatten. Procopius ist übrigens ein sehr glaubwürdiger Geschichtschreiber, wenn er von Begebenheiten spricht, deren Augenzeuge er selbst gewesen war. Aber Procopius, wie auch

7. Aber Maximus, dem das Maß seiner Kräfte nicht unbekannt war, sah wohl ein, daß, so lange Aetius, Valentinians Schild und dessen schwankenden Thrones Stütze lebe, jeder Plan, den seine Begierde nach Rache entwerfen könnte, blos ihn selbst und nicht den Kaiser in das Verderben stürzen würde. Durchaus nothwendig und zugleich um Vieles leichter schien es ihm also, den großen Feldherrn selbst vorher aus dem Wege zu räumen; denn dazu wußte er wohl, würde sich der schwache Kaiser selbst als Werkzeug gebrauchen lassen. Näher schloß er sich jetzt dem Heraclius an. Unter jenem Schein der Freundschaft, der selbst den flachsten Höfling nicht mehr täuschen kann, stellte er ihm vor, daß, da er vor Andern sich des Zutrauens des Kaisers zu erfreuen hätte, es auch vorzüglich seine Pflicht wäre, den Monarchen vor den Gefahren zu warnen, die ihm von Seite seines übermächtig gewordenen Feldherrn droheten. Der Ruhm des Aetius, dessen hohe Würde und Reichthum, der zahlreiche und kriegerische Haufe der ihm völlig ergebenen barbarischen Völker, die ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit seiner Kreaturen, mit denen er alle Aemter im Heere wie in dem Staate besetzt habe und endlich die bevorstehende Verbindung seines Sohnes Gaudentius mit

---

Evagrius lebten zu den Zeiten des Kaisers Justinianus, mithin ungefähr erst 80 bis 90 Jahre nach dem Tode des Valentianus. Da indessen alle neuere Geschichtschreiber von jener scandalösen Geschichte Erwähnung machen; so glaubten wir ebenfalls, einen solchen charakteristischen Zug in dem ausschweifenden Leben des Valentinians nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, hielten es aber auch zugleich für unsere Pflicht, dem Leser zu bemerken, daß die ganze Erzählung blos auf dem ohnehin nicht ganz zuverlässigen Zeugniß der beiden so eben erwähnten Geschichtschreiber beruhet.

der Prinzessin Eudoxia, erhöben ihn jetzt schon weit über einen gewöhnlichen Unterthanen; wäre die Vermählung mit der Tochter des Kaisers einmal vollzogen; dann würde der stolze und ehrgeizige Aetius gewiß nicht den Lauf der Natur abwarten, um seinen Sohn, mit dem Purpur geschmückt, den Kaiserthron besteigen zu sehen; das Aeußerste habe Valentinian zu befürchten, sein Leben wie sein Thron schwebe in gleich großer Gefahr.

8. Nichts ist leichter, als die Einfalt durch Phantome zu schrecken, den Furchtsamen in Furcht zu setzen und den Schwachen und Unmündigen zum Zorn zu reizen. Valentinian ward auf das äußerste gegen Aetius erbittert; er betrachtete ihn als seinen unversöhnlichen Feind; nur in dem Untergang desselben glaubte er Sicherheit zu finden; und so ward die Ermordung des Helden, dieses wahrhaft großen, über sein Zeitalter hervorragenden Mannes zwischen einem Einfaltspinsel im Purpur und einem Haufen gehaltloser Höflinge und elender Verschnittenen beschlossen.

9. Man macht dem Aetius den Vorwurf eines Mangels an Klugheit, selbst an ganz gewöhnlicher, gemeiner und alltäglicher Klugheit. Der Vorwurf mag nicht ungegründet seyn; denn er zeuget für die Hoheit seines Geistes, für die Größe seines Charakters. Von sehr Vielen geliebt, von Allen geehrt und bewundert ward Aetius bald von den geheimen Umtrieben des Hofes gegen ihn unterrichtet. Laut und öffentlich sprach er nun von seinem Verdacht, aber wahrscheinlich seinem Feinde nicht einmal die Energie eines Verbrechens zutrauend, versäumte er, was er doch so leicht hätte thun können, irgend eine Maßregel zu seiner Sicherheit zu ergreifen.

10. Es dauerte nicht lange, so ward Aetius, unter dem Vorwand, daß Valentinian von wichtigen Staatsangelegenheiten mit ihm zu sprechen habe, in den kaiserlichen Pallast berufen. Seiner Unschuld sich bewußt, vielleicht auch seinen Feind verachtend, begab er sich sogleich dahin. Seiner Begleiter waren nur wenige, aber an seiner Seite ging sein vertrautester Freund, der damalige Präfektus Prätorio Boetius, ein der Freundschaft des Aetius würdiger und um den Staat nicht wenig verdienter Mann. Angelangt bei dem Pallast, ward ihnen bedeutet, daß nur Aetius allein eintreten dürfe, seine Begleiter aber dessen Rückkehr vor den Thoren des Pallastes erwarten müßten. Dieser Befehl befremdete den Feldherrn; aber demungeachtet ging er unbekümmert und furchtlos in das Gemach des Kaisers. Als er in den Zügen sowohl des Valentinians als der ihn umgebenden Höflinge nicht die geringste Veränderung wahrnahm; so überließ er sich seiner gewöhnlichen Unbefangenheit und sprach mit der nämlichen Freimüthigkeit, mit welcher ein seiner Vorzüge und großen Verdienste sich bewußter Mann stets zu sprechen gewohnt ist. Valentinian lenkte das Gespräch auf die bevorstehende Verlobung des Gaudentius mit der Prinzessin Eudoxia. Nichts sehnlicheres wünschte Aetius, als diese Verbindung. Nicht so der Kaiser; die schwankenden Aeußerungen desselben reizten die Empfindlichkeit des Aetius; er ward zudringlich, vielleicht ungestüm; und Valentinian, entweder wirklich erzürnt oder die Miene des Zürnenden annehmend, zog nun plötzlich den Degen und stieß ihn seinem Feldherrn in die Brust. Für die umstehenden Trabanten, Evnuchen und Höflinge war dies das Signal; Alles warf sich über den Helden her; und der größte Mann seines Jahrhunderts, der Schutzgeist des römischen Reiches, der Schrecken Attila's und aller Barbaren sank nun unter

den mörderischen Händen des elendesten Gesindels, von Wunden ganz entstellt, todt zur Erde.

11. Der Letzte der Römer war jetzt gefallen. Aber wie bei dem Tode eines Helden oder Anführers, barbarische Völker dessen Leiche gewöhnlich Menschenopfer brachten, eben so ward jetzt das ganze Weströmer-Reich der Leiche des großen Aetius zum Opfer gebracht; denn mit ihr sanken in die Gruft Roms Name und Herrschaft und die letzten Strahlen ehemaliger römischer Größe. Das verhängnißvolle Jahr war jetzt erschienen und die bedeutungsvolle Zahl der einst über Romulus Haupte schwebenden zwölf Geyer erfüllt. Wohl schreitet noch eine Reihe römischer Kaiser an uns vorüber; aber gleich Luftgebilden entschwinden sie eben so schnell unsern Blicken und der Weg zum Thron ist für jeden auch der Weg zu einem eben so gewaltsamen als schnellen Tod. Zwar gab es unter ihnen noch Männer von Gediegenheit und Kraft; aber nur Der kann auf seine Zeit wirken, der in dem Geiste der Vorsehung wirkt, und diese hatte jetzt das römische Reich auf der Wage ihrer Weisheit gewogen, es zu leicht gefunden; und in demselben Augenblick, in welchem der letzte Römer fiel, schrieb eine zweite unsichtbare Hand, zwar nicht in Flammenzügen, wie einst in dem Pallast von Babylon, aber für den geistigen Blick nicht minder leserlich, ein neues Mene, Thekel, Phares auf die Seitenwände des Capitols *).

*) Als Romulus, nach Erbauung der Mauern Roms, seine neue Stadt einweihete, erblickte er zwölf über die Stadt in der Luft hinschwebende Geyer. Nach der Erklärung der Auguren bedeuteten sie zwölf Jahrhunderte als die Zeit der Dauer der römischen Größe, Macht und Herrschaft. So lange Rom die Gebieterin

12. Sobald die verruchte Mordthat geschehen, der blutige Vorfall jedoch noch nicht bekannt war, wurden der Präfektus Prätorio Boetius und die vertrautesten Freunde des Aetius, jeder einzeln, in den Pallast berufen, in entfernte Gemächer geführt und von den Spiesgesellen des Kaisers und seines Verschnittenen ermordet.

13. Als ein strenger aber nothwendiger Akt der ihre Opfer schnell ergreifenden Gerechtigkeit, wurde von dem Kaiser die begangene Greuelthat dem ganzen Heere, den Bundesgenossen, dem Senat und dem Volke bekannt gemacht. Aber niemand ward getäuscht, und war Valentinian bisher blos verachtet, so wurde er jetzt auch eben so sehr verabscheut und gehaßt. Entfernte Nationen, selbst Feinde des römischen Reiches beklagten das unwür-

der Welt war und kein Volk der Weltbezwingerin widerstehen konnte, dachte man wenig oder gar nicht an diese Deutung oder Vorhersagung der Auguren. Als aber Rom von Alarich war erobert und geplündert worden, der Andrang der Barbaren immer stärker und unwiderstehlicher ward, unerhörte Demüthigungen und Unglück jeder Art schnell auf einander folgten und die Aussichten in die Zukunft immer trüber und düsterer wurden; da erinnerte man sich auch wieder jener uralten, durch lange Ueberlieferung erhaltenen, prophetischen Sage. Bei jedem großen National-Unfall dachte man jetzt an die zwölf Geyer, und das Volk ward um so mehr von bangen Ahnungen erfüllt, als die Ungewißheit der wahren Zeitrechnung von Roms Erbauung es unmöglich machte, bestimmt anzugeben, wann denn wirklich der unglückliche Zeitpunkt eintreten würde. Merkwürdig bleibt es indessen, daß jenes verhängnißvolle zwölfte Jahrhundert doch in jedem Falle gerade in dem nämlichen Jahrhundert abgeflossen seyn muste, in welchem, wie wir bald hören werden, das abendländische Reich endlich völlig zu Grund ging.

dige Schicksal des gefallenen Helden. Die in den römischen Provinzen wohnenden barbarischen Völker, welche Aetius mit Gerechtigkeit und Milde behandelt und geschützt hatte, und die, durch sein kräftiges Regiment, mit Ehrfurcht gegen den römischen Namen erfüllt, ihm mit Liebe und grenzenloser Treue ergeben waren, konnten über den Verlust ihres großmüthigen Beschützers und Bundesgenossen sich gar nicht trösten und antworteten mit drohendem Hohne, als Valentinian ihnen sagen ließ, daß er alle von Aetius mit ihnen eingegangene Verträge auf das neue bestätige. Auch die Legionen wollten weder ihren Schmerz noch ihre Erbitterung verbergen, und die nämliche düstere Stimmung herrschte bei dem Senat, wie bei dem Volk. Selbst bei Hofe konnte man seine Gefühle nicht ganz unterdrücken; und als Valentinian einige Tage nachher Einen aus seiner Umgebung fragte, ob er die Gründe nicht billige, warum er Aetius habe tödten lassen, gab jener ihm zur Antwort: „Mir gebührt nicht die Gründe zu untersuchen, warum Sie dieses gethan haben. Was ich also weiß, ist blos, daß Sie mit Ihrer linken Hand sich selbst die rechte abgehauen haben *)."

14. Der von Maximus ersehnte Augenblick der Rache war jetzt da. Da die grenzenlose Anhänglichkeit aller Diener des Aetius an ihren Herrn bekannt war, so glaubte nun der Kaiser zu seiner

*) „Wären auch," sagt Gibbon, „nach dem Tode des Aetius „alle barbarischen Völker, alle Feinde Roms auf einmal vernichtet worden; so würde dennoch das in anarchischer Verwirrung wild dahin rollende weströmische „Reich von seinem völligen Untergang nicht mehr zu „retten gewesen seyn."

eigenen Sicherheit nichts besseres thun zu können, als seine Person mit eben diesen treuen Dienern zu umgeben, ihnen jede nur mögliche Gunst zu erzeigen. Aber Valentinian kannte weder den Menschen, noch das menschliche Herz, am wenigsten jene magische, auch selbst jenseits des Grabes noch herüberwirkende Kraft überlegener Geister. Der Person des Kaisers jetzt ganz nahe gerückt, hatten diese treuen Diener nun Muße und Gelegenheit, eine Vergleichung anzustellen zwischen dem in Ausschweifungen versunkenen, trägen, weibischen, ewig unmündigen, stets fremder Hülfe und fremden Raths bedürftigen Valentinian, und dem wahrhaft großen, kühnen, alles mit Adlerblick umfassenden, rastlos thätigen Helden, dem sie vormals gedient hatten.*) Diese Vergleichung mußte nothwendig in ihnen die tiefste Verachtung gegen das kaiserliche Phantom erzeugen, ihren Schmerz über den Verlust ihres vorigen Herrn nur noch schärfen, ihren Haß gegen dessen Mörder nur noch auf das höchste entflammen.

15. Zwei kühne entschlossene Männer barbarischer Abkunft, hatten durch Treue sich vorzüglich in dem Dienste des Aetius ausgezeichnet. Sie

*) Bei Gregor von Tours (B. 2 K. 8.) findet man eine merkwürdige, auf den Aetius sich beziehende und aus Renati Frigeridi Geschichte entlehnte Stelle, welche sich mit folgenden Worten endiget: nullius avaritiae, minimae cupiditatis, bonis animi praeditus, nec impulsoribus quidem pravis ab instituto suo devians, injuriarum patientissimus, laboris adpetens, impavidus periculorum, famis sitisque atque vigiliarum tolerantissimus. Cui ab eunte aetate praedictum liquet, quantae potentiae fatis destinaretur, temporibus suis locisque celebrandus.

hießen Transtyla und Occylla An diese wendete sich Maximus, und stellte ihnen vor, daß es für sie eine heilige und unerläßliche Pflicht wäre, den grausamen Tod ihres ehemaligen Herrn zu rächen, dessen verächtlichen Mörder, einen elenden Tyrannen, wie er es verdiente, zu bestrafen. Bei kräftigen, lange schon im Stillen gährenden Gemüthern bedarf es nur einer kleinen Veranlassung, einer leisen Aufforderung, um ihre brausenden Gefühle schnell in wilde That übergehen zu lassen. Beide Männer zeigten sich sogleich willig, und ihr Muth und ihre Kühnheit erlaubten ihnen nicht, erst lange mit Aengstlichkeit einen schicklichen Augenblick dazu zu wählen. In seinem Tragsessel hatte Valentinian sich nach dem Marsfelde bringen lassen, um an einigen öffentlichen Spielen sich zu ergötzen. Bevor diese angingen, wollte er zu dem zahlreich versammelten Volke reden. Aber kaum hatte er die Rednerbühne bestiegen, als von der entgegengesetzten Seite Transtyla und Occylla mit entblößten Schwertern auf ihn eindrangen. Heraclius errieth ihre Absicht, zog den Degen und warf sich ihnen entgegen. Muthig focht er für sein und seines Herrn Leben; aber bald unterlag er den Streichen eines stärkern Armes; Valentinian mit mehreren Wunden durchbohrt, stürzte neben ihm zur Erde, und Maximus erblickte nun den entseelten und noch blutenden Leichnam seines Nebenbuhlers zu seinen Füßen.*) Unter den Augen seines ganzen Hofes und eines Theils seiner Leibwache ward der Kaiser ermordet. Von

*) Auch jene Geschichtschreiber, welche der von Valentinian dem Maximus zugefügten Beleidigung nicht erwähnen, schreiben die Ermordung des Kaisers dem auf einmal erwachten und nach nichts Geringerem, als dem Throne selbst strebenden Ehrgeiz des Maximus zu.

Furcht erstarrt, machte keiner der zahlreichen Höflinge und Verschnittenen auch nur die geringste Bewegung zur Vertheidigung seines Herrn, während jene, welche ehemals in dem Dienste des Aetius waren, theils gleichgültig theils mit sichtbarer Freude der Ermordung des Tyrannen zusahen.

Am 16. März 455.

16. So starb Valentinian III. wenige Monate nach dem an Aetius begangenen Frevel, im fünf und dreißigsten Jahre seines Alters und dem dreißigsten seiner Regierung, von dem Tage an nämlich gerechnet, an welchem er als Kind schon mit dem Titel Augustus und den Zeichen der Herrscherwürde beehrt ward. Die allen Prinzen des Theodosischen Hauses eigene Schwäche war auch sein Erbtheil gewesen. Aber seine Oheime und Vettern schmückten doch noch Tugenden, über welchen man ihren Mangel an Geist und Fähigkeiten bisweilen vergaß, denn wenn ihrer Herzensgüte, größtentheils mit Charakterschwäche gepaart, und nicht selten durch dieselbe entstellt, die Geschichte auch nur ein höchst zweideutiges Lob beilegen kann, so muß sie doch ihrem untadelhaften Privatleben, der Reinheit und Keuschheit ihrer Sitten und ihrer aufrichtigen ungeheuchelten Frömmigkeit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Valentinian hatte nur die, diesen Tugenden entgegengesetzten Laster. Auch er ehrte zwar die Kirche und ihren äußern Cultus, aber in Lüstern versunken, und der Zauberei, Wahrsagerei und andern losen Künsten ergeben, konnten weder die göttlichen Wahrheiten der Religion seinen verfinsterten Verstand erleuchten, noch deren himmlische Glut sein verdorbenes Herz wieder erwärmen. Er nannte sich einen treuen Sohn der Kirche, und schändete und entweihete durch seinen

Wandel den Namen eines Christen. Den Thron betrachtete er blos als einen Sitz der Schwelgerei und trägen Ruhe. Taub gegen die Klagen seiner Unterthanen und gefühllos bei dem Elend der Provinzen, fiel es ihm nie ein, die verschiedenen Theile seines weitschichtigen Reiches zu besuchen. Der Aufenthalt in Rom hatte, wegen der dort herrschenden Schwelgerei, vorzügliche Reitze für ihn; und alle Reisen, die er je gemacht, beschränkten sich nur auf Lustfahrten von Ravenna nach Rom und von Rom wieder nach Ravenna. Nie hat er sich an die Spitze der Legionen gestellt, nie sie gegen die Feinde geführt. Zwar fütterte auch sein Oheim Honorius die kaiserlichen Hühner, während der große Alarich Rom erstürmte und der Plünderung übergab. Indessen lohnte Honorius seinen Feldherren nicht mit schnödem Undank; Er überhäufte den Constantius mit Ehren, gab ihm seine Schwester zur Gemahlin und mit ihr die Nachfolge in der Herrschaft. Als aber Valentinian zum erstenmale in seinem Leben den Degen zog, so war es blos um die Brust seines unüberwindlichen Feldherrn, des grösten und edelsten Römers zu durchbohren. In der Blüthe seines männlichen Alters ergriff den gekrönten Verbrecher die strafende Hand der göttlichen Gerechtigkeit, riß ihn plötzlich und unvorbereitet vor den Richtstuhl des unerbittlichen Richters; und welche schwere Rechenschaft über ein ganzes, blos in Tändeleien, Wollüsten und Ausschweifungen nutzlos vergeudetes Leben ihn dort erwartet haben mag; darüber gibt uns das Evangelium eben so furchtbar schreckende, als heilsam belehrende Aufschlüsse. Von dem Theodosischen Stamm war Valentinian III. der letzte Kaiser; und mit ihm erlosch auch die jüngere männliche Linie dieses Hauses.

XXXI.

1. Die Nachricht von der Ermordung des Kaisers verbreitete Schrecken und Verwirrung in der Stadt wie in dem Pallast. Der Senat versammelte sich, das theils erschrockene theils neugierige Volk strömte nach dem Forum und die zahllosen Clienten und Freunde des Maximus ergoßen sich in alle Straßen und öffentliche Oerter, laut preisend den Namen ihres großmüthigen Beschützers, als des Würdigsten, den erledigten Kaiserthron zu besteigen. Für Maximus war dies jetzt der entscheidende Moment; er säumte nicht, sich öffentlich zu zeigen, und so bald er erschien, ward er von dem Senat und dem Volk mit Jubelgeschrei als Augustus begrüßt. Schon am andern Tag nach Valentinians Ermordung schmückte sich Maximus mit dem kaiserlichen Purpur, und eine der ersten seiner Regentenhandlungen war, daß er seinen Sohn Palladius zum Cäsar ernannte.

2. Aber Entwürfe schwungsüchtigen Ehrgeizes paaren sich nicht mit der Liebe zu einem ruhigen, gemächlichen und sorgenfreien Leben; und der bisher im Wohlleben und ungestörter Ruhe versunkene Maximus bereuete sehr bald, und doch für ihn schon leider viel zu spät, den von ihm gewagten Schritt. Der glänzenden Bürde fühlte er sich nicht gewachsen und er erlag der Last der Herrschaft, so bald ihr Gewicht ihm fühlbar ward. Die Nachricht von der Ermordung des Aetius hatte bei allen, Rom befreundeten oder feindlichen Nationen eine allgemeine Bewegung erzeugt. Seit vielen Jahren in vielseitiger Berührung mit dem römischen

Reiche, kannten die barbarischen Völker dessen innere Verfassung. Ihr natürlicher und richtiger Verstand sagte ihnen, daß Roms letztes Bollwerk jetzt gestürzt, der Römer Reich, gleich einer den Feinden preisgegebenen Beute, ihren Anfällen blos gestellt sey. Jedes Volk und jeder Völkerstamm suchten diesen günstigen Augenblick zu benutzen. Die Sachsen mit ihren zahlreichen Flotten leichter Schiffe bedroheten also jetzt die Küsten von Armorikum. Ein Heer Franken, unter der Anführung ihres Königes Morovàus, verbreitete sich in Belgien, verwüstete die Gegenden von Mainz, Metz und Rheims und hatte sich nun auch der Stadt Bar bemächtiget. Nahe bei Basel war ein starker Haufen von den in Schwaben wohnenden Alemannen über den Rhein gegangen. Vandalische Seeräuber plünderten und beunruhigten auf das neue die Inseln und Küstenländer des Mittelmeeres. Die Westgothen nahmen eine drohende Stellung an und der kriegerische Suevenkönig zeigte ebenfalls keine geringe Lust, sein Reich durch die letzten Trümmer der römischen Herrschaft in Spanien zu vergrößern. Täglich liefen die beunruhigendsten Nachrichten ein; eine furchtbare Crise drohete dem Reich; und nichts als Krieg, Gefahr und Verwirrung zeigten sich in naher und ferner Perspektive.

3. In der Verwaltung hoher Staatsämter hatte Maximus sich viele Ehre erworben. Man hatte daher auch vermuthet, daß er, der auf niedern Stufen so sehr geglänzt, nun auch auf der höchsten, allen Erwartungen Roms entsprechen werde. Indessen waren zweimal vier und zwanzig Stunden jetzt schon hinreichend gewesen, um ihn und die Römer zu überzeugen, daß er zum Herrschen, besonders zum Herrschen in einer wilden und gefahrvollen Zeit, von der Natur nicht berufen sey. Er

selbst fühlte sich nun höchst unglücklich; seine geliebte Sanduhr konnte dem Wechsel häuslicher Freuden und Erholungen die geweiheten Stunden nicht mehr bezeichnen; die Last überhäufter Sorgen drückte seinen Geist, Besorgnisse und bange Erwartungen trübten ihm jede Aussicht in die Zukunft und endlich behauptete auch das, bisher eingewiegte, aber nun immer mehr und erwachende Gewissen seine Rechte.

4. Schon am dritten Tage nach seiner Thronbesteigung faßte Maximus den Entschluß, den kaiserlichen Purpur wieder abzulegen, und in einem entfernten Winkel Italiens seine vorige, sorgenfreie Lebensweise wieder zu beginnen. Als einer seiner vertrautesten Freunde, der Quästor Fulgentius, dem er diesfalls sein Herz eröffnete, ihm aus sehr wichtigen Gründen diesen Gedanken wieder benahm, rief er in den schmerzhaftesten Accenten aus: „O, Damocles, wie glücklich warst Du, daß deine Herrschaft nur die Dauer einer Mittagsmahlzeit hatte!"

5. Um die Thronfolge in seiner Familie zu sichern, vermählte Maximus seinen Sohn Palladius mit der Tochter des verstorbenen Kaisers; doch sich damit noch nicht begnügend, zwang er, da seine erste Gemahlin kurz vor jenen blutigen Catastrophen, vielleicht aus Kummer und Gram, gestorben war, nun auch die verwittwete Kaiserin Eudoxia, ihm schon wenige Tage nach dem Tod ihres Gemahls ihre Hand zu reichen. Diese unerhörte Verletzung alles Wohlstandes und der zartesten Gefühle der Natur empörte alle Römer. Es war der erste Schritt, den Maximus zu seinem eigenen Verderben that.

6. Indessen war Eudoxia bestimmt, die Rächerin des ermordeten Valentinians zu werden. Schon

nährte sie in ihrer Brust schwarzen Verdacht gegen den neuen Kaiser; und der Gedanke, sich, die Enkelin, Tochter und Gemahlin eines Kaisers, nun den Umarmungen eines Emporkömmlings überlassen zu müssen, konnte ohnehin für sie nichts weniger, als sehr erfreulich seyn. Aber Maximus rannte jetzt selbst seinem Verderben entgegen; denn von Liebe oder Wein berauscht, machte er nun selbst der Eudoxia das Geständniß, daß er blos aus zärtlicher Neigung zu ihr den Valentinian ermordet, um die Krone sich beworben und den Kaiserthron bestiegen habe.

7. Aller Ausschweifungen und begangener Untreuen ungeachtet, hatte Eudoxia, die an Wohlgestalt und weiblicher Reize keiner Römerin nachstand, den Valentinian stets zärtlich geliebt; noch trug sie sein Bild in ihrem Herzen und ihre Thränen über seinen Verlust waren noch nicht getrocknet. Welche Höllenpein muste es für das zart fühlende Weib, für die trauernde Wittwe, für die edle, erhabene Fürstentochter seyn, sich in der Gewalt des noch von dem Blute ihres so innig geliebten Gemahls besudelten Mörders zu wissen! Als das scheuslichste Ungeheuer erschien ihr jetzt Maximus; an seiner Seite zu leben, war ihr unmöglich und von ihm, so bald als möglich, befreiet zu werden, ihr einziger und heißester Wunsch. Aber wo sollte sie jetzt Hülfe suchen? Aus dem Morgenlande war keine zu erwarten. Ihr Vater Theodosius und auch Pulcheria waren gestorben; ihre Mutter Eudokia, vom Hofe entfernt und allem weltlichen Einfluß entsagend, lebte in stiller Abgeschiedenheit in Jerusalem; und von dem friedeliebenden, Alles mit Weisheit berathenden Marcian war nicht zu hoffen, daß er beide Reiche in einen blutigen Bürgerkrieg stürzen würde. Von den schmerzhaftesten Empfindungen zerrissen und den heftigsten Leidenschaften be-

stürmt und verblendet, ergriff nun Eudoxia ein Mittel, das blos die glühendste Rachsucht und hoffnungsloseste Verzweiflung ihr eingeben konnten.

8. Nach Carthago ward ein treuer Bote geschickt mit geheimen Briefen an Genserich. Die Kaiserin beschwor den Vandalen, sie von ihrem Tyrannen zu befreien. Es wäre, schrieb sie, für Genserich eine heilige Pflicht, den Tod seines ehemaligen Freundes und Bundesgenossen an dessen Mörder zu rächen; sein Ruhm und sein eigenes Interesse machten ihm dieses zum Gesetze. Er möchte nicht zaudern, kühn nach Italien überzuschiffen. Maximus sey allgemein gehaßt, Widerstand werde er daher keinen finden; sie selbst werde mit ihrem zahlreichen Anhange sich mit ihm vereinigen, mit eigener Hand ihn durch die Thore Roms siegprangend einführen.

9. Der Habsucht und schlauen Politik des Vandalen war nichts willkommner, als dieser Ruf. Seine bisherigen glücklichen Seezüge hatten die Zahl seiner Schiffe ungemein vermehrt, ihm eine Menge trefflicher Matrosen verschafft. Ueberzeugt, daß wohl ausgerüstete Flotten das sicherste Bollwerk seines neuen Reiches ausmachten, hatte er dafür gesorgt, daß jene, in den vorzüglichsten Häfen Afrikas versammelt, auf das erste Zeichen zum Auslaufen bereit wären. Schnell wurden jetzt die nöthigen Landungstruppen zusammengezogen; in wenigen Tagen waren sie eingeschifft, und noch vor Ende des dritten Monates nach Valentinians Tod landete schon Genserich mit seinen Vandalen an der Mündung der Tiber.

10. Von Seerüstungen an der gegenüberlie-

genden Küste von Afrika hatte man nicht das Mindeste in Italien vernommen; die plötzliche Landung eines feindlichen Heeres glich einem Donnerschlag aus heiterm, wolkenlosen Himmel. Schrecken und Bestürzung bemächtigten sich nun aller Gemüther. An Widerstand ward nicht gedacht, keine Maßregel der Vertheidigung ergriffen. Die reichen und angesehenen Bürger, die höchsten Beamten des Staats, die Senatoren, ja der Kaiser selbst suchten blos durch schleunige Flucht für eigene Sicherheit zu sorgen. Aber das Volk, das sich nun gerade von jenen verlassen sah, welche es hätten schützen sollen, durchzog tumultuarisch und unter den schrecklichsten Verwünschungen gegen den Kaiser alle Straßen der Stadt. Unter einem Haufen burgundischer Miethsoldaten, wahrscheinlich von Eudoxia gewonnen, war eine offenbare Empörung ausgebrochen. Maximus wollte durch Flucht sich retten; aber kaum hatte er mit einem Theile seines Gefolges seinen Pallast verlassen, als er mit einem furchtbaren Steinregen empfangen ward. Die Dienerschaft der Eudoxia und mehrere Soldaten von Valentinians ehemaliger Leibwache hatten sich unter das tobende Volk gemischt, dessen Wuth noch mehr entflammt. Gräßliches Mordgeschrei erfüllte jetzt die Luft. Der fliehende Kaiser ward verfolgt, bald eingeholt und mit zahllosen Wunden unter den Augen der wüthenden, Beifall zuwinkenden Menge ermordet. Der, welcher nachher einen besondern Ruhm darin setzte, ihm den ersten tödtlichen Streich versetzt zu haben, hieß Rufus und war ein burgundischer Soldat. Des Ermordeten noch blutender, ganz verstümmelter Körper wurde einige Zeit dem Muthwillen des Pöbels Preis gegeben, hierauf an einem Haken durch die vorzüglichsten Straßen von Rom geschleift und endlich in die Tiber geworfen. — So endigte Maximus, den die Welt

st so glücklich pries, weil die Welt die einzige
:elle wahrer Glückseligkeit nicht kennt, nicht kennen
l. „Alles," sagt der fromme, himmlische Tho-
s von Kempis, „ist eitel, außer Jesum Christum
i Herzen lieben, und von Ihm, dem ewig Ge-
ien ebenfalls wieder geliebt werden." — Maxi-
s fiel am ersten Tage des heiligen Pfingstfestes, in
em Alter von 60 Jahren, und hatte die drückende
t des Diadems keine drei volle Monate getragen.
is aus dem Cäsar Palladius geworden, weiß man
ht; wahrscheinlich ward dem Sohne gleiches Loos,
: dem Vater, zu Theil *).

---

*) Muratori bezweifelt die Wirklichkeit eines von Eudoxia an Genserich erlassenen Einladungsschreibens. Seine aus der Entfernung des Orts und der Zeit hergenommenen Gründe taugen zwar nichts; aber dem ungeachtet hat seine Meinung, daß trotz den Zeugnissen des Procopius, Evagrius, Idatius und Marcellinus, dennoch die Geschichte von einem Briefe der Eudoxia an den Genserich nichts als ein ganz ungegründetes Stadt- oder Volks-Gerücht gewesen seyn könnte, einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Um Rom zu plündern, sobald er es ungestraft thun konnte, bedurfte es sicher für Genserich keines Einladungsschreibens. Seit mehreren Jahren trieb er schon Seeräuberei. Auf allen Inseln und Küsten, wo er wußte, daß er keinen Widerstand finden würde, landete er mit seinen Truppen, und raubte und plünderte, so lange nur Etwas zu rauben und zu plündern da war. Wohl mochte es ihm längst schon nach den Reichthümern Roms gelüstet haben; aber so lange Aetius und Valentinian lebten, durfte er einen so verzweifelten und zugleich entscheidenden Streich nicht wagen. In Ansehung des Valentinians hauptsächlich aus Furcht vor dem morgenländischen Kaiser Marcian. Aber jetzt waren Aetius und Valentinian ermordet. Der Hof von Constantinopel hatte den Maximus noch nicht als Kaiser anerkannt und man durfte mit Zuversicht voraussetzen, daß der Thronräuber und Mörder des Va-

XXXII.

1. Wo Unordnung und Verwirrung herrschen, da ist es leichter, den Tyrannen, als die Tyrannei zu stürzen. Maximus war jetzt ermordet; aber Genserich stand vor den Thoren. Legionen konnte Rom ihm keine entgegen schicken; aber befürchten muste es, daß die aus Afrika herübergekommenen Barbaren nun durch völlige Zerstörung der Stadt das ehemalige Schicksal von Carthago rächen könnten. Rom schien verloren; und selbst in dem Uebermaß des Unglücks gab es jetzt keine Aussicht zur Rettung *).

---

lentinians von dem frommen, Gerechtigkeit liebenden Marcian weder Hülfe noch Unterstützung zu erwarten haben würde. Endlich konnte auch der vertheidigungslose Zustand Italiens, die Schilderhebung so vieler barbarischen Völker in Gallien, die in Rom herrschende Verwirrung und der tödliche Haß aller Anhänger der Eudoxia gegen den neuen Kaiser unmöglich der lauernden Wachsamkeit des über alle Vorstellung habsüchtigen Vandalen-Königs ein Geheimniß geblieben seyn. Wann hätte also je Genserich einen günstigern, für ihn erwünschtern Augenblick finden können, um einen Zug zu unternehmen, der völlig gefahrlos für ihn und sein Heer, den gekrönten Seeräuber zum reichsten Monarchen der damaligen Welt machen muste? Uebrigens gibt auch die Behandlung, welche die Kaiserin, wie wir gleich hören werden, von Genserich erfahren muste, Muratoris Vermuthung kein sehr kleines Gewicht; und wir müssen aufrichtig gestehen, daß wir ungeachtet der übereinstimmenden Zeugnisse aller alten und neuern Geschichtschreiber, dennoch hierin der Meinung des gelehrten Italiäners unbedingt beitreten.

*) Große, unerwartete Erschütterungen können auch gelähmte Gemüther manchmal wieder zum Gebrauch ihrer Kräfte zurückführen. Das Uebermaß des Unglücks reizt zur Verzweiflung; aber Verzweiflung erzeugt

2. Dahin, wo gewöhnlich ganze Völker wie Individuen sich zu wenden pflegen, wenn des Schicksals grausame Hand ihr Herz blutend drückt und die Welt mit ihrer hohlen Weisheit, statt Hülfe, nur leere Worte bietet: dahin, nämlich an die Kirche, wendeten sich nun auch die zagenden ganz in Kleinmuth versunkenen Römer. Aller Augen waren wieder auf den heiligen Pabst gerichtet. Schon einmal hatten der Ruf seiner Heiligkeit, sein unerschrockener Muth und seine Beredsamkeit Rom gerettet; und mit frommem Zutrauen hoffte man nun abermals, daß Er, über dem der Segen Gottes so sichtbar schwebte, auch jetzt den afrikanischen Tiger wieder sänftigen würde.

3. An der Spitze seiner zahlreichen, ehrwürdigen Geistlichkeit ging also Leo dem Genserich entgegen. Der Römer Eigenthum konnte er freilich

---

oft Helden und heldenmäßige Thaten; und endlich was vermag nicht oft eines einzigen Beispiels Zauberkraft im drohenden Momente? Aber die völlig abgespannten, erschlafften Römer waren jetzt auch nicht einmal der Energie der Verzweiflung fähig. Alle Senatoren, alle vornehme und einflußreiche Bürger hatten sich in die sabinischen und tuscischen Berge geflüchtet. Thränen und Bitten waren jetzt die einzigen Waffen der ehemaligen Weltbezwinger; und sich dem stolzen Sieger auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, der einzige Gedanke, der in ihrer geängstigten Brust noch Raum fand. Welcher Wechsel in menschlichen Dingen! Man vergleiche die damaligen Einwohner Roms mit jenen Römern, die, nach der verlornen blutigen Schlacht bei Cannä, die Ankunft des furchtbaren Hannibals trotzend und furchtlos erwarteten, und dem Consul noch eine feierliche Dankadresse schickten, daß er, obschon das feindliche Schwert die Blüthe der Republick hinweggerafft hätte, dennoch an dem Heil und der Erhaltung derselben nicht verzweifele.

von der geharnischten Habsucht nicht erflehen. Aber etwas Großes war es immer, daß er über den wilden, schonungslosen, die katholische Kirche mit arianischer Ketzerwuth verfolgenden Eroberer doch so viel vermochte, daß er feierlich gelobte, des Lebens der Einwohner zu schonen, kein Gebäude den Flammen zu überliefern, auch nicht zu dulden, daß seine Vandalen, um die unglücklichen Einwohner zu dem Geständniß ihrer verborgenen Schätze zu bringen, sich der Folter oder andern Martern bedienen dürften.

Prosp. Chron. Hist. Miscellan.

4. Am dritten Tage nach der Ermordung des Maximus rückte Genserich in Rom ein, und bemächtigte sich sogleich des kaiserlichen Pallastes. Eudoxia, welche ihrem vermeintlichen Befreier entgegen gegangen war, wurde ihres Geschmuckes und aller ihrer Kostbarkeiten beraubt, sie selbst, obschon mit dem ihrem hohen Range gebührenden Anstand, gleich einer Gefangenen behandelt.

5. Seit der letzten Plünderung Roms durch Alarich waren funf und vierzig Jahre verflossen. Sich von ihrem Verluste zu erholen, bedurfte es keiner längern Frist für die ungeheuere Stadt. Ehemalige Pracht und Schwelgerei herrschten wieder in Rom und alle Reichthümer Italiens lagen in derselben aufgehäuft. Vierzehn Tage dauerte die Plünderung. Mit ungleich mehr Großmuth waren, vor einem noch nicht ganz vollen halben Jahrhundert, die Gothen verfahren; der dem lebendigen Gott geweiheten Kirchen hatten sie geschont, selbst das Capitol und die noch stehenden, obschon ganz verödeten Götzentempel nicht berührt. Aber von allem diesem entging jetzt Nichts der nie zu befriedigenden Habsucht des Vandalen. Alles öffentliche und Privatvermögen ward das Eigenthum der Eroberer. Einer unge-

heuern Beute schon zum voraus versichert, hatte Genserich seine Flotte von einer Menge sehr geräumiger Transportschiffe begleiten lassen. Mit raubsüchtiger Eile wurden nun alle Schätze und Verzierungen des kaiserlichen Pallastes, die prächtigen Geräthschaften, die ungeheuern und kostbaren Kleidervorräthe, alles Silberwerk nebst den schweren Schenktischen von gediegenem Gold eingepackt und auf die Schiffe gebracht; selbst Messing und Kupfer mitzunehmen, ließ man sich die Mühe nicht verdrießen. Blos das im Pallast geraubte Gold und Silber belief sich auf mehrere tausend Talente *). Nach den Schätzen des kaiserlichen Pallastes waren es vorzüglich die Reichthümer der Kirchen, welche die Begierlichkeit des unersättlichen Genserichs reizten. Nicht nur Alles, womit die Freigebigkeit christlicher Kaiser und die Milde frommer und reicher Christen die Kirchen geschmückt hatten, ward jetzt geraubt; auch die ganze, von Titus, im Triumphe vor 400 Jahren, nach Rom gebrachte Beute des Tempels von Jerusalem, alle heilige Gefäße desselben, sammt der goldnen Tafel und dem großen goldenen Leuchter mit sieben Armen, mußten jetzt auf die Schiffe des Vandalen wandern **).

*) Talent war ein Silbergewicht und betrug nach unserm heutigen Gelde etwas über tausend Gulden. Der Raub des Pallastes belief sich also allein schon auf viele Millionen Gulden.

**) Wenn Baronius behauptet, daß Genserich der drei den heiligen Aposteln geweiheten Kirchen geschont habe; so wird dieser Behauptung durch die übereinstimmenden Zeugnisse aller alten Geschichtschreiber widersprochen; und auch Tillemont findet die von dem gelehrten Cardinal angeführten Gründe höchst unzureichend.

Baron. Ann. 455. §. 13.
Till. hist. des Emp. T. 6. Valent. art. 31.

6. Man hatte es einst dem Römer Catulus verübelt, als er der Erste war, welcher das kupferne Dach des Capitols vergolden ließ. Aber noch ungleich weiter ward diese Verschwendung von den römischen Kaisern getrieben; und die Summe, welche Domitian zu noch stärkerer Vergoldung dieses Daches vergeudete, belief sich nach unserm heutigen Gelde ungefähr auf vier und zwanzig Millionen Gulden. Die Hälfte dieses, auch noch mit goldenen Statüen, Wagen und Pferden gezierten Dachs wurde nun abgebrochen und sammt allen in dem Capitol befindlichen Bildsäulen der Götter und Helden, welchen theils die Kunst, theils ihr Alterthum einen unschätzbaren Werth gaben, auf Genserichs Schiffe gebracht und nach Carthago geschleppt *).

7. Da die Vandalen mit jener der Raubsucht ganz eigenen, rastlosen Thätigkeit bei ihrer aufräumenden Arbeit zu Werke gingen; so war diese nach vierzehn Tagen auch vollkommen vollendet, und Rom mit allen seinen Kirchen, Pallästen, Tempeln, Gewölben und Vorrathshäusern so rein ausgeleert, daß das, was auch der spähende Blick des verschlagendsten Räubers noch hätte entdecken kön-

*) Warum die Vandalen nur die Hälfte dieses Daches hinweg nahmen, wird uns von den Geschichtschreibern nicht gesagt. Höchst wahrscheinlich fand die andere Hälfte in den schon schwer beladenen Schiffen keinen Raum mehr; denn wo ein, durch ganz ungewöhnlichen Geiz und Habsucht, ausgezeichneter Eroberer genug Zeit zum Einpacken hat, da läßt sich nicht wohl eine andere Ursache denken, warum er, da er das Ganze nehmen konnte, blos mit der Hälfte sich hätte begnügen sollen.

nen, schwerlich mehr auch nur den zehnten Theil der Mühe des Nachsuchens würde belohnt haben.

8. Mit gewöhnter Eilfertigkeit ging nun Genserich mit seinen Truppen wieder zu Schiffe; und nach wenigen Tagen lief die vandalische Flotte nebst allen mit der unermeßlichen Beute der reichsten Stadt der Welt beladenen Schiffen, glücklich in dem Hafen von Carthago ein. Nur ein einziges Schiff, nämlich jenes, welches mit den Götzenbildern heidnischer Tempel beladen war, ging unterwegs zu Grunde.

9. Des Lebens der Einwohner von Rom war zwar, wie Genserich es versprochen hatte, geschont worden; aber nicht so der Freiheit vieler Tausenden der Römer und zwar beiderlei Geschlechtes. Weil sie gute Handwerker, Künstler, kurz sehr brauchbare Leute waren, oder überhaupt auch andere gemeinnützige Talente und Kenntnisse besaßen, hatte man sie gezwungen, sich auf Genserichs Flotte einzuschiffen. Unbeschreiblich waren die Leiden dieser Gefangenen, welche gleich Sclaven behandelt wurden, als sie in Carthago ankamen. Der trostlose Zustand dieser Unglücklichen ward noch verzweiflungsvoller durch die Gefühllosigkeit der Barbaren, die bei der Theilung der Beute, den Sohn von dem Vater, die Tochter von der Mutter und den Gatten von der Gattin trennten. Kummer, Gram und unmenschliche Behandlung hatten viele davon schon dem Tode nahe gebracht und vor Elend würden sie verschmachtet seyn, wenn nicht die Kirche, deren mütterliche Liebe eben so wenig je erkalten wird, als die Quellen ihrer Weisheit jemals versiegen können, diesen zahllosen Unglücklichen Trost, Unterstützung und Hülfe gereicht hätte. Die durch Liebe zu Gott geheiligte Nächstenliebe des Bischofs Deogratias von Carthago zeigte sich jetzt wieder in

Vict. Vit. pers. Vand. l. 1. c. 8.

ihrem ganzen himmlischen Glanze. Dieser ächte Nachfolger des heiligen Cyprians veräußerte jetzt alle heiligen Gefäße seiner Kirche, erkaufte Vielen ihre Freiheit, erleichterte noch Mehrern ihre Sclaverei, sorgte für alle Kranke, ward jedem Trostlosen ein milder Tröster, jedem Unglücklichen ein zärtlicher Vater. Zwei geräumige Kirchen wurden auf seinen Befehl in Spitäler verwandelt, Betten für die Kranken herbeigeschafft, Pflege, Nahrung und Arznei ihnen gereicht. Rastlos thätig besuchte der ehrwürdige Greis selbst die Kranken bei Tag und bei Nacht; tröstete die Einen, betete mit den Andern, reichte jedem Sterbenden die heiligen Sakramente. In Jahren schon sehr weit vorgerückt, konnte sein durch strenge Lebensweise ohnehin schon entkräfteter Körper diese Beschwerlichkeiten nicht mehr ertragen; er unterlag ihnen und starb unter Werken christlicher Liebe, als ein getreuer Hirt in der Mitte seiner von reissenden Thieren angefeindeten, verfolgten, ängstlich um ihn her gedrängten Heerde. Selbst für Arianer ein Gegenstand der Verehrung, erblickten die Rechtgläubigen in ihm einen Heiligen; und das Volk, dessen fromme Verehrung der Entscheidung der Kirche voreilte, würde, um von seinem gottseligen Bischofe eine Reliquie zu besitzen, dessen Leiche in Stücken zerrissen haben, wenn man sie nicht ganz in der Stille und bei nächtlicher Weile begraben hätte. Nach dem Tode des Deogratias begann die vandalische Verfolgung, die seit einiger Zeit etwas nachgelassen hatte, mit erneuerter Wuth. Die paar Kirchen, welche man den Katholiken in Carthago gegeben hatte, wurden ihnen wieder genommen. Dem Verstorbenen durfte kein Nachfolger geordnet werden, und in der ganzen proconsularischen Provinz ward jetzt kein rechtgläubiger Bischof mehr gefunden.

10. Was den Römern noch in Afrika übrig ge-

blieben war, vereinigte Genserich nun mit seinem Reiche. Die verwittwete Kaiserin, ihre Töchter Eudoxia und Placidia, wie auch Gaudentius, ein Sohn des Aetius, hatten als Gefangene dem stolzen Eroberer nach Carthago folgen müssen. Genserich, der jetzt die Kinder des Valentinians und den Sohn des Aetius in seiner Gewalt hatte, machte nun auch auf deren, von ihren Vätern ihnen hinterlassenes Privatvermögen Anspruch. Da man ihm dieses entweder nicht ausliefern wollte, oder vielleicht auch nicht ausliefern konnte; so plünderte und verheerte er noch grausamer als vorher alle Inseln und Küstenländer des mittelländischen Meeres, Nach allen Gegenden ließ er seine Flotten auslaufen. Diese drangen tief in den adriatischen Meerbusen, verheerten den Peloponeß, plünderten Epirus und die ganze Küstenstrecke von Dalmatien. Genserich selbst führte oft diese seeräuberischen Züge. Als er einst im Begriffe stand, mit seiner Flotte auszulaufen, und der Steuermann ihn fragte, wohin er steuern sollte, gab er ihm zur Antwort: „Dahin, wo Völker wohnen, die Gott seine Zuchtruthe will empfinden lassen." — Für Italien und die das Meer begränzenden Länder war Genserich eine ungleich blutigere Geisel, als Attila selbst es gewesen war.

11. Von dem Unglück der kaiserlichen Familie tief gerührt, schickte Marcian eine Gesandschaft nach Carthago, um wegen der Freilassung der Kaiserin und ihrer Töchter mit Genserich zu unterhandeln, auch ihm Vorstellungen zu machen, daß er von seinen seeräuberischen Zügen nachlassen möchte. Mit dem ihm eigenen stolzen Trotz wieß der Vandale die gerechten Foderungen des Kaisers zurück. Marcian, in der Meinung, daß wohl Einer von Gen-

serichs Glaubensgenossen mehr Eindruck auf ihn machen, ihn vielleicht zu bessern und gerechtern Gesinnungen zurückführen könnte, schickte ihm nun den arianischen Bischof Bleda. Mit edler Freimüthigkeit ermahnte dieser den König, daß er von seinem bisherigen Glück sich nicht so sehr möge berauschen lassen, um die gerechte Rache eines Monarchen zu reitzen, welcher mächtig genug wäre, um alles Uebel, was er den Römern angethan, auf ihn und sein Reich zurück zu wälzen. Statt aller Antwort sagte Genserich dem arianischen Bischofe, daß er es blos seiner Mäßigung zuschreiben müsse, wenn er ihn bisher so ruhig angehört habe. Verhöhnt und unverrichteter Dinge kehrte Bleda nach Constantinopel zurück. Marcian traf nun einige Vorkehrungen, welche auf einen Bruch mit Genserich hinzudeuten schienen; und man glaubt, daß blos Marcians bald darauf erfolgter Tod den Ausbruch eines Krieges mit dem vandalischen Reiche verhindert habe.

12. Indessen wurden die Kaiserin und ihre Töchter mit dem grösten Anstand an dem Hofe des Genserich behandelt. Eudoxia, die älteste der beiden Prinzessinnen, verheirathete der König mit seinem ältesten Sohn Hunnerich, und diese Tochter Valentinians ward die Mutter des nachherigen vandalischen Königs Hilderich. Als der Kaiser Leo, einige Jahre nach dem Tode des Marcians, auf das neue wieder Unterhandlungen mit dem Hofe von Carthago anknüpfte, gelang es ihm die Freilassung der Kaiserin und ihrer jüngern Tochter Placidia zu bewirken. Nach einer Gefangenschaft von sieben Jahren, schickte Genserich, in dem Jahre 462, die be-

den Fürstinnen dem Kaiser Leo nach Constantinopel. *)

XXXIII.

1. Das Reich der Westgothen beherrschte Theuderich, oder Theodorich II., ein Prinz des Thrones nicht unwürdig, hätte nur scheuslicher Brudermord ihm nicht den Weg dazu gebahnt. Eben so kriegerisch und tapfer, als Thorismond, war er weniger ungestüm als dieser. Seinen kriegerischen Entwürfen lag eine kluge, alles wohlberechnende Vorsicht zum Grunde; seine Kühnheit artete nie in Verwegenheit aus und sein richtiger Blick überschauete so ziemlich klar die politischen Verhältnisse seiner Zeit. Seine Sitten waren sanft und menschenfreundlich; er hatte eine sorgfältige, selbst wissenschaftliche Erziehung genossen. Mit den classischen Schriften der Römer bekannt, liebte er vorzüglich die Poesie, und eine natürliche Empfänglichkeit für das Schöne machte ihn den Künsten und Wissenschaften nicht abhold. Sidonius, ein vornehmer Römer, welcher nachher als Bischof von Clermont in dem Rufe der Heiligkeit starb, hatte öfters Gelegenheit gehabt, Theuderich in den Verhältnissen des geselligen Lebens zu beobachten, und das Gemälde, welches er in einem seiner Briefe von diesem Gothen-König und dessen täglicher Lebensweise Lib. I. ep. 2.

*) Die Prinzessin Placidia ward bald darauf von Leo an einen vornehmen Römer verheirathet. Derselbe hieß Olybrius, hatte bei Genserichs Einfall in Italien sich nach Constantinopel geflüchtet und stand in großer Gunst bei dem morgenländischen Kaiser Leo. In der Folge der Geschichte werden wir noch einmal auf den Gemahl der Placidia zurückkommen.

entwirft, kann für uns ein um so grösseres Interesse haben, als der an den Höfen der Könige herrschende Ton uns gewöhnlich auch einen so ziemlich sichern Maßstab der Cultur, der Sitten wie des Grades der Civilisation der von ihnen beherrschten Völker darbietet.

2. Nach der Erzählung des Sidonius, war Theuderich II. von mittlerer Größe, hatte einen untersetzten, starken Körper und das gefällige Ebenmaß seines Glieder-Baues verrieth Leichtigkeit und nervichte Stärke. Die hervorstechenden Züge seiner Gesichtsbildung waren eine hohe, gewölbte Stirne, große, buschige Augenbraune, eine Habichtsnase und ein kleiner, sanft lächelnder Mund, der, wenn er sich öffnete, eine schöne Reihe weißer Zähne sehen ließ. Die natürliche Schöne seiner Gesichtsfarbe ward oft durch eine nur der Bescheidenheit eigene, sanfte Röthe erhöhet. Sein ganzes Wesen war Abdruck hoher Majestät; wer ihn sah, erkannte in ihm einen König, und sein Blick allein schon gebot unwillkührliche Ehrfurcht. Vor Sonnenaufgang begab Theodorich sich jeden Tag in die Kapelle seines Pallastes, wo von einem arianischen Priester der Gottesdienst verrichtet ward. Der übrige Theil des Morgens war den Geschäften der Reichsverwaltung gewidmet. Einige Beamten von hohem Range standen um den königlichen Thron; auch ein Theil der Leibwache befand sich in dem Audienzsaale, durfte jedoch nicht über die Vorhänge heraustreten, welche den andern Theil des Saales, in welchem der König sich befand, den Blicken des Volkes entzog. Zuerst wurden die Abgesandten fremder Nationen hereingelassen. Mit Aufmerksamkeit hörte der König sie an, gab hierauf seine Entscheidung, oder setzte dieselbe, wenn der Gegenstand ihm reifere Ueberlegung zu

erfordern schien, auf den folgenden Tag aus. Antwortete er, welches meistens der Fall war, auf der Stelle, so geschah es mit vielsagender Kürze in wenigen abgemessenen, aber genau bestimmenden Ausdrücken, so daß Mißverständniß oder falsche Deutung seiner Antwort nicht leicht zu besorgen waren. Auf gleiche Weise behandelte Theodorich auch alle übrigen Geschäfte. Um die zweite Stunde (8 Uhr) stieg er von seinem Throne herab, besuchte seine Schatzkammer, seine Ställe, machte einen Spazierritt, oder belustigte sich mit der Jagd. Den Bogen trug ihm alsdann einer der edlern seiner Hofbedienten nach, weil er es für unanständig hielt, solchen schwachen Feinden bewaffnet entgegen zu gehen. Erblickte er aber ein Wild, so spannte er den Bogen selbst, denn dies hielt er für eine kriegerische Verrichtung, und keine derselben eines Königs unwürdig. Seine Tafel war von dem Tische eines Privatmannes nicht unterschieden, denn von ausländischen, weit oder gar jenseits der Meere hergeholten Leckereien war Theuderich kein Liebhaber; aber jeden Sonnabend wurden vornehme Fremde und die Angesehensten seines Hofes eingeladen. Mit griechischem Geschmacke, gallischem Ueberfluß und italienischer Behändigkeit ward dann die königliche Tafel bedient; auf ihr prangte bei solchen Gelegenheiten eine Menge goldener und silberner Gefäße, deren kunstvolle Arbeit und geschmackvolle Verzierungen die Bewunderung der anwesenden Gäste erregten. Die Anzahl und Größe der dargereichten Becher Weins waren genau bestimmt; man befolgte hierin die Vorschriften der Mäßigkeit und der dem anwesenden König gebührenden Ehrfurcht; aber belehrende und geistreiche Gespräche würzten dafür das königliche Mahl, und erhöheten nicht wenig die Freuden der Tafel. Sobald diese aufgehoben

von der geharnischten Habsucht nicht erflehen. Aber etwas Großes war es immer, daß er über den wilden, schonungslosen, die katholische Kirche mit arianischer Ketzerwuth verfolgenden Eroberer doch so viel vermochte, daß er feierlich gelobte, des Lebens der Einwohner zu schonen, kein Gebäude den Flammen zu überliefern, auch nicht zu dulden, daß seine Vandalen, um die unglücklichen Einwohner zu dem Geständniß ihrer verborgenen Schätze zu bringen, sich der Folter oder andern Martern bedienen dürften.

Prosp. Chron. Hist. Miscellan.

4. Am dritten Tage nach der Ermordung des Maximus rückte Genserich in Rom ein, und bemächtigte sich sogleich des kaiserlichen Pallastes. Eudoxia, welche ihrem vermeintlichen Befreier entgegen gegangen war, wurde ihres Geschmuckes und aller ihrer Kostbarkeiten beraubt, sie selbst, obschon mit dem ihrem hohen Range gebührenden Anstand, gleich einer Gefangenen behandelt.

5. Seit der letzten Plünderung Roms durch Alarich waren funf und vierzig Jahre verflossen. Sich von ihrem Verluste zu erholen, bedurfte es keiner längern Frist für die ungeheuere Stadt. Ehemalige Pracht und Schwelgerei herrschten wieder in Rom und alle Reichthümer Italiens lagen in derselben aufgehäuft. Vierzehn Tage dauerte die Plünderung. Mit ungleich mehr Großmuth waren, vor einem noch nicht ganz vollen halben Jahrhundert, die Gothen verfahren; der dem lebendigen Gott geweiheten Kirchen hatten sie geschont, selbst das Capitol und die noch stehenden, obschon ganz verödeten Götzentempel nicht berührt. Aber von allem diesem entging jetzt Nichts der nie zu befriedigenden Habsucht des Vandalen. Alles öffentliche und Privatvermögen ward das Eigenthum der Eroberer. Einer unge-

verlängerte, aufstand, wur[illegible] sogleich die nächtlichen Wachen am Eingang[illegible] des Pallastes, der Schatzkammer und einigen andern königlichen Gemächern ausgesetzt. Theodorich zog sich alsdann in das Innere seines Pallastes zurück, und begab sich zur Ruhe. So war der König, den der römische Stolz einen Barbarenkönig nannte, und dem es jetzt durch einen unvermeidlichen Wechsel des Schicksals gegönnt war, einen seiner Freunde, welchen er kurz vorher in seine eigenen Dienste zu ziehen gesucht hatte, nun auf den erledigten, allen fremden Völkern noch immer höchst ehrwürdigen Thron der römischen Cäsaren zu erheben.

XXXIV.

1. Das Klügste, was Maximus während seiner kurzen Reichsverwaltung hatte thun können, war, daß er bei der ersten Nachricht von den Unruhen in Gallien und dem Einfall der Allemannen, den Avitus zum obersten Feldherrn des Heeres in Gallien ernannte.

2. Flavius Avitus war ein geborner Gallier, aus der Provinz Auvergne. Seine Familie war wenig bemittelt, ward aber durch die vielen ausgezeichneten Staatsämter, welche in derselben gleichsam erblich gewesen waren, nun zu den edelsten und angesehensten Geschlechtern Galliens gezählt. Die Natur hatte dem jungen Avitus nichts von dem versagt, was dazu gehörte, um den Ruhm und den Glanz seiner Familie zu behaupten. Mit einem lebhaften, alles leicht auffassenden Geiste verband er ein ungemein gefälliges Aeußere, und eine äußerst seltene körperliche Stärke. Mehr noch

Sid. Carm: Greg. Tour. h. Franc.

6. Man hatte es einst dem Römer Catulus verübelt, als er der Erste war, welcher das kupferne Dach des Capitols vergolden ließ. Aber noch ungleich weiter ward diese Verschwendung von den römischen Kaisern getrieben; und die Summe, welche Domitian zu noch stärkerer Vergoldung dieses Daches vergeudete, belief sich nach unserm heutigen Gelde ungefähr auf vier und zwanzig Millionen Gulden. Die Hälfte dieses, auch noch mit goldenen Statüen, Wagen und Pferden gezierten Dachs wurde nun abgebrochen und sammt allen in dem Capitol befindlichen Bildsäulen der Götter und Helden, welchen theils die Kunst, theils ihr Alterthum einen unschätzbaren Werth gaben, auf Genserichs Schiffe gebracht und nach Carthago geschleppt *).

7. Da die Vandalen mit jener der Raubsucht ganz eigenen, rastlosen Thätigkeit bei ihrer aufräumenden Arbeit zu Werke gingen; so war diese nach vierzehn Tagen auch vollkommen vollendet, und Rom mit allen seinen Kirchen, Pallästen, Tempeln, Gewölben und Vorrathshäusern so rein ausgeleert, daß das, was auch der spähende Blick des verschlagendsten Räubers noch hätte entdecken kön-

*) Warum die Vandalen nur die Hälfte dieses Daches hinweg nahmen, wird uns von den Geschichtschreibern nicht gesagt. Höchst wahrscheinlich fand die andere Hälfte in den schon schwer beladenen Schiffen keinen Raum mehr; denn wo ein, durch ganz ungewöhnlichen Geiz und Habsucht, ausgezeichneter Eroberer genug Zeit zum Einpacken hat, da läßt sich nicht wohl eine andere Ursache denken, warum er, da er das Ganze nehmen konnte, blos mit der Hälfte sich hätte begnügen sollen.

m Feldherrn von Gallien meldeten, seiner bis-
rigen Ruhe entrissen. Aber sein Ansehen war
i den Barbaren schon so groß, daß bei der ersten
achricht seiner Ernennung zum Feldherrn die
anken und Allemannen sogleich Friedensvorschläge
chen ließen, die ehemaligen Verträge mit den
ömern zu erneuern sich bereit zeigten. Alle trübe
ssichten verschwanden, Zutrauen, Ruhe und Ord-
ng kehrten wieder zurück, und ganz Gallien preißte
Weisheit des Kaisers in der von ihm getroffe-
n Wahl.

5. Avitus fühlte sich indessen überzeugt, daß
Gallien eine dauerhafte Ruhe zu verschaffen, er
vor allem der Freundschaft der Westgothen ver-
ern müsse. Auch diese hatten kriegerische Bewe-
ngen gemacht, und schienen nicht abgeneigt, den
genwärtigen Augenblick, wo sie sich ihrer mit Va-
tinian und Aetius geschlossenen Verträge entbun-
glaubten, zur Vergrößerung ihrer Macht zu be-
tzen. Unverzüglich schickte daher der neue Feldherr
Messianus, einen seiner Vertrauten, an den König
Westgothen, welchem er sagen ließ, daß er selbst
wenigen Tagen an seinem Hofe erscheinen werde.

6. Theuderich II. hatte als Prinz von dem
itus Unterricht in den schönen Wissenschaften er-
ten. Er liebte ihn also eben so sehr, als sein
ter Theuderich I. ihn schon geehrt hatte. So-
d man am Hofe erfuhr, daß Avitus sich Tou-
se nähere, ging der König mit seinem Bruder
ederich ihm mehrere gallische Meilen entgegen.
sammen hielten alle drei ihren Einzug in Tou-
se. Avitus ging in der Mitte, ihm zur Rech-
der König, zur Linken dessen Bruder; eine sonst
ht ungewöhnliche Ehrenbezeugung, und die auch

jetzt noch die Barbaren selbst der erlöschenden Majestät des römischen Namens schuldig zu seyn glaubten.

7. Während Avitus beschäftigt war, den Grund zu einem festen Bündniß mit den Westgothen zu legen, erhielt er die unerwartete Kunde, der Kaiser sey ermordet und Rom von Genserich erobert und geplündert worden. Ob die Aussicht auf einen noch von dem Blute zweier, in kurzer Zeit nach einander ermordeten Kaiser triefenden Thron für Avitus noch immer Reitz und Glanz genug hatte, um seinen bisher schlummernden Ehrgeiz zu wecken: ob also er selbst es war, welcher den gothischen König zu überreden wußte, ihn bei seinen Ansprüchen auf den erledigten Thron mit seinem entscheidenden Einfluß zu unterstützen, oder ob Theuderich zuerst auf den Gedanken verfiel, daß es seinem Interesse, wie seinem Ruhm angemessen wäre, den Abendländern einen Kaiser zu geben, und dem Avitus gleichsam den kaiserlichen Purpur aufdrang: wer vermag dies jetzt zu entscheiden? Das Erstere behauptet Gregor von Tours, das Letztere Sidonius, der Schwiegersohn des Avitus.

Greg. Touron. T. 1. lib. 2. c. 11.

8. Am 10. Julius ward Avitus in Toulouse von den Gothen zum römischen Kaiser ausgerufen. Er nahm jedoch den Titel eines Augustus jetzt noch nicht an; sondern begab sich nach Ungerum, an der Rhone, dem heutigen Beaucaire, wo gerade damals die Repäsentanten der sieben Provinzen *) und der angesehenste Theil des gallischen

*) Eine Benennung, welche damals Aquitanien und dem ganzen Narbonensischen Gebiete beigelegt ward.

ts versammelt waren. Die Nachricht, welche er
dem mit den mächtigen Gothen abgeschlossenen
ndnisse mitbrachte, erfüllte die ganze Versamm-
g mit hohem Enthusiasmus für ihren Lands-
in. Seiner Verdienste und persönlichen Eigen-
ften wegen war Avitus längst schon allgemein
rt und geliebt, und diese Empfindungen in Ver-
dung mit jenem, dem gallischen Nationalstolz
neichelnden Gefühle, einen ihrer Landsleute auf
Thron der Cäsaren erhoben zu haben, machten
, daß ihm auch hier von der ganzen zahlreichen
sammlung der Purpur einstimmig angetragen
d. Anfänglich weigerte er sich zwar, solchen
unehmen, gab aber bald nach, und empfieng
wirklich einige Tage nachher, am 8. August, in
es, der Hauptstadt Galliens, unter dem frohen
rufe des Volkes und versammelten Heeres, alle
signien der kaiserlichen Würde. So bald Theu-
ich Kunde davon erhalten hatte, machte er mit
n seinen Brüdern dem Avitus einen Besuch in
es. Die Bande der Freundschaft zwischen den
mern und mächtigen Westgothen waren nun fe-
als jemals geknüpft und mit frohem Entzücken
ganz Gallien jetzt nur Tagen der Ruhe und
Wohlstandes entgegen. *)

---

*) Die so eben erwähnten sieben Provinzen bestan-
den aus der Provinz von Vienne, den See-Alpen,
der ersten und zweiten Provinz von Narbonne, Novem-
populania und dem ersten und zweiten Aquitanien.
Die Freiheiten und Rechte, deren sie sich jetzt zu er-
freuen hatten, erhielten sie unter der Regierung des
Kaisers Honorius. Zufolge eines von diesem Kaiser
erlassenen Edikts ward ihnen gestattet, sich jährlich zu
versammeln, alles, was eine Local-Beziehung hätte,
zum Gegenstand ihrer Berathung zu machen, die un-
gleiche Last der Abgaben durch zweckmäßigere Verthei-

9. Gemischt und sehr verschieden waren die Empfindungen, mit welchen man in Rom die Nachricht von der Thronerhebung des Avitus aufnahm. Der Stolz der römischen Senatoren, deren Ansehen und Einfluß mit der zunehmenden Zerrüttung des Reiches ebenfalls zunahmen, fühlte sich gekränkt, einen gebornen Gallier zum Kaiser zu haben. Aber in dem Bewußtseyn seiner Ohnmacht und gedemüthiget durch die neulichen Ereignisse, unterwarf sich dennoch der Senat, und mit ihm Rom und ganz Italien dem neuen Kaiser. Als Avitus in der Hauptstadt des Abendlandes ankam, ward er von dem Volke, das hier wie überall, stets jeder neu aufgehenden Sonne huldigte, mit gewöhntem Jubel empfangen. Die förmliche Einwilligung des morgenländischen Kaisers Marcian erhielt Avitus im Anfange des folgenden Jahres 456. In diesem Jahre übernahm er auch das Consulat, zu Folge eines alten Herkommens, vermöge dessen jeder neue Kaiser in dem ersten Jahre nach seiner Thronbesteigung sich mit der consularischen Würde zu bekleiden pflegte. Vor dem versammelten Senat und Volke hielt bei dieser Gelegenheit Sidonius, auf den neuen Kaiser, seinen Schwiegervater, eine Lobrede, welche mit vielem Beifall gehört und dem Redner,

---

lung zu erleichtern, sie selbst sogar herabzusetzen, alle Beschwerden und Wünsche der Provinzen vor den Thron gelangen zu lassen rc. rc. — Diese Versammlungen, welche gewöhnlich zu Arles, dem Sitze von Galliens Regierung gehalten wurden, bestanden aus dem Präfektus Prätorio von Gallien, aus ohngefähr 50 bis 60 Bischöfen, aus sieben Provinzialstatthaltern, einem Consular, sechs Präsidenten, der Obrigkeit der vornehmsten Gallischen Städte und endlich aus einer unbestimmten Anzahl der reichsten und angesehensten Güter-Besitzer.

mit Errichtung einer Bildsäule von Erz, belohnt ward. *)

XXXV.

1. Seit dem in dem Jahre 452, durch den Comes Mansuetus, mit den Sueven geschlossenen Friedensvertrag, hatte Rechiarius, welcher eine Schwester des westgothischen Königes zur Gemahlin hatte, sich innerhalb der Grenzen seiner Staaten, welche aus Gallicien, Lusitanien und Bätica bestanden, ganz ruhig verhalten. Aber nach der schnell auf einander gefolgten Ermordung des Aetius, Valentinians und Maximus, glaubte auch Rechiarius die Zerrüttung des römischen Reiches zu seinem Vortheil benutzen zu müssen. Mit einem zahlreichen Heere war er also gegen das Ende des Jahres 455 in die den Römern zugehörende Provinz Carthagena eingefallen, hatte dieselbe geplündert, eine Menge Gefangener hinweggeführt. Sobald Avitus zum Throne gelangt war, schickte er den Comes Fronto mit den vortheilhaftesten Friedens-Anträgen an Rechiarius nach Spanien. Um den Unterhandlungen des Comes desto größern Nachdruck zu geben, trat auch Theuderich als Vermittler auf, ließ seinen Schwager inständigst bitten, die öffentliche Ruhe in Spanien nicht ferner zu stören, die ehemaligen Friedensverträge mit den Römern wieder zu erneuern. Aber Rechiarius störte sich wenig an den friedlichen Vorstellungen der Gesandten. Sobald diese wieder abgereist waren, fiel er nun auch die, ebenfalls den Rö-

*) In einer der Gallerien des Trajans, unter den Bildsäulen berühmter Geschichtsschreiber und großer Redner.

mern zugehörige Provinz Tarraco feindlich an, durchzog sie raubend und plündernd von einem Ende zum andern und verwüstete sie eben so sehr, als er im vorigen Jahre Carthagena verwüstet hatte.

2. Theuderich ordnete auf das neue wieder Gesandten nach Spanien. Diese musten aber jetzt eine nachdrücklichere Sprache führen. Der König ließ seinem Schwager sagen, daß, wenn er noch ferner die römischen Provinzen beunruhige, er als ein treuer Bundesgenosse der Römer, ihre gerechte Sache mit bewaffneter Hand vertheidigen werde.

3. Rechiarius war zum Zorn geneigt. Die kühne Sprache der gothischen Gesandten beleidigte seinen Stolz; und in Zorn entbrannt, gab er ihnen zur Antwort: „Geht zu euerm Herrn zurück und saget ihm, daß, weil er mit meinem Betragen nicht zufrieden sey, ich nächstens an der Spitze eines Heeres in Toulouse einziehen, und in seinem eigenen Pallaste ihm Rechenschaft über meine Aufführung geben werde."

4. Freie, noch ziemlich rohe, aber kraftvolle Völker tragen nur den Zügel, den eine kräftige Hand ihnen anlegt; und bei allen den nordischen Völkerstämmen, welche in den römischen Provinzen sich niedergelassen hatten, waren Muth und persönliche Tapferkeit des Königes gleichsam die stillschweigenden Bedingungen, unter welchen sie sich seiner Herrschaft unterwarfen. Die trotzige Antwort, welche Rechiarius den gothischen Gesandten gegeben hatte, war also eine Herausforderung, welche Theuderich, wenn er anders in den Augen seiner eigenen Nation des Thrones würdig bleiben wollte, durchaus nicht zurückweisen durfte. Der

Krieg ward demnach erklärt, mit den Burgundern ein Bündniß geschlossen; und verstärkt durch einen bedeutenden Heerhaufen derselben, welchen zwei ihrer eigenen Fürsten, Namens Gondiac und Chilperic anführten, ging Theuderich mit einem furchtbaren Heere über die Pyrenäen. *)

5. Ungefähr zwölf Meilen von Astorga, an den Ufern des Urbicus (heute zu Tage Orbegua) stießen beide Heere auf einander. Ein mörderisches Treffen ward geliefert, beinahe das ganze Heer der Sueven erschlagen. Verwundet und nur von wenigen Getreuen begleitet, floh Rechiarius nach einem nahe gelegenen Seehafen. Hier schiffte er sich ein, wahrscheinlich um in Afrika bei Genserich, dem alten Feinde der Gothen, Schutz und Sicherheit zu finden. Aber widrige Winde trieben das Schiff wieder an das Land; Rechiarius ward von einer Truppe herumschweifender Gothen gefangen und auf Befehl des Theuderichs, welchen entweder Staatsinteresse oder persönliche Erbitterung zu dieser grausamen That vermochte, zwei Monate nachher enthauptet. Rechiarius, der weder Begnadigung wünschte noch begehrte und wahrscheinlich in umgekehrtem Verhältniß seinem Schwager gleiches Los bereitet haben möchte, starb mit der Würde eines Helden; als man ihn zum Richtplatz führte, ward kein schwankender Schritt zum Verräther eines zagenden Herzens, und mit der einem Könige und zwar einem christlichen

---

*) Die Chronik des Idatius, der Bischof in Spanien und Augenzeuge der Begebenheiten war, ist in Ansehung dieses Krieges unstreitig die erste und sicherste Quelle. Auch Jornandes de reb. get. wird hier um vieles zuverlässiger, als er es sonst gewöhnlich ist.

Könige ziemenden Fassung und Ergebenheit empfing er den Todesstreich von der Hand des Nachrichters.

6. Nach seinem erfochtenen blutigen Sieg drang Theuderich unaufhaltsam in den Ländern der Sueven vor. Aber überall wütheten die Gothen mit Feuer und Schwert. Alle Sueven, die ihnen in die Hände fielen, obschon der König es verboten hatte, wurden erbarmungslos ermordet, alle Städte, besonders das damals sehr volkreiche Braga, rein ausgeplündert. Das Reich der Sueven schien in Spanien auf immer vernichtet.

7. Im folgenden Jahre 457 rückte Theuderich auch vor Merida. Die Mauern der Stadt waren in gutem Stande und die Einwohner fest entschlossen, sie auf das äußerste zu vertheidigen. Die Gothen musten Merida förmlich belagern, zwangen es aber endlich dennoch, sich zu ergeben. Alle Städte, auch jene, welche freiwillig ihre Thore geöffnet hatten, waren bisher mit der, wilden Eroberern eigenen Raubsucht geplündert worden. Nur Merida allein, ungeachtet seines geleisteten hartnäckigen Widerstandes, ward jetzt verschont. Der spanische Geschichtschreiber Ferreras erzählt, daß die Einwohner, das nämliche harte Schicksal befürchtend, welches so vielen andern Städten zu Theil geworden, sich flehend zu der Schutzpatronin ihrer Stadt, der heiligen Märtirin Eulalia gewendet hätten, und daß hierauf Theuderich durch mehrere Wunderwerke geschreckt, die Stadt verschont, die Einwohner mit ungewöhnter Milde behandelt habe.

8. Mitten in dem Laufe seiner Siege ward Theuderich nach Gallien zurückgerufen. Wichtige Ereignisse, sowohl im römischen Reiche, als in

Gallien selbst, machten seine Gegenwart allda nothwendig. Bevor er Spanien verließ, ordnete er einen gewissen Achiulf zum Statthalter der den Sueven abgenommen Länder; aber dieser empörte sich gegen seinen Herrn, und ließ sich selbst zum König der Sueven ausrufen. Seine Parthei ward jedoch bald zerstreut; er selbst rettete sich durch schleunige Flucht, und starb, wie Idatius erzählt, bald darauf zu Porto.

9. Die Ueberreste der suevischen Nation, welche sich den Gothen nicht unterwerfen wollten, flohen in die Gebirge Galliciens. Hier wählten sie einen gebornen Sueven, Namens Maldra, zu ihrem König. Der Krieg zwischen den Gothen und den Sueven dauerte nun noch mehrere Jahre fort. Lusitanien und Bötica blieben unter der Herrschaft der Gothen. In Tarraco und Carthagena behaupteten sich, wie es scheint, noch einige Zeit die Römer, aber das Reich der Sueven, obschon von den Gothen immer mehr und mehr eingeengt, erhielt sich unter Maldras Nachfolgern noch beinahe hundert Jahre lang in Gallicien.

XXXVI.

1. Während Theuderich so glücklich in Spanien kriegte, neigte sich die Herrschaft seines Freundes und Bundesgenossen, des Kaisers Avitus, zu ihrem Ende.

2. Ricimer, entsprossen aus dem königlichen Geblüte der Sueven, und der Sohn einer Tochter des Gothenkönigs Wallia, vereinigte in seiner Person gleich gerechte Ansprüche auf den suevischen,

wie auf den gothischen Thron. Frühzeitig war er mit einer ziemlich zahlreichen Schaar Sueven in römische Dienste getreten, hatte im Krieg Ruhm erworben, durch ausgezeichnete Verdienste sich zur Würde eines römischen Feldherrn emporgeschwungen. Obschon mehr Gothe als Sueve, hatte er doch eine besondere Vorliebe gegen die Letztern, und einen eben so großen Wiederwillen gegen die Gothen, als die Unterdrücker seines Volkes. Dem Kaiser war er schon deswegen abgeneigt, weil er durch den entscheidenden Einfluß der Gothen zum Thron gelangt war. Aber seine Abneigung verwandelte sich jetzt in Haß, weil er ihn als den Urheber des für die Sueven so unglücklichen spanischen Krieges betrachtete. Er beschloß, das Unglück und die Schmach seines Volkes an dem Kaiser zu rächen.

3. Aber auch der Senat in Rom, der bei der Thronbesteigung des Avitus schon im Stillen gemurret, und dessen Ansehen bei der gegenwärtigen Schwäche einer sinkenden Monarchie ungemein zugenommen hatte, theilte die Abneigung des Ricimers gegen den Kaiser. Man behauptet, Avitus habe mit seinem Privatstand auch die Tugenden seines ehemaligen Privatlebens abgelegt, in dem schwelgenden Rom sich Ausschweifungen überlassen, die Frauen mehrerer angesehenen Senatoren verführt, und durch lauten eben so unklugen als unedeln Spott die ohnehin schon tief gekränkten Ehemänner unversöhnlich beleidigt. Um sich an dem Kaiser zu rächen, warteten Ricimer und der Senat nur auf einen günstigen Augenblick, und früher, als sie es vielleicht erwartet hatten, bot dieser sich von selbst dar.

[...]g. Turon. [...] l 2. c. 11.

4. Um die Inseln und die Küstenländer zu plündern, war Genserich in diesem Jahre wieder

nit einer zahlreichen Flotte aus dem Hafen von
Karthago ausgelaufen. Die zur Vertheidigung der
talienischen Küsten bestimmten barbarischen Kriegs-
chaaren standen unter dem Oberbefehl des Rici-
ner. Sobald dieser von dem Auslaufen der van-
alischen Flotte sichere Kunde erhalten hatte, schiffte
r eiligst seine Kriegsvölker ein, überfiel Genserichs
Flotte nahe an den Küsten von Corsika, schlug sie
auf das Haupt, zerstörte und verbrannte den größ-
en Theil ihrer Schiffe, und zwang die schwachen
Ueberreste, ihr Heil in schimpflicher Flucht nach
den heimischen Küsten zu suchen.

5. Laut jubelte Rom und ganz Italien bei
der Nachricht von diesem glänzenden Siege. Alles
war voll Enthusiasmus für den Helden, welcher den
Ruhm der römischen Waffen wieder hergestellt, die
bisher so furchtbaren Vandalen besiegt hatte. Man
nannte ihn den Befreier Italiens. Im Trium-
phe kehrte Ricimer mit seinem siegenden Heere nach
Rom zurück. Zahlloses Volk strömte ihm entgegen,
um den Rächer und Retter Roms, wie er es ver-
diente, würdig zu begrüßen.

6. Zur Ausführung seines Vorhabens schien
Ricimer dieses der erwünschteste Augenblick. Er
versammelte den Senat, klagte den Kaiser als einen
Usurpator an; und der Senat erklärte denselben des
Thrones verlustig. Ohne weitere Umstände ließ
nun Ricimer dem Avitus sagen, daß seine Regie-
rung ein Ende habe. Man nahm ihm die In-
signien der kaiserlichen Würde ab, und er mußte
es für eine besondere Begünstigung halten, daß
der stolze Sueve ihm erlaubte, sich zum Bischofe
von Placencia weihen zu lassen.

7. Aber der auf das höchste erbitterte Senat
war damit noch nicht zufrieden. Ohne den Tugen-

genden und ehemaligen Verdiensten des Avitus Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, sprach er dem entsetzten Kaiser unerbittlich das Todesurtheil. Als Avitus dieses erfuhr, suchte er durch schnelle Flucht nach Gallien sich zu retten; aber noch hatte er die Alpen nicht erreicht, als er schon von den ihm nachgeschickten Mördern ereilt ward. Seinem Verlangen gemäß wurde seine Leiche nach Brioude in Auvergne gebracht, und in der Kirche des heiligen Julianus zu den Füßen dieses heiligen Märtyrers begraben. *)

8. Avitus hatte vierzehn Monate geherrscht. Ob seine, dem greisenden Alter so unziemenden Ausschweifungen in manchen andern trefflichen Regenteneigenschaften eine Entschuldigung gefunden haben würden, läßt sich nicht bestimmen, indem die kurze Dauer seiner Herrschaft ihm nicht Zeit ließ, irgend eine derselben zu entfalten. Sidonius, der Schwiegersohn des Verstorbenen, ward Erbe aller von demselben hinterlassenen Güter und Kostbarkeiten.

9. Während Avitus kurzer Regierung fingen auch die Burgunder an, dem römischen Reiche gefährlich zu werden. Aetius hatte sie in dem Jahre 438 von dem Rheine entfernt, und ihnen andere Wohnplätze zwischen den Bergen Savoyens angewiesen. Jetzt waren sie in Gallien eingefallen, hatten einen zwar nicht sehr bedeutenden Theil des Landes erobert, sich aber der Stadt Lion bemächtiget.

---

*) Evagrius berichtet (l. 2. c. 7.) Avitus sey an der Pest gestorben; aber Idatius Worte: «caret imperio caret et vita» scheinen doch offenbar auf einen gewaltsamen, obschon vielleicht heimlichen Tod hinzudeuten. Der Patricier Messianus, des Kaisers Avitus Minister, ward öffentlich enthauptet.

XXXVII.

1. Außer Stande, dem Andrang so vieler bar-
arischen Völker Widerstand zu leisten, hatten die
Römer in dem Jahre 437 auf die Herrschaft über
Brittanien verzichtet. Zwar gaben, wie die Leser
ch aus dem 16. Bande erinnern werden, die Brit-
n einige Jahre nachher der Welt noch einmal das
elhafte Schauspiel eines an sich selbst verzweifeln-
en Volkes, das, nachdem die Zeit das Joch zer-
rochen hatte, unter welchem es vierhundert Jahre
ng seinen Nacken beugen muste, nun seufzend und
eulend um die Begünstigung flehete, unter die alte
nechtschaft auf das neue wieder zurückkehren zu
ürfen. Aber die furchtbare Macht der Hunnen
edrohete damals die Abendländer, die Seufzer
nd Thränen*) Brittaniens blieben also unberück-
chtigt und die Britten sich selbst und ihrem Schick-
l überlassen.

Gesch. d. N. Z. B. 16. Abschn. 36. §. 4.

2. Höchst traurig und beklagenswerth war der
Zustand dieses Landes. Die Großen und Edeln
er Nation, das gemeine Volk, selbst der Priester-
and, unwissend und blos dem Wohlleben ergeben,
waren in Schwelgerei, Wollust und Ausgelassen-
eit versunken. Unwahrheit und Treulosigkeit wa-
en, wie der fromme, den gänzlichen Sittenverfall
eines Volkes bejammernde Gildas uns so kläg-
ich erzählt, die allgemein herrschenden Laster. Red-
ichkeit, Treue und Aufrichtigkeit waren aus der

*) Die Bittschrift, welche die Britten damals an Ae-
tius schickten, hatte zur Ueberschrift: Die Seufzer
und Thränen Brittaniens.

Insel verbannt. Alles fröhnte nur seinen thierischen Trieben und in keines Britten Mund ward mehr ein wahres Wort gefunden. Möge der redliche Gildas auch hier eben so von den Bösen reden, wie die heilige Schrift bisweilen von den Guten spricht, nämlich als ob es unter jenen keine Guten und unter diesen keine Bösen gebe; möge er daher auch vorsätzlich in dem Gemälde, welches er von seiner Nation aufstellt, mit Hinweglassung aller erfreulichern Lichtpartien, blos braune und dunkle Schatten auf einander gehäuft haben; so geht doch aus dem übereinstimmenden Zeugnisse so vieler anderer Geschichtschreiber hervor, daß blos in dem überhand genommenen Sittenverderbniß der Grund der völligen Entnervung und Kraftlosigkeit der Britten lag und daß, durch Ruchlosigkeit, Wollust und gänzliche Entfremdung von Gott und Dessen heiligen Geboten, die unglückliche Nation allen sie jetzt treffenden göttlichen Strafgerichten längst schon entgegen gereift war. *)

3. Sobald die Schotten und Picten die Britten von den Römern völlig verlassen sahen, lande-

*) Die ältesten historischen Quellen sind hier Gildas, Beda, Nennius, die Chronik der Mönche von Glassenbury. Der heilige Gildas schrieb schon in der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts. Beda, mit dem Beinamen venerabilis und Nennius lebten, der eine ungefähr 150, der andere 300 Jahre nach Gildas. Nennius ist weit umständlicher, als Gildas und Beda; aber er erzählt ungemein viel abgeschmacktes Zeug. Wahrscheinlich schöpfte er aus Liedern und Volkssagen und vielleicht noch andern nicht auf uns gekommenen alten Erzählungen und Chronicken. Rudolphus de Diceto, auch Joh. Fordum gehören zu den besten, ältesten englischen Geschichtsschreibern. Man findet diese alle gesammelt in der, im Jahre 1691, in Oxfort veranstalteten Ausgabe der scriptores historiae brittani-

n sie in größerer Anzahl als je mit ihren leder-
:n Fahrzeugen auf der brittischen Küste und ver-
üsteten wie gewöhnlich wieder alles mit Feuer und
chwert. Die muthlosen Einwohner stellten sich
nter den von den Römern vor ihrer Abreise er-
hteten Wall; aber unfähig ihn zu vertheidigen,
ırden sie von dem kühnern Feinde entweder mit
ıgen spitzigen Hacken heruntergezogen oder durch
ıen Regen von Pfeilen und Wurfspießen von ih-
ı Posten vertrieben. Furchtbar war die Nieder-
ıe, welche das Schwert der Barbaren unter den
:henden Britten anrichtete. Da der Feind jetzt
:gends mehr Widerstand fand, überschwemmte er
s ganze Land, ermordete die Einwohner, welche
n in die Hände fielen, und plünderte, zerstörte
d verwüstete alle Städte und Gegenden, wo er
ıkam. Viele der unglücklichen Einwohner flüchte-
ı jetzt nach Armorica, wo sich schon viele ih-
r Landsleute, welche ehemals mit dem Thronräu-
r Maximus nach Gallien übergeschifft waren,
) niedergelassen hatten. *) Jene, welche jenseits

cae, saxonicae, anglodanicae; von welcher nur zu wünschen wäre, daß die Herausgeber sie mit größerm Fleiße gemacht, mithin nicht so viele, offenbar fehlerhafte Lesearten sich eingeschlichen hätten. Uebrigens schwebt über allen diesen Erzählungen ungemein viel fabelhaftes Dunkel; und die Geschichte der gegenwärtigen Periode ist unstreitig in den historischen Jahrbüchern Englands die mangelhafteste, unsicherste und unzuverlässigste; so daß die besten Kritiker und größten Alterthumsforscher sehr oft nichts als wahrscheinliche Muthmaßungen aufstellen können. Die gesta saxorum des Witichinds, eines sächsischen Geschichtsschreibers, welcher in dem 9ten Jahrhundert blühete, verdienen hier ebenfalls noch eine Erwähnung.

*) Ueber die Ankunft und Niederlassung der Britten, muß man Pagi in critica annal. Baronii ad ann. 461. not. 9. und 10. nachsehen und damit vergleichen Usher antiq.

des Walles wohnten, unterwarfen sich den Barbaren und erkauften ein elendes, jammervolles Daseyn durch lebenslängliche Sclaverei. Der gröste Theil flüchtete in unzugängliche Gebirge, Wüsten, Sümpfe und Moräste. Die Felder lagen öde, das Land ward nicht gebauet. Mangel und schreckliche Hungersnoth stellten sich bald ein und in ihrem Gefolge auch Pest und pestartige Seuchen. Die beklagenswerthen Einwohner, die das Schwert ihrer Feinde, Hungersnoth und Pest gleich grausam verfolgten und hinwegrafften, raubten nun, um ihr elendes Leben zu fristen, sich wechselseitig einander noch das Wenige, was die Barbaren ihnen gelassen hatten. Die ganze Insel glich einer Einöde, nur bewohnt von reißenden, wilden Thieren in menschlicher Gestalt.

4. Weil nichts mehr zu rauben war und der ungebaute Boden seine gewöhnlichen Erzeugnisse versagte, wurden endlich auch die Barbaren gezwungen, das Land zu verlassen. Die Schotten gingen wieder nach Irland, und die Picten zogen sich hinter den Wall nach der Meerenge zurück. Die von ihren Feinden befreiten Einwohner kamen nun aus ihren gebirgigen oder sumpfigen Schlupfwinkeln hervor, und da ein gemeinschaftliches Oberhaupt ihren innern Streitigkeiten am leichtesten ein Ende machen konnte, so wählten sie Vortigern, Fürst von Dannovien,*) zu ihrem König.

eccles. brit. wie auch die Verhandlungen der Kirchenversammlung von Tours in Longueval's hist. de l'egl. gall.

*) Der gelehrte englische Alterthumsforscher Whithaker behauptet in seiner Geschichte von Manchester, daß die kleinen, brittischen Könige auch, unter der Herrschaft der Römer, als Oberhäupter der verschiedenen Stäm-

5. Die lange gequälten Britten hatten jetzt wieder einige Ruhe. Mit verdoppeltem Fleiß kehrten sie zu den Beschäftigungen des Landbaues zurück. Lange hatten die Aecker brach gelegen; mit wucherischen Zinsen lohnten sie daher jetzt die Arbeiten ihrer Bebauer. Fülle des Segens strömte über Felder, Aecker und Wiesen. Unerhört war die Fruchtbarkeit in den ersten Jahren. Aber mit dem wiederkehrenden Ueberfluß kehrten auch Schwelgerei, Ausgelassenheit und alle bei den Britten längst schon heimisch gewordenen Laster wieder zurück. Es dauerte jedoch nicht lange, so wurden sie durch ein furchtbares Gerücht, das gleich einem elektrischen Schlag sich über die ganze Insel verbreitete, aus ihrem Taumel geweckt. Es ward nämlich gesagt und geglaubt, die ganze Nation der Schotten hätte beschlossen, sich in Masse zu erheben, ihre Heimath zu verlassen, in Brittanien einzufallen, alle Eingeborne zu ermorden und dann das Land von Mittag bis gegen Mitternacht unter sich zu vertheilen.

6. Den Britten, die kein Unglück oder Züchtigung hatte weiser oder besser machen können, ent-

---

me, noch eines vorzüglichen Ansehens genossen und, obgleich mit einer sehr untergeordneten Gerichtsbarkeit fortregiert hätten. Sollte nun auch diese Meinung, da sie sehr bestritten wird, nicht gegründet seyn; so läßt sich doch mit dem höchsten Grade historischer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß bei dem brittischen Volke das Andenken an jene alten Königsfamilien noch nicht erloschen war, und daß es gewiß noch Abkömmlinge dieser Familien gab, welche, nachdem die Römer der Herrschaft über Brittanien entsaget hatten, nun gewiß in dieser Zeit der Zerrüttung auch wieder eine Art von königlichem oder fürstlichem Regiment, in den Bezirken, wo sie wohnten, einzuführen gesucht haben werden. Ein solcher Fürst von Dannovien mag nun auch Vortiger gewesen seyn.

fiel bei dieser Nachricht vollends aller Muth. Vortiger versammelte die Häupter der Nation, um über die verzweifelte Lage des Vaterlandes sich mit ihnen zu berathen. Er machte ihnen den Vorschlag, Boten zu den jenseits des Meeres wohnenden, eben so sehr durch ihre Tapferkeit, als Raubsucht und Grausamkeit, berühmten Sachsen zu senden, sie unter vortheilhaften Bedingungen einladen zu lassen, auf die Insel zu kommen und den Britten gegen die Einfälle ihrer barbarischen Nachbarn Hülfe und Beistand zu leisten. Die ganze Versammlung, wie durch einen Zaubertrank aller ihrer Sinne beraubt, stimmte dem Vorschlag des Königs bei; und so ward nun ein Mittel ergriffen, welches, wie es vorauszusehen war, nichts Geringeres, als den völligen Untergang des brittischen Volkes zur Folge haben mußte.

7. Ptolemäus ist der erste Geograph, der die Sachsen oder Sassen nennt. Wahrscheinlich waren sie ein Pflanzvolk des cimbrischen Chersoneß oder des heutigen Jütlandes. Da sie ihr Land übervölkert sahen, wanderten sie beinahe in derselben Zeit, in drei starken Haufen aus, um sich neue Wohnplätze zu suchen. Die erste Gegend, wo sie sich nach ihrer Auswanderung niederließen, war das gegenwärtige Herzogthum Holstein, welches daher auch der alte Sitz der Sachsen genennt wird. Bald aber rückten sie weiter gegen Süden, breiteten sich längst der Küsten des deutschen Meeres aus und bemächtigten sich alles Landes von der Elbe bis an den Rhein.

8. Unter Diocletians Regierung betraten sie zum erstenmal den historischen Schauplatz. Sie plünderten damals die Küsten an der Nordsee mit

zahlreichen Flotten von kleinen Schiffen, unterstützten den Carausius und eroberten Batavien, welches jedoch Constantius ihnen in dem Jahre 292 wieder abnahm. Seit dieser Zeit führten sie ununterbrochene Kriege mit den Römern, jedoch mehr zu Wasser als zu Lande; denn ihre Art Krieg zu führen bestand darin, daß sie mit ihren zahlreichen, leichten Schiffen an den Küsten der römischen Seeprovinzen herumstreiften, da, wo sie keinen Widerstand fanden, landeten und, so weit das Land von Vertheidigern entblößt war, es plünderten und mit Feuer und Schwert verwüsteten.

9. Zwischen dem cimbrischen Chersoneß und der Gegend, wo die Sachsen nach ihrer Auswanderung sich zuerst niederließen (dem Holsteinischen) wohnte ein Volk, das schon zu Tacitus Zeiten unter dem Namen der Angeln bekannt war *). Diese Angeln schlugen sich gleich im Anfange zu den Sachsen, so daß sie frühzeitig mit diesen nur ein Volk ausmachten. Viele Geschichtschreiber begreifen sie daher unter dem gemeinschaftlichen Namen Sachsen, obschon einige andere, weit richtiger, sie mit dem zusammengesetzten Namen Angelsachsen bezeichnen.

10. Den Britten waren die Sachsen längst bekannt; denn auch die brittischen Küsten hatten sie öfters schon raubend und verheerend heimgesucht. Als jene bei den Letztern Hülfe suchten, wohnten diese im Holsteinischen, an der Nordsee

*) So berichtet Beda, und dieser Angabe zufolge bewohnten also die Angeln in dem Herzogthum Holstein diejenige kleine Provinz, welche noch heute zu Tage Angeln genennt wird und wovon Flensburg die Hauptstadt ist.

und von der Elbe, durch ganz Westphalen hindurch, bis an den Rhein. Sie waren eines der streitbarsten Völker Deutschlands, übertrafen aber auch beinahe alle andere an Wildheit und Grausamkeit. Ihre Regierungsform war eine durch Democratie gezügelte Aristocratie. Die verschiedenen Stämme wurden von Stammhäuptern oder Fürsten regiert; aber diese standen unter den Volksversammlungen, welche zu gewissen Zeiten Statt hatten. Ihre Religion war jene aller mitternächtlichen Völker. Auch die Sachsen verehrten die Sonne, den Mond, den im ganzen Norden so berühmten Wodan (Odin), seinen Sohn Thor und seine Gemahlin Frigga. Zu ihrem Gottesdienste gehörten Menschenopfer, wozu sie gewöhnlich ihre Gefangenen nahmen. Der niedern oder Unter-Gottheiten hatten sie eine Menge *). So waren die Sachsen, als, ungefähr in dem Jahre 450 **), die brittischen Abgeordneten bei ihnen anlangten.

---

*) Die Gottheiten der nordischen Völker kennen wir aus der Edda, einer Anweisung zur isländischen Poesie, und den nordischen Sagen. Indessen lassen sich die verschiedenen Local- und National-Modificationen dieses, den mitternächtlichen Völkern eigenen, abgöttischen Wahnes nicht bestimmt angeben. Wer nähere Aufschlüsse hierüber verlangt, der findet sie in Pelloutier hist. des Celtes, in Montfaucon antiquités etc. in Keyslers antiquit. septentrion, endlich auch bei Isak Pontanus, Verstegan, Wormius und noch andern dänischen und deutschen Schriftstellern.

**) Das Jahr, in welchem die Sachsen nach Britannien kamen, wird von den Geschichtschreibern sehr verschieden angegeben. Wir sind hierin der Meinung des Beda gefolgt, welche auch der gelehrte, in chronologischen Angaben sehr genaue und vorsichtige Usher angenommen hat.

...st. gent. ... c. 15. ...rit. eccl. ...q. p. 1107.

11. Die Sachsen ließen sich die Vorschläge der Britten gefallen. Drei Schiffe wurden ausgerüstet und fünfzehn hundert Abentheurer schifften unter der Anführung der beiden Brüder Hengist und Horsa *) über das Meer. Sie landeten bei Ebbesfleet auf der Insel Thanet und wurden als Freunde und willkommene Gäste von dem Volke mit den grösten Freudenbezeigungen aufgenommen. Ein förmliches Bündniß ward jetzt mit den Sachsen abgeschlossen; sie versprachen, für die Britten zu kämpfen, und diese machten sich verbindlich, außer einer bestimmten Summe Geldes, ihnen auch das nöthige Getraide und andere Lebensmittel zu liefern. Zu ihrem Aufenthalt ward ihnen die Insel Thanet angewiesen. Hier blieben sie nicht lange müßig. Vortiger führte sie gegen die Feinde, welche wieder in Britannien eingefallen und schon bis in das Herz der heutigen Grafschaft Lincolnshire vorgedrungen waren. Die Schotten und Picten erlitten eine völlige Niederlage; die schon gemachte Beute ward ihnen wieder abgenommen und die schwachen Ueberreste des geschlagenen Heeres wurden gezwungen, in eiliger Flucht ihre Sicherheit innerhalb der Grenzen ihres eigenen Landes zu suchen. Die Britten wußten nicht, wie sie gegen ihre Befreier [d]ankbar genug seyn könnten; alle wurden reichlich [be]schenkt, und Hengist und Horsa erhielten Güter [un]d ansehnliche Ländereien in Lincolnshire.

12. Die Fruchtbarkeit der Insel, der wohl [an]gebaute Boden und die vielen, alle Bequemlich[keit]en des Lebens darbietenden Städte erzeugten in [He]ngist und Horsa den Wunsch nach ausgedehntern,

*) Hengist und Horsa und ihre Begleiter waren Angelsachsen.

sichern, von den Britten unabhängigen Wohnsitzen auf der Insel; diese sich, nöthigen Falls, selbst mit dem Schwert zu verschaffen, sannen so jetzt auf Mittel. Durch Vergrößerung der, den Britten von Seite ihrer barbarischen Nachbaren, drohenden Gefahren, wußten sie von Vortigern und der Nation die Erlaubniß zu erschleichen, neue Verstärkungen aus Sachsen an sich zu ziehen.

13. Die Nachricht von der guten Aufnahme ihrer Landesleute in Britannien und deren glücklichem Erfolge gegen den gemeinschaftlichen Feind, lockte bald eine hinreichende Anzahl neuer Abentheurer zusammen; und es dauerte nicht lange, so landete ein ungleich stärkerer Heerhaufe, als jener unter Hengist und Horsa, mit vierzehn Schiffen auf der brittischen Küste.

14. Bei diesem neuen Transport befand sich auch Rowena, eine Tochter des Hengist; sie soll eine der ersten Schönheiten ihres Landes gewesen seyn. Um durch sie den Vortiger an sein Interesse zu fesseln, hatte der Vater sie kommen lassen. Der schlaue Barbar ward in seiner Erwartung nicht getäuscht; denn kaum hatte der wollüstige Vortiger Sachsenlandes schöne Tochter gesehen, als er in unkeuscher Liebe gegen sie entbrannte, seine rechtmäßige Gemahlin verstieß und, nach leicht erhaltener Einwilligung des Vaters, sich mit Rowena vermählte.

15. König Vortiger war ein bodenlos schlechter Mensch, ein wollüstiger, geiziger Tyrann, der nur seinen Lüsten fröhnte, sich wenig oder gar nicht um das Wohl der Nation bekümmerte. Mit seiner eigenen Tochter pflog er nachher blutschänderischen

Umgang und erzeugte mit ihr einen Sohn, Namens Faustus, der jedoch, dem Vater völlig unähnlich, schon als Jüngling der Welt entsagte und in einer Felsenhöhle an dem Fluß Rennis in Glamorganshire ein sehr frommes, höchst erbauliches Leben führte. Vortiger, in den Reizen der schönen Rowena verstrickt, ward jetzt ein willenloses Werkzeug in den Händen des Hengist.

16. Unter dem scheinbaren Vorwand, daß, sowie die mittägigen Küsten durch Hengist und Horsa, nun auch die mitternächtlichen durch sächsische Hülfsvölker müsten gedeckt werden, erhielt Hengist von Vortiger die Erlaubniß, so viele, als er nur immer wollte, von seinen Landsleuten kommen zu lassen. Täglich kamen nun neue Verstärkungen an, bis endlich gar, unter der Anführung des Octa und Ebusa, ein förmliches Heer in vierzig Schiffen auf den Orcadischen Inseln landete. Die Neuangekommenen machten Einfälle in die Länder der Schotten und Picten, verwüsteten große Länderstrecken, bemächtigten sich dabei verschiedener, fester Plätze zwischen den beiden Meerengen und ließen sich, mit Vortigers Genehmigung in Northumberland nieder.

16. Aber jetzt fühlten die Sachsen, oder vielmehr Angelsachsen, sich stark genug, um die Maske abzuwerfen. Trotz trat nun an die Stelle der bisherigen Geschmeidigkeit, sie verlangten immer mehr Geld, immer noch stärkere Lieferungen an Getraide und andern Lebensbedürfnissen, häuften mit Ungestüm Foderung auf Foderung und, als endlich die Britten, dieser Zudringlichkeiten müde, ihnen gerade zu sagten, daß sie sich fortpacken sollten, indem sie so viele ungebetene Gäste nicht mehr ernähren wollten, machten

sie mit den Schotten und Picten heimlich Friede und fielen nun selbst die Britten feindlich an.

17. Zwischen den Sachsen und Britten entstand jetzt ein Krieg auf Leben und Tod, ein wahrer Vertilgungskrieg. Mit kurzen Unterbrechungen dauerte derselbe zwei Menschenalter hindurch fort, ward lange mit wechselndem Glücke geführt, endigte aber zuletzt mit dem Untergang des brittischen Volkes und der völligen Unterwerfung der Insel unter angel-sächsischer Herrschaft.

18. Vortiger, der die Sachsen bisher immer begünstigte, dabei sorgenlos und unbekümmert, hatte keine Anstalten der Vertheidigung getroffen. Die Sachsen überschwemmten also die ganze Insel ohne Widerstand, verwüsteten alles mit Feuer und Schwert. Die Städte wurden geplündert und verbrannt, Schlösser und Burgen der Erde gleich gemacht, die Bischöfe ermordet, die Priester an den Altären erschlagen und alle Einwohner ohne Unterschied des Standes, Alters oder Geschlechtes erwürgt. Von einem Ende der Insel bis zum andern war die Erde mit Leichen bedeckt. Viele der unglücklichen Britten verließen jetzt wieder ihr Vaterland; die Mehrsten gingen zu ihren Landesleuten nach Armorica, Andere wieder nach Batavien, wo sie sich niederließen; und die Ruinen von Britenburg in Holland werden für die Ueberbleibsel eines Schlosses gehalten, welches die geflüchteten Britten um diese Zeit allda erbauet haben sollen.

19. Endlich ermannte sich wieder die Nation, sie kündigte ihrem König Vortiger, dessen Trägheit und sclavischer Anhänglichkeit an Hengist und die Sachsen, alles Uebel zugeschrieben ward, den Gehor-

sam auf und wählten dessen Sohn Vortimer zu ihrem König. Dieser tapfere und muthige Jüngling raffte so viele Leute zusammen, als ihm möglich war, überfiel die im Lande herumstreifenden Sachsen, schlug sie aus dem Felde und trieb sie nach und nach wieder bis auf die Insel Thanet zurück. Aber durch neu angekommene Scharen ihrer Landsleute verstärkt, griffen die Sachsen von neuem an. Mehrere Treffen wurden jetzt geliefert; in einem derselben fiel Horsa, Hengists Bruder, und der Feind ward endlich gezwungen, wieder auf die Insel Thanet zurückzukehren. So lange Vortimer regierte, blieben die Sachsen nun ruhig; aber leider war Vortimers Regierung von kurzer Dauer. Dieser tapfere Fürst starb in der Blüthe seiner Jahre, nachdem er kaum 5 Jahre die Britten beherrscht oder vielmehr sie gegen die Einfälle der Sachsen geschützt hatte *).

20. Nach Vortimers Tod kam dessen Vater Vortiger wieder auf den Thron. Aber sobald Hengist Vortimers Tod erfahren hatte, erneuerte er auch den Krieg. Die Britten, von Vortigern angeführt, wurden jetzt geschlagen. Das Treffen war jedoch nicht entscheidend, und Vortiger und die übrigen Häupter der Nation ergriffen nun kräftige Maßregeln, um die Sachsen völlig aus der Insel zu vertreiben. Hengist, der die Launen des Kriegsglückes schon so oft erfahren hatte, nahm nun zu Treulosigkeit seine Zuflucht. Er schickte Gesandte an Vortigern und die Vornehmsten der Nation, ließ ihnen Frieden und Freundschaft antragen und schlug, um die Grundlagen eines ewigen

*) Einige Geschichtschreiber erzählen, Vortimer sey von seiner Stiefmutter Rowena, auf Anstiften ihres Vaters, des Hengists, mit Gift aus dem Wege geräumt worden.

Freundschafts-Bündnisses festzustellen, eine Versammlung vor, wobei sich alle Häupter der brittischen Nation einfinden sollten. Der Vorschlag ward angenommen und man kam überein, daß beide Theile unbewaffnet erscheinen sollten.

21. Aber der treulose Hengist gab seinen Sachsen heimlich Befehl, Dolche oder kurze Schwerter unter ihren Kleidern, besonders in ihren langen Stiefeln zu verbergen, während dem Mahle auf ein gewisses Zeichen über die Britten herzufallen und sie alle zu ermorden. Das abgeredete Zeichen war: «Nemet oure Saras,» das heißt: ergreifet eure Schwerter. Die Britten, die keinen Verrath argwohnten, überließen sich ihrer gewöhnlichen Fröhlichkeit. Die Becher wurden wacker geleert; als aber die Köpfe zu taumeln anfingen, ward das mörderische Signal gegeben; die Sachsen sprangen plötzlich auf, jeder mordete seinen nächsten Nachbar und mehr als drei hundert Edle, der Kern des brittischen Adels, wurden erwürgt. Nur Vortiger allein ward verschont, aber in Bande gelegt und gezwungen, Leben und Freiheit durch Abtretung großer Länderstriche und mehrerer wichtiger Plätze zu erkaufen. Von jetzt an faßten die Angelsachsen festen Fuß auf der Insel und Hengist gründete allda in dem Jahre 457 das erste angelsächsische Königreich Kent.

22. Nach Vortigers Tod, welcher vom Blitz erschlagen ward, blieben die Britten einige Zeit ohne Oberhaupt; hatten daher mehr als sonst von den Räubereien der immer mächtiger und übermüthiger werdenden Sachsen zu leiden. Jene von den Einwohnern, welche sich den Sachsen unterwarfen, wurden von diesen zu Leibeigenen gemacht und zu den niedrigsten und entehrendsten Diensten verdammt.

Wer einer solchen Sclaverei jedes andere Ungemach vorzog, floh in Wälder, hinter Sümpfe und Moräste und in Gebirgsschluchten. Die unglückliche Nation glich einer Heerde, die, zerstreut und ohne Hirt, von allen Seiten den Anfällen reißender Thiere preisgegeben war.

23. Ambrosius Aurelianus, ein geborner Britte, aber aus römischem Geblütz entsprossen, erbarmte sich des verlassenen Volkes. Seinen Vater hatte er in einem Treffen gegen die Sachsen verloren, war darauf nach Armorica entflohen und kam jetzt mit einer Schaar treuer Begleiter zurück. Er besuchte seine unglücklichen Landsleute in ihren Schlupfwinkeln, flößte ihnen auf das neue Muth ein, brachte ein Heer zusammen und ging damit auf die Sachsen los. Da indessen viele von diesen wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt waren, so wurden die Uebrigen, über Aurelianus so plötzliche und ganz unvermuthete, gewaffnete Erscheinung äußerst bestürzt, überall geschlagen und zurückgetrieben. Die ganze Insel ward von den Sachsen gesäubert, bis auf die mittägigen und mitternächtlichen Küsten, von welchen Ambrosius sie nicht zu vertreiben vermochte. Aurelianus ward von den Britten zum König erwählt. So lange er lebte, mußte er mit den Sachsen Krieg führen. Diese erhielten nun wieder unaufhörlich neue Verstärkung aus ihrem Vaterlande, wurden zwar öfters von den Britten unter Aurelianus Anführung besiegt, besiegten jedoch auch ihrer Seits nicht selten die Britten; aber nach jeder Niederlage wußte Aurelianus stets den erlittenen Verlust so schnell zu ersetzen, daß es den Sachsen nie gelang, in das Innere der Insel vorzudringen und ihre Besitzungen auf Kosten der Britten zu erweitern.

24. Aurelianus war ein trefflicher Fürst, des Krieges wohl kundig, dabei tapfer und kühn, war er furchtbar den Sachsen, aber seinen Unterthanen ein milder, gerechter, für ihr Wohl äußerst besorgter Regent. Er durchreiste alle Provinzen seines Reiches, ließ die abgebrannten Städte und niedergerissenen Kirchen wieder aufbauen, stellte überall die bürgerliche Ordnung wieder her, und unter seiner ungefähr vierzehnjährigen Regierung erlebten die Britten wieder ruhige und glückliche Tage.

25. Aurelianus hinterließ zwei Söhne, Arthur und Cador. Der Erstere folgte ihm in der Regierung. Dieser Prinz ist eben der Arthur, dessen wahres oder erdichtetes Heldenleben den nachherigen Romanschreibern so reichlichen Stoff zu ihren Dichtungen darbot. Aber eben dadurch ward auch die Geschichte des Königs Arthur so entstellt und mit so vielen abentheuerlichen und ungereimten Begebenheiten durchflochten, daß am Ende selbst Zweifel entstand, ob es auch jemals wirklich einen solchen König Arthur gegeben habe. Indessen werden die Gründe, welche man dagegen erhoben, von jenen, welche dafür sprechen, weit überwogen; und man würde sich an allen Grundsätzen und Regeln historischer Kritik versündigen, wenn man eine Thatsache leugnen wollte, die auf so vielen stummen und sprechenden Zeugnissen beruhet, aber freilich auch den Wunsch erregen muß, daß das thatenvolle Leben dieses Königs, sein Muth, seine Kühnheit und Tapferkeit, mit ungewöhnlicher Leibesstärke verbunden, mehr in den Jahrbüchern der Geschichte, als in den Dichtungen abentheuerlicher und geschmackloser Romanschreiber verewiget worden seyn möchte *).

*) Unter Heinrichs II. Regierung ward in der Abtei Glas-

26. Auch König Arthur mußte ununterbrochen mit
n Sachsen Krieg führen. Zwar bisweilen von sei-
n Feinden besiegt, ward Arthur doch nie von ihnen
erwunden; ja es ist sogar wahrscheinlich, daß es sie
:igemal völlig aus der Insel vertrieben hat.

27. Mit Arthurs Tod, welcher in einem Treffen
chlagen ward, erlosch das regierende Haus. Innere
:reitigkeiten lähmten und schwächten die Kräfte der
ation, und nun gelang es den Angeln, Jüten und
achsen, sich der ganzen Insel zu bemächtigen. Die
ngebornen wurden Leibeigene; wer aber Freiheit
: das höchste Gut hielt, floh in die unzugänglichen
birge von Cornwallis oder nach den Küsten von
morika. Letzteres erhielt nun den Namen Klein-
itannien (Bretagne); und die bis auf den heuti-
ı Tag in beiden Ländern erhaltene Sprache der

---

senbury Arthurs Grab um das Jahr 1189, mithin ungefähr 600 Jahre nach dessen Tod entdeckt. Auf dem Sarge, das heißt, einem großen hölzernen Kasten, las man folgende Grabschrift in gothischen Buchstaben: **Hic jacet sepultus inclytus rex Arturius in insula Avalonia.** Als man den Sarg öffnete, fand man den Leichnam des Königs und ein bleiernes Kreuz, auf welchem die nämliche Aufschrift stand und welches nachher in dem Schatze der Kirche zu Glassenbury bis zur Zeit der Zerstörung dieses Klosters aufbewahrt ward. Neben dem Sarge des Königs stand auch jener seiner Gemahlin Guanhamara. Dieser wurde ebenfalls geöffnet. Man fand den Leichnam noch so kenntlich, als wenn er erst unlängst begraben worden wäre, sogar die aufgeflochtenen Haare der Königin waren noch zu sehen; aber der ganze Körper zerfiel bei der leisesten Berührung in Staub. — Alles was für oder gegen die historische Wahrheit eines Königs Arthur geschrieben ward, findet man in der 3ten Ausgabe von Nicolsons english historical library.

alten Britten ist ein überzeugender Beweis des gleichen Ursprungs ihrer Bewohner.

28. Auf der eroberten Insel errichteten nun die Angeln, Jüten und Sachsen eine Heptarchie; da aber die Erstern unter den eingewanderten Völkerstämmen die große Mehrzahl ausmachten; so erhielt auch, bis an die Grenzen Schottlands, das ganze Land ihren Namen und ward nun Angelland oder England genannt *).

29. Indessen kam die Heptarchie doch nicht auf einmal zu Stande. Das erste der sieben kleinen Reiche war Kent, gegründet, wie schon erzählt worden, von Hengist in dem Jahre 457. Hierauf folgten: Sussex, gestiftet von Hella in dem Jahre 491. Essex gegründet von Ereewin aus einem abgerissenen Stücke von Kent, von welchem Reiche es abhängig blieb. Northumberland, gegründet von Ida 547. Ostangeln, gestiftet von Uffa 575. Mercia, gestiftet von Crida 582. Westsex, ge-

Rem. Allgem. Gesch. 2. Th. 2. Ab. 10. K.

*) Daß der größte Theil der Eingewanderten Angeln oder Angelnsachsen waren, und der Name ihres eigenen Landes nun auf das von ihnen eroberte Brittanien übertragen ward, erhellt auch aus einer Stelle des Ethelwerds, eines alten englischen Geschichtschreibers, welcher in der Mitte des zehnten Jahrhunderts blühete. Da er von dem alten Wohnsitze der Angeln, bevor sie nach Brittanien gekommen waren, spricht, sagt er: Altengland liegt zwischen dem Land der Sachsen und Gothen. Diese Letztern, nämlich die Gothen oder Jüten, waren bald nach der Auswanderung eines Theiles der Cimbrier in den Chersones gekommen, hatten die zurückgebliebenen Cimbrier vertrieben und der Halbinsel den Namen Gothland oder Jütland gegeben. Lindenberg in seinen Briefen nennt die kleine Provinz Angeln in Schleswig Klein-England.

ündet von Beodick 595. Unter dem tapfern und
icklichen Ecbert ward die Heptarchie am Ende des
und im Anfange des 9. Jahrhunderts in einen mo-
rchischen Gesammtstaat verwandelt.

30. Als Heiden waren die Angelsachsen nach
:itannien gekommen, und Heiden blieben sie bis an
3 Ende des sechsten Jahrhunderts, wo ein from-
r Mönch, gesandt vom Pabste Gregorius dem
:oßen, die Insel auf das neue der Kreuzfahne Jesu
risti unterwarf. Ethelbert, König von Kent,
r in dem Jahre 597 der erste christliche Monarch
d Gesetzgeber in England.

XXXVIII.

1. Während unter den heftigsten Erschütterun-
i von Außen und im Innern alle Grundfeste des
:ndländischen Reichs wankten, eine blutige Thron-
)olution auf die andere folgte und jeder, der im
:sitz der Gewalt war, sie zur Unterdrückung des
hwächern mißbrauchte; während Westgothen, Fran-
ı und Burgunder sich in die Ueberreste römischer
errschaft in Spanien und Gallien zu theilen such-
ı, Vandalen, Heruler und Sachsen alle gegen
ıend gelegenen Küstenländer plünderten und der
:otz der in dem Herzen von Italien stehenden bar-
rischen Kriegsvölker immer drohender und uner-
iglicher ward; kurz, während alle Theile dieses
:iches in anarchischem Aufruhr ihrem Untergang
aufhaltsam entgegen rollten; genoß der Orient
ıer ununterbrochenen Ruhe. Seit den Zeiten Theo-
sius des Großen war das morgenländische Reich
: blühender gewesen, als jetzt. Marcian hatte
: ganze Staatsmaschine ungemein vereinfacht, ihre
ınnichfaltigen Triebwerke zu einem gleichförmigen,

sichern, von den Britten unabhängigen Wohnsitzen auf der Insel; diese sich, nöthigen Falls, selbst mit dem Schwert zu verschaffen, sannen so jetzt auf Mittel. Durch Vergrößerung der, den Britten von Seite ihrer barbarischen Nachbaren, drohenden Gefahren, wußten sie von Vortigern und der Nation die Erlaubniß zu erschleichen, neue Verstärkungen aus Sachsen an sich zu ziehen.

13. Die Nachricht von der guten Aufnahme ihrer Landesleute in Britannien und deren glücklichem Erfolge gegen den gemeinschaftlichen Feind, lockte bald eine hinreichende Anzahl neuer Abentheurer zusammen; und es dauerte nicht lange, so landete ein ungleich stärkerer Heerhaufe, als jener unter Hengist und Horsa, mit vierzehn Schiffen auf der brittischen Küste.

14. Bei diesem neuen Transport befand sich auch Rowena, eine Tochter des Hengist; sie soll eine der ersten Schönheiten ihres Landes gewesen seyn. Um durch sie den Vortiger an sein Interesse zu fesseln, hatte der Vater sie kommen lassen. Der schlaue Barbar ward in seiner Erwartung nicht getäuscht; denn kaum hatte der wollüstige Vortiger Sachsenlandes schöne Tochter gesehen, als er in unkeuscher Liebe gegen sie entbrannte, seine rechtmäßige Gemahlin verstieß und, nach leicht erhaltener Einwilligung des Vaters, sich mit Rowena vermählte.

15. König Vortiger war ein bodenlos schlechter Mensch, ein wollüstiger, geiziger Tyrann, der nur seinen Lüsten fröhnte, sich wenig oder gar nicht um das Wohl der Nation bekümmerte. Mit seiner eigenen Tochter pflog er nachher blutschänderischen

Umgang und erzeugte mit ihr einen Sohn, Namens Faustus, der jedoch, dem Vater völlig unähnlich, schon als Jüngling der Welt entsagte und in einer Felsenhöhle an dem Fluß Rennis in Glamorganshire ein sehr frommes, höchst erbauliches Leben führte. Vortiger, in den Reizen der schönen Rowena verstrickt, ward jetzt ein willenloses Werkzeug in den Händen des Hengist.

16. Unter dem scheinbaren Vorwand, daß, so wie die mittägigen Küsten durch Hengist und Horsa, nun auch die mitternächtlichen durch sächsische Hülfsvölker müsten gedeckt werden, erhielt Hengist von Vortiger die Erlaubniß, so viele, als er nur immer wollte, von seinen Landsleuten kommen zu lassen. Täglich kamen nun neue Verstärkungen an, bis endlich gar, unter der Anführung des Octa und Ebusa, ein förmliches Heer in vierzig Schiffen auf den Orcadischen Inseln landete. Die Neuangekommenen machten Einfälle in die Länder der Schotten und Picten, verwüsteten große Länderstrecken, bemächtigten sich dabei verschiedener, fester Plätze zwischen den beiden Meerengen und ließen sich, mit Vortigers Genehmigung in Northumberland nieder.

16. Aber jetzt fühlten die Sachsen, oder vielmehr Angelsachsen, sich stark genug, um die Maske abzuwerfen. Trotz trat nun an die Stelle der bisherigen Geschmeidigkeit, sie verlangten immer mehr Geld, immer noch stärkere Lieferungen an Getraide und andern Lebensbedürfnissen, häuften mit Ungestüm Foderung auf Foderung und, als endlich die Britten, dieser Zudringlichkeiten müde, ihnen gerade zu sagten, daß sie sich fortpacken sollten, indem sie so viele ungebetene Gäste nicht mehr ernähren wollten, machten

sie mit den Schotten und Picten heimlich Friede und fielen nun selbst die Britten feindlich an.

17. Zwischen den Sachsen und Britten entstand jetzt ein Krieg auf Leben und Tod, ein wahrer Vertilgungskrieg. Mit kurzen Unterbrechungen dauerte derselbe zwei Menschenalter hindurch fort, ward lange mit wechselndem Glücke geführt, endigte aber zuletzt mit dem Untergang des brittischen Volkes und der völligen Unterwerfung der Insel unter angel-sächsischer Herrschaft.

18. Vortiger, der die Sachsen bisher immer begünstigte, dabei sorgenlos und unbekümmert, hatte keine Anstalten der Vertheidigung getroffen. Die Sachsen überschwemmten also die ganze Insel ohne Widerstand, verwüsteten alles mit Feuer und Schwert. Die Städte wurden geplündert und verbrannt, Schlösser und Burgen der Erde gleich gemacht, die Bischöfe ermordet, die Priester an den Altären erschlagen und alle Einwohner ohne Unterschied des Standes, Alters oder Geschlechtes erwürgt. Von einem Ende der Insel bis zum andern war die Erde mit Leichen bedeckt. Viele der unglücklichen Britten verließen jetzt wieder ihr Vaterland; die Mehrsten gingen zu ihren Landesleuten nach Armorica, Andere wieder nach Batavien, wo sie sich niederließen; und die Ruinen von Britenburg in Holland werden für die Ueberbleibsel eines Schlosses gehalten, welches die geflüchteten Britten um diese Zeit allda erbauet haben sollen.

19. Endlich ermannte sich wieder die Nation, sie kündigte ihrem König Vortiger, dessen Trägheit und sclavischer Anhänglichkeit an Hengist und die Sachsen, alles Uebel zugeschrieben ward, den Gehor-

sam auf und wählten dessen Sohn Vortimer zu ihrem König. Dieser tapfere und muthige Jüngling raffte so viele Leute zusammen, als ihm möglich war, überfiel die im Lande herumstreifenden Sachsen, schlug sie aus dem Felde und trieb sie nach und nach wieder bis auf die Insel Thanet zurück. Aber durch neu angekommene Scharen ihrer Landsleute verstärkt, griffen die Sachsen von neuem an. Mehrere Treffen wurden jetzt geliefert; in einem derselben fiel Horsa, Hengists Bruder, und der Feind ward endlich gezwungen, wieder auf die Insel Thanet zurückzukehren. So lange Vortimer regierte, blieben die Sachsen nun ruhig; aber leider war Vortimers Regierung von kurzer Dauer. Dieser tapfere Fürst starb in der Blüthe seiner Jahre, nachdem er kaum 5 Jahre die Britten beherrscht oder vielmehr sie gegen die Einfälle der Sachsen geschützt hatte *).

20. Nach Vortimers Tod kam dessen Vater Vortiger wieder auf den Thron. Aber sobald Hengist Vortimers Tod erfahren hatte, erneuerte er auch den Krieg. Die Britten, von Vortigern angeführt, wurden jetzt geschlagen. Das Treffen war jedoch nicht entscheidend, und Vortiger und die übrigen Häupter der Nation ergriffen nun kräftige Maßregeln, um die Sachsen völlig aus der Insel zu vertreiben. Hengist, der die Launen des Kriegsglückes schon so oft erfahren hatte, nahm nun zu Treulosigkeit seine Zuflucht. Er schickte Gesandte an Vortigern und die Vornehmsten der Nation, ließ ihnen Frieden und Freundschaft antragen und schlug, um die Grundlagen eines ewigen

*) Einige Geschichtschreiber erzählen, Vortimer sey von seiner Stiefmutter Rowena, auf Anstiften ihres Vaters, des Hengists, mit Gift aus dem Wege geräumt worden.

Freundschafts-Bündnisses festzustellen, eine Versammlung vor, wobei sich alle Häupter der brittischen Nation einfinden sollten. Der Vorschlag ward angenommen und man kam überein, daß beide Theile unbewaffnet erscheinen sollten.

21. Aber der treulose Hengist gab seinen Sachsen heimlich Befehl, Dolche oder kurze Schwerter unter ihren Kleidern, besonders in ihren langen Stiefeln zu verbergen, während dem Mahle auf ein gewisses Zeichen über die Britten herzufallen und sie alle zu ermorden. Das abgeredete Zeichen war: «Nemet oure Saras,» das heißt: ergreifet eure Schwerter. Die Britten, die keinen Verrath argwohnten, überließen sich ihrer gewöhnlichen Fröhlichkeit. Die Becher wurden wacker geleert; als aber die Köpfe zu taumeln anfingen, ward das mörderische Signal gegeben; die Sachsen sprangen plötzlich auf, jeder mordete seinen nächsten Nachbar und mehr als drei hundert Edle, der Kern des brittischen Adels, wurden erwürgt. Nur Vortiger allein ward verschont, aber in Bande gelegt und gezwungen, Leben und Freiheit durch Abtretung großer Länderstriche und mehrerer wichtiger Plätze zu erkaufen. Von jetzt an faßten die Angelsachsen festen Fuß auf der Insel und Hengist gründete allda in dem Jahre 457 das erste angelsächsische Königreich Kent.

22. Nach Vortigers Tod, welcher vom Blitz erschlagen ward, blieben die Britten einige Zeit ohne Oberhaupt; hatten daher mehr als sonst von den Räubereien der immer mächtiger und übermüthiger werdenden Sachsen zu leiden. Jene von den Einwohnern, welche sich den Sachsen unterwarfen, wurden von diesen zu Leibeigenen gemacht und zu den niedrigsten und entehrendsten Diensten verdammt.

Wer einer solchen Sclaverei jedes andere Ungemach vorzog, floh in Wälder, hinter Sümpfe und Moräste und in Gebirgsschluchten. Die unglückliche Nation glich einer Heerde, die, zerstreut und ohne Hirt, von allen Seiten den Anfällen reißender Thiere preisgegeben war.

23. Ambrosius Aurelianus, ein geborner Britte, aber aus römischem Geblüt entsprossen, erbarmte sich des verlassenen Volkes. Seinen Vater hatte er in einem Treffen gegen die Sachsen verloren, war darauf nach Armorica entflohen und kam jetzt mit einer Schaar treuer Begleiter zurück. Er besuchte seine unglücklichen Landsleute in ihren Schlupfwinkeln, flößte ihnen auf das neue Muth ein, brachte ein Heer zusammen und ging damit auf die Sachsen los. Da indessen viele von diesen wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt waren, so wurden die Uebrigen, über Aurelianus so plötzliche und ganz unvermuthete, gewaffnete Erscheinung äußerst bestürzt, überall geschlagen und zurückgetrieben. Die ganze Insel ward von den Sachsen gesäubert, bis auf die mittägigen und mitternächtlichen Küsten, von welchen Ambrosius sie nicht zu vertreiben vermochte. Aurelianus ward von den Britten zum König erwählt. So lange er lebte, mußte er mit den Sachsen Krieg führen. Diese erhielten nun wieder unaufhörlich neue Verstärkung aus ihrem Vaterlande, wurden zwar öfters von den Britten unter Aurelianus Anführung besiegt, besiegten jedoch auch ihrer Seits nicht selten die Britten; aber nach jeder Niederlage wußte Aurelianus stets den erlittenen Verlust so schnell zu ersetzen, daß es den Sachsen nie gelang, in das Innere der Insel vorzudringen und ihre Besitzungen auf Kosten der Britten zu erweitern.

24. Aurelianus war ein trefflicher Fürst, des Krieges wohl kundig, dabei tapfer und kühn, war er furchtbar den Sachsen, aber seinen Unterthanen ein milder, gerechter, für ihr Wohl äußerst besorgter Regent. Er durchreiste alle Provinzen seines Reiches, ließ die abgebrannten Städte und niedergerissenen Kirchen wieder aufbauen, stellte überall die bürgerliche Ordnung wieder her, und unter seiner ungefähr vierzehnjährigen Regierung erlebten die Britten wieder ruhige und glückliche Tage.

25. Aurelianus hinterließ zwei Söhne, Arthur und Cador. Der Erstere folgte ihm in der Regierung. Dieser Prinz ist eben der Arthur, dessen wahres oder erdichtetes Heldenleben den nachherigen Romanschreibern so reichlichen Stoff zu ihren Dichtungen darbot. Aber eben dadurch ward auch die Geschichte des Königs Arthur so entstellt und mit so vielen abentheuerlichen und ungereimten Begebenheiten durchflochten, daß am Ende selbst Zweifel entstand, ob es auch jemals wirklich einen solchen König Arthur gegeben habe. Indessen werden die Gründe, welche man dagegen erhoben, von jenen, welche dafür sprechen, weit überwogen; und man würde sich an allen Grundsätzen und Regeln historischer Kritik versündigen, wenn man eine Thatsache leugnen wollte, die auf so vielen stummen und sprechenden Zeugnissen beruhet, aber freilich auch den Wunsch erregen muß, daß das thatenvolle Leben dieses Königs, sein Muth, seine Kühnheit und Tapferkeit, mit ungewöhnlicher Leibesstärke verbunden, mehr in den Jahrbüchern der Geschichte, als in den Dichtungen abentheuerlicher und geschmackloser Romanschreiber verewiget worden seyn möchte *).

*) Unter Heinrichs II. Regierung ward in der Abtei Glas-

26. Auch König Arthur mußte ununterbrochen mit n Sachsen Krieg führen. Zwar bisweilen von sei n Feinden besiegt, ward Arthur doch nie von ihnen erwunden; ja es ist sogar wahrscheinlich, daß es sie igemal völlig aus der Insel vertrieben hat.

27. Mit Arthurs Tod, welcher in einem Treffen chlagen ward, erlosch das regierende Haus. Innere reitigkeiten lähmten und schwächten die Kräfte der ation, und nun gelang es den Angeln, Jüten und chsen, sich der ganzen Insel zu bemächtigen. Die ngebornen wurden Leibeigene; wer aber Freiheit das höchste Gut hielt, floh in die unzugänglichen birge von Cornwallis oder nach den Küsten von morika. Letzteres erhielt nun den Namen Klein-itannien (Bretagne); und die bis auf den heuti n Tag in beiden Ländern erhaltene Sprache der

---

senbury Arthurs Grab um das Jahr 1189, mithin ungefähr 600 Jahre nach dessen Tod entdeckt. Auf dem Sarge, das heißt, einem großen hölzernen Kasten, las man folgende Grabschrift in gothischen Buchstaben: Hic jacet sepultus inclytus rex Arturius in insula Avalonia. Als man den Sarg öffnete, fand man den Leichnam des Königs und ein bleiernes Kreuz, auf welchem die nämliche Aufschrift stand und welches nachher in dem Schatze der Kirche zu Glassenbury bis zur Zeit der Zerstörung dieses Klosters aufbewahrt ward. Neben dem Sarge des Königs stand auch jener seiner Gemahlin Guanhamara. Dieser wurde ebenfalls geöffnet. Man fand den Leichnam noch so kenntlich, als wenn er erst unlängst begraben worden wäre, sogar die aufgeflochtenen Haare der Königin waren noch zu sehen; aber der ganze Körper zerfiel bei der leisesten Berührung in Staub. — Alles was für oder gegen die historische Wahrheit eines Königs Arthur geschrieben ward, findet man in der 3ten Ausgabe von Nicolsons english historical library.

alten Britten ist ein überzeugender Beweis des gleiche Ursprungs ihrer Bewohner.

28. Auf der eroberten Insel errichteten nun di Angeln, Jüten und Sachsen eine Heptarchie; da abe die Erstern unter den eingewanderten Völkerstämme die große Mehrzahl ausmachten; so erhielt auch, bi an die Grenzen Schottlands, das ganze Land ihre Namen und ward nun Angelland oder Englan genannt *).

29. Indessen kam die Heptarchie doch nicht au einmal zu Stande. Das erste der sieben kleinen Reich war Kent, gegründet, wie schon erzählt worden von Hengist in dem Jahre 457. Hierauf folgten Sussex, gestiftet von Hella in dem Jahre 491 Essex gegründet von Ereewin aus einem abgerisse nen Stücke von Kent, von welchem Reiche es abhän gig blieb. Northumberland, gegründet vo Ida 547. Ostangeln, gestiftet von Uffa 575 Mercia, gestiftet von Crida 582. Westsex, ge

Rem. Allgem. Gesch. 2. Th. 2. Ab. 10. K.

*) Daß der größte Theil der Eingewanderten Angeln ode Angelnsachsen waren, und der Name ihres eigenen Landes nun auf das von ihnen eroberte Brittanien über tragen ward, erhellt auch aus einer Stelle des Ethel werds, eines alten englischen Geschichtschreibers, welche in der Mitte des zehnten Jahrhunderts blühete. Da er von dem alten Wohnsitze der Angeln, bevor sie nach Brittanien gekommen waren, spricht, sagt er: Alt england liegt zwischen dem Land der Sachsen und Gothen. Diese Letztern, nämlich die Gothen oder Jüten, waren bald nach der Auswanderung eines Thei les der Cimbrier in den Chersones gekommen, hatten die zurückgebliebenen Cimbrier vertrieben und der Halb insel den Namen Gothland oder Jütland gegeben. Lin denberg in seinen Briefen nennt die kleine Provinz An geln in Schleswig Klein-England.

ündet von Beodick 595. Unter dem tapfern und
ücklichen Ecbert ward die Heptarchie am Ende des
und im Anfange des 9. Jahrhunderts in einen mo-
rchischen Gesammtstaat verwandelt.

30. Als Heiden waren die Angelsachsen nach
ritannien gekommen, und Heiden blieben sie bis an
s Ende des sechsten Jahrhunderts, wo ein from-
r Mönch, gesandt vom Pabste Gregorius dem
roßen, die Insel auf das neue der Kreuzfahne Jesu
risti unterwarf. Ethelbert, König von Kent,
r in dem Jahre 597 der erste christliche Monarch
d Gesetzgeber in England.

XXXVIII.

1. Während unter den heftigsten Erschütterun-
i von Außen und im Innern alle Grundfeste des
endländischen Reichs wankten, eine blutige Thron-
volution auf die andere folgte und jeder, der im
esitz der Gewalt war, sie zur Unterdrückung des
chwächern mißbrauchte; während Westgothen, Fran-
t und Burgunder sich in die Ueberreste römischer
errschaft in Spanien und Gallien zu theilen such-
t, Vandalen, Heruler und Sachsen alle gegen
rend gelegenen Küstenländer plünderten und der
rotz der in dem Herzen von Italien stehenden bar-
rischen Kriegsvölker immer drohender und uner-
iglicher ward; kurz, während alle Theile dieses
eiches in anarchischem Aufruhr ihrem Untergang
aufhaltsam entgegen rollten; genoß der Orient
ier ununterbrochenen Ruhe. Seit den Zeiten Theo-
sius des Großen war das morgenländische Reich
e blühender gewesen, als jetzt. Marcian hatte
e ganze Staatsmaschine ungemein vereinfacht, ihre
annichfaltigen Triebwerke zu einem gleichförmigen,

harmonischen Zusammenwirken mit einander verbunden; dem Senat hatte er seine vormalige Würde wieder gegeben, alle Staatsämter mit den weisesten und frömmsten Männern besetzt. Ueberall herrschte blos das Gesetz. Die Legionen, nur furchtbar dem Feinde, gewährten dem Landmann und fleißigen Bürger Sicherheit und Schutz. Mit Ehrfurcht horchten die Völker auf die Stimme ihrer Obrigkeiten, und diese überschritten nie die Grenzen ihrer Gewalt; denn mit überall waltender Thätigkeit überschaute der edle Marcian alle Theile seines Reiches.

2. Die Laziker, ein wildes Volk, welches ehemals an dem Pontus Euxinus wohnte, war vor einiger Zeit in Cholchis eingewandert. Unter seinem König Gobazes hatte es sich jetzt Einfälle in die römischen Grenz-Provinzen erlaubt. Aber schnell eilte ein römisches Heer herbei. Esdegerdes, der Perser König, wagte es nicht, dem ihn um Hülfe flehenden Gobazes beizustehen. Die Römer drangen in Cholchis ein und der König der Laziker ward gezwungen, mit Ablegung des königlichen Diadems, in eigener Person in Constantinopel zu erscheinen und seiner Aufführung wegen dem Kaiser Rede zu stehen. So wußte Marcian seiner ganzen Regierung den hohen, antiken Stempel ehemaliger römischer Weltherrschaft wieder aufzudrücken.

Prisc. de leg. p. 41.

3. Nur Unglücksfälle, welche keine menschliche Weisheit und Vorsicht abzuwenden vermögen, trübten bisweilen die schönen Tage dieser milden und klüglichen Regierung. So z. B. hatten in dem Jahre 456, in Phrygien, ganze Wolken von Heuschrecken beinahe alle Erzeugnisse des Bodens zerstört. Wegen ganz ungewöhnlicher, sehr lange anhaltender Dürre, herrschte in dem nämlichen Jahre in eini-

Marc. Chron.

Evagr. l. 2 c. 7.

gen andern Provinzen Kleinasiens und in ganz Palästina eine allgemeine Hungersnoth, zu welcher sich bald die gewöhnlichen Folgen derselben, nämlich Pest oder pestartige Seuchen gesellten. Aber diese Unfälle trafen blos einzele Provinzen und gaben dem menschenfreundlichen Monarchen nur wieder Gelegenheit, seine überfließende, jedoch stets von Weisheit geleitete Milde auf das neue zu beweisen.

4. Aber ein größeres Unglück als wilde Kaziker und Heuschrecken, als Hungersnoth und Pest, war für das Morgenland der ganz unerwartete, das ganze Reich, vom Grösten bis zum Kleinsten, in die tiefste Trauer versenkende Tod des Kaisers.

5. Der wegen seiner großen Mäßigkeit und Enthaltsamkeit noch so rüstige und gesunde Marcian war in den letzten vier Monaten des Jahres 456 plötzlich erkrankt. Die Krankheit schien indessen nicht zum Tode zu führen, selbst mehr den Namen einer Unpäßlichkeit als wirklichen Krankheit zu verdienen. Aber Er, der stets seinen Völkern mit einem leuchtenden Beispiel der Frömmigkeit vorangehen wollte, hatte, seiner zunehmenden Schwäche nicht achtend, einer feierlichen Prozession außerhalb der Mauern von Constantinopel beigewohnt. Eine Verkältung, welche er sich dadurch zuzog, vermehrte das Uebel und warf ihn auf das Krankenlager, von welchem er sich nicht mehr erhob.

Theod. Lect. p. 354.

6. Marcian, einer der weisesten und grösten Regenten, welcher je einen Thron geschmückt, starb nach einer Regierung von 6 Jahren und 6 Monaten, an dem 26. Jänner 457, in dem fünf und sechzigsten Jahre seines Alters und, was die trauernde Menschheit noch tiefer beugen muste, nicht

n. lib. 13. c. 25.
odr. Hist,

ohne Verdacht eines von dem mächtigen und übermüthigen Aspar ihm dargereichten Giftes.

7. An dem Grabe eines Fürsten, wie Marcian, verstummt jede Lobrede; zu laut spricht die Geschichte, und die würdigste Feier des Andenkens eines solchen Monarchen ist die Erinnerung dessen, was er gethan hat. In der von ihm erbaueten Kirche der heiligen Zea in Constantinopel ward seine Leiche beigesetzt; und die Griechen, welche ihn nachher den Heiligen beizählten, feiern noch heute zu Tage sein Fest mit jenem der heiligen Pulcheria am siebzehnten Februar.

8. Unter einem schwachen Prinzen wäre Aspar ein viel zu mächtiger, mithin gefährlicher Unterthan gewesen. Unter der kraftvollen Regierung des Marcians aber genoß Aspar vorzügliches Ansehen, ohne sich zu erkühnen, dasselbe zu misbrauchen. Drei Geschlechtsalter hindurch waren die Heere des morgenländischen Reiches von dem Vater des Aspar, von Aspar selbst und endlich von dessen Sohne Aodaburus befehliget und gegen die Feinde nicht selten siegreich geführt worden. Seine Person umgab eine zahlreiche, ihm ganz ergebene, barbarische Leibwache; und wenn diese, einer kleinen Kriegsmacht nicht unähnlich, dem Pallast wie dem Senat schon eine gewisse Achtung für ihren Gebieter einflößte, so ward diesem die Liebe des Volkes, die er, im Besitze unermeßlicher Schätze, durch Freigebigkeit zu gewinnen wußte, eine nicht minder bedeutende Stütze. So lange Marcian lebte, war es dem Partheigeiste unmöglich gewesen, die innere Ruhe des Reiches zu stören. Aber nach dem Tode dieses Kaisers erwachte der Ehrgeiz des Aspar; es gelüstete ihm nach dem kaiserlichen Purpur; jedoch

ein geborner Alane, mithin nicht römischen Ursprungs und dabei noch der Lehre des Arius ergeben, fürchtete er, als Thronbewerber, den vereinten Widerstand des Senates, der Geistlichkeit, des Heeres und aller Stände des Volkes. *) Er fiel daher auf den Gedanken, durch seinen Einfluß einen Mann auf den Thron zu erheben, der, zufrieden mit dem Schatten der kaiserlichen Würde, ihm das ganze Regiment überlassen würde, und dessen er sich zugleich als eines Werkzeuges bedienen könnte, um einem seiner Söhne wenigstens die künftige Thronfolge zu sichern.

9. Aspars Wahl fiel auf Leo, der als Tribun eine bei Selimbria im Lager stehende Legion befehligte. Aspar hatte drei Söhne, Ardaburus, Patricius und Ermenaricus, und eine der Hauptbedingungen der Thronerhebung des neuen Kaisers war, daß er dem Vater versprechen muste, einen dieser 3 Söhne zum Cäsar zu ernennen. Der Tribun versprach, was man wollte und Aspar schlug ihn

Zon. Ann. Theod. Lect. Theoph.

*) Der Vorwurf barbarischer Abkunft wäre unbedeutend gewesen. Ein ungleich größeres, gar nicht zu übersteigendes Hinderniß der Thronbesteigung Aspars war der Arianismus; denn da die Grausamkeit, mit welcher zwei arianische Kaiser die Kirche und alle Rechtgläubigen verfolgt hatten, noch in ziemlich frischem Andenken war, und der fanatische Eifer, mit welcher Aspar dieser Sekte anhing, kein Geheimniß seyn konnte, zudem auch die wenigen Arianer, die es noch in dem Reiche gab, mit der ungeheuren Mehrzahl der Rechtgläubigen in gar keinem Verhältniß standen; so würde unstreitig, bei der ersten Nachricht, man will nicht sagen, von der Thronerhebung des Aspars, sondern nur daß er sich um die Krone bewerbe, ein allgemeiner Aufruhr in Constantinopel und in allen Provinzen, ja in dem Heere selbst, die schreckliche und unvermeidliche Folge davon gewesen seyn.

dem Senat als den würdigsten Throncompetenten vor. Einstimmig billigten die Senatoren die getroffene Wahl, und das Heer, unter Martian gewöhnt, die Decrete des Senats mit Ehrfurcht zu befolgen, huldigte sammt dem Volke von Constantinopel dem neuen Kaiser Leo I. Des jungen Anthemius, des Eidams des verstorbenen Kaisers, obgleich derselbe mit der consularischen Würde auch schon jene eines Patriciers und römischen Feldherrn verband, ward gar nicht erwähnt.

10. Leo war aus Thracien gebürtig. In der Geschichte heißt er daher gewöhnlich Leo der Thracier. Griechische Geschichtschreiber haben ihn mit dem Beinamen des Großen beehrt; warum? dies haben sie nicht gesagt, wahrscheinlich es selbst nicht gewußt; und das Bild, welches Malchus, ein Geschichtschreiber, der ungefähr 40 bis 50 Jahre nachher lebte, von Leo entwarf, sieht ungleich mehr einem harten, geizigen, selbstsüchtigen Despoten, als einem weisen, wahrhaft großen Fürsten ähnlich. Indessen stellen wieder andere Geschichtschreiber ihn als den Inbegriff aller Tugenden, als das Muster eines vollendeten, vollkommenen Regenten auf. Zwischen zwei Extremen liegt die Wahrheit gewöhnlich in der Mitte, und wenn wir das, was unter der Regierung dieses Kaisers geschah, zum Maßstab seiner Fähigkeiten nehmen, so war Leo I., ohne gerade den Beinamen des Großen zu verdienen, ein verständiger und thätiger Fürst, der das Wohl seiner Völker sich angelegen seyn ließ und Festigkeit genug besaß, sich den Anmaßungen eines trotzigen, übermüthigen Unterthans zu widersetzen, oder die herrschsüchtige Verina, seine Gemahlin, von den Staatsgeschäften zu entfernen. Unter seiner Regierung verlor das mor-

[Ti]ll. Hist. des Emp. t. 6. p. 365.

genländische Reich nichts von seiner vorigen Würde. Auf die Abendländer hatte er oft leitenden, bisweilen sogar gebietenden Einfluß, und selbst der stolze Ricimer sah sich gezwungen, in der demüthigen Sprache eines Unterthans sich an Leos Thron zu wenden, um entweder Schiffe und Soldaten, oder auch nur des Kaisers wirksame Vermittelung zu erflehen. Seine Frömmigkeit war ungeheuchelt. Stets eifrigst besorgt für die Erhaltung des Friedens und der Einigkeit in den Kirchen, enthielt er sich doch jeder Einmischung in das kirchliche Regiment; blos schützend und bewahrend wachte und waltete er über denselben; und gab nie zu, daß irgend eine kirchliche Angelegenheit anders, als mit Zuziehung der Bischöfe und auf canonischem Wege geordnet wurde. Groß und frei von jedem Verdacht der Schmeichelei ist das Zeugniß, welches der heilige Pabst Leo diesem Kaiser ertheilt, und viele auf uns gekommene Briefe damaliger orientalischer Bischöfe enthalten eine Menge genügender Beweise von der, von erleuchtetem Verstande, geleiteten Frömmigkeit dieses Kaisers.

Conc. edit. p. Lab. t. 4. p. 935.

Leo. M. ep. 115, 116, 119, 122, 126, 134, e 137.

11. Leo hatte keine gelehrte Erziehung genossen. Aber obschon der Wissenschaften unkundig, liebte und schätzte er doch dieselben und wußte das ächte Verdienst wahrer Gelehrten zu würdigen und zu belohnen. Als er einst den Scholastiker Eulopius kaiserlich beschenkt hatte, und einer seiner Kämmerer, über die verschwenderische Größe der geschenkten Summe, sich eine Bemerkung erlaubte, gab er ihm zur Antwort: «Wollte Gott, daß ich in meinem Reiche recht viele solcher Männer hätte, deren Verdienste mich zu gleicher verschwenderischer Freigebigkeit nöthigen könnten.» — Ueberhaupt ging nicht leicht Jemand ungetröstet von Leo hinweg; denn er

Zon. p. 41. Suid. p. 113.

pflegte zu sagen, daß, so wie die Sonne Alles, was sie erleuchte, zugleich auch erwärme, eben so auch das Herz Aller, welche das Antlitz des Kaisers erblickten, stets auf das neue wieder belebt und erfreut werden müßte.

12. So viele Züge von Leos Güte und Herablassung uns auch die Geschichte aufbehalten hat; so sehr wußte er dennoch die Würde und Majestät des Thrones zu behaupten. Als er mit der Ernennung eines der Söhne Aspars zur Cäsars-Würde zögerte, erkühnte sich dieser übermüthige Unterthan einst, ihn bei dem Purpur zu fassen und ihm zu sagen: «Es geziemt sich nicht, daß derjenige, der diesen Purpurmantel trägt, seinem Versprechen treulos werde.» — «Noch weniger,» erwiederte Leo, «geziemt es einem Unterthan, seinen Herrn zu Etwas zwingen zu wollen, was derselbe dem Wohl des Reiches und seiner Völker nicht angemessen findet.»

13. Den Bischöfen, so wie allen ihrem Berufe entsprechenden Geistlichen erzeigte Leo geziemende Ehre; aber gegen Männer von hervorleuchtender Heiligkeit, besonders wenn durch auffallende Gnadenerweisungen Gott selbst ihnen schon Zeugniß gegeben hatte, bewies er stets die tiefste Ehrfurcht. Den heiligen Daniel Stylites, welcher auf einer Säule, nicht sehr weit von Constantinopel, gleich seinem Vorgänger, dem heiligen Simeon, lebte, pflegte Leo öfters zu besuchen. Beim Hinweggehen ward einst das Pferd des Kaisers, da er gerade eine ziemlich steile Anhöhe hinabritt, plötzlich scheu, bäumte sich furchtbar in die Höhe und überschlug sich endlich mit seinem Reiter. Wie zerschmettert lag Leo unter der Schwere des Pferdes; der gol-

nr. 11. Dec. 28. 29. 30.

dene Sattelknopf hatte die Stirne desselben getroffen, das Diadem war ihm von dem Haupte gefallen und die kostbaren Perlen, die es schmückten, rollten zerstreut über die Anhöhe herab. In der grösten Gefahr schwebte das Leben des Kaisers; seine Begleiter hielten ihn für verloren. Aber der h. Daniel hatte von der Höhe seiner Säule das Steigen des Pferdes bemerkt, das Unglück vorausgesehen und sogleich seine Hände betend zum Himmel erhoben. Unverletzt, und zum grösten Erstaunen Aller, stand Leo wieder auf, bestieg ein anderes Pferd und kam, ohne die mindeste Spur des ihm zugestoßenen Unglückes an seinem Körper, nach dem kaiserlichen Pallast zurück. Aber der Oberststallmeister, vielleicht in der Wahl des Pferdes, welches er dem Kaiser hatte vorführen lassen, sich einiger Unvorsichtigkeit bewußt, fürchtete nicht ohne Grund strenge Ahndung seiner Nachlässigkeit. Er blieb also hinter dem Gefolge zurück, ging zu dem h. Daniel und bat diesen um seine Vermittelung bei seinem, wie er glaubte, erzürnten Herrn. Willig fügte sich der Heilige dem Begehren des Stallmeisters, unterhielt sich einige Zeit mit ihm und schrieb dann an den Kaiser. Leo zögerte nicht mit der Antwort. Nicht seinem Stallmeister, schrieb er an den h. Daniel zurück, sondern blos sich selbst habe er alle Schuld des ihm begegneten Unfalles zuzuschreiben. Für seinen Mangel an Ehrerbietung sey es eine wohlverdiente Züchtigung gewesen; denn nicht zu Pferde, sondern zu Fuße hätte er die, durch den Aufenthalt eines von Gott so hoch erhobenen Einsiedlers, geheiligte Säule verlassen müssen. In Zukunft werde er sich vor diesem Fehler zu hüten wissen. Uebrigens danke er Gott, daß sein Fall vom Pferde die Veranlassung geworden, daß sein Stallmeister sich von einem weit tiefern

und gefährlichern Falle wieder erhoben hätte. Der Stallmeister nämlich, bisher ein hartnäckiger Arianer, war bei dieser Gelegenheit von dem heiligen Daniel wieder auf den Pfad der Wahrheit zurückgeführt worden.

14. Ein blutiger Aufstand der Eutychianer bezeichnete das erste Regierungsjahr Leo I. Aber die Erzählung dieses schauerlichen Ereignisses gehört jetzt nicht hieher, und wird uns erst, wenn wir den abgebrochenen Faden der Geschichte der Religion Jesu wieder angeknüpft haben werden, in einem der folgenden Abschnitte dieses Bandes beschäftigen.

XXXIX.

1. Nach einem Zwischenreiche von einigen Monaten, während welchen alle Gewalt in den Händes Ricimers lag, bestieg Majorianus den abendländischen Thron. Er war ein ausgezeichneter, mit hohen Geistesgaben und den treflichsten Eigenschaften des Herzens geschmückter Regent. Wenn Gott einen sinkenden, seinem Untergange schon ganz nahen Staat wieder emporrichten, dessen Existenz auf mehrere Jahrhunderte verlängern will; dann schenkt er ihm einen solchen Fürsten. Aber Majorian war von der Vorsehung nicht zu dem Throne berufen; und nur seine Theilnahme an der Verschwörung des treulosen Ricimers gegen Avitus hatte ihm den Weg dazu gebahnt.

2. Majorian führte den Namen seines mütterlichen Großvaters. Wie sein Vater geheißen, dies verschweigt uns Sidonius in seiner Lobrede auf den

neuen Kaiser. Aber wir wissen, daß er Schazmeister und einer der treuesten und vertrautesten Freunde des Aetius gewesen, und daß er, um von diesem sich nicht zu trennen, alle von dem Hofe ihm angebotenen höhern Würden verschmähet habe.

3. Auch der Sohn hatte unter den Fahnen des großen Aetius sich zum Feldherrn gebildet, in den Kriegen gegen Franken, Allemannen, Gothen und Hunnen frühzeitig schon Proben ausgezeichneter Tapferkeit und seltener Kriegskunde gegeben. In den römischen Heeren genoß er, seines kriegerischen Ruhms wegen, großes Ansehn; selbst von den Feinden ward sein Name mit Ehrfurcht genannt, und sein unerschrockener Muth, seine ungemeine Freigebigkeit bei sehr beschränkten Glücksumständen, seine ihn nie verlassende Geistesüberlegenheit, verbunden mit einer gewissen Anmuth der Gesichtsbildung, welcher sein gelblockiges Haar noch einen größern Reiz zu geben schien, gewannen ihm die Liebe und Achtung Aller, die in nahe oder entferntere Berührung mit ihm kamen. Als die Gemahlin des Aetius, durch die nahe Verlobung ihres Sohnes Gaudentius mit einer Tochter Valentinian III., das kaiserliche Diadem schon um dessen Stirne zu erblicken glaubte, sagten Wahrsager ihr vor, daß nicht dieser ihr Sohn, sondern der junge Majorian einst den Thron besteigen würde. Die Mutter des Gaudentius beschloß nun den Untergang dieses gefährlichen Nebenbuhlers und foderte von ihrem Gemahl, daß er, um ihrem Sohne die Krone zu sichern, den jungen Majorian möchte hinrichten lassen. Aetius dachte viel zu edel und zu groß, als daß elender Wahrsager Gaukelspiel ihn zu einer so blutigen Ungerechtigkeit hätte hinreißen können. Aber nun trieb weiblicher Ungestüm so lange und so un-

Sid. car. edit. Sirm. p. 312 — 18.

ermüdet sein Spiel, bis endlich Aetius, um doch innerhalb der Mauern seines Pallastes Ruhe zu haben, den Majorian seiner Dienste entließ und in eine entfernte Provinz ihn verbannte. Nach dem Tode des Aetius ward er von dem Kaiser zurückberufen. Die erledigten Stellen des Ermordeten glaubte Valentinian am besten durch den edeln Majorian wieder besetzen zu können; als dieser aber in Rom ankam, war jener schon nicht mehr unter den Lebenden.

4. Angelockt von Ricimer, welcher den hohen, vielversprechenden Geist des Jünglings zu würdigen wußte, hatte Majorian das Unglück gehabt, frühzeitig einer der vertrautesten Freunde des stolzen Barbaren zu werden. Diese Freundschaft ward nun die Stufenleiter, auf welcher jener sich zum Throne emporschwang. Nach der Entsetzung des Avitus war Ricimer, auf Bitten des römischen Senats, von dem morgenländischen Kaiser zur Würde eines Patriciers, Majorian aber zu jener eines obersten Feldherrn des Fußvolkes und der Reiterei erhoben worden.*) Ein gleich darauf über die Allemannen erfochtener Sieg gab dem neuen mächtigen Patricier die erwünschte Veranlassung, dem römischen Senat

*) Obschon seit der Theilung Theodosius I. das abendländische und morgenländische Reich von einander getrennt geblieben und gegenseitig sich beinahe völlig fremd geworden waren, so wurde doch der Begriff des römischen Gesammtreichs immer fest gehalten. Alle Rechte, welche man, nach damaligen Ansichten, als unmittelbare Emanationen der kaiserlichen Majestät und Machtvollkommenheit betrachtete, konnten also, wenn der abendländische Thron erlediget war, nur von dem Hofe in Constantinopel ausgeübt werden. Hierzu gehörte nun vorzüglich die Ertheilung höherer Würden, wovon jene eines Patriciers die

nen Freund zur Kaiserwürde zu empfehlen. Der
n Willen Ricimers ohnehin schon sclavisch gehor-
nde Senat gab ohne Widerrede seine Zustim-
ung, und da der Hof von Constantinopel die
ahl genehmiget hatte, so ward nun Majorian in
n Jahre 457, einige Meilen von Ravenna, an
iem Orte, den man die kleinen Pfeiler nannte,
m Kaiser ausgerufen.

5. Nur selten durfte Majorianus während sei-
: kurzen Regierung den Harnisch ablegen. Gleich
Anfange seiner Regierung landete ein Heer
ndalen auf den Küsten von Campanien; ange-
rt wurden die Barbaren von Sersaon, einem
hwager des Genserichs. Aber um Unteritalien
en die seeräuberischen Anfälle der Vandalen zu
ützen, hatte Majorian vorher schon mehrere Trup-
corps längs der Küste aufgestellt. Bei der er-
n Nachricht von einer feindlichen Landung zog
ohne allen Zeitverlust ein bedeutendes römisches
er in der Gegend von Sinuessa zusammen. Ma- Sidon.carm 5.
ian ging damit auf die Feinde los. Nur Mau-
he Schaaren waren gelandet, die eigentlichen
ndalen, jetzt bei weitem nicht mehr dieselben,
lche vor 80 Jahren Afrika erobert hatten, wa-

Höchste war. Aus diesem Grunde schrieb auch Theo-
dorich, nachdem er Italien schon als König beherrsch-
te, in dem Jahre 491 an den Kaiser Anastasius nach
Constantinopel: «Du bist der Mittelpunkt, aus wel-
«chem die Strahlen hervorgehen, welche über alle
«Könige Glanz und Würde verbreiten. Du bist der
«Erste in der römischen Welt und mit Recht erkennen
«alle darin lebende Fürsten und Monarchen den Dir
«allein gebührenden höchsten Rang.» Man sehe Dubos
kritische Geschichte der Entstehung der französischen Mo-
narchie. B. 2. B. 3. K. 1. wo dieser Gegenstand sehr
umständlich und genügend auseinander gesetzt wird.

ren gröstentheils in den Schiffen zurückgeblieben. Majorian suchte die Mauren von der Flotte abzuschneiden. Jetzt verließen auch die Vandalen ihre Schiffe. Zwischen dem Garipliano und Volturno kam es zu einem hitzigen Treffen. Beinahe alle Maurische Hülfsvölker wurden erschlagen; auch von den Vandalen entrannen nur wenige dem Schwerte der Römer und flüchteten auf ihre Flotte, welche sogleich die Segel lichtete und nach Afrika zurückkehrte. Sersaon, Genserichs Schwager, blieb in dem Treffen.

6. Nachdem Majorian Italien von den Vandalen befreiet hatte, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit auf Gallien. Beinahe alle Gallische Provinzen hatten sich der römischen Herrschaft entzogen. Merovâus, der Franken König, war sogleich nach dem Tode des Aetius über die Somme gegangen, hatte sich bis an die Seine ausgebreitet und in kurzer Zeit den ganzen nördlichen Theil von Gallien erobert. Lyon war in der Gewalt der Burgunder. Theodorich, der König der Westgothen, hatte mit Genserich, seinem ärgsten Feinde sich ausgesöhnt, und suchte nun alle Barbaren, die Franken, Vandalen, Sueven, Alanen und Burgunder in einem allgemeinen Bunde gegen die Römer, ihren gemeinschaftlichen Feind, zu vereinigen. Endlich stand auch noch der unternehmende Comes Marcellinus an der Spitze einer zahlreichen und mächtigen Parthei und strebte, wo nicht nach dem Purpur, doch nach einer völligen Unabhängigkeit von der römischen Herrschaft.

Procop. d. B. Vand. I. c. 6. Suid. p. 96.

7. Marcellinus war ein Mann von großen Geistesgaben; zwar leider ein Heide und der Wahrsagerei und heidnischem Aberglauben ergeben, besaß

er dennoch treffliche, selbst glänzende Eigenschaften. Er hatte gelehrte Kenntnisse und einen gebildeten Geschmack, und eben so viel Geschicklichkeit, einen Staat weise zu verwalten, als Muth und kriegerische Fähigkeit, ein Heer gegen die Feinde zu führen. Aetius hatte ihn ausgezeichnet und zu einem seiner treuesten Anhänger gemacht. Er ward daher auch in den Untergang seines Freundes verwickelt, wußte aber durch schleunige Flucht nach Gallien sich den Nachstellungen des Hofes zu entziehen. Mehrere Gleichgesinnte schlugen sich zu ihm; alle ehemaligen Freunde des Aetius wurden nun auch seine Freunde; und so ward er bald das Haupt einer Parthei, welche nicht nur zahlreich und mächtig genug war, ihm Leben und Freiheit zu sichern, sondern die auch noch zu Lebzeiten Valentinians schon damit umging, die Ermordung des Aetius zu rächen und Marcellinus auf den Thron des unwürdigen Sohnes der Placidia zu erheben. Die schnelle Aufeinanderfolge dreier Kaiser, welche eben so schnell verschwanden, als unerwartet sie den Thron bestiegen hatten, zerstörten indessen jedesmal die Maßregeln der Verschwornen und verzögerten den entscheidenden Schlag.

8. Die Seele der ganzen Verschwörung war ein gewisser Päonius, ein Mann von niederer Geburt, dem aber ungeheure Reichthümer und ein vornehmer, durch vieles Geld erkaufter Eidam ein Ansehen gegeben hatten, welchem seine unbedeutenden Fähigkeiten nur wenig entsprachen. Indessen that der Zufall für ihn, was sein eigener Kopf zu thun nicht vermochte. Da er Lärmen und Geräusch liebte, weil er durch beides sich einen Namen zu machen hoffte; so hatte er sich mit Leib und Seele der Parthei des Marcellinus ergeben. Von ihr

Sid. l. 1. ep. 11.

begünstiget, gelang es ihm, sich eigenmächtig zum Präfektus Prätorio von Gallien aufzuwerfen und ungefähr drei Jahre in dieser Würde sich zu behaupten. Bei dem Volke, besonders dem Pöbel, dem er in Sprache und Manieren sich gleichstellte, war er ungemein beliebt, und mit seinem Gelde unablässig wuchernd, verwandte er den Gewinn seines Wuchers zu Geschenken, durch die er die Anhänger seiner Parthei vermehrte, oder in ihrer Anhänglichkeit an Marcellinus sie befestigte.

9. Majorian verfuhr mit ungemeiner Klugheit. Dem Päonius schickte er kaiserliche Bestallungsbriefe, welche ihn in seiner Würde als Präfektus Prätorio bestätigten, ernannte aber einige Monate nachher ihm den Grafen Magnus zum Nachfolger. Der Stolz des Päonius fühlte sich geschmeichelt; er glaubte sich von dem Kaiser geehrt und konnte nun unbesorgt mit dem Titel eines ehemaligen Präfektus Prätorio von Gallien sich brüsten. Von jetzt an verhielt Päonius sich ruhig; und Marcellinus, welcher die Regententugenden und hohen Eigenschaften des Majorianus aufrichtig verehrte, ihn mithin des Thrones würdig hielt, unterwarf sich aus freiem Antrieb dessen Herrschaft. Seine freiwillige Unterwerfung belohnte der Kaiser mit der Statthalterschaft von Sicilien und dem Oberbefehl über die zur Vertheidigung der Insel bestimmten Truppen. Marcellinus schlug einen Haufen, auf den Küsten von Sicilien, des Raubes wegen, gelandeter Vandalen, erbaute hierauf selbst mehrere Schiffe, schlug die Vandalen auch zur See und zügelte in jenen Gewässern, so lange er in Sicilien commandirte, den Uebermuth und die Frechheit der Corsaren.

10. Endlich ging der Kaiser selbst von Ra-

venna nach Gallien. Nach einer harten Belagerung ward Lyon zur Uebergabe gezwungen. Den Einwohnern wurden ihre Privilegien genommen, jedoch bald wieder zurückgegeben und überhaupt das Unglück und Elend der Lyoner, welches in diesen Zeiten der Zerrüttung auf das höchste gestiegen war, durch die Milde des Kaisers um Vieles erleichtert. In einer entscheidenden Schlacht ward Theodorich von Majorianus auf das Haupt geschlagen und aus einem gefährlichen Feinde in einen zu Allem bereitwilligen Bundesgenossen der Römer verwandelt. Die Bagauden endlich in Spanien und auf den Grenzen Galliens, die den vorigen Regierungen längst schon den Gehorsam aufgekündiget hatten, legten im Vertrauen auf die Weisheit des Kaisers und einer künftigen, gerechtern und gelindern Verwaltung die Waffen von selbst nieder; und so kam nun, theils durch Waffengewalt, theils durch Ueberredung, eine, obschon freilich nur sehr precäre Wiedervereinigung eines großen Theils Spaniens und eines noch größern Theils Galliens unter römischer Herrschaft wieder glücklich zu Stande.

Cusp. in fast. p. 451. Idat. p. 42.

Prisc. de leg. p. 42.

11. Aber ein noch weit größerer Entwurf beschäftigte die große Seele des jetzt in voller Kraft männlichen Alters blühenden Kaisers. Die schändlichen Fesseln, welche ein schlauer und glücklicher Barbar dem Abendland angelegt hatte, wollte er auf immer zerbrechen, den unerträglichen, alle Küstenländer unaufhörlich bedrohenden Seeräubereien der Vandalen durch völlige Zerstörung ihres Reiches ein Ende machen und die gesegneten Provinzen Afrika's, diese ehemaligen Kornkammern Italiens, unauflöslich mit dem römischen Reiche wieder vereinigen.

12. Um den Zustand Afrikas genau zu erkunden und mit eigenen Augen von der Macht und den Vertheidigungsmitteln Genserichs sich zu überzeugen, ließ Majorian sich zu einem, nur in dem Leben eines Helden gedenkbaren Wagestück hinreissen. Sein schönes, gelblockiges Haar färbte er schwarz, legte den Purpur ab und begab sich in der Gestalt und unter dem Namen eines Gesandten des Kaisers Majorian an den Hof von Carthago. Jedermann unerkenntlich ward er auch von dem König nicht erkannt, hatte häufige Unterredungen mit demselben, und Procopius erzählt, daß, als Genserich den vermeintlichen Gesandten, seinen Gast, in die Zeughäuser von Carthago geführt, die Waffen von selbst ertönet hätten. Zum erstenmal sah jetzt Genserich auf dem römischen Thron einen Monarchen, der, ausgerüstet mit Kraft, Roms Schmach an dessen Feinden zu rächen im Stande war; und Er, der gröste Feind der Römer hatte das Aergste von dem Heldengeiste Majorians zu befürchten. Außer sich vor Unmuth war er daher, als er bald darauf erfuhr, wer der vorgebliche Gesandte gewesen, und welches kostbare Unterpfand eines dauerhaften Friedens mit den Römern er seinen Händen habe entwischen lassen.

Proc. de bell. Vand. l. 1. c. 8.

13. Die Unterredungen mit Genserich, so wie Alles, was er gehört und beobachtet hatte, befestigten Majorian in seinem weitaussehenden Plane. Um diesen auszuführen, bedurfte es jedoch nicht blos einiger Schiffe, sondern einer wirklichen, den See-Kräften Genserichs, so wie der Größe des Unternehmers entsprechenden Seemacht. Aber die Zeughäuser von Ravenna und Misenum waren leer, die Häfen Italiens und Galliens verödet und die Schiffswerften mit Gesträuchen bewachsen.

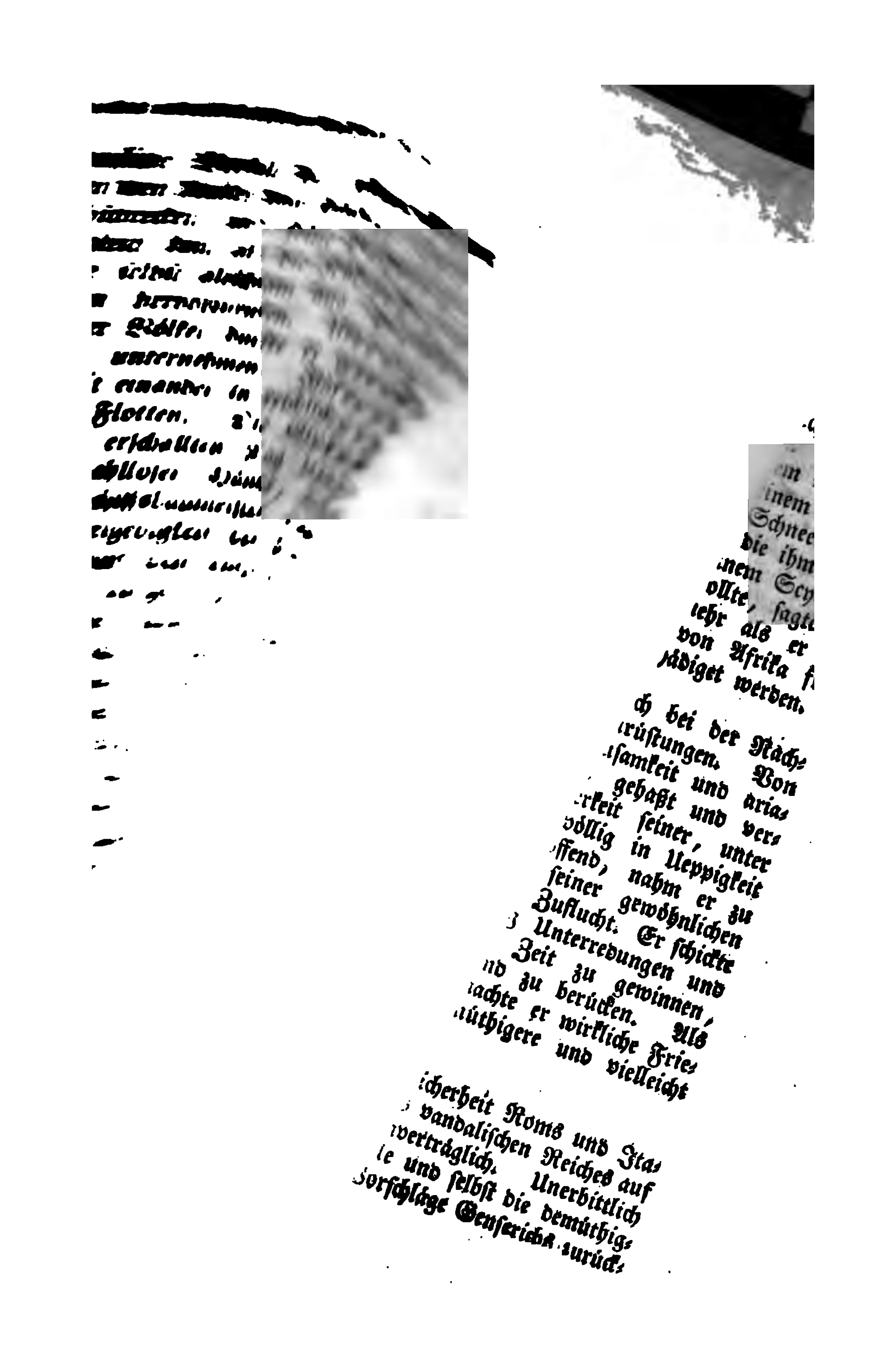
14. Dieser gänzliche Verfall der römischen Marine konnte indessen den Kaiser von seinem großen Vorhaben nicht abschrecken, und seine Beharrlichkeit, welcher nichts gleich kam, als die Kühnheit seiner Entwürfe, wußte selbst gleichsam aus dem Nichts neue Schöpfungen hervorzurufen. Unterstützt von der Liebe seiner Völker durfte er auch das unmöglich Scheinende unternehmen. Italien und Gallien wetteiferten mit einander in reichlichen Beiträgen zum Bau neuer Flotten. Die Gipfel und Wälder des Apennins erschallten Tag und Nacht von den Schlägen zahlloser Hände, die Bäume fällten. Erfahrne Schiffsbaumeister und geschickte Arbeiter lockte die Freigebigkeit des Kaisers aus allen Gegenden, selbst aus dem entfernten Orient herbei. Alles gewann in kurzer Zeit eine andere Gestalt; durch Belohnungen ward überall der Fleiß geweckt, überall die Thätigkeit Aller durch die Thätigkeit des Kaisers belebt; und eine Flotte von drei hundert großen Galeeren nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl von Transportschiffen und kleinern Fahrzeugen krönte endlich die Bemühungen des Kaisers und die mit sehr beträchtlichen Opfern verbundene Mitwirkung seiner Völker. Zum Sammelplatz dieser, die ganze afrikanische Nordküste bedrohenden Flotte ward der sichere und geräumige Hafen von Carthagena gewählt.

15. Aber nicht minder furchtbar war auch das Landheer, das zur Eroberung Afrika's bestimmt war. Seinen Muth konnte zwar der unerschrockene Kaiser der römischen Jugend nicht mehr einflößen. Die kriegerischen Uebungen auf dem Marsfelde waren seit langen Jahren nicht mehr gebräuchlich. Die entnervten Italiäner scheueten den beschwerlichen Dienst der schwer bewaffneten Legionen. Wer von ihnen

12. Um den Zustand Afri
kunden und mit eigenen Augen vo
den Vertheidigungsmitteln Genseri
zeugen, ließ Majorian sich zu eine
Leben eines Helden gedenkbaren
reissen. Sein schönes, gelblockiges
schwarz, legte den Purpur ab u
der Gestalt und unter dem Name
des Kaisers Majorian an den H
Jedermann unerkenntlich ward
König nicht erkannt, hatte hä
mit demselben, und Procopius
Genserich den vermeintlichen Ge
in die Zeughäuser von Carthag
fen von selbst ertönet hätten.
jetzt Genserich auf dem römis
narchen, der, ausgerüstet mit
an dessen Feinden zu rächen
Er, der gröste Feind der R
von dem Heldengeiste M
Außer sich vor Unmuth wa
darauf erfuhr, wer der vo
sen, und welches kostbare
haften Friedens mit den
habe entwischen lassen.

Proc. de bell. Vand. l. 1. c. 8.

13. Die Unterredun
Alles, was er gehört un
ten Majorian in sein
Um diesen auszuführer
blos einiger Schiffe, s
See-Kräften Genserich
Unternehmers entsprech
Zeughäuser von Rav
leer, die Häfen Itali
die Schiffswerften m



...em
...inem
Schnee
die ihm
...nem Sch
...ollte, sagte
...sehr als er
von Afrika f
...digt werden.

...ch bei der Nach-
...rüstungen. Von
...samkeit und aria-
gehaßt und ver-
...rkeit seiner, unter
völlig in Ueppigkeit
...ffend, nahm er zu
seiner gewöhnlichen
Zuflucht. Er schickte
Unterredungen und
Zeit zu gewinnen,
...nd zu berücken. Als
...achte er wirkliche Frie-
...müthigere und vielleicht

...icherheit Roms und Ita-
vandalischen Reiches auf
...verträglich. Unerbittlich
...le und selbst die demüthig-
Vorschläge Genserichs zurück-

ermüdet sein Spiel, bis endlich Aetius, um doch innerhalb der Mauern seines Pallastes Ruhe zu haben, den Majorian seiner Dienste entließ und in eine entfernte Provinz ihn verbannte. Nach dem Tode des Aetius ward er von dem Kaiser zurückberufen. Die erledigten Stellen des Ermordeten glaubte Valentinian am besten durch den edeln Majorian wieder besetzen zu können; als dieser aber in Rom ankam, war jener schon nicht mehr unter den Lebenden.

4. Angelockt von Ricimer, welcher den hohen, vielversprechenden Geist des Jünglings zu würdigen wußte, hatte Majorian das Unglück gehabt, frühzeitig einer der vertrautesten Freunde des stolzen Barbaren zu werden. Diese Freundschaft ward nun die Stufenleiter, auf welcher jener sich zum Throne emporschwang. Nach der Entsetzung des Avitus war Ricimer, auf Bitten des römischen Senats, von dem morgenländischen Kaiser zur Würde eines Patriciers, Majorian aber zu jener eines obersten Feldherrn des Fußvolkes und der Reiterei erhoben worden.*) Ein gleich darauf über die Allemannen erfochtener Sieg gab dem neuen mächtigen Patricier die erwünschte Veranlassung, dem römischen Senat

*) Obschon seit der Theilung Theodosius I. das abendländische und morgenländische Reich von einander getrennt geblieben und gegenseitig sich beinahe völlig fremd geworden waren, so wurde doch der Begriff des römischen Gesammtreichs immer fest gehalten. Alle Rechte, welche man, nach damaligen Ansichten, als unmittelbare Emanationen der kaiserlichen Majestät und Machtvollkommenheit betrachtete, konnten also, wenn der abendländische Thron erlediget war, nur von dem Hofe in Constantinopel ausgeübt werden. Hierzu gehörte nun vorzüglich die Ertheilung höherer Würden, wovon jene eines Patriciers die

inen Freund zur Kaiserwürde zu empfehlen. Der
m Willen Ricimers ohnehin schon sclavisch gehor-
ende Senat gab ohne Widerrede seine Zustim-
ung, und da der Hof von Constantinopel die
ahl genehmiget hatte, so ward nun Majorian in
m Jahre 457, einige Meilen von Ravenna, an
nem Orte, den man die kleinen Pfeiler nannte,
m Kaiser ausgerufen.

5. Nur selten durfte Majorianus während sei-
r kurzen Regierung den Harnisch ablegen. Gleich
ı Anfange seiner Regierung landete ein Heer
andalen auf den Küsten von Campanien; ange-
hrt wurden die Barbaren von Sersaon, einem
chwager des Genserichs. Aber um Unteritalien
gen die seeräuberischen Anfälle der Vandalen zu
hützen, hatte Majorian vorher schon mehrere Trup-
ncorps längs der Küste aufgestellt. Bei der er-
n Nachricht von einer feindlichen Landung zog
h ohne allen Zeitverlust ein bedeutendes römisches
eer in der Gegend von Sinuessa zusammen. Ma- Sidon. carm 5.
rian ging damit auf die Feinde los. Nur Mau-
ische Schaaren waren gelandet, die eigentlichen
andalen, jetzt bei weitem nicht mehr dieselben,
elche vor 80 Jahren Afrika erobert hatten, wa-

Höchste war. Aus diesem Grunde schrieb auch Theo-
dorich, nachdem er Italien schon als König beherrsch-
te, in dem Jahre 491 an den Kaiser Anastasius nach
Constantinopel: «Du bist der Mittelpunkt, aus wel-
«chem die Strahlen hervorgehen, welche über alle
«Könige Glanz und Würde verbreiten. Du bist der
«Erste in der römischen Welt und mit Recht erkennen
«alle darin lebende Fürsten und Monarchen den Dir
«allein gebührenden höchsten Rang.» Man sehe Dubos
kritische Geschichte der Entstehung der französischen Mo-
narchie. B. 2. B. 3. K. 1. wo dieser Gegenstand sehr
umständlich und genügend auseinander gesetzt wird.

ermüdet sein Spiel, bis endlich Aetius, innerhalb der Mauern seines Pallastes Ruhe ben, den Majorian seiner Dienste entließ eine entfernte Provinz ihn verbannte. Na Tode des Aetius ward er von dem Kaiser zu rufen. Die erledigten Stellen des Ermordeten Valentinian am besten durch den edeln Ma wieder besetzen zu können; als dieser aber anlangt, war jener schon nicht mehr unter beyden.

4. Angelockt von Ricimer, welcher den vielversprechenden Geist des Jünglings zu hatte Majorian das Unglück gehab zeitig einer der vertrautesten Freunde des Barbaren zu werden. Diese Freundschaft die Stufenleiter, auf welcher jener sich zum emporschwang. Nach der Entsetzung de war Ricimer, auf Bitten des römischen von dem morgenländischen Kaiser zur Wü Patriciers, Majorian aber zu jener eines Feldherrn des Fußvolkes und der Reiterei worden.*) Ein gleich darauf über die Al erfochtener Sieg gab dem neuen mächtigen die erwünschte Veranlassung, dem römisch

*) Obschon seit der Theilung Theodosius I. ländische und morgenländische Reich von trennt geblieben und gegenseitig sich beinahe geworden waren, so wurde doch der Begrif schen Gesammtreichs immer fest ge Rechte, welche man, nach damalige als unmittelbare Emanationen der kaise stät und Machtvollkommenheit betrach also, wenn der abendländische Thron nur von dem Hofe in Constantinopel den. Hierzu gehörte nun vorzüglich höherer Würden, wovon jene eines

und gefährlichern Falle wieder erhoben hätte. Der Stallmeister nämlich, bisher ein hartnäckiger Arianer, war bei dieser Gelegenheit von dem heiligen Daniel wieder auf den Pfad der Wahrheit zurückgeführt worden.

14. Ein blutiger Aufstand der Eutychianer bezeichnete das erste Regierungsjahr Leo I. Aber die Erzählung dieses schauerlichen Ereignisses gehört jetzt nicht hieher, und wird uns erst, wenn wir den abgebrochenen Faden der Geschichte der Religion Jesu wieder angeknüpft haben werden, in einem der folgenden Abschnitte dieses Bandes beschäftigen.

XXXIX.

1. Nach einem Zwischenreiche von einigen Monaten, während welchen alle Gewalt in den Händen des Ricimers lag, bestieg Majorianus den abendländischen Thron. Er war ein ausgezeichneter, mit hohen Geistesgaben und den treflichsten Eigenschaften des Herzens geschmückter Regent. Wenn Gott einen sinkenden, seinem Untergange schon ganz nahen Staat wieder emporrichten, dessen Existenz auf mehrere Jahrhunderte verlängern will; dann schenkt er ihm einen solchen Fürsten. Aber Majorian war von der Vorsehung nicht zu dem Throne berufen; und nur seine Theilnahme an der Verschwörung des treulosen Ricimers gegen Avitus hatte ihm den Weg dazu gebahnt.

2. Majorian führte den Namen seines mütterlichen Großvaters. Wie sein Vater geheißen, dies verschweigt uns Sidonius in seiner Lobrede auf den

neuen Kaiser. Aber wir wissen, daß er Schazmeister und einer der treuesten und vertrautesten Freunde des Aetius gewesen, und daß er, um von diesem sich nicht zu trennen, alle von dem Hofe ihm angebotenen höhern Würden verschmähet habe.

3. Auch der Sohn hatte unter den Fahnen des großen Aetius sich zum Feldherrn gebildet, in den Kriegen gegen Franken, Allemannen, Gothen und Hunnen frühzeitig schon Proben ausgezeichneter Tapferkeit und seltener Kriegskunde gegeben. In den römischen Heeren genoß er, seines kriegerischen Ruhms wegen, großes Ansehn; selbst von den Feinden ward sein Name mit Ehrfurcht genannt, und sein unerschrockener Muth, seine ungemeine Freigebigkeit bei sehr beschränkten Glücksumständen, seine ihn nie verlassende Geistesüberlegenheit, verbunden mit einer gewissen Anmuth der Gesichtsbildung, welcher sein gelblockiges Haar noch einen größern Reiz zu geben schien, gewannen ihm die Liebe und Achtung Aller, die in nahe oder entferntere Berührung mit ihm kamen. Als die Gemahlin des Aetius, durch die nahe Verlobung ihres Sohnes Gaudentius mit einer Tochter Valentinian III., das kaiserliche Diadem schon um dessen Stirne zu erblicken glaubte, sagten Wahrsager ihr vor, daß nicht dieser ihr Sohn, sondern der junge Majorian einst den Thron besteigen würde. Die Mutter des Gaudentius beschloß nun den Untergang dieses gefährlichen Nebenbuhlers und foderte von ihrem Gemahl, daß er, um ihrem Sohne die Krone zu sichern, den jungen Majorian möchte hinrichten lassen. Aetius dachte viel zu edel und zu groß, als daß elender Wahrsager Gaukelspiel ihn zu einer so blutigen Ungerechtigkeit hätte hinreißen können. Aber nun trieb weiblicher Ungestüm so lange und so un-

Sid. car. edit. Sirm. p. 312 – 18.

ermüdet sein Spiel, bis endlich Aetius, um doch innerhalb der Mauern seines Pallastes Ruhe zu haben, den Majorian seiner Dienste entließ und in eine entfernte Provinz ihn verbannte. Nach dem Tode des Aetius ward er von dem Kaiser zurückberufen. Die erledigten Stellen des Ermordeten glaubte Valentinian am besten durch den edeln Majorian wieder besetzen zu können; als dieser aber in Rom ankam, war jener schon nicht mehr unter den Lebenden.

4. Angelockt von Ricimer, welcher den hohen, vielversprechenden Geist des Jünglings zu würdigen wußte, hatte Majorian das Unglück gehabt, frühzeitig einer der vertrautesten Freunde des stolzen Barbaren zu werden. Diese Freundschaft ward nun die Stufenleiter, auf welcher jener sich zum Throne emporschwang. Nach der Entsetzung des Avitus war Ricimer, auf Bitten des römischen Senats, von dem morgenländischen Kaiser zur Würde eines Patriciers, Majorian aber zu jener eines obersten Feldherrn des Fußvolkes und der Reiterei erhoben worden.*) Ein gleich darauf über die Allemannen erfochtener Sieg gab dem neuen mächtigen Patricier die erwünschte Veranlassung, dem römischen Senat

*) Obschon seit der Theilung Theodosius I. das abendländische und morgenländische Reich von einander getrennt geblieben und gegenseitig sich beinahe völlig fremd geworden waren, so wurde doch der Begriff des römischen Gesammtreichs immer fest gehalten. Alle Rechte, welche man, nach damaligen Ansichten, als unmittelbare Emanationen der kaiserlichen Majestät und Machtvollkommenheit betrachtete, konnten also, wenn der abendländische Thron erlediget war, nur von dem Hofe in Constantinopel ausgeübt werden. Hierzu gehörte nun vorzüglich die Ertheilung höherer Würden, wovon jene eines Patriciers die

seinen Freund zur Kaiserwürde zu empfehlen. Der dem Willen Ricimers ohnehin schon sclavisch gehorchende Senat gab ohne Widerrede seine Zustimmung, und da der Hof von Constantinopel die Wahl genehmiget hatte, so ward nun Majorian in dem Jahre 457, einige Meilen von Ravenna, an einem Orte, den man die kleinen Pfeiler nannte, zum Kaiser ausgerufen.

5. Nur selten durfte Majorianus während seiner kurzen Regierung den Harnisch ablegen. Gleich im Anfange seiner Regierung landete ein Heer Vandalen auf den Küsten von Campanien; angeführt wurden die Barbaren von Sersaon, einem Schwager des Genserichs. Aber um Unteritalien gegen die seeräuberischen Anfälle der Vandalen zu schützen, hatte Majorian vorher schon mehrere Truppencorps längs der Küste aufgestellt. Bei der ersten Nachricht von einer feindlichen Landung zog sich ohne allen Zeitverlust ein bedeutendes römisches Heer in der Gegend von Sinuessa zusammen. Majorian ging damit auf die Feinde los. Nur Maurische Schaaren waren gelandet, die eigentlichen Vandalen, jetzt bei weitem nicht mehr dieselben, welche vor 80 Jahren Afrika erobert hatten, wa-

Sidon. carm 5.

Höchste war. Aus diesem Grunde schrieb auch Theodorich, nachdem er Italien schon als König beherrschte, in dem Jahre 491 an den Kaiser Anastasius nach Constantinopel: «Du bist der Mittelpunkt, aus wel«chem die Strahlen hervorgehen, welche über alle «Könige Glanz und Würde verbreiten. Du bist der «Erste in der römischen Welt und mit Recht erkennen «alle darin lebende Fürsten und Monarchen den Dir «allein gebührenden höchsten Rang.» Man sehe Dubos kritische Geschichte der Entstehung der französischen Monarchie. B. 2. B. 3. K. 1. wo dieser Gegenstand sehr umständlich und genügend auseinander gesetzt wird.

ren gröstentheils in den Schiffen zurückgeblieben. Majorian suchte die Mauren von der Flotte abzuschneiden. Jetzt verließen auch die Vandalen ihre Schiffe. Zwischen dem Garipliano und Volturno kam es zu einem hitzigen Treffen. Beinahe alle Maurische Hülfsvölker wurden erschlagen; auch von den Vandalen entrannen nur wenige dem Schwerte der Römer und flüchteten auf ihre Flotte, welche sogleich die Segel lichtete und nach Afrika zurückkehrte. Sersaon, Genserichs Schwager, blieb in dem Treffen.

6. Nachdem Majorian Italien von den Vandalen befreiet hatte, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit auf Gallien. Beinahe alle Gallische Provinzen hatten sich der römischen Herrschaft entzogen. Merovaus, der Franken König, war sogleich nach dem Tode des Aetius über die Somme gegangen, hatte sich bis an die Seine ausgebreitet und in kurzer Zeit den ganzen nördlichen Theil von Gallien erobert. Lyon war in der Gewalt der Burgunder. Theodorich, der König der Westgothen, hatte mit Genserich, seinem ärgsten Feinde sich ausgesöhnt, und suchte nun alle Barbaren, die Franken, Vandalen, Sueven, Alanen und Burgunder in einem allgemeinen Bunde gegen die Römer, ihren gemeinschaftlichen Feind, zu vereinigen. Endlich stand auch noch der unternehmende Comes Marcellinus an der Spitze einer zahlreichen und mächtigen Parthei und strebte, wo nicht nach dem Purpur, doch nach einer völligen Unabhängigkeit von der römischen Herrschaft.

ocop. d. . Vand. I. . 6. Suid. p 96.

7. Marcellinus war ein Mann von großen Geistesgaben; zwar leider ein Heide und der Wahrsagerei und heidnischem Aberglauben ergeben, besaß

er dennoch treffliche, selbst glänzende Eigenschaften. Er hatte gelehrte Kenntnisse und einen gebildeten Geschmack, und eben so viel Geschicklichkeit, einen Staat weise zu verwalten, als Muth und kriegerische Fähigkeit, ein Heer gegen die Feinde zu führen. Aetius hatte ihn ausgezeichnet und zu einem seiner treuesten Anhänger gemacht. Er ward daher auch in den Untergang seines Freundes verwickelt, wußte aber durch schleunige Flucht nach Gallien sich den Nachstellungen des Hofes zu entziehen. Mehrere Gleichgesinnte schlugen sich zu ihm; alle ehemaligen Freunde des Aetius wurden nun auch seine Freunde; und so ward er bald das Haupt einer Parthei, welche nicht nur zahlreich und mächtig genug war, ihm Leben und Freiheit zu sichern, sondern die auch noch zu Lebzeiten Valentinians schon damit umging, die Ermordung des Aëtius zu rächen und Marcellinus auf den Thron des unwürdigen Sohnes der Placidia zu erheben. Die schnelle Aufeinanderfolge dreier Kaiser, welche eben so schnell verschwanden, als unerwartet sie den Thron bestiegen hatten, zerstörten indessen jedesmal die Maßregeln der Verschwornen und verzögerten den entscheidenden Schlag.

8. Die Seele der ganzen Verschwörung war ein gewisser Päonius, ein Mann von niederer Geburt, dem aber ungeheure Reichthümer und ein vornehmer, durch vieles Geld erkaufter Eidam ein Ansehen gegeben hatten, welchem seine unbedeutenden Fähigkeiten nur wenig entsprachen. Indessen that der Zufall für ihn, was sein eigener Kopf zu thun nicht vermochte. Da er Lärmen und Geräusch liebte, weil er durch beides sich einen Namen zu machen hoffte; so hatte er sich mit Leib und Seele der Parthei des Marcellinus ergeben. Von ihr

Sid. l. 1. ep. 11.

begünstiget, gelang es ihm, sich eigenmächtig zum Präfektus Prätorio von Gallien aufzuwerfen und ungefähr drei Jahre in dieser Würde sich zu behaupten. Bei dem Volke, besonders dem Pöbel, dem er in Sprache und Manieren sich gleichstellte, war er ungemein beliebt, und mit seinem Gelde unablässig wuchernd, verwandte er den Gewinn seines Wuchers zu Geschenken, durch die er die Anhänger seiner Parthei vermehrte, oder in ihrer Anhänglichkeit an Marcellinus sie befestigte.

9. Majorian verfuhr mit ungemeiner Klugheit. Dem Päonius schickte er kaiserliche Bestallungsbriefe, welche ihn in seiner Würde als Präfektus Prätorio bestätigten, ernannte aber einige Monate nachher ihm den Grafen Magnus zum Nachfolger. Der Stolz des Päonius fühlte sich geschmeichelt; er glaubte sich von dem Kaiser geehrt und konnte nun unbesorgt mit dem Titel eines ehemaligen Präfektus Prätorio von Gallien sich brüsten. Von jetzt an verhielt Päonius sich ruhig; und Marcellinus, welcher die Regententugenden und hohen Eigenschaften des Majorianus aufrichtig verehrte, ihn mithin des Thrones würdig hielt, unterwarf sich aus freiem Antrieb dessen Herrschaft. Seine freiwillige Unterwerfung belohnte der Kaiser mit der Statthalterschaft von Sicilien und dem Oberbefehl über die zur Vertheidigung der Insel bestimmten Truppen. Marcellinus schlug einen Haufen, auf den Küsten von Sicilien, des Raubes wegen, gelandeter Vandalen, erbaute hierauf selbst mehrere Schiffe, schlug die Vandalen auch zur See und zügelte in jenen Gewässern, so lange er in Sicilien commandirte, den Uebermuth und die Frechheit der Corsaren.

10. Endlich ging der Kaiser selbst von Ra-

venna nach Gallien. Nach einer harten Belagerung ward Lyon zur Uebergabe gezwungen. Den Einwohnern wurden ihre Privilegien genommen, jedoch bald wieder zurückgegeben und überhaupt das Unglück und Elend der Lyoner, welches in diesen Zeiten der Zerrüttung auf das höchste gestiegen war, durch die Milde des Kaisers um Vieles erleichtert. In einer entscheidenden Schlacht ward Theodorich von Majorianus auf das Haupt geschlagen und aus einem gefährlichen Feinde in einen zu Allem bereitwilligen Bundesgenossen der Römer verwandelt. Die Bagauden endlich in Spanien und auf den Grenzen Galliens, die den vorigen Regierungen längst schon den Gehorsam aufgekündiget hatten, legten im Vertrauen auf die Weisheit des Kaisers und einer künftigen, gerechtern und gelindern Verwaltung die Waffen von selbst nieder; und so kam nun, theils durch Waffengewalt, theils durch Ueberredung, eine, obschon freilich nur sehr precäre Wiedervereinigung eines großen Theils Spaniens und eines noch größern Theils Galliens unter römischer Herrschaft wieder glücklich zu Stande.

Cusp. in fast. p. 451. Idat. p. 42.

Prisc. de leg. p. 42.

11. Aber ein noch weit größerer Entwurf beschäftigte die große Seele des jetzt in voller Kraft männlichen Alters blühenden Kaisers. Die schändlichen Fesseln, welche ein schlauer und glücklicher Barbar dem Abendland angelegt hatte, wollte er auf immer zerbrechen, den unerträglichen, alle Küstenländer unaufhörlich bedrohenden Seeräubereien der Vandalen durch völlige Zerstörung ihres Reiches ein Ende machen und die gesegneten Provinzen Afrika's, diese ehemaligen Kornkammern Italiens, unauflöslich mit dem römischen Reiche wieder vereinigen.

12. Um den Zustand Afrikas genau zu erkunden und mit eigenen Augen von der Macht und den Vertheidigungsmitteln Genserichs sich zu überzeugen, ließ Majorian sich zu einem, nur in dem Leben eines Helden gedenkbaren Wagestück hinreissen. Sein schönes, gelblockiges Haar färbte er schwarz, legte den Purpur ab und begab sich in der Gestalt und unter dem Namen eines Gesandten des Kaisers Majorian an den Hof von Carthago. Jedermann unerkenntlich ward er auch von dem König nicht erkannt, hatte häufige Unterredungen mit demselben, und Procopius erzählt, daß, als Genserich den vermeintlichen Gesandten, seinen Gast, in die Zeughäuser von Carthago geführt, die Waffen von selbst ertönet hätten. Zum erstenmal sah jetzt Genserich auf dem römischen Thron einen Monarchen, der, ausgerüstet mit Kraft, Roms Schmach an dessen Feinden zu rächen im Stande war; und Er, der gröste Feind der Römer hatte das Aergste von dem Heldengeiste Majorians zu befürchten. Außer sich vor Unmuth war er daher, als er bald darauf erfuhr, wer der vorgebliche Gesandte gewesen, und welches kostbare Unterpfand eines dauerhaften Friedens mit den Römern er seinen Händen habe entwischen lassen.

Proc. de bell. Vand. l. 1. c. 8.

13. Die Unterredungen mit Genserich, so wie Alles, was er gehört und beobachtet hatte, befestigten Majorian in seinem weitaussehenden Plane. Um diesen auszuführen, bedurfte es jedoch nicht blos einiger Schiffe, sondern einer wirklichen, den See-Kräften Genserichs, so wie der Größe des Unternehmers entsprechenden Seemacht. Aber die Zeughäuser von Ravenna und Misenum waren leer, die Häfen Italiens und Galliens verödet und die Schiffswerften mit Gesträuchen bewachsen.

14. Dieser gänzliche Verfall der römischen Marine konnte indessen den Kaiser von seinem großen Vorhaben nicht abschrecken, und seine Beharrlichkeit, welcher nichts gleich kam, als die Kühnheit seiner Entwürfe, wußte selbst gleichsam aus dem Nichts neue Schöpfungen hervorzurufen. Unterstützt von der Liebe seiner Völker durfte er auch das unmöglich Scheinende unternehmen. Italien und Gallien wetteiferten mit einander in reichlichen Beiträgen zum Bau neuer Flotten. Die Gipfel und Wälder des Apennins erschallten Tag und Nacht von den Schlägen zahlloser Hände, die Bäume fällten. Erfahrne Schiffsbaumeister und geschickte Arbeiter lockte die Freigebigkeit des Kaisers aus allen Gegenden, selbst aus dem entfernten Orient herbei. Alles gewann in kurzer Zeit eine andere Gestalt; durch Belohnungen ward überall der Fleiß geweckt, überall die Thätigkeit Aller durch die Thätigkeit des Kaisers belebt; und eine Flotte von drei hundert großen Galeeren nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl von Transportschiffen und kleinern Fahrzeugen krönte endlich die Bemühungen des Kaisers und die mit sehr beträchtlichen Opfern verbundene Mitwirkung seiner Völker. Zum Sammelplatz dieser, die ganze afrikanische Nordküste bedrohenden Flotte ward der sichere und geräumige Hafen von Carthagena gewählt.

15. Aber nicht minder furchtbar war auch das Landheer, das zur Eroberung Afrika's bestimmt war. Seinen Muth konnte zwar der unerschrockene Kaiser der römischen Jugend nicht mehr einflößen. Die kriegerischen Uebungen auf dem Marsfelde waren seit langen Jahren nicht mehr gebräuchlich. Die entnervten Italiäner scheueten den beschwerlichen Dienst der schwer bewaffneten Legionen. Wer von ihnen

noch dienen mochte, diente aus Bequemlichkeit lieber zu Pferde als zu Fuß; und das römische Fußvolk, der Kern jener Heere, welche einst die Welt bezwungen hatten, war längst schon verschwunden. Das kaiserliche Heer bestand daher größtentheils aus Barbaren und barbarischen Hülfsvölkern, welche Majorians kriegerischer Ruhm, der Ruf seiner Freigebigkeit und die Hoffnung, Genserichs unermeßliche Schätze zu theilen, zu seinen Fahnen gerufen hatten. Durch Abstammung, Sprache und Nationalinteresse getheilt, aber jetzt zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereint, weheten auf den weiten Ebenen von Ligurien die Paniere der Ostgothen und Westgothen, der Scythen, Geziden, Rugier, Burgunder, Sueven und Alanen. Alle standen unter ihren eigenen Anführern; aber von Allen war Majorian die Seele und der belebende Geist.

16. Mitten im Winter war der Kaiser mit seinem Heer über die Alpen gegangen. Die Beschwerlichkeiten und Gefahren dieses im Herzen eines strengen Winters unternommenen Zuges über die höchsten Gebirge sind unbeschreiblich. Selbst die an das erstarrende Clima des nordischen Eishimmels gewohnten Nationen fanden sie beinahe unerträglich. Tuldila, der Anführer eines ostgothischen Heerhaufens murrte laut gegen ein Unternehmen, welchem die Natur selbst sich entgegen zu setzen schien. Er und seine Schaar machten Halt, weigerten mit aufrührerischem Ungestüm, weiter vorzurücken. Dies Beispiel hätte gefährlich werden können. Aber das empörte kriegerische Ehrgefühl anderer barbarischen Schaaren machte, um den Aufstand zu dämpfen, die Dazwischenkunft des Kaisers unnöthig, denn ohne dessen Befehle abzuwarten,

fielen sie über die Anführer her, und hieben Tul-
dila sammt seiner ganzen Schaar in Stücken.

17. Majorian theilte alle Beschwerlichkeiten des
Marsches mit dem gemeinsten Soldaten. In vol-
ler Rüstung befand er sich stets bei dem Vortrab,
ging überall voran, untersuchte mit einem langen
Speer in der Hand die Tiefe des Schnees, die
Festigkeit des Eises, ermunterte alle, die ihm folg-
ten durch Beispiel und Rede. Zu einem Scythen,
der die Kälte unerträglich finden wollte, sagte er
scherzhaft, daß er bald, vielleicht mehr als er es
wünschen möchte, durch die Hitze von Afrika für
die gegenwärtige Kälte würde entschädiget werden.

18. Heftig erschrack Genserich bei der Nach-
richt von diesen furchtbaren Zurüstungen. Von
seinen Unterthanen, seiner Grausamkeit und aria-
nischen Verfolgungswuth wegen, gehaßt und ver-
abscheuet, und von der Tapferkeit seiner, unter
einem heißen Himmelsstrich, völlig in Ueppigkeit
versunkenen Vandalen wenig hoffend, nahm er zu
den schon bekannten Künsten seiner gewöhnlichen
arglistischen Politik wieder seine Zuflucht. Er schickte
Gesandte auf Gesandte, schlug Unterredungen und
Unterhandlungen vor, suchte Zeit zu gewinnen,
seinen Gegner zu täuschen und zu berücken. Als
alles ohne Wirkung blieb, machte er wirkliche Frie-
densanträge, und zwar demüthigere und vielleicht
auch aufrichtigere, als je.

19. Aber mit der Sicherheit Roms und Ita-
liens war die Existenz eines vandalischen Reiches auf
den Küsten von Afrika unverträglich. Unerbittlich
wurden von dem Kaiser alle und selbst die demüthig-
sten und annehmbarsten Vorschläge Genserichs zurück-

gewiesen. In einem Anfalle von Verzweifelung ließ dieser, um einem gelandeten römischen Heere die Subsistenzmittel zu entziehen, Mauritanien verheeren, alle Brunnen und Quellen vergiften, alle Getraide-Vorräthe zerstören, kurz die ganze weitschichtige Provinz in eine Einöde verwandeln; ohne zu bedenken, daß, wenn Majorians Flotten die See beherrschten, es dem Kaiser frei stünde, auf jedem andern Punkte der Küste zu landen, auch die nun siegreich auf dem Meere wehenden römischen Flaggen die gelandete Armee mit allen Bedürfnissen im Ueberfluß versehen könnten.

20. Genserichs Untergang schien unvermeidlich und die Wiedereroberung Afrika's so gut als vollbracht. Aber Schelsucht, Neid und tückische Bosheit waren in Ricimers treuloser Brust wieder erwacht. Majorian hatte sich seiner Vormundschaft entzogen, war nicht gesonnen, die Zügel der Regierung fremden Händen zu überlassen. In Allem, was er bisher unternommen, hatte das Glück ihn begünstiget; alle seine Unternehmungen schienen an dem Busen dieser Göttin zu reifen. Ward jetzt der gefürchtete Genserich von ihm überwunden und das mächtige Vandalen-Reich von ihm zerstört; kam Rom wieder in den Besitz der von Reichthum und jeder Fülle des Segens überströmenden afrikanischen Provinzen und wurden endlich die ungeheuern Schätze des überwundenen Königs eine Beute des Siegers; dann kam diesem an Macht und Größe niemand gleich. Majorian war alsdann der von Römern und Barbaren bewunderte Held seines Jahrhunderts und vor dem weit umher strahlenden Ruhm eines mit so vielen unverwelklichen Lorbeeren gekrönten Kaisers muste Ricimers ohnehin schon erbleichtes Ansehen auf immer verschwinden. Dem lauernden Blick des Barbaren

war dies nicht entgangen und seiner niedrigen Selbstsucht war kein Opfer zu theuer.

21. Ricimer hatte überall seine Creaturen, mithin auch auf der Flotte und in dem Lager des Majorians. Diese erhielten die Weisung, den Kaiser an die Feinde zu verrathen. Von allen Bewegungen der Römer, von dem Zustande ihrer Flotte, von der Zahl und Lage ihrer Schiffe, von dem Dienst, der darauf geschah, kurz von Allem erhielt Genserich die genaueste Kunde, und von diesen schändlichen Verräthern belehrt, ermuntert und geführt, überfiel er nun mit seiner ganzen Seemacht die unbewachte römische Flotte in der Bay von Carthagena. Das Unglück war ohne Grenzen. Die ganze Flotte ging zu Grunde. Alle Schiffe wurden entweder genommen, versenkt oder verbrannt und eine einzige schauerliche Nacht sah alle Früchte einer dreijährigen, mit der grösten Anstrengung und einem ungeheuern Kostenaufwand vollbrachten Arbeit vernichtet *). J. J. n. Ch. G. 460.

22. Diesen durch Zufall erfochtenen Sieg benützte Genserich, wie ein schlauer Fürst ihn benutzen muste. Sich nämlich wohl bewußt, daß er weder der Ueberlegenheit seiner Flotte, noch der Tapferkeit seiner Truppen, sondern blos der Verrätherei, den errungenen Vortheil zu danken habe, erneuerte er so-

*) Idatius, welcher in Spanien lebte und, dem Schauplatze der Ereignisse ganz nahe, gleichsam Augenzeuge derselben war, sagt ganz deutlich: Vandali per proditores admoniti etc. Idatius nennt zwar nicht den Namen des Ricimer; aber die bald darauf erfolgte blutige Catastrophe benimmt uns allen Zweifel darüber; und gewiß konnte niemand der schändliche Verräther gewesen seyn, als eben dieser herrschsüchtige, treu- und gewissenlose Ricimer.

gleich die gemachten Friedensvorschläge, und Majorian, im Glück und Unglück gleich groß, ging einen auf mehrere Jahre geschlossenen Waffenstillstand ein, und zwar in der vollen Ueberzeugung, daß Genserichs Betragen während der Zeit, welche der Bau einer neuen Flotte erfodern könnte, den Ausbruch eines neuen Krieges vollkommen wieder rechtfertigen würde.

23. Majorian ging hierauf nach Gallien zurück, wo er den Winter in Arles zubrachte. Dem verständigen und scharfblickenden Kaiser konnte Ricimers Verrätherei nicht lange ein Geheimniß bleiben. Ein Bruch zwischen ihm und diesem stolzen Barbaren war unvermeidlich; den Folgen desselben kam letzterer zuvor. Als Majorian in dem folgenden Jahre 461 nach Italien ging, brach an dem Fuße der Alpen in der Gegend von Tortona, in seinem größtentheils aus Barbaren bestehenden Heere ein fürchterlicher Aufruhr aus. Der Kaiser, der ihn zu dämpfen nicht mehr vermochte, legte den Purpur ab, entschlossen in den Privatstand zurückzukehren, weil überzeugt, daß das Barbaren und Verräthern preisgegebene Reich ohne Rettung verloren wäre. Aber Ricimer ließ ihn gefangen nehmen, und mit Gift hingerichtet, starb Majorian unter den heftigsten Schmerzen in den Eingeweiden wenige Tage nach seiner Entsetzung. (7. August 461.) *)

---

*) Idatius sagt in seiner Chronik: Ricimer livore percitus et Invidorum consilio fultus, fraude interficit circumventum.' Statt Invidorum lesen Viele Suevorum. Ist letztere Leseart die richtigere; so beweist sie unwidersprechlich, was jedoch beinahe keines fernern Beweises mehr zu bedürfen scheint, nämlich daß Ricimer der Fürst oder Anführer eines unabhängigen Suevenstammes war, welchem man in Italien Standquartiere und Ländereien zu seinem Unterhalt an-

24. Kurz, aber ruhmvoll war die Laufbahn dieses Kaisers. Während einer Regierung blos von 3 Jahren und einigen Monaten war es ihm beinahe nie gegönnt, die Rüstung abzulegen; aber, obschon ununterbrochen mit Kriegen und kriegerischen Entwürfen beschäftiget, that er doch mehr für die Verwaltung und das Wohl seiner Völker, als mancher seiner Vorfahren, selbst der Bessern, in einem ganzen Menschenalter nicht gethan hatte. In allen seinen Gesetzen wehet derselbe Geist, der auch ihn beseelte. Wir erblicken darin das Bild eines Fürsten, der sein Volk liebt, dessen Drangsale fühlt, ihnen abzuhelfen unablässig bemühet ist und Kopf und Festigkeit genug besitzt, um einer allgemein überhandgenommenen, den ganzen Organismus des Staatskörpers zerstörenden Zerrüttung mit den kräftigsten Heilmitteln zu begegnen. Zahllosen Familien gab er wieder Ruhe, Friede und Sicherheit, indem er alle rückständige Abgaben ohne Ausnahme erließ, dadurch Alle, welche die Rückstände nicht bezahlen konnten, unerträglichen Quälereien, ja oft grausamen Verfolgungen entzog und den verderblichen, gegen sie schon erhobenen Prozessen auf einmal ein Ende machte. Die gehäufte und überhäufte Last einer Menge direkter und indirekter Steuern (indictiones et super-indictiones), worunter die Unterthanen schmachteten und die den Kunstfleiß ertödteten und jede Lust zur Arbeit erstickten, ward gleich im Anfange seiner Regierung um Vieles erleichtert. Durch die weisesten Verordnungen sorgte er für gerechtere

---

gewiesen hatte. Hier also war der Mittelpunkt von Ricimers Macht, von seinen verderblichen Intriguen und unaufhörlichen Verräthereien. Man sehe Du Buat hist. anc. des peup. de l'Eur. t. 8. l. 8. c. 2. pag. 60.

Vertheilung, wie mildere Erhebung der Steuern. Jene Blutigel, welche unter dem Namen römische Steuereinnehmer, oder Commissarien prätorianischer Präfekte, das Mark der Unterthanen aussaugten, wurden von ihm durchaus nicht geduldet; ihr bisheriges Geschäft, welches sie gleichsam in ein System der gewissenlosesten Räubereien verwandelt hatten, übergab er überall den gewöhnlichen Provinzialobrigkeiten. Ueber alle Begriffe geht die Schamlosigkeit, mit welcher die bisherigen Steuereinnehmer die Unterthanen geplündert hatten. So z. B. erfrechten sie sich, von den Steuerpflichtigen die Bezahlung ihrer Quoten in Gold zu verlangen, weigerten sich jedoch dabei, gangbare Goldmünzen anzunehmen und begehrten nur solche, welche vor länger als 300 Jahren, unter der Regierung der Antonine, oder des Trajans waren geprägt worden. Wer, wie es gröstentheils geschah, solche Goldmünzen nicht aufzutreiben vermochte, mußte, so gut er konnte, mit dem Steuereinnehmer sich abfinden. Gelang es aber auch hie und da Einem, die gefoderten alten Goldmünzen sich zu verschaffen, dann sah er sich in dem Falle, beinahe gerade das Doppelte der ihn treffenden Abgaben zu bezahlen, indem ein aureus aus dem 2. oder 3. Jahrhundert hundert und achtzehen, zu den Zeiten Majorians aber nur acht und sechzig Gran wog. Unglaublich würde eine solche, himmelschreiende Erpressung scheinen, wenn nicht die Gesetze Majorians selbst davon Erwähnung gemacht hätten.

25. In allen Städten rief er die Municipalitäts-Obrigkeiten wieder in das Leben, entzog sie der drückenden Abhängigkeit von den höhern Behörden, nannte sie die kleinen Senate und umgab sie mit dem nöthigen Ansehen, um ihre Municipa-

litätsgeschäfte zum Besten der Bürger ungestört verrichten zu können. Eben so stellte er die öffentlichen Anwälde der Städte (defensores civitatum) wieder her, überließ aber deren Ernennung nicht den höhern Beamten, sondern dem Volke, welches er ermächtigte, in einer freien Versammlung diejenigen Männer zu wählen, denen es sein Zutrauen schenkte, die mithin verständig und kühn genug wären, um die Rechte des Volkes zu vertheidigen, dessen Beschwerden vorzutragen, den Armen gegen die Willkühr des Reichen zu schützen und nöthigen Falls dem Kaiser die Mißbräuche anzuzeigen, welche, unter dem Schilde seines Ansehens und unter der Sanktion seines Namens, pflichtwidrige Beamten sich erlauben würden.

26. Die von der Natur und durch positives göttliches Gesetz geheiligten Familien-Verhältnisse betrachtete er als die ersten und reinsten Quellen aller andern Staats- und gesellschaftlichen Verhältnisse. Allen Unordnungen, welche jene zarten Bande erschlafften oder gar zerstörten, suchte er mit Nachdruck zu steuern. Gegen den Ehebruch erließ er scharfe Gesetze, betrachtete ihn als ein des Todes würdiges Verbrechen und bestrafte ihn mit lebenslänglicher Landesverweisung und Einziehung aller Güter. Junge Wittwen, die in der Blüthe ihrer Jahre, blos um einem ungeregelten Hange zur Freiheit sich überlassen zu können, zu keiner zweiten Ehe schreiten wollten, verband er durch ein Gesetz, entweder in den ersten fünf Jahren nach dem Tode ihres ersten Gatten wieder zu heirathen, oder die Hälfte ihres ganzen Vermögens sogleich ihren natürlichen und gesetzmäßigen Erben zu überlassen.

27. Besonders merkwürdig ist das von Majo-

rian in Beziehung auf Gott geweihete Jungfrauen erlassene Gesetz. Es ist ganz in dem Geiste und Interesse unserer heiligen Kirche. Schon einige Jahre vorher hatte Pabst Leo gegen die verbrecherische Weise geeifert, mit welcher viele Familien, bald aus Geiz, bald um den Söhnen größere Vortheile zu verschaffen, ihre Töchter, durch erzwungene Annahme des jungfräulichen Schleiers, zu einem ehelosen Leben verdammten. Um dieser gottlosen Entweihung heiligender und selbst heiliger Anstalten entgegen zu wirken, hatte der Pabst mehrere heilsame Verfügungen erlassen, unter Andern auch verordnet, daß keine Gott geweihete Jungfrau vor dem 40sten Jahre ihres Alters die Gelübde ablegen sollte. Wie es scheint, bedurfte es der Mitwirkung weltlicher Macht, um diesen so ganz in dem Geiste des Evangeliums gegebenen, päbstlichen Vorschriften die gehörige Folgsamkeit zu verschaffen. In einem unter dem 26. October 458 bekannt gemachten kaiserlichen Gesetze wurden also nun auch von der zeitlichen Gewalt alle jene auf diese wichtige Angelegenheit sich beziehende Verordnungen wiederholet. Die Aufrechthaltung derselben wurde den Statthaltern der Provinzen, wie allen Tribunälen des Reiches zur Pflicht gemacht und der Dawiderhandelnde, nach Lage der Umstände, mit schweren Geldstrafen, Einkerkerung oder Landesverweisung bestraft.

28. Der für alles Große und Schöne empfänglichen Seele des Majorians war die muthwillige Zerstörung aller Denkmäler ehemaliger, römischer Größe längst schon ein Aergerniß gewesen. Um bei Errichtung eines ärmlichen, winzigen Gebäudes, den Ankauf einiger Back- und Ziegelsteine zu ersparen, wurden die ältesten, aus den Zeiten der frühern Cäsaren, oft selbst aus jenen der Republik noch hervorragenden

Gebäude, Thürme, Grabmäler und Mauern eingerissen, abgetragen und zerstört. Ein Frevel, dessen nur ganz entartete, unwürdige Abkömmlinge eines großen Volkes sich schuldig machen konnten. Sobald Majorian Kaiser war, setzte er dieser rohen, die Römer selbst mit Schmach bedeckenden und blos von der niedrigsten und ekelhaftesten Habsucht erzeugten Zerstörungswuth ein Ziel. Die Sache war ihm so wichtig, daß er ganz allein dem römischen Senat das Recht ertheilte, zu erkennen, wann und unter welchen Umständen die Abtragung eines alten, oft so große Erinnerungen zurückrufenden Gebäudes erlaubt seyn könnte. Jeder andere Beamte, der eigenmächtig hiezu wieder eine Erlaubniß geben würde, sollte mit 50 Pfund Goldes, nach unserm Gelde ungefähr 20,000 Gulden, bestraft werden. Dieses Gesetz entsprach so vollkommen dem natürlichen Gefühle aller Menschen, daß es, obgleich es die Römer beschämte, dennoch mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, und auch nachher bei den häufig wiederkehrenden Drangsalen des Krieges selbst von Barbaren und wilden Eroberern nicht selten berücksichtiget ward. — Daß wir jetzt noch über und unter den colossalen Trümmern römischer Größe herumwandeln und, bei ihrem Anblick begeistert, die Stimmen der Helden-Geschlechter, die jene einst herrschend bewohnten, zu vernehmen glauben: diesen hohen Genuß verdanken wir vielleicht größtentheils der Weisheit dieses Gesetzes.

29. Zu groß, um mit seinem eigenen Interesse sich zu beschäftigen, füllte, von dem Augenblicke an, wo er die Herrschaft übernommen hatte, nur das allgemeine Wohl sein ganzes Daseyn aus. Dieser sich stets blos auf die Gesammtheit beziehende wohlwollende Sinn spricht sich in allen seinen Handlungen aus.

So z. B. bestrafte er sehr strenge Verläumdung und böse Nachrede; traf aber die Beleidigung ihn selbst, dann blieb sie sicher ungeahndet. Er hatte warme Freunde, weil er sie zu haben verdiente, auch selbst den Werth der Freundschaft zu schätzen wuste, und Egidius, den er zum Oberbefehlshaber in Gallien ernannt hatte, blieb bis an das Ende seines Lebens der unversöhnlichste Feind der Mörder seines geliebten Herrn. Majorian war kein Feind der unschuldigen Freuden des geselligen Lebens. Heiterkeit und ein gewisser Frohsinn waren seine steten Begleiter in allen Verhältnissen seines Lebens, und die äußere Ruhe, welche auch in den gefährlichsten Momenten ihn nicht verließ, war der Ausdruck wie der sicherste Beweis seiner innern Kraft. Er liebte muntere Unterhaltung und geistvollen Scherz, besonders beim geselligen von allem Hofzwange entbundenen Mahle; Er selbst scherzte dann mit vielem Witz, der aber blos dem gesellschaftlichen Vergnügen diente und nie, weder um zu glänzen noch zu verwunden, seinen Stachel schärfte *). Kurz, Majorian war ein großer Regent, weiser Gesetzgeber, kühner und erfahrner Feldherr, trefflicher und liebenswürdiger Mensch; und Procopius sagt von ihm, daß er von den besten Kaisern alle ihre Tugenden, ohne ihre Fehler, in sich vereinet habe.

30. Wäre der Untergang des römischen Reiches nicht unwiderruflich in dem Plane ewiger Weisheit beschlossen gewesen: ein Kaiser wie Majorian würde es nicht nur gerettet, sondern selbst die Rö-

*) Sidonius, der während des Kaisers Aufenthalt in Arles öfters zur kaiserlichen Tafel eingeladen ward, sagt bei einer solchen Gelegenheit von Majorian: subrisit Augustus et erat joci plenus.

l. I. ep. 11.

mer, wenigstens während seiner Regierung, wieder zu einem herrschenden Volke erhoben haben. Aber bei aller Ueberlegenheit seines Geistes, bei den glänzendsten Eigenschaften und dem reinsten Willen, der ihn stets leitete, muste dennoch all sein Streben, Mühen und Wirken fruchtlos bleiben, weil dasselbe nicht in dem Plane der Vorsehung lag, auch war es ja nicht Sie, die ihm, sondern Er selbst, der sich die Bürde des Diadems aufgeladen hatte.

XL.

1. Der durch Majorians Ermordung abermals erledigte Thron ward von dem knechtischen Senat dem Ricimer angetragen. Aber der stolze Barbar verschmähete den ihm angetragenen Purpur und fand es seinem Interesse zuträglicher, einen gewissen Severus damit zu bekleiden, einen ganz obscuren römischen Senator und der auch jetzt, selbst auf dem Throne, nie aus dem Schatten seiner bisherigen Verborgenheit hervortrat. Ueber seine Geburt, sein Privatleben, seinen Charakter, über die Umstände seiner Erhebung und seines Todes, hat die Geschichte es gar nicht der Mühe werth gefunden, uns näher zu belehren; was sie uns von ihm erzählt, reducirt sich beinahe auf Nichts; und wir wissen blos, daß er, aus Lucanien gebürtig, auf Ricimers Befehl den Titel eines Augustus erhielt, gröstentheils in Rom lebte, übrigens einen tadellosen Wandel führte und nach vier Jahren sogleich starb, als sein Leben Ricimers Absichten nicht mehr förderlich, ja wohl hinderlich zu werden schien.

2. Während der vierjährigen, sogenannten Regierung des Severus herrschte Ricimer mit unum-

schränktem Ansehen. Er schuf sich ein eigenes Kriegsheer, häufte Schätze auf Schätze, schloß nach Gefallen Bündnisse, schaltete und waltete, wie er mochte; und wenn er, wie den kaiserlichen Purpur, auch den ihm angetragenen Königstitel verschmähete, so war dieß blos eine stolze Grille, gewiß aber nicht Bescheidenheit, höchstens Furcht vor dem morgenländischen Kaiser, weil er voraussah, daß er dessen Hülfe und Beistand zur See gegen die Vandalen am Ende würde nicht entbehren können.

3. Indessen beschränkte sich Ricimers Herrschaft blos auf Italien und einige gallische Städte, deren Magistrate oder Commandanten, durch Geld oder Versprechungen gewonnen, ihm ergeben waren.

4. Marcellinus und Aegidius, der Eine Statthalter in Sicilien, der Andere Oberbefehlshaber des Heeres in Gallien, dachten viel zu groß, um das von Ricimer in Rom aufgestellte, kaiserliche Avtomat nicht zu verachten. Beide durch Muth, Kühnheit, Kriegskunde und wohl erworbenes Ansehen ausgezeichnete Männer hätten für Ricimer sehr gefährliche Feinde werden können. Aber der Letztere hatte mehr Geld, als Marcellin; dieses ließ er reichlich unter die in Sicilien stehenden Truppen austheilen. Durch Ricimers Geschenke gewonnen, erregten die barbarischen Miethsoldaten einen Aufstand auf der Insel. Der unerschrockene Marcellin vermochte ihn nicht zu dämpfen; aber mit einem Haufen treuer Anhänger schlug er sich durch die Aufrührer durch, ging mit seinen Getreuen zu Schiffe, kam glücklich nach Dalmatien, errichtete allda eine von den Römern völlig unabhängige Herrschaft, nahm den Titel eines Patriciers der Abendländer an, gewann durch milde Behandlung bald die Herzen der

Eingebornen und erbaute eine ansehnliche Flotte, mit welcher er das adriatische Meer beherrschte, und die Küsten von Italien unaufhörlich beunruhigte.

Procop. de bell. Vand. l. 1. c. 6.

5. Um von diesem nahen und gefährlichen Feinde befreit zu werden, wendete Ricimer sich bittend an den Hof von Constantinopel. Leo schickte einen Gesandten nach Dalmatien. Aber von einer Unterwerfung unter Ricimers oder dessen Schattenkaisers Herrschaft wollte der unabhängige Patricier durchaus nichts hören. Alles, was Leo's Gesandter ausrichten konnte, war also blos, daß Marcellin versprach, Italien nicht mehr feindlich zu behandeln.

6. Aber ein ungleich furchtbarerer Gegner, als Marcellin, war für Ricimer der Oberbefehlshaber des Heeres in Gallien. Aegidius, dessen sein Jahrhundert nicht werth war, und der selbst in den schönsten Zeiten der Republik unter Roms Helden eine Stelle gefunden haben würde, stand an der Spitze eines zahlreichen und tapfern Heeres; seinen Fahnen folgte überdies noch die tapfere und kriegerische Nation der Franken. Als diese ihren jungen König Childerich, einen Sohn des Merovdus, grober Verirrungen wegen, vertrieben hatte, jedoch, dessen noch unerfahrne Jugend berücksichtigend, ihn nicht auf immer der Krone berauben wollte, übertrugen sie dem Aegidius die Regentschaft des fränkischen Reiches und nannten ihn ihren König. Mit Zuziehung der Edelsten der Nation und vorzüglich des weisen Wiomads verwaltete Aegidius den fränkischen Staat mit Weisheit und Gerechtigkeit; und als endlich Childerich durch ein vierjähriges Exil seine Thorheiten abgebüßt hatte, suchte Aegidius, mit Wiomad vereint, die Gemüther der Franken zu besänftigen, be-

Greg. Turon. l. 2. c. 12. Dubos hist. crit. t. 2. c. 6.

forderte Childerichs Rückkehr und übergab ihm ohne Weigerung das Regiment *).

7. Sobald Aegidius den Soldaten-Aufruhr bei Tortona, die Entsetzung und Ermordung Majorians erfahren hatte, erließ er an sein Heer, an ganz Gallien und alle mit Majorian verbündete barbarische Völker eine Proklamation, eine Art von offenem Manifeste, in welchem er den Mördern seines gekrönten Freundes den Krieg ankündigte; er erklärte darin, daß er Gallien im Namen des römischen Volkes und Senates verwalten und keinen Kaiser erkennen werde, so lange nicht die schändlichen Fesseln zerbrochen wären, in welchen jetzt das Volk und der Senat von Rom von Ricimer gehalten würden. Aegidius setzte sich in Bewegung, mit seinem Heere über die Alpen zu gehen und vor den Thoren Roms zu entscheiden, wem Krone und Scepter des Abendlandes gehören sollten.

8. Aber Ricimers Ränke vereitelten den Plan des großen Feldherrn. Den Waffen des Aegidius setzte jener die Waffen der Westgothen entgegen. An

---

*) Von den Geschichtschreibern wird erzählt, Aegidius sey von den Franken, nach Vertreibung des jungen Childerich, zum König gewählt worden. Man darf sich durch den Königstitel nicht irre machen lassen, welchen Gregor von Tours dem Aegidius beilegt. Man war mit demselben in jenen Zeiten nichts weniger als sparsam; gar zu leicht ward er ertheilt und jedem gegeben, der als Oberhaupt an der Spitze eines Volksstammes stand. Welche Beschaffenheit es übrigens mit der Wahl des Aegidius gehabt haben mag: dies wird von Dübos an dem oben angeführten Ort so genügend erläutert, daß alles Sonderbare und Widersprechende in diesem Ereigniß völlig verschwinden.

n römischen Reiche ward er nun zum offenbaren :rräther, die wichtige Stadt Narbonne überlieferte den Gothen, und versprach, ihnen alles zu lassen, :s sie in Gallien erobern würden. Durch gleiche :rsprechungen gewann er auch die Burgunder, und de Völker fielen nun in die römischen Provinzen Gallien ein.

Buch. hist. belg. p. 538.

9. Aber unverletzt und ungeschmälert wollte gidius Alles in Gallien erhalten, was bis jetzt noch ı Römern gehört hatte. Es entspann sich ein furcht'er Krieg. Römer, Franken, Alanen, Westgothen) Burgunder standen jetzt unter den Waffen. Aegis that Wunder der Tapferkeit und Klugheit. Den ırgunder-König Gondiac überwand er in einer hlacht und zwang ihn zum Frieden. Die Westhen besiegte er in mehrern kleinern Gefechten und ug sie endlich im folgenden Jahre (463) in der ent:idenden Schlacht bei Orleans auf das Haupt. :ederich, des Königs Theodorichs Bruder, blieb in n Treffen. Vor Chinon, welches Aegidius mitten Winter belagerte, war das Kriegsglück ihm wenigünstig. Die Stadt ward mit ungewöhnlicher pferkeit von den Gothen vertheidiget, und unver›teter Dinge mußte der römische Feldherr wieder iehen.

Du Ch. hist. Franc. Scrpt. p. 211.

Greg. Tur. Gl. C.

10. Unter der Anführung ihres Königs Beor: war ein mit Aegidius befreundetes Heer von Alaı über die Alpen gegangen und in Italien eingerückt. cimer ging ihnen entgegen und schlug sie an dem ße der Julischen Alpen auf das Haupt. Ihr Anrer oder König Beorgor war unter den Erschlaıen. Aber umsonst suchte Ricimers arglistige Politik h die Franken gegen Aegidius aufzuhetzen. Durch nde des Wohlwollens und eines gemeinschaftlichen

Interesses innigst mit dem gallischen Feldherrn vereint, blieb Childerich Aegidius Freund und Bundesgenosse bis zu dessen Tode.

11. Offenbar hatte Ricimer Gallien aufgegeben. Ihm war es blos darum zu thun, seinen persönlichen großen Gegner zu beschäftigen, ihn von einem Angriffe auf Italien abzuhalten. Durch seine Vermittlung hatten die Burgunder ein neues Bündniß mit den Westgothen geschlossen und waren in die Provinzen, welche Aegidius vertheidigte, auf das neue wieder eingefallen. Aber siegreich weheten überall die Fahnen des römischen Feldherrn, und der kühne Entwurf, Roms Schicksal in oder vor Rom zu entscheiden, beschäftigte ihn jetzt mehr als je. Um mit desto größerem Nachdruck den Krieg in Italien zu führen, wollte er mit Genserich in ein Bündniß treten, und schon schifften seine Gesandten den Küsten Afrikas entgegen, als eine, in dem grösten Theile Galliens herrschende pestartige Seuche dem Leben wie den Thaten des Helden ein Ende machte. Wegen Ricimers bekannter Treulosigkeit ward nachher allgemein gefaßt und geglaubt: Aegidius sey durch Gift oder heimliche Nachstellung umgekommen.

dat. p. 43.

Nach dem Tode des Aegidius erweiterten Franken, Westgothen und Burgunder ihr Gebiet auf Kosten der Römer. Von dem grösten Theil der von Aegidius vertheidigten Provinzen setzte dessen Sohn, Syagrius sich in Besitz. Soissons war seine Residenz. Barbarische Völker gaben ihm den Titel eines Königes; er selbst aber sagte, gleich seinem Vater, daß er das Land blos im Namen des römischen Senates und Volkes verwalte.

XLI.

1. Auch Genserich glaubte nach Majorians Tod sich nicht mehr an den mit diesem Kaiser eingegangenen Vergleich gebunden. Auf Bitten Ricimers und des römischen Senates übernahm auch hier Kaiser Leo wieder die Rolle des Vermittlers. Er ordnete eine Gesandtschaft an Genserich und mit dieser ging zugleich auch ein eigener Gesandte Ricimers nach Carthago ab. Aber Leo's unbewaffnete Dazwischenkunft blieb ohne Wirkung; blos die Erfüllung eines einzigen Artikels des mit Majorian abgeschlossenen Vertrages, nämlich die Freilassung der Kaiserin Eudoxia und ihrer zweiten Prinzessin Placidia, konnte er von dem Vandalen erlangen. Beide Fürstinnen schickte er jetzt dem Kaiser nach Constantinopel zurück.

N. Ch. G. 462.

2. Aber weder von einem Frieden noch Waffenstillstande wollte Genserich etwas hören, bevor man ihm nicht Valentinians III. und des Aetius ganze Hinterlassenschaft ausgeliefert hätte. Noch schrecklicher, als in frühern Jahren, schwang Genserich jetzt seine Geisel über alle von dem Meer umspülte Länder. Jedes Frühjahr rüstete er furchtbare Flotten aus, welche aus dem Hafen von Carthago ausliefen, und zahllose Völker in Furcht und Verwirrung setzten. Unaufhörlich wurden die Küsten von Spanien, Lusitanien, Sicilien, Kampanien, Apulien, Kalabrien, Ligurien, Venetien, Dalmatien, Epirus, und Griechenland von den Vandalen bedrohet, geplündert und verheert. Genserich unterwarf sich jetzt auch die Insel Sardinien. Durch diese Eroberung erhielt er eine sichere See-Position in dem mittelländischen Meere, und von den Säulen des Hercules bis an die Ufer des

Prisc. Excerpt. Legat. Proc. de b. V. Vict. Vit. pers. Vand. Sid. carm. ed. Sirm.

Pontus Euxinus verbreiteten seine Waffen nun Schrecken und Verwüstung.

3. Der jetzt in Jahren schon sehr weit vorgerückte Genserich führte oft selbst diese Züge an; und die unmenschliche Härte, mit der er nicht selten die unglücklichen Länder und gemachten Gefangenen behandelte, bewies, daß sein greisendes Alter und die Last der Jahre eben so wenig seine Wildheit gezügelt als seine Habsucht gemäßiget hatten. Auf Zante (Zacynthus) ließ er fünf hundert der edelsten Einwohner ermorden und ihre verstümmelten Körper in die See werfen. Da das Geschlecht jener Krieger, welche Genserich aus Spanien nach Afrika geführet hatte, gröstentheils ausgestorben war, und deren hinterlassene Söhne und Enkel unter dem wollüstigen Himmel von Afrika ganz verweichlichet, sich dem Kriegsdienste sowohl zu Wasser wie zu Lande auf alle Art zu entziehen suchten; so wurden nun die leeren Reihen jener Veteranen meistens mit Mauren, römischen Ausreissern, Landstreichern, Verbrechern, welche die Furcht vor gerechter Strafe aus ihrem Vaterland zu fliehen gezwungen, kurz mit dem Abschaum der Menschheit ausgefüllt. Mehr als Genserich es oft wohl wünschen mochte, dienten diese seiner Grausamkeit, und die Verbrechen, die er befahl, wurden durch die Greuel, die der Muthwille dieser Bösewichter sich erlaubte, noch um vieles vermehrt. Schrecklich war der Zustand des unglücklichen Landes, über welches ein solcher Schwarm gewaffneten Gesindels sich ergoß.

4. Mit vielem Geld und großen Geschenken hatte zwar Kaiser Leo für die seinem Scepter unterworfenen Provinzen Schonung von Genserich erkauft; aber alle abendländische Küstenländer blieben noch

immer der Schauplatz seiner Verheerungen, und er ließ jene nun um so mehr seine Raubsucht fühlen, als diesem durch den mit Leo geschlossenen Vertrag nun engere Grenzen gesetzt waren.

5. Die Römer, die seit der Zerstörung der großen Flotte des Majorians auch nicht mehr die Trümmer einer Seemacht hatten, waren nun gezwungen, in der demüthigen Stellung flehender Unterthanen sich an den Hof von Constantinopel zu wenden. Aber Alles, was sie dort erhalten konnten, waren blos trockene Vertröstungen oder das matte Anerbieten einer unwirksamen Vermittelung. Leo konnte nicht vergessen, daß ohne sein Zuthun Severus auf den Thron war erhoben worden. Wie es scheint, hatte er denselben doch nachher als seinen Collegen erkannt; nahm aber an allen Ereignissen des, durch lange Trennung, dem morgenländischen Reiche völlig entfremdeten Abendlandes wenig oder gar keinen Antheil. Der Grund dieser Kälte konnte dem scharfsichtigen und staatsklugen Ricimer nicht entgehen. Er sah ein, daß ohne den kräftigen Beistand des Hofes von Constantinopel das Reich zu Grunde ging, und seine mit dem Purpur bekleidete Bildsäule in Rom es zu retten nicht im Stande wäre. Ob der Zufall ihm jetzt diente, oder ob er, der über die Mittel, die zum Zweck führten, nie sehr verlegen war, den langsamen Gang der Natur zu beflügeln wußte: dieß ist schwer zu entscheiden; genug Severus starb jetzt, gegen das Ende des Jahres 465, eines ganz natürlichen Todes in Rom; aber gerade zu einer Zeit, wo Ricimers Interesse eine abermalige Erledigung des Thrones durchaus zu erfodern schien.

XLII.

1. Auf die sogenannte Regierung des Severus folgte ein Zwischenreich von ungefähr anderthalb Jahren. Wie gewöhnlich lag auch jetzt wieder alle Gewalt in den Händen des Ricimers. Aber mit nicht gemeiner Klugheit nahm dieser nun den erledigten Thron zum Vorwande, um den morgenländischen Kaiser in alle Angelegenheiten des Abendlandes zu verflechten. Er und der römische Senat, dessen Seele er war, führten gegen den Hof zu Constantinopel keine andere Sprache, als die getreuer, ehrfurchtsvoller Unterthanen gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn. Leo's Stolz fühlte sich geschmeichelt. Der Einfluß des Hofes von Constantinopel auf das weströmische Reich war nun größer, als er es seit der Trennung beider Reiche bis jetzt noch gewesen war; ungleich wärmern Antheil als vorher nahm nun Leo auch an dem traurigen von allen Seiten gefährdeten Schicksal Italiens. Um Genserichs Verheerungen ein Ende zu machen, wurden Seerüstungen angestellt, Schiffe gebauet, Truppen eingeschifft. Aber höchst widrige, den ganzen Sommer des Jahres 466 wehende Winde verhinderten anfänglich das Auslaufen der Flotten, und ein Krieg mit den Hunnen, in Verbindung mit andern unglücklichen Vorfällen, wozu auch eine fürchterliche von den vierzehn Quartieren der Stadt Constantinopel acht in Asche und Steinhaufen verwandelnde Feuersbrunst gehörte, vereitelten endlich das ganze Unternehmen. Groß müssen indessen die Zurüstungen beider Reiche gewesen seyn; denn sie brachten alle in den Abendländern wohnende barbarische Völker in Bewegung. Remismond, der Sueven König, schloß mit den Westgothen ein enges Bündniß. Sie schickten gegenseitig sich häufige Gesandtschaften; ordneten auch Gesandte an Genserich und den bur-

gundischen König Gondiac, und Vandalen, Gothen, Sueven und Burgunder glaubten, blos durch Vereinigung ihrer Macht, gegen die drohenden Zurüstungen der Römer sich sichern zu können.

2. Durch Leo's und Ricimers fehlgeschlagene Expedition wurde indessen die Lage der Abendländer nur noch gefährdeter. Die Römer und selbst der dem Willen Ricimers mit beflissener Folgsamkeit gehorchende Senat foderten laut einen Kaiser, aber einen gebornen Römer, und zwar einen solchen, der Italien zu schützen und die Herrschaft heldenmüthig und mit Weisheit zu behaupten wisse. Den vereinten Wünschen aller Stände des Reiches glaubte Ricimer sich fügen zu müssen. Aber einen Abendländer mit der höchsten Würde zu bekleiden, schien ihm gefährlich. Er richtete also seinen Blick nach Constantinopel, und der Senat, Ricimers gewöhnliches Organ, bat Leo, dem Abendlande den Anthemius zum Kaiser zu geben. Leo, höchst erfreut, daß Rom, welches bisher den Vorrang vor Constantinopel behauptet hatte, nun die Wahl eines Regenten ganz seiner Weisheit überlasse, genehmigte den Vorschlag und ernannte, wie er sich in seinen Briefen ausdrückte, seinen geliebten Sohn Anthemius zum Beherrscher des Occidents.

3. Anthemius vereinigte in seiner Person Eigenschaften, die Leo's Wahl rechtfertigten, und ihm vor Allen, die darauf allenfalls hätten Anspruch machen können, ein Recht zu dem erledigten Kaiserthron ertheilten. Selbst von sehr edler Geburt und, durch die Heirath mit einer Tochter Marcians, über den Rang eines gewöhnlichen Unterthans erhaben, besaß er ungeheure Reichthümer, hatte die höchsten Würden im Staat schon bekleidet,

selbst Feldherrn-Ruhm im Dienste Leo's sich erworben. Die kriegerischen Ostgothen hatte er im Jahre 461 besiegt, sie nach Pannonien zurückgetrieben und zum Frieden gezwungen. Erst unlängst noch hatte er auch, in Verbindung mit dem Feldherrn Anogastus die Hunnen, welche in Dacien eingebrochen waren, in einem entscheidenden Treffen geschlagen. Der letzte Versuch, das Hunnen-Reich wieder zu errichten, ward durch diese Schlacht vernichtet. Dinzio, Attila's Sohn, blieb in diesem Treffen und als eine blutige Trophäe ward sein abgeschlagener Kopf nach Constantinopel geschickt und in dem Hippodrom dem Volke mehrere Tage zur Schau aufgesteckt. Bei Leo stand Anthemius in großer Gunst und zu einem noch größern Verdienste ward es ihm jetzt gemacht, daß er, als durch den Tod seines Schwiegervaters der Thron von Constantinopel erlediget war, er nicht den mindesten Anspruch darauf gemacht hatte. In Rom ward sogar gesagt und geglaubt, Anthemius habe die ihm damals angebotene Krone ausgeschlagen; und wer Seelengröße genug besitze, dachten die Römer, einen Thron auszuschlagen, sey desselben jetzt nur noch um so viel würdiger. Als er zum Augustus ernannt ward, befehligte er Leo's Flotte in den Gewässern von Sestos.

d. car. 2.

4. Indessen hatte Ricimer seinen eigenen Vortheil dabei nicht vergessen und mit Anthemius, bevor noch der Senat ihn von Leo zum Kaiser begehrt hatte, einen geheimen Vergleich abgeschlossen. Einer der ersten und wichtigsten Artikel dieses Vertrages war Ricimers Vermählung mit der Tochter des Anthemius.

anod. V. Eph.

5. Mit einem kriegerischen Gefolge, das einem kleinen Heere glich und in der Begleitung mehrerer

Abendländer vom höchsten Range, unter welchen die Geschichte auch den Grafen Marcellinus nennt, reiste Anthemius von Constantinopel nach Rom. Sein Einzug in die Stadt war ein Triumphzug, und am 12. April 467 ward von dem römischen Senat, dem Volke und dem Heere, Leo's Wahl, in Gegenwart der Gesandten aller mit den Römern verbündeten barbarischen Völker, auf das neue bestätiget und Anthemius mit dem Titel Augustus begrüßt. Das Volk frohlockte; denn wie von jeder neu angehenden Regierung, erwartete es nun auch von der des Anthemius die Rückkehr eines goldenen Zeitalters.

6. Aber grenzenlos war der Jubel, als jetzt auch die bevorstehende Verbindung Ricimers mit der Tochter des neuen Kaisers bekannt ward. Mit Recht betrachteten die Römer die immerwährende Uneinigkeit zwischen Ricimern und den bisherigen Kaisern als die Hauptursache des völligen Verfalles ihres Reiches. Mit nicht wenigerm Rechte mußten sie nun auch in diesem glücklichem Ereigniß ein Unterpfand vollkommener Einigkeit und in dieser die sicherste Bürgschaft einer weisen, kraftvollen und glücklichen Regierung erblicken. Aus allen Provinzen kamen Abgeordnete, um dem Ricimer zu seiner Verbindung Glück zu wünschen. Aus den entferntesten Gegenden Italiens strömte das Volk herbei. Von Hoffnungen trunken überließ sich Alles dem Taumel einer grenzenlosen Freude. Die Gerichtshöfe blieben verschlossen, alle Geschäfte standen still; nur der Freude sollten ausschließlich diese Tage geweihet seyn. In allen Straßen Roms ertönten Musik und süße Melodien. Ueberall hörte man nichts, als bräutliche Gesänge und frohe Hochzeitlieder; und in Seide gekleidet und mit einer Krone

geschmückt, ward Ascella, die Kaisertochter, unter dem Zulauf eines zahllosen, alle Straßen und Dächer bedeckenden und unaufhörlich jubelnden Volkes, in den Pallast des Ricimer geführt. Wechselnde Feste, in welchen der Glanz und die Pracht zweier Monarchen zur Schau gestellt wurden, verherrlichten mehrere Tage hindurch dieses glückliche, den Römern die schönsten Aussichten eröffnende Ereigniß.

7. Aber dem Sidonius, der damals noch nicht in den, gegen jeden Wechsel und alle Stürme der Welt, sichernden Hafen der Kirche sich gerettet hatte, ward bei dieser Gelegenheit die unerhörte Demüthigung, daß er, der Schwiegersohn des Avitus und der Freund und Verehrer des edeln Majorians, nun als Deputirter von Auvergne dem Ricimer, dem Mörder dieser beiden Kaiser eine Lobrede halten mußte; und schwerlich mochte wohl die Statthalterschaft von Rom, mit welcher diese Lobrede belohnt ward, ihm für die Verleugnung seiner heiligsten und edelsten Gefühle eine hinreichende Entschädigung gewesen seyn. Indessen war dieß die letzte weltliche Würde, welche Sidonius bekleidete. In dem hehren Charakter eines frommen und heiligen Bischofes werden wir ihn in der Folge erblicken, und über dem, was die Geschichte unserer heiligen Kirche alsdann von ihm zu erzählen hat, den zweideutigen Ruhm, den er in der Welt als Dichter und Lobredner erworben hat, sehr gerne vergessen.

XLIII.

1. Genserich, der nur immer einen Vorwand suchte, um seine Räubereien fortzusetzen, protestirte

förmlich gegen die Thronerhebung des Anthemius. Olybrius hatte sich mit der Prinzessin Placidia vermählt, war also jetzt der Schwager des mit Placidiens älterer Schwester vermählten Hunerichs. Dem Schwiegersohne des verstorbenen Valentinians, behauptete Genserich, gebühre der Thron; und die Rechte eines so nahen Anverwandten seines Hauses zu vertheidigen, sey eines Königs unerläßliche Pflicht. Weniger als je war also nun an einen Frieden mit Genserich zu denken.

2. Aber Leo, der in allen Verhandlungen den Ton eines Vaters gegen seinen geliebten Sohn Anthemius annahm, war entschlossen, das Abendland von Genserichs Tyrannei zu befreien. Die ganze Macht des Morgenlandes ward aufgeboten. Mit einer Flotte von eilf hundert und fünfzehn Schiffen, welche hundert tausend Mann, theils Landungstruppen, theils Matrosen an Bord hatten, sollte Afrika wieder erobert werden. Die Zurüstungen des Orients wurden durch die, obschon schwachen, ihre Kräfte jedoch übersteigenden Anstrengungen der Weströmer unterstützt. Der Comes Marcellinus, der durch Leo's Vermittelung, mit dem Reiche sich ausgesöhnt und den Anthemius als Kaiser anerkannt hatte, wurde beauftragt, mit seiner Flotte Sardinien wieder zu unterwerfen. Um die Streitkräfte des Genserich zu theilen, sollte endlich Heraclius von Edessa, ein sehr geschickter und erfahrner Feldherr, bei Tripoli landen und von da aus zu Lande gegen Carthago vorrücken. Zum Sammelplatz der ganzen Flotte ward die Insel Sicilien bestimmt.

Theoph. Chrongr. Cedren. Hist. Procop. bel. Van. Idat. Chr. Cuspin. in fast. Card. Sidon. epist.

3. Unglücklicher Weise wurde Basiliscus, Bruder der Gemahlin des Kaisers, an die Spitze dieser

großen, unter den günstigsten Umständen begonnenen Unternehmung gestellt. Derselbe hatte in dem Jahre 464 die kaiserlichen Truppen in Thracien befehliget, und einige glückliche, obschon an sich wenig bedeutende Erfolge, welchen aber die Kaiserin Verina eine große Wichtigkeit zu geben wußte, hatten ihm die Gunst Leo's und einen Namen erworben, welchem seine mehr als beschränkten Fähigkeiten durchaus nicht entsprachen. Basiliscus war ein talentloser, feiger, geiziger, tückischer und dabei höchst eitler, aufgeblasener Mann, der in allen Verhältnissen und Lagen seines Lebens auch nicht den gemeinsten Erwartungen jemals entsprach; und ihn aus der Verborgenheit, zu welchem die Natur ihn verdammt hatte, hervorgezogen zu haben, gereicht Kaiser Leo zum gerechten Vorwurf. Leere Titel und realitätslose Hofämter hätte man ihm geben, nie aber das Wohl des Staates, oder die Führung eines Heeres seinen schmutzigen, geldgierigen Händen anvertrauen sollen.

4. Ganz Afrika zitterte bei der Nachricht von den ungeheuern Rüstungen beider Reiche. Marcellinus landete glücklich in Sardinien, verjagte die Vandalen von der Insel, unterwarf diese wieder den Römern und vereinigte sich hierauf mit der Flotte des Basiliscus in den Häfen von Sicilien. Heraclius hatte alle in Egypten, Thebais und Cyrenaica stehende Truppen eingeschifft, bei Tripoli gelandet, diese Stadt erobert, die Vandalen geschlagen, die ganze Landschaft den Römern unterworfen und stand nun im Begriffe, mit dem großen kaiserlichen Heere, welches er schon unter den Mauern von Carthago glaubte, sich zu verbinden.

5. Basiliscus hatte mit der großen Flotte

die Küsten von Afrika erreicht, viele vandalische Schiffe genommen, oder versenkt und seine Truppen bei dem Vorgebirg des Mercurs (Cap Bona) an das Land gesetzt. Zwischen den Römern und Vandalen kam es bald zu einem entscheidenden Treffen. Genserichs Heer ward völlig geschlagen; und rückte nun Basiliscus mit dem Heere und der Flotte unverzüglich vor die Hauptstadt, von welcher er ungefähr nur noch 14 Stunden entfernt war, so war Carthago in der Gewalt der Römer, und das Reich der Vandalen hatte ein Ende. Aber mit unbegreiflichem Stumpfsinn blieb Basiliscus jetzt mit seiner ganzen Flotte vor Anker liegen, schwächte durch Unthätigkeit den Muth seines Heeres und gab dem Feinde Zeit, sich von der ersten Bestürzung zu erholen.

6. Dem Genserich entging nicht die ihm drohende Gefahr; aber er verlor nicht den Kopf. Sein Heer und seine Flotte waren geschlagen; nur Schlauheit und List konnten ihn retten. Einen siegenden Feind durch verrätherische Kunstgriffe zu Fehltritten zu verleiten, und dann dessen Unvorsichtigkeit mit Entschlossenheit und schneller Klugheit zu benutzen: diese Kunst verstand niemand besser, als Genserich. Mit großen Geschenken und vielem Gelde schickte er also jetzt einen Gesandten an Basiliscus, versprach sich und sein Reich ganz der Gnade des Kaisers zu überliefern und bat in den demüthigsten Ausdrücken nur um einen Waffenstillstand von fünf Tagen, um die Bedingungen seiner völligen Unterwerfung völlig ins Reine bringen zu können.

7. Der anziehenden Gewalt des Goldes konnte der Geiz des Basiliskus nicht widerstehen. Der Waffenstillstand ward also bewilliget. Aber Genserich

hatte in dem Hafen von Carthago alle seine Schiffe, — und dieser waren ihm, troß des erlittenen Verlustes, noch viele übrig geblieben — mit den tüchtigsten und tapfersten seiner Truppen bemannt, eine Menge großer und leerer Barken mit Brennmaterialien angefüllt und den Waffenstillstand blos deswegen abgeschlossen, um die Römer sicher und sorgenlos zu machen. Sobald der zu seiner Unternehmung günstige Wind, welcher, wie die Erfahrung ihn belehrte, in wenigen Tagen wehen muste, sich nun wirklich erhob, lief er sogleich mit seiner Flotte nächtlicher Weile aus. In wenigen Stunden hatte er die unbewachte, sorgenlose, gar keinen Angriff vermuthende feindliche Flotte erreicht. Basiliskus hatte auch nicht die geringste, selbst von der gemeinsten Erfahrung gebotene Vorsichtsmaßregel getroffen. Unbemerkt näherten sich die Vandalen der römischen Flotte, und eben so ungestört trieben sie ihre Brander gegen die Schiffe der Römer, deren unordentliche, dicht auf einander gedrängte Lage die Verbreitung des Feuers ungemein beförderte. In wenigen Augenblicken stand der gröste Theil der römischen Flotte in Flammen. Es entstand ein furchtbarer Tumult. Bei der Dunkelheit der Nacht, dem Prasseln der Flammen und dem gräßlichen Geschrei der Soldaten und Matrosen gerieth Alles in Verwirrung. Die Schiffe in eine Schlachtreihe zu ordnen, war jetzt nicht mehr möglich, an ein ordentliches Seetreffen nicht mehr zu denken. Die Römer, einzig beschäftiget, die noch unversehrten Schiffe aus jenen, welche schon in Flammen stunden, herauszuziehen und so wenigstens einen Theil der Flotte zu retten, wurden von Genserichs wohl geordneten Galeeren nun mit der grösten Wuth angefallen. Was nicht in den Flammen oder Wellen den Tod gefunden hatte, fand ihn durch das Schwert der Vandalen.

Johannes, ein Unterfeldherr des Basiliskus, that Wunder der Tapferkeit. Von feindlichen Galeeren umgeben, vertheidigte er noch immer sein schon in hohen Flammen auflodernedes Schiff. Selbst die Vandalen bewunderten diese Kühnheit, und Genso, Genserichs Sohn, von dem Heldenmuthe dieses Mannes durchdrungen, bot ihm Leben, Freiheit, a selbst Ehre und Auszeichnung an, wenn er sich rgeben wollte; aber Johannes schlug Alles aus nd stürzte sich endlich in voller Rüstung in das Meer; seine letzten Worte waren, daß er lieber terben, als solchen verrätherischen, treulosen Schurken das Leben verdanken wolle.

8. Das Admiralschiff, auf welchem Basiliskus ich befand, hatte gleich beim Anfang des Tumults ie Flucht ergriffen; glücklich erreichte es die Küsten on Sicilien; und hier sammelten sich auch alle brigen Schiffe, welche der Zerstörung jener schrecklichen Nacht entgangen waren. Aber mehr als die Hälfte des ganzen Kriegsheeres war umgekommen, er gröste Theil der Flotte verloren; und mit Schande edeckt segelten die Trümmer derselben nach einem Hafen des thracischen Bosphorus. In dem Heiligthum der Sophienkirche zu Constantinopel suchte Basiliskus Sicherheit, und blieb allda so lange verborgen, bis die Thränen und Bitten seiner Schwester, der Kaiserin Verina, Leo's Zorn besänftiget nd Straflosigkeit dem Elenden erflehet hatten. Um ihn der Wuth des Volkes zu entziehen, ward er uf eine kurze Zeit nach Heraclea in Thracien erbannt.

9. Nach der Niederlage der Flotte und des Heeres der Römer war auch der brave Feldherr Heraclius gezwungen, sich wieder zurückzuziehen.

selbst Feldherrn-Ruhm im Dienste Leo's sich erworben. Die kriegerischen Ostgothen hatte er im Jahre 461 besiegt, sie nach Pannonien zurückgetrieben und zum Frieden gezwungen. Erst unlängst noch hatte er auch, in Verbindung mit dem Feldherrn Anogastus die Hunnen, welche in Dacien eingebrochen waren, in einem entscheidenden Treffen geschlagen. Der letzte Versuch, das Hunnen-Reich wieder zu errichten, ward durch diese Schlacht vernichtet. Dinzio, Attila's Sohn, blieb in diesem Treffen und als eine blutige Trophäe ward sein abgeschlagener Kopf nach Constantinopel geschickt und in dem Hippodrom dem Volke mehrere Tage zur Schau aufgesteckt. Bei Leo stand Anthemius in großer Gunst und zu einem noch größern Verdienste ward es ihm jetzt gemacht, daß er, als durch den Tod seines Schwiegervaters der Thron von Constantinopel erlediget war, er nicht den mindesten Anspruch darauf gemacht hatte. In Rom ward sogar gesagt und geglaubt, Anthemius habe die ihm damals angebotene Krone ausgeschlagen; und wer Seelengröße genug besitze, dachten die Römer, einen Thron auszuschlagen, sey desselben jetzt nur noch um so viel würdiger. Als er zum Augustus ernannt ward, befehligte er Leo's Flotte in den Gewässern von Sestos.

l. car. 2.

4. Indessen hatte Ricimer seinen eigenen Vortheil dabei nicht vergessen und mit Anthemius, bevor noch der Senat ihn von Leo zum Kaiser begehrt hatte, einen geheimen Vergleich abgeschlossen. Einer der ersten und wichtigsten Artikel dieses Vertrages war Ricimers Vermählung mit der Tochter des Anthemius.

nod. V. Eph.

5. Mit einem kriegerischen Gefolge, das einem kleinen Heere glich und in der Begleitung mehrerer

Abendländer vom höchsten Range, unter welchen die Geschichte auch den Grafen Marcellinus nennt, reiste Anthemius von Constantinopel nach Rom. Sein Einzug in die Stadt war ein Triumphzug, und am 12. April 467 ward von dem römischen Senat, dem Volke und dem Heere, Leo's Wahl, in Gegenwart der Gesandten aller mit den Römern verbündeten barbarischen Völker, auf das neue bestätiget und Anthemius mit dem Titel Augustus begrüßt. Das Volk frohlockte; denn wie von jeder neu angehenden Regierung, erwartete es nun auch von der des Anthemius die Rückkehr eines goldenen Zeitalters.

6. Aber grenzenlos war der Jubel, als jetzt auch die bevorstehende Verbindung Ricimers mit der Tochter des neuen Kaisers bekannt ward. Mit Recht betrachteten die Römer die immerwährende Uneinigkeit zwischen Ricimern und den bisherigen Kaisern als die Hauptursache des völligen Verfalles ihres Reiches. Mit nicht wenigerm Rechte mußten sie nun auch in diesem glücklichem Ereigniß ein Unterpfand vollkommener Einigkeit und in dieser die sicherste Bürgschaft einer weisen, kraftvollen und glücklichen Regierung erblicken. Aus allen Provinzen kamen Abgeordnete, um dem Ricimer zu seiner Verbindung Glück zu wünschen. Aus den entferntesten Gegenden Italiens strömte das Volk herbei. Von Hoffnungen trunken überließ sich Alles dem Taumel einer grenzenlosen Freude. Die Gerichtshöfe blieben verschlossen, alle Geschäfte standen still; nur der Freude sollten ausschließlich diese Tage geweihet seyn. In allen Straßen Roms ertönten Musik und süße Melodien. Ueberall hörte man nichts, als bräutliche Gesänge und frohe Hochzeitlieder; und in Seide gekleidet und mit einer Krone

geschmückt, ward Ascella, die Kaisertochter, unter dem Zulauf eines zahllosen, alle Straßen und Dächer bedeckenden und unaufhörlich jubelnden Volkes, in den Pallast des Ricimer geführt. Wechselnde Feste, in welchen der Glanz und die Pracht zweier Monarchen zur Schau gestellt wurden, verherrlichten mehrere Tage hindurch dieses glückliche, den Römern die schönsten Aussichten eröffnende Ereigniß.

7. Aber dem Sidonius, der damals noch nicht in den, gegen jeden Wechsel und alle Stürme der Welt, sichernden Hafen der Kirche sich gerettet hatte, ward bei dieser Gelegenheit die unerhörte Demüthigung, daß er, der Schwiegersohn des Avitus und der Freund und Verehrer des edeln Majorians, nun als Deputirter von Auvergne dem Ricimer, dem Mörder dieser beiden Kaiser eine Lobrede halten mußte; und schwerlich mochte wohl die Statthalterschaft von Rom, mit welcher diese Lobrede belohnt ward, ihm für die Verleugnung seiner heiligsten und edelsten Gefühle eine hinreichende Entschädigung gewesen seyn. Indessen war dieß die letzte weltliche Würde, welche Sidonius bekleidete. In dem hehren Charakter eines frommen und heiligen Bischofes werden wir ihn in der Folge erblicken, und über dem, was die Geschichte unserer heiligen Kirche alsdann von ihm zu erzählen hat, den zweideutigen Ruhm, den er in der Welt als Dichter und Lobredner erworben hat, sehr gerne vergessen.

XLIII.

1. Genserich, der nur immer einen Vorwand suchte, um seine Räubereien fortzusetzen, protestirte

förmlich gegen die Thronerhebung des Anthemius. Olybrius hatte sich mit der Prinzessin Placidia vermählt, war also jetzt der Schwager des mit Placidiens älterer Schwester vermählten Hunerichs. Dem Schwiegersohne des verstorbenen Valentinians, behauptete Genserich, gebühre der Thron; und die Rechte eines so nahen Anverwandten seines Hauses zu vertheidigen, sey eines Königs unerläßliche Pflicht. Weniger als je war also nun an einen Frieden mit Genserich zu denken.

2. Aber Leo, der in allen Verhandlungen den Ton eines Vaters gegen seinen geliebten Sohn Anthemius annahm, war entschlossen, das Abendland von Genserichs Tyrannei zu befreien. Die ganze Macht des Morgenlandes ward aufgeboten. Mit einer Flotte von eilf hundert und fünfzehn Schiffen, welche hundert tausend Mann, theils Landungstruppen, theils Matrosen an Bord hatten, sollte Afrika wieder erobert werden. Die Zurüstungen des Orients wurden durch die, obschon schwachen, ihre Kräfte jedoch übersteigenden Anstrengungen der Weströmer unterstützt. Der Comes Marcellinus, der durch Leo's Vermittelung, mit dem Reiche sich ausgesöhnt und den Anthemius als Kaiser anerkannt hatte, wurde beauftragt, mit seiner Flotte Sardinien wieder zu unterwerfen. Um die Streitkräfte des Genserich zu theilen, sollte endlich Heraclius von Edessa, ein sehr geschickter und erfahrner Feldherr, bei Tripoli landen und von da aus zu Lande gegen Carthago vorrücken. Zum Sammelplatz der ganzen Flotte ward die Insel Sicilien bestimmt.

Theoph. Chrongr. Cedren. Hist. Procop. bel. Van. Idat. Chr. Cuspin. in fast. Card. Sidon. epist.

3. Unglücklicher Weise wurde Basiliscus, Bruder der Gemahlin des Kaisers, an die Spitze dieser

großen, unter den günstigsten Umständen begonnenen Unternehmung gestellt. Derselbe hatte in dem Jahre 464 die kaiserlichen Truppen in Thracien befehliget, und einige glückliche, obschon an sich wenig bedeutende Erfolge, welchen aber die Kaiserin Verina eine große Wichtigkeit zu geben wußte, hatten ihm die Gunst Leo's und einen Namen erworben, welchem seine mehr als beschränkten Fähigkeiten durchaus nicht entsprachen. Basiliscus war ein talentloser, feiger, geiziger, tückischer und dabei höchst eitler, aufgeblasener Mann, der in allen Verhältnissen und Lagen seines Lebens auch nicht den gemeinsten Erwartungen jemals entsprach; und ihn aus der Verborgenheit, zu welchem die Natur ihn verdammt hatte, hervorgezogen zu haben, gereicht Kaiser Leo zum gerechten Vorwurf. Leere Titel und realitätslose Hofämter hätte man ihm geben, nie aber das Wohl des Staates, oder die Führung eines Heeres seinen schmutzigen, geldgierigen Händen anvertrauen sollen.

4. Ganz Afrika zitterte bei der Nachricht von den ungeheuern Rüstungen beider Reiche. Marcellinus landete glücklich in Sardinien, verjagte die Vandalen von der Insel, unterwarf diese wieder den Römern und vereinigte sich hierauf mit der Flotte des Basiliscus in den Häfen von Sicilien. Heraclius hatte alle in Egypten, Thebais und Cyrenaica stehende Truppen eingeschifft, bei Tripoli gelandet, diese Stadt erobert, die Vandalen geschlagen, die ganze Landschaft den Römern unterworfen und stand nun im Begriffe, mit dem großen kaiserlichen Heere, welches er schon unter den Mauern von Carthago glaubte, sich zu verbinden.

5. Basiliscus hatte mit der großen Flotte

die Küsten von Afrika erreicht, viele vandalische Schiffe genommen, oder versenkt und seine Truppen bei dem Vorgebirg des Mercurs (Cap Bona) an das Land gesetzt. Zwischen den Römern und Vandalen kam es bald zu einem entscheidenden Treffen. Genserichs Heer ward völlig geschlagen; und rückte nun Basiliscus mit dem Heere und der Flotte unverzüglich vor die Hauptstadt, von welcher er ungefähr nur noch 14 Stunden entfernt war, so war Carthago in der Gewalt der Römer, und das Reich der Vandalen hatte ein Ende. Aber mit unbegreiflichem Stumpfsinn blieb Basiliscus jetzt mit seiner ganzen Flotte vor Anker liegen, schwächte durch Unthätigkeit den Muth seines Heeres und gab dem Feinde Zeit, sich von der ersten Bestürzung zu erholen.

6. Dem Genserich entging nicht die ihm drohende Gefahr; aber er verlor nicht den Kopf. Sein Heer und seine Flotte waren geschlagen; nur Schlauheit und List konnten ihn retten. Einen siegenden Feind durch verrätherische Kunstgriffe zu Fehltritten zu verleiten, und dann dessen Unvorsichtigkeit mit Entschlossenheit und schneller Klugheit zu benutzen: diese Kunst verstand niemand besser, als Genserich. Mit großen Geschenken und vielem Gelde schickte er also jetzt einen Gesandten an Basiliscus, versprach sich und sein Reich ganz der Gnade des Kaisers zu überliefern und bat in den demüthigsten Ausdrücken nur um einen Waffenstillstand von fünf Tagen, um die Bedingungen seiner völligen Unterwerfung völlig ins Reine bringen zu können.

7. Der anziehenden Gewalt des Goldes konnte der Geiz des Basiliskus nicht widerstehen. Der Waffenstillstand ward also bewilliget. Aber Genserich

nur sie unschädlich machen; übrigens aber ihr Ansehen wie ihre Fähigkeiten noch ferner zum Besten seines Dienstes und des Reiches benutzen. Er entschloß sich also, sein beim Antritt seiner Regierung gemachtes Versprechen zu erfüllen; ernannte aber nicht den Ardaburus, sondern Aspars zweiten Sohn Patricius, von dessen sanfterm Charakter Leo hoffen konnte, daß er die Aussichten auf einen Thron dem Wahn seiner Sekte vorziehen würde, zum Cäsar und verlobte ihn mit seiner zweiten Tochter Leontia. Die Prinzessin war kaum 13 Jahre alt; dieses zarten Alters wegen ward die Vermählung noch einige Jahre ausgesetzt.

8. Die Wahl des Kaisers brachte ganz Constantinopel in Bewegung. Am fürchterlichsten tobte das Volk; es erinnerte sich der blutigen Verfolgung der Rechtgläubigen unter der Regierung der arianischen Kaiser Constantius und Valens. In dem Circus brach ein schrecklicher Aufstand aus; in seiner unbändigen Wuth wollte das Volk die ganze Familie des Aspars in Stücken zerreissen; und mit genauer Noth gelang es dieser, sich nach Chalcedon zu flüchten und in der Kirche der heiligen Euphemia eine Freistätte zu finden. Der Senat, der Patriarch an der Spitze der Geistlichkeit und mehrere heilige Einsiedler und Ordensmänner begaben sich nach dem Pallast, um dem Kaiser wegen der getroffenen Wahl Gegenvorstellungen zu machen. Aber Leo erklärte, daß Patricius bereit sey, seine Irrthümer zu verlassen und in den Schoos der Kirche zurückzukehren. Diese Erklärung stellte die Ruhe wieder her; der Ruf des Aufruhrs verwandelte sich jetzt in Jubelgeschrei, und in eigener Person begab sich der Kaiser nach Chalcedon, um die vornehmen Geflüchteten wieder nach Constantinopel zurückzuführen. In seinem Pallaste

gab Leo dem neuen Cäsar, dessen Vater und Brüdern ein herrliches Mahl. Die Aussöhnung schien aufrichtig, das gegenseitige Zutrauen vollkommen wieder hergestellt.

9. **Aber leider war diese scheinbare Ruhe von kurzer Dauer.** Es wird erzählt, Aspar habe auf das neue verrätherische Anschläge geschmiedet, und Leo geheime Kunde erhalten, daß Ardaburus damit umgehe, die Isaurier zu verführen und, von diesen und den Gothen unterstützt, den Kaiser vom Throne zu stürzen. Leo glaubte, seinen Feinden zuvorkommen zu müssen. Zeno erhielt Befehl, sich mit einem Theile seiner Truppen sogleich von Antiochien nach Chalcedon zu begeben. Sobald dieser angelangt war, wurden unter scheinbarem Vorwande Aspar und seine Söhne nach dem Pallast berufen und von den Verschnittenen des Kaisers hinterlistiger Weise überfallen und ermordet *). Patricius, obschon gefährlich verwundet, hatte das Glück zu entwischen. Er genaß gegen alle Erwartung von seinen Wunden. Den Ort, wo er sich verborgen hielt, konnten weder Leo noch dessen Nachfolger Zeno entdecken. Da natürlicher Weise die Hand der Prinzessin Leontia für ihn verloren war, so verheirathete er sich in seinem Exil und ward Vater des nachher unter dem Kaiser Anastasius so berühmt gewordenen Vitellianus. Ermen-

*) Ueber die nähern Umstände dieses blutigen Ereignisses lassen uns die ältern Geschichtschreiber, wie gewöhnlich und weil sie blos Chronikschreiber und zwar Chronikschreiber in dem engsten Sinne des Wortes sind, in völliger Unwissenheit. Die spätern Griechen gehen zwar mehr in das Detail ein; da sie aber in wesentlichen Sachen mit den ältern im Widerspruch sind; so gebricht es ihren Erzählungen offenbar an Glaubwürdigkeit.

rich, Aspars dritter Sohn, welcher seinen Vater und seine Brüder nicht in den Pallast begleitet hatte, rettete sein Leben durch schleunige Flucht und zwar nicht ohne Mitwirkung des Zeno, welcher den Ermenrich aufrichtig liebte und ihn auch nachher, als er den Thron bestiegen hatte, wieder nach Constantinopel kommen ließ und auf eine seiner Geburt angemessene Weise versorgte. Alle Güter des Aspar fielen dem kaiserlichen Fiskus anheim. Dieß war das traurige Ende einer Familie, die, weil sie einst mächtig genug gewesen war, einen Kaiser zu machen, nun auch das Recht zu haben geglaubt hatte, denselben unbeschränkt zu beherrschen.

10. Bei der Nachricht von der Ermordung des Aspar und Ardaburus kamen alle Gothen in Aufruhr. Ostrys, einer ihrer Hauptleute, stürmte an der Spitze seiner Compagnie den kaiserlichen Pallast. Die Tapferkeit der Leibwache des Leo vereitelte den Angriff. Aber ein anderer gothischer Anführer, Namens Theodorich, Bruder oder Neffe der Gemahlin des Aspar, hatte schon alle in und um Constantinopel liegende gothische Soldaten versammelt und kam nun dem Ostrys zu Hülfe. Indessen war auch Zeno mit seinen Truppen aus Chalcedon herbeigeeilet. Ganz Constantinopel schwebte in der grösten Gefahr. In allen Straßen ward gefochten. Vieles Blut floß von beiden Seiten, bis endlich dennoch die Gothen aus der Stadt hinausgedrängt wurden. Aber Thracien muste jetzt ihren Zorn empfinden; sie verbreiteten sich über die ganze Provinz, verheerten Alles mit Feuer und Schwert und, durch viele ihrer Landsleute in Pannonien verstärkt, eroberten sie endlich gar die beiden Städte Philippi und Arcadiopolis. Leo sah sich gezwungen, ihnen eine große Summe Geldes zu

geben und den Theodorich, diesen nahen Anverwandten des Asparischen Hauses, zum Feldherrn der in römischen Diensten stehenden gothischen Schaaren zu ernennen, worauf die Gothen die Waffen niederlegten und die eroberten Städte wieder herausgaben.

11. Das Volk, dessen schlichter Sinn sich mit gewissen sogenannten Staatsraisonen nicht vertraut machen kann, schien die Hinrichtung, oder vielleicht mehr die Art der Hinrichtung des Aspar und Ardaburus nicht zu billigen. Ostrys und Theodorich wurden mit Lobsprüchen überhäuft; und man sagte, daß Aspar, welcher in seinem Leben so viele Freunde gehabt hätte, auch werth gewesen sey, nach seinem Tode noch redliche und treue Anhänger zu finden.

12. Mit Aspar und Ardaburus fiel auch die Stütze der Arianer. Leo erließ gegen dieselben mehrere sehr scharfe Verordnungen. In dem ganzen Reiche wurden sie aller ihrer Kirchen beraubt, alle öffentliche wie geheime Versammlungen ihnen auf das strengste verboten.

XLVI.

1. Ricimer konnte durchaus keinen Oberherrn vertragen. Das gute Einverständniß zwischen ihm und dem Kaiser war also von kurzer Dauer. Anthemius beschuldigte den Ricimer verderblicher Anschläge und geheimer Verbindungen mit den Feinden des römischen Reiches. Ricimer sagte, er sey unschuldig, und klagte über des Kaisers Undank. In seinem Grimm verließ er Rom und den Hof und

ging nach Mailand. Hier verstärkte er sein Heer und machte Rüstungen, die einen nahen Bruch verkündigten. Den Italiänern bangte vor den Schrecken eines Bürgerkriegs. Liguriens Deputirte kamen zu Ricimer, warfen sich ihm zu Füßen und baten ihn, ihr unglückliches Land doch nicht den Verheerungen eines bürgerlichen Krieges Preis zu geben. «Gerne wollte ich,» antwortete der Patricier, «die Hand zur Versöhnung darreichen; aber wer wird es vermögen, den Zorn des Galater *) zu besänftigen.» Man sagte ihm, Epiphanius, der Bischof von Pavia, sey ein Mann nach dem Herzen Gottes; mit der seiner stets siegenden Zunge eigenen Stärke der Beredsamkeit verbinde er Reinheit der Gesinnung und Heiligkeit des Wandels; den Frieden Gottes trage er im Herzen, wo er hinkomme, werde er ihn mitbringen. Ricimer nahm den Vorschlag an und der Bischof von Pavia die Rolle des Vermittlers.

Ennod. vit. Epiph.

2. In Rom ward der Bischof mit aller seiner Würde und seinem Rufe gebührenden Ehrerbietung empfangen. Als er vor den Kaiser kam, ließ Anthemius allen Gefühlen seines Schmerzes und gerechten Unwillens gegen seinen Schwiegersohn freien Lauf. Er erwähnte aller Wohlthaten, mit welchen er ihn überhäuft und reihete an dieselben die zahllosen Beweise der Treulosigkeit und des schwärzesten Undankes, welche Ricimer ihm gegeben. Nach und nach legte sich des Kaisers Unwille und

*) So nannte jetzt verächtlicher Weise Ricimer den Kaiser, weil Anthemius aus Galacien gebürtig war, einer Provinz, deren Einwohner, die Gallogriechen, man gewöhnlich als ein wildes, trügerisches Volk zu bezeichnen pflegte.

ein Vertrag der Aussöhnung und Freundschaft kam zu Stande. Worin derselbe bestanden, haben die Chronikschreiber uns zu sagen nicht für gut befunden. Als Epiphanius sich bei dem Kaiser beurlaubte, foderte dieser von ihm, daß er sich als Bürge der Aufrichtigkeit des Ricimers darstelle: «denn ich weiß,» setzte Anthemius hinzu, «daß, wenn er abermals diesen Vertrag bricht, er alsdann gewiß auch Gott selbst zum Feinde haben wird.» Mit dem süßen Bewußtseyn, Italien den Frieden wieder gegeben zu haben, kehrte Epiphanius nach Mailand zurück.

Till. hist. emp. t. 6. p. 348.

3. Aber Ricimer befürchtete das Schicksal Aspars. Sein Verhältniß mit Anthemius war das nämliche, wie jenes des Aspar mit Leo; und sein Gewissen sagte ihm, daß er noch schuldiger sey, als jener es nur immer gewesen seyn könnte. Den Epiphanius hatte er blos nach Rom geschickt, um seinen Gegner einzuschläfern. Er fuhr daher fort, den Untergang des Kaisers vorzubereiten. Als er mit seinen Zurüstungen fertig war, warf er die Maske ab und zog mit dem Heer gegen Rom. Die Truppen des Anthemius wurden geschlagen. Ricimer rückte vor die Thore der Stadt und schlug sein Lager an den Ufern des Anio auf.

Val. rer. franc. Buch. hist. belg.

4. Bei der ersten Nachricht von der Empörung des Ricimer schickte Kaiser Leo den Senator Olybrius, Placidiens Gemahl nach Italien, um als Vermittler die Freundschaft zwischen dem Kaiser und dessen übermächtigen Unterthan wieder herzustellen. Aber Olybrius stand in geheimer Verbindung mit Genserich und Ricimer. Letzterer trug ihm jetzt die Kaiserkrone an, und Genserich hatte die Ansprüche des Schwagers, seines Sohnes Hunnerich

Chron. Alex.

auf den weströmischen Kaiserthron längst schon zum Vorwande seines Krieges gegen die Römer gebraucht.

5. Olybrius war aus dem alten, sehr angesehenen Anicischen Geschlechte. Wenig vermochte der Ehrgeiz über ihn. Der Glanz einer mit so vielen Gefahren verbundenen Krone konnte ihn nicht blenden und, mit der consularischen Würde bekleidet, in dem grösten Ansehen bei dem Hofe in Constantinopel, dabei im Besitz eines fürstlichen Vermögens, würde er, wenn sich selbst überlassen, den Genuß eines ruhigen, mit allen Annehmlichkeiten verknüpften Lebens einem schon mit so vielem Blut befleckten Thron unstreitig vorgezogen haben. Aber Ricimer bedurfte eines Mannes, dessen Name und glänzende Verbindung mit dem kaiserlichen Hause seine Empörung gegen Anthemius einigermaßen rechtfertigen könnte. Den Zudringlichkeiten seiner Freunde, und vielleicht seiner Gemahlin gab Olybrius endlich nach und nahm das gefährliche Geschenk aus den Händen Ricimers an. Da Genserichs Schiffe das Meer beherrschten; so konnte sein Freund und Bundesgenosse ohne Hinderniß nach Italien überschiffen. In dem Hafen von Ostia oder zu Ravenna trat er an das Land, eilte von da in Ricimers Lager und ward sogleich von dessen Heer zum Kaiser ausgerufen.

6. Rom war jetzt in zwei Faktionen getheilt. Die Eine, durch Ricimers Geld gewonnen, wollte, daß man die Thore öffnen; die Andere, ungleich zahlreicher, und die ohnehin dem Olybrius, seiner Verbindung mit Genserich wegen, gar nicht geneigt war, blieb dem Anthemius getreu. Mit nicht zu erwartender Standhaftigkeit ertrugen die Römer Pest und Hungersnoth und alles Elend einer drei-

monatlichen Belagerung. Was ihren Muth erhöhete, war die sichere Nachricht, daß aus Gallien ein starkes Heer Westgothen dem Kaiser zu Hülfe eile.

7. Schon waren die Gothen über die Alpen gegangen; jetzt näherten sie sich Rom; aber Ricimer ging ihnen entgegen und schlug sie auf das Haupt. Ihrem Anführer, dem Bilimer, gelang es, sich mit einigen Schaaren in die belagerte Stadt zu werfen. Ricimer, welcher seine Posten vom Anio bis an die Milvische Brücke ausdehnte und sich schon der beiden Quartiere, welche die Tyber von der Stadt trennte, bemeistert hatte *), ordnete nun einen allgemeinen Sturm. Wüthend ward bei der Brücke des Hadrian gefochten. Die braven Westgothen vertheidigten dieselbe; aber der tapfere und treue Bilimer fiel und unwiderstehlich drang nun der Feind in die unglückliche Stadt.

8. Gothen und Vandalen hatten schon Rom erobert; aber was die Stadt von diesen ehemals erdulden muste, war bei weitem nicht zu vergleichen mit den Greuelthaten, welche die jetzigen Eroberer sich erlaubten. Der Mordlust und Raubsucht seiner Soldaten setzte Ricimer kein Ziel; und sie überließen sich nun jeder Grausamkeit und viehischen Ausschweifung, wozu nur immer durch Bürgerzwist entflammte Leidenschaften und natürliche Wildheit rohe Barbaren hinreissen konnten. Der Ort, wo der unglückliche Kaiser, nach der Einnahme Roms sich verborgen

Sig. occid. imp. t. 1. l. 14. Murat. Ann. Ital. t. 4.

*) Kaiser Augustus hatte Rom in vierzig Quartiere getheilt. Zwei davon, nämlich Janiculum und Vatikan lagen jenseits des Flusses, das heißt, an der toscanischen Seite der Tiber. Beide Quartiere machten damals schon zwei eigene, sehr bedeutende Vorstädte aus.

hatte, ward bald entdeckt und Anthemius auf den Befehl seines unmenschlichen Schwiegersohnes grausam ermordet. Nur acht und dreißig Tage überlebte Ricimer seinen Sieg. Epiphanius hatte für die Treue desselben Bürgschaft gestellt, und die Schuld des heiligen Bischofes, in dem Himmel anerkannt, muste nun Ricimer mit seinem Leben bezahlen. Eine heftige Entzündung der Eingeweide machte am 18. August 472 seiner Tyrannei wie seinem Leben ein Ende. Daß die nähern Umstände seines Todes von den Chronikschreibern übergangen werden, darf uns nicht wundern; aber einige Ausdrücke, deren sie sich bedienen, geben uns zu verstehen, daß er beim Rückblick auf seine greulvollen Thaten, von Gewissensbissen zerrissen, in heller Verzweifelung und unter den fürchterlichsten Schmerzen seinen Geist aufgab.

uph. Fast. cons.

9. Ricimer, der Sohn eines suevischen Fürsten und des Westgothen-Königs Wallia Tochter, war ein Mann von ungemeinen Fähigkeiten. Als Anführer einer Schaar Sueven trat er frühzeitig in die Dienste Valentinians III. und erlernte in Feldlagern und Schlachten den Krieg unter den Fahnen des großen Aetius. Weit sehend und kühn in seinen Entwürfen, eben so schnell und entschlossen in ihrer Ausführung, unerschöpflich an Hülfsquellen, und tapfer und unerschrocken bei der grösten Gefahr, gehörte er zu den berühmtesten Feldherren seiner Zeit. Nicht minderes Talent besaß er auch in Behandlung aller Geschäfte des Kabinets und der Verwaltung; und eben so beredt als gewandt und schlau, wuste er stets, bald durch schmeichelnde Worte, bald durch kühne und drohende Haltung, seine Meinung durchzusetzen. Stolz und Herrschsucht waren die Elemente seiner Energie. Um irgend einen politischen Zweck

zu erreichen, war auch das Heiligste ihm nicht mehr heilig; und jeder Heldenthat wie jedes Frevels fähig, jedoch groß in allen seinen Anlagen, schien er zum Glück oder Unglück eines Staates geboren. Den Kaiserthron muste er entweder besteigen oder zertrümmern. Er that das Letztere, weil das Vorurtheil barbarischer Herkunft ihm den Weg zum Erstern verschloß. Seinem persönlichen Interesse brachte er die Erhaltung ganzer Provinzen zum Opfer. Wo offenbare Waffengewalt nicht half, da nahm er zu Meuchelmördern seine Zuflucht. Große Männer, wie Marcellinus und Aegidius, welche die Stützen des sinkenden Reiches hätten werden können, ließ er meucheln und vier Kaiser, wovon drei die Krone aus seinen Händen empfangen hatten, wurden auf seinen Befehl erwürgt *). Stolz, herrschsüchtig, grausam, ein Sclave seiner Leidenschaften, ohne Treu und Glaube, weil ohne Gewissen, und von dem Lichte des Evangeliums weder erleuchtet, noch erwärmt, ward er bei allen seinen großen Anlagen und glänzenden Eigenschaften, während seines Lebens, blos eine Geißel der Menschheit und nach seinem Tode nichts, als ein großer in der Geschichte berühmter Verbrecher.

10. Anthemius hatte fünf Jahre und fünf Monate regiert. Hätte er den Thron in weniger wilden und zügellosen Zeiten bestiegen; so würde er demselben vielleicht eben so viel Glanz gegeben, als von demselben erhalten haben. Des Krieges nicht unkundig und die Gefahren desselben nicht

---

*) Starb Severus wirklich eines natürlichen Todes; so lastet — was jedoch ebenfalls keine kleine Bürde seyn mag — nur ein dreifacher Kaisermord auf seiner Seele.

scheuend, hatte er früher schon an der Spitze mor-
genländischer Heere in Pannonien sich Ruhm und
Ehre erworben. Der Verwaltung eines grossen
Staates war er nicht minder gewachsen. Seine
Regierung war mild und gerecht. Aufrichtig liebte
er seine Unterthanen und ward daher von den Rö-
mern, welche in seinem Unglück ihm Beweise da-
von gegeben, ebenfalls wieder geliebt. Er gab nur
wenige Gesetze; aber die er gab, waren weise und
gerecht; denn die Gerechtigkeit, pflegte er zu sagen,
sey das Wesen der souveränen Gewalt; daher Re-
genten hierin selbst dasjenige sich nicht erlauben
dürften, was einen Privatmann allenfalls sich zu
erlauben noch gegönnt seyn könnte. Seine Recht-
gläubigkeit wollten einige Geschichtschreiber in Zwei-
fel ziehen, vorzüglich wegen seines Umganges mit
Philotheus, einem Macedonianer, dem er anfäng-
lich einiges Vertrauen geschenkt zu haben scheint.
Aus Liebe zu diesem Philotheus wollte er der Sekte
desselben, so wie auch den Arianern, eine Kirche
und öffentliche Versammlungen in Rom gestatten.
Politische Rücksichten auf den mächtigen Ricimer,
welcher ebenfalls ein Arianer war, mochten ihn zu
diesem Misgriff verleitet haben; aber die bereitwil-
lige Folgsamkeit, mit welcher er sich den strafenden
Ermahnungen des Pabstes fügte, uud von seinem
Vorhaben abstand, zeugt ungleich mehr für seine
Rechtgläubigkeit, als die, in einem unbewachten
Augenblicke, ihm entrissene, jedoch sogleich wieder
zurückgenommene Begünstigung jener Sekten dage-
gen beweisen möchte. Damascius, ein heidnischer
Schriftsteller ist der einzige, welcher von einer ge-
heimen Neigung des Anthemius zu den alten heid-
nischen Gottheiten spricht. Diese Behauptung ist
so albern, daß, würde ihr auch nicht durch das
Zeugniß so vieler anderer Geschichschreiber wider-

sprochen, sie an sich schon, wegen ihrer innern Absurdität, keine Beachtung verdiente. Man müste diesem Kaiser auch den geringsten Grad von Menschenverstand und gesunder Politik absprechen, wenn man nur einen Augenblick glauben wollte, daß er zu einer Zeit, wo das über die ganze bekannte Welt verbreitete Christenthum schon so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, wo die höchsten Aemter im Staat und im Heere von Christen bekleidet wurden, wo der hohe Adel Roms, der ganz Senat und alle höhere und niedere Stände des Reiches aus Nichts als Christen bestanden und das ganze unbedeutende, im Verborgenen lebende Häuflein der Heiden mit dem, gleich dem Sande am Meere, zahlreichen Christenvolk in gar kein Verhältniß gesetzt werden konnte, Anthemius auf den unsinnigen Gedanken gerathen wäre, die Altäre des lebendigen Gottes zu stürzen und dafür die längst schon in die tiefste Verachtung gesunkenen Bildsäulen eines Jupiters, Saturns oder einer Venus wieder aufzurichten. Daraus, daß Anthemius bei dem Antritt seiner Regierung die Feier der Luperkalien duldete, *) läßt sich, ohne in das Ungereimte zu fallen, wahrhaftig kein für dessen christliche Gesinnungen nachtheiliger Schluß ziehen. So wie die frömmsten,

*) Der Ursprung des Luperkalien-Festes ist in dem grauesten, heidnischen Alterthum zu suchen, noch lange vor Erbauung der Stadt Rom. Es war dem Pan geweihet. Man opferte ihm an demselben eine Ziege, deren Fleisch an hölzernen Spießen gebraten wurde. Die an diesem Tage zahlreich versammelte Jugend lief dann halbnackend auf den Feldern herum und gab mit den ledernen Riemen, die sie in den Händen hatte, allen ihr begegnenden Weibern Streiche, welchen der heidnische Wahn eine geheime, die Fruchtbarkeit der Mütter befördernde oder vermehrende Kraft zuschrieb.

christlichen Dichter sich damals der ganz außer Curs gesetzten heidnischen Mythen und Gottheiten, ohne den mindesten Anstoß zu geben, als Maschinerien in ihren Gedichten bedienen konnten; eben so war gleichfalls die Feier des Luperkalien-Festes, welches unter allen christlichen Kaisern ununterbrochen, jedes Jahr in dem Monat Februar, war gefeiert worden, nichts als eine Art Fastnachtspiel, in welchem man, zur Belustigung der leichtsinnigen Jugend wie des frivolen Alters, die Gebräuche und Ceremonien des alten heidnischen Wahnes nachäffte. Das Fest fiel in die nämliche Zeit, in welche ungefähr auch jetzt unsere Carnaval fällt; und so wenig unsere Carnavals-Belustigungen, die doch größtentheils jenen Luperkalien an Unsittlichkeit und Unchristlichkeit nicht viel nachstehen, den Beweis irgend einer Vorliebe und Neigung zum Heidenthum abgeben können, eben so wenig kann dieses auch jene, zu den Zeiten des Anthemius noch übliche Feier des Luperkalien-Festes. Daß die Römer demselben gar keine religiöse Wichtigkeit beilegten, dafür mag zum Beweis dienen, daß gegen das Ende eben dieses Jahrhunderts, nämlich in dem Jahre 496, es nur einer kleinen Ermahnungsschrift des Pabstes Gelasius bedurfte, um dem ganzen, einem Christen ungeziemenden Narrenspiel auf immer ein Ende zu machen.*) Uebrigens nennen

*) Wenn auf irgend einem bedeutenden, in der Geschichte merkwürdigen Mann der Verdacht lastet, dem Heidenthum geneigt gewesen zu seyn; so leuchtet aus Gibbons Erzählung stets eine sichtbare Freude hervor. Er glaubt, eine Stimme mehr gegen das Christenthum gesammelt zu haben. Dieß ist bei ihm auch der Fall in Beziehung auf den Kaiser Anthemius, von welchem er, um der Behauptung des Damascius ein desto größeres Gewicht zu geben, ja nicht zu erzählen vergißt, daß er gleich nach seiner Thronerhebung

Theophanes, Sidonius und Codinus den Anthemius einen sehr christlichen Monarchen, der selbst auf dem Throne noch Beweise seiner Frömmigkeit gegeben habe. Vor seiner Abreise von Constantinopel wenigstens machte er aus seinem, in anmuthiger Gegend an den Ufern des Propontis gelegenen, eben so prächtigen als geräumigen Pallast eine fromme Stiftung. Einen Theil des ungeheuern Gebäudes verwandelte er in eine Kirche, einen andern in ein öffentliches Bad,

---

den Severus, einen Heiden, mit der consularischen Würde bekleidet habe. Aber Gibbon verschweiget, daß dieser Severus, ein sehr edler, mit großen Gaben des Geistes geschmückter Mann, bald darauf ein Christ ward. Nach dem Tode des Anthemius trat er in die Dienste des morgenländischen Kaisers, ward als Leos Gesandter an den Hof von Carthago geschickt und zeigte bei dieser Gelegenheit ein so warmes Interesse für das Christenthum und einen so heiligen Eifer für die katholische Religion, daß, als Genserich, ganz erstaunt über die Seelengröße des Mannes, ihn mit Geschenken überhäufen, dieser sie aber durchaus nicht annehmen wollte und der König endlich ihm freistellte, irgend eine andere Gunstbezeugung sich auszubitten, der edle Severus nichts anderes verlangte, als daß Genserich den Katholiken in Carthago ihre, schon seit mehreren Jahren, verschlossene Kirche wieder öffnen und überhaupt seine katholischen Untherthanen milder und schonender behandeln möchte. Diese Bitte ward vom König gewährt, und der Vandale hielt, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, sein jetzt gegebenes Wort. Als Genserich aber endlich gar gehört hatte, daß Severus mit ungeheuern, aus eigenen Mitteln genommenen Summen eine Menge römischer Gefangenen von der Sclaverei losgekauft hätte, gab er, von der Schönheit dieser Handlung überwältiget, allen, seinen eigenen Domainen, zugefallenen römischen Gefangenen ohne Lösegeld die Freiheit. So groß ist die Macht der christlichen Tugend, selbst über die Herzen roher, durch Sektenwuth noch unbändiger gewordenen Barbaren!

und einen dritten in ein Spital für gebrechliche, hülfsbedürftige Greise.

11. Nach einer kurzen Regierung von drei Monaten und einigen Tagen starb Olybrius, und wie von niemand bezweifelt wird, ganz natürlichen Todes in Rom. Die Geschichte hat nichts von ihm aufzuzeichnen, als daß er aus Dankbarkeit gegen Ricimer, dessen Neffe Gundobald, nach dem Tode seines Oheims, zur Würde eines Patriciers erhob. Vielleicht, denn mit Bestimmtheit läßt es sich nicht sagen, war dieser Gundobald ein Sohn Gondiacs und einer Tochter des Ricimer und der nämliche, welcher endlich nach zweifachem Bruder- und Bruderskinder Mord einer der mächtigsten burgundischen Könige ward. *) Aus der Ehe des Olybrius mit Placidien war eine Tochter die einzige Frucht. Sie ward nachher an den großen Arcobindus verheirathet; und durch sie erhielt sich in weiblicher Linie das Haus des großen Theodosius bis in das achte Glied.

12. Nicht blos durch blutige Thronrevolutionen,

*) Mit Ricimers Tochter hatte Gondiac, König von Burgund, vier Söhne gezeugt, nämlich Gundobald, Godigiscles, Chilperich und Gondomar. Nach Gondiacs Tod theilten sich die Söhne in die väterlichen Länder. Aber gegen die beiden ältern Brüder verbanden sich die beiden jüngern, Chilperich und Gondomar, besiegten Gundobald und Godigiscles in einer entscheidenden Schlacht und bemächtigten sich der ihnen zugefallenen Ländertheile. Nach der für ihn so unglücklichen Schlacht war Gundobald plötzlich verschwunden. Man glaubte, er wäre todt. Dieses Gerücht erleichterte seine Flucht aus Gallien. Glücklich kam er in Italien bei Ricimer an. Der Credit des Oheims verschaffte dem Neffen bald Ansehen und Macht. Nachdem jener todt war, ging dieser bald darauf nach Gallien zurück. Mit den von Ricimer

auch durch eine nicht minder furchtbare Naturrevolution ward das Jahr 472 in den Annalen der Geschichte merkwürdig. Ein volkanischer Erguß des Vesuvs, wie es vor und nach noch keinen gegeben, setzte ganz Italien in Schrecken. Der tobende Volkan warf mit solcher Heftigkeit Feuer und Asche aus, daß letztere selbst das entfernte Constantinopel erreichte. Es war am 6. November gegen die Mittagsstunde; das Volk war in dem Cirkus versammelt; auf einmal sah man, wie auf Flügeln des Sturmwindes getragen, eine Menge über einander aufgethürmter, halb feuriger, halb dunkler Wolken schnell über die Stadt sich hinwälzen; plötzlich ward der Tag in Nacht verwandelt; gleich einem Feuerregen fiel es von dem Himmel herab; und als die Luft sich wieder aufzuhellen begann, waren alle Straßen und Dächer von Constantinopel drei Zoll hoch mit Asche aus dem Vesuv bedeckt. Oeffentliche, auf diesen Tag verordnete, jährliche Gebete erhielten mehrere Jahrhunderte hindurch, bei den Einwohnern von Constantinopel, das Andenken an diese furchtbare, vorher noch nie erhörte Naturerscheinung.

Procop. l. 2. c. 4. Chron. Alex. Marcel. Chr. Thdr. L. p. 585.

---

ererbten Schätzen war es ihm ein leichtes, in sehr kurzer Zeit ein zahlreiches Heer zusammen zu bringen. Gundobald besiegte nun auch seiner Seits den Chilperich und Gondomar, schloß sie in Vienne ein, eroberte die Stadt und ließ seine beiden Brüder hinrichten. Doch damit noch nicht zufrieden, wurden auch die Söhne dieser beiden Fürsten auf seinen Befehl ermordet; selbst Chilperichs Gemahlin, eine wegen ihrer Milde und Weisheit in ganz Gallien hoch verehrte Fürstin ließ er in der Rhone ersäufen. Nur der Töchter des Chilperich ward geschont; die älteste, Macuruna, nahm den Schleier und ging in ein Kloster; die jüngere, die heilige Clothildis, ward an Clovis, den Stifter der fränkischen Monarchie, vermählet und trug das Mehrste zur Bekehrung ihres Gemahls zum Christenthum bei.

Greg. Tur. l. 2. §. 28. Sid. l. 5. epist. 7.

XLVII.

1. Beinahe alle, welche in dem großen Weltdrama bisher eine Hauptrolle gespielt hatten, waren in dem Jahre 472 oder bald darauf von dem historischen Schauplatz verschwunden. Auch die Regierung Leo des Ersten nahete sich ihrem Ende. Eine mit einer fühlbaren Abnahme aller Kräfte verbundene Zehrung sagte dem Kaiser, daß sein Tod nicht mehr ferne sey. Er wünschte sehnlichst, den Zeno, seinen Eidam zum Nachfolger zu haben. Aber der Widerwille des Volkes gegen die verhaßte Nation der Isaurier war zu tief gewurzelt, und Zenos häßliche Gestalt, welcher eine nicht minder häßliche Seele entsprach, war gar nicht geeignet, dem Eidam des Kaisers die Herzen der Einwohner von Constantinopel zu gewinnen. In dem Cirkus entstand ein Aufruhr, welcher den Kaiser schreckte und vielen das Leben kostete.

andid. Is. c. in. hist. z Thdr. Cedren. Zonar.

2. Für die wenigen Tage, welche er noch zu leben hatte, wünschte Leo sich Ruhe. Um die gährenden Gemüther zu besänftigen, erklärte er den fünfjährigen Leo, einen Sohn Zenos und der Ariadne, zum Cäsar. Als das Kind, geschmückt mit den Zeichen der consularischen Würde, am 1. Jänner 474 zum erstenmal öffentlich erschien, ward es vor dem Volke mit frohlockendem Geschrei empfangen. Diese günstige Stimmung sogleich benutzend, ernannte der Großvater den funf jährigen Cäsar zum Mitregenten und ertheilte ihm den Titel Augustus. Bald darauf starb Leo, am 11. Jänner des nämlichen Jahres, im drei und siebzigsten Jahre seines Alters und am Ende des siebzehnten seiner Regierung. Auf dem

Throne folgte ihm, unter der Vormundschaft seines Vaters Zeno, Leo der Zweite.

3. Um die heilsame und so nothwendige Disciplin der Kirche aufrecht zu erhalten, erließ Leo I. mehrere sehr weise Verordnungen. Besonders merkwürdig ist sein Gesetz gegen die verkappte Simonie, die dem Geiste des göttlichen Gebotes höhnend, sich nur an den todten Buchstaben bindet und, indem sie dem schändlichsten und ruchlosesten Verkehr andere Namen unterschiebt, nun gleichsam Gott selbst betrügen zu können wähnt. Nicht minder belehrend, selbst jetzt nach vierzehn hundert Jahren, sind auch seine Verordnungen gegen die Entweihung der Sonn- und Feiertage: Verordnungen, welche die Weisheit unserer neuern, mit den Geboten des höchsten Gesetzgebers nicht selten in offenbarem Widerspruch stehenden Legislatur nicht wenig beschämen müssen.

4. Leo I. hatte zwei oder drei Kirchen in Constantinopel erbauet; aber in keiner derselben sollten seine Gebeine ruhen. In einem Sarg von grünem Marmor gelegt, ward seine Leiche in dem Mausoleum Constantins des Großen beigesetzt.

XLVIII.

1. Froh, den schwülen Dunstkreis gehässiger Leidenschaften und zahlloser Thorheiten jetzt endlich verlassen zu dürfen, um in höhern Regionen wieder reinere, oft himmlische Lüfte zu athmen, ergreifen wir, mit Wonne in dem Herzen und in der festen Hoffnung auf den von Oben auf dieses Werk herabthauenden Segen, auf das neue den Faden der Geschichte unserer heiligen Religion; an Ihr klebt

nicht der Staub dieser Erde, und die Wandelbarkeit, welcher alle menschliche Dinge unterliegen, hat über sie keine Gewalt. Throne und Reiche, Gesetze und Institutionen, Systeme und Theorien altern, wanken, veraltern und stürzen zusammen; aber sie, das göttliche Wort, auf dessen allmächtiges Gebot: „Es werde“ einst die ganze Schöpfung aus dem Nichts hervorging; sie, die Tochter des Himmels, erzeugt von dem Geiste unendlicher göttlicher Liebe, blühet durch alle Ewigkeiten hindurch in unverwelklicher Jugend, Kraft und Schönheit. Fällt auch, auf den Posaunenhall des fünften Engels, noch immer bisweilen ein Stern herab *), welcher den Schlund des Abgrundes öffnet; steigt dann aus diesem ein Rauch auf, der die Erde zu verfinstern drohet, und gehen aus diesem Rauche zahllose Heuschrecken hervor **); so können doch diese das grünende Holz nicht verletzen, und jener Rauch kann nur die Blicke jener verfinstern, so nicht haben das Siegel Gottes an ihrer Stirne. ***) Eben so werden wir in dem Laufe des kurzen Zeitraums, den wir noch zu durchgehen haben, manchem falschen Propheten begegnen, welcher, eingedrungen in das Allerheiligste unter der Gestalt eines Engels des Lichtes, dasselbe bald durch falsche Lehre, bald durch unheiligen Wandel zu schänden suchte. So lange jedesmal unsere heilige Kirche solche unreine Elemente nicht ausgegöhren hat, sind sie freilich Flecken und oft große Flecken derselben; aber man bedenke, daß auch die wohlthätige, alles belebende Sonne

*) Offenbar. Joh. K. V. 1.
**) Offenbar. Joh. K. V. 2, 3, 4.
***) Unter dem grünen Holz werden in den heiligen Schriften stets die Rechtgläubigen und Auserwählten verstanden.

Flecken hat, und dennoch, dieser Flecken ungeachtet, den ganzen Erdkreis erleuchtet, und über Alles, was athmet und lebt, Freude, Wonne und Wohlseyn ergießt.

2. Unter der Regierung des edeln Marcian genoß die Kirche eines ununterbrochenen äußern und innern Friedens. Mit gottseliger Freude bemerkte der heilige Pabst Leo den stets von Weisheit und Milde geleiteten Eifer, mit welchem der fromme Kaiser Tag und Nacht für das Wohl der Kirche wachte. Jene Aengstlichkeit, mit welcher zeitliche Machthaber über ihren Gerechtsamen wachen zu müssen glauben; jene sie stets quälenden Besorgnisse, daß ja keine fremde Hand in ihren Wirkungskreis eingreife; alle diese oft das heilsamste Streben bald hemmenden, bald völlig vereitelnden Rücksichten waren dem großen Pabste fremd; mit Lauterkeit in allen seinen Absichten und von dem reinsten Willen beseelt, war es ihm nur darum zu thun, daß das Gute geschehe; völlig unbekümmert, von Wem und nach welcher Norm oder Methode solches geschehe. Alle Briefe Leos an Kaiser Marcian sind daher voll des aufmunternden Lobes, und noch nie, oder nur selten sah man beide höchste Gewalten in einem so vollkommenen harmonischen Einklange, als unter der Regierung dieser beiden, weit über ihr Zeitalter hervorragenden Regenten.

3. Gottes sichtbarer Segen ruhete auf den Bemühungen des Kaisers. Die ganze Christenheit hatte sich den Beschlüssen des heiligen Conciliums von Chalcedon unterworfen. Das Licht der Wahrheit und reinen Lehre strahlte wieder in allen morgenländischen Kirchen. Die Irrlehrer und ihre Anhänger waren verschwunden; kein Sektengeist störte

die Eintracht der Christen. Mit heiliger Obhut bewahrten die Bischöfe ihre Gemeinden, und diese, mit ihren Priestern und Bischöfen nur einen Leib bildend, waren sämmtlich mit dem römischen Bischofe dem Oberhaupt aller Kirchen, im Glauben und der Lehre wie in der Liebe innigst vereint.

4. Auch die verwittwete, mit so vielen Geistesgaben geschmückte Kaiserin Eudokia war indessen wieder in den Schooß der Kirche zurückgekehrt. Was die Ermahnungen des heiligen Pabstes nicht vermochten, was den vereinten Bitten ihrer Familie nicht gelungen war, bewirkten jetzt harte von Gott ihr geschickte Prüfungen. In der Schule des Unglückes sollte Eudokia zur Selbsterkenntniß gelangen. Die ihre Familie schnell nach einander treffenden Unfälle, welche ihrem Schwiegersohne Thron und Leben raubten, und ihre Eudoxia von der Seite eines geliebten Gemahls in die schmähliche Gefangenschaft eines Barbaren stürzten, hatten den tiefsten Eindruck auf das Gemüth der Kaiserin gemacht. Eine bange Ahndung sagte ihr, daß sie wohl selbst durch ihre Verirrung und Untreue sich und ihrer Familie diese Strafgerichte könnte zugezogen haben. Sich demüthigend unter der züchtigenden Hand Gottes, schickte Eudokia den Chorbischof Anastasius zu dem heiligen Simeon Stylites mit einem Schreiben, in welchem sie den heiligen Anachoreten ihr ganzes Herz aufschloß, und mit kindlichem Zutrauen ihn um Rath und Belehrung ersuchte. Der erleuchtete große Säulenbewohner schrieb der Kaiserin folgende Antwort zurück: „der Satan hat deine reichlichen Almosen gezählt, die Werke deiner Frömmigkeit gesehen und „dich begehrt, zu worfeln gleich dem Waizen. Doch „zage nicht, o Tochter! dein Glaube hat nicht ab-

...yr. V. 8. ...h. ap. Sur. 20. Jan.

„genommen. Nur wundert es mich, daß du aus „weiter Ferne herschickest, Wasser zu schöpfen, um „deinen Durst nach Wahrheit zu löschen, da doch „so ganz nahe bei dir eine reine ungetrübte Quelle „heiliger Wahrheiten strömt.“ Diese letztern Worte bezogen sich auf den heiligen Euthymius. Eudokia, die wahrscheinlich Euthymius noch nicht kannte, forschte nun nach diesem Manne Gottes, und ganz erstaunt ob dem, was sie von ihm hörte, ordnete sie sogleich einige Geistliche an ihn, die ihn bitten sollten, sobald als möglich zu ihr zu kommen. Da der heilige Einsiedler es sich zum Gesetz gemacht hatte, nie in irgend eine Stadt seinen Fuß zu setzen, so ward ein von Eudokia ungefähr drei viertel Stunden von Jerusalem, gegen Morgen, erbautes Schloß zum Ort der Zusammenkunft bestimmt.

5. Euthymius, so ungerne er auch seine Einöde verließ, fügte sich doch mit der grösten Bereitwilligkeit dem Wunsche der Kaiserin. Sobald diese den heiligen Greis erblickte, warf sie sich ihm zu Füßen, und sagte: „Nun sehe ich, daß der Herr sich meiner „erbarmt, weil es mir gegönnt ist, dein Antlitz zu „schauen.“ Euthymius hob sie auf, sprach Worte des Trostes zu ihr und, nachdem er ihr durch einige sanfte Verweise zu verstehen gegeben hatte, daß dem Weibe in der Kirche Gottes keine Stimme gebühre, erklärte er ihr die Beschlüsse von Chalcedon, bewies ihr, daß sie mit den Lehren der Väter von Nicäa, Constantinopel und Ephesus vollkommen übereinstimmten, und ermahnte sie, von jetzt an die Versammlungen der Eutychianer zu meiden und unverzüglich mit Juvenalis, dem rechtmäßigen Patriarchen von Jerusalem, und den übrigen Katholiken in heiliger Kirchengemeinschaft sich wieder zu vereinigen. Euthymius betete hierauf

Vit. S. Euth.

einige Zeit über der Kaiserin, legte ihr sodann die Hände auf und entließ sie mit seinem Segen.

6. Eudokia befolgte die Vorschriften des heiligen Einsiedlers, ward von Juvenalis auf das neue in den Schooß der Kirche aufgenommen, und ihr Beispiel, jetzt eben so belehrend, als ehemals verführend, zog alle dem eutychianischen Irrthum noch ergebenen Mönche und Laien wieder auf den Weg der Wahrheit zurück. War Eudokiens Verirrung einst für die Kirche ein Gegenstand der Trauer, und für Viele eine Ursache des Falles und Verderbens; so ward jetzt auch ihre aufrichtige Bekehrung ein eben so großer Segen für die Gefallenen, als für die Kirche und alle Rechtgläubigen ein Gegenstand des Triumpfes und der Freude.

XLIX.

1. Dieser blühende Zustand den morgenländischen Kirchen, diese innere und äußere Ruhe hatten indessen leider mit dem Leben des gottseligen Marcians (457) ein Ende. Kaum war die Nachricht von dem Tode des Kaisers in Aegypten ruchbar, als sogleich das, unter der Asche gedämpfter Empörung, bisher im Verborgenen fortglimmende eutychianische Feuer auf das Neue und noch schrecklicher, als vor einigen Jahren wieder aufloderte. Thimotheus Elurus*), Mongus und noch drei bis vier andere, theils in Folge der Beschlüsse von Chalcedon, theils auf

*) Ailouros bezeichnet im Griechischen eine Katze; daher dem Thimotheus, seines heimtückischen, schleichenden Charakters wegen, dieser Beiname gegeben ward.

den Provincial-Concilien von Aegypten und Palästina entsetzte, von der Kirche getrennte, und von Marcian verbannte Bischöfe verließen die Oerter ihrer Verbannung, hatten die Frechheit, sich wieder überall öffentlich zu zeigen, und wählten, im Vertrauen auf die vielen ehemaligen Anhänger des Dioscorus, Alexandria zu ihrem Sammelplatz.

2. Die abgeschmackten, alten Lügen und Lästerungen gegen das Concilium von Chalcedon und die Rechtgläubigkeit des verstorbenen Kaisers, sowie gegen den großen und heiligen Pabst Leo, wurden nun auf das neue wiederholt, und dreister und schamloser, als je, überall verbreitet. Der Ehrgeiz des ruchlosen Thimotheus strebte nach nichts geringerem, als der Würde eines Patriarchen von Alexandrien. Alle, welche noch eutichianische Ketzerei in ihren Herzen nährten, Alle, welche wegen ihrer profanen und unheiligen Anhänglichkeit an Dioscorus, dem jetzigen rechtmäßigen Patriarchen, abgeneigt waren, und endlich ein beträchtlicher Theil des äußerst leichtsinnigen, ganz charakterlosen und daher leicht zu wendenden Alexandriner-Volkes traten auf die Seite des Elurus.

3. Da an Frechheit, Rohheit und fanatischer Wuth nicht leicht jemand einen unwissenden, ketzerischen und aufgeblasenen Mönch übertreffen kann, so suchte Elurus vorzüglich diese auf seine Seite zu ziehen, durchstreifte daher ganz Aegypten, besuchte alle Klöster, und bediente sich der gröbsten und abgeschmacktesten Täuschungen, um diese ohnehin äußerst beschränkten Köpfe noch mehr zu bethören; so z. B. wählte er sehr dunkle Nächte, um sich, eingehüllt in ein ganz schwarzes Gewand, in die Zellen der Mönche zu schleichen. Um seine Stimme unkenntlich

hdr. Lect. p. 553. Theoph. p. 94.

zu machen, bediente er sich eines kleinen Sprachrohrs, und rief ihnen zu, daß Gott den Thimotheus zum Patriarchen von Alexandrien erwählt habe. Erkühnte sich einer der Mönche zu fragen, von wem diese Stimme komme, so gab er zur Antwort, daß es die Stimme eines den Willen Gottes verkündenden Engels sey. Jetzt wurden die Mönche völlig toll; sie glaubten nun unmittelbar von Gott den Auftrag erhalten zu haben, die Angelegenheiten der Kirche von Alexandrien und aller Kirchen von Aegypten zu ordnen. Scharenweise zogen sie nach Alexandrien. Ueberall erhoben sie aufrührerisches Geschrei, lästerten das Concilium von Chalcedon, sprachen dem Pabste und ihrem Patriarchen, dem heiligen Proterus, das Anathema. Ihre fanatische Wuth steckte auch andere an, und in wenigen Tagen war ganz Alexandrien voll Tumult, Verwirrung und Aufruhr.

4. Unglücklicher Weise stand gerade der Präfekt von Aegypten, der Comes Dionysius, mit dem größten Theil der Truppen an den Grenzen von Ober-Aegypten. Diesen Umstand wußte Thimotheus zu benutzen. An der Spitze eines Haufens rasender Mönche und von einem zahlreichen Pöbel begleitet, den er des Tages vorher schon mit Waffen hatte versehen lassen, begab sich Elurus mit einigen schismatischen Geistlichen und zwei, der Ketzerei und anderer Schlechtigkeit wegen entsetzter und verbannter Bischöfe, nach der Hauptkirche von Alexandrien, ließ sich da von den beiden Afterbischöfen die Hände auflegen, und setzte sich ohne weiteres auf den Stuhl des heiligen Marcus.

...ag. l. 2. c. ... Lib. c. 15.

5. Der heilige Proterus glaubte dem Sturm weichen zu müssen, und verließ Alexandrien. Aber

er war noch nicht sehr weit von der Stadt entfernt, als er in einem Gesichte den Propheten Isaias sah, der ihn ermahnte, wieder nach Alexandrien zurückzukehren, ihm versprechend, daß er ihn dort erwarten wolle.

Boll. 28. Feb. §. 14.

6. Elurus sah wohl ein, daß so lange Proterus lebe, er des usurpirten bischöflichen Thrones von Alexandrien nicht sicher seyn könne. Meuchelmörder sollten ihn von dieser Sorge befreien. Sobald also der rechtmäßige Bischof wieder nach der Stadt zurückgekehrt war, ließ Thimotheus durch seine geheimen Satelliten den Pöbel und alles übrige ihm anhängige Gesindel zu neuem Aufruhr erregen. Unter mörderischem, dem Bischof und allen Rechtgläubigen den Tod drohenden Geschrei wälzte sich ein Haufe entschlossener Bösewichter nach der bischöflichen Kirche. Der heil. Proterus zog sich mit seiner Geistlichkeit in die Taufkapelle zurück, warf sich auf die Knie, und flehete zu Gott. Die Kirchenthüren, wie die Thore des bischöflichen Pallastes wurden erbrochen, der Bischof und seine Priester überall gesucht, endlich in der Taufkapelle gefunden. Weder die bekannte Heiligkeit, noch die unter ruhmvollen Arbeiten gebleichten ehrwürdigen Haare des frommen Patriarchen konnten diesem Rudel reissender Wölfe Ehrfurcht oder Mitleiden einflößen. Mit mörderischen Händen fielen sie über den Betenden her; der Eine stieß ihm ein Schwert in den Unterleib; andere gaben ihm wieder andere Wunden. Das Blut des heiligen Greises bespritzte die Taufsteine und den dabei stehenden Altar. Der Anblick des entseelten, ganz von Wunden entstellten Körpers konnte indessen noch lange nicht die Wuth der Mörder besänftigen. An einem Haken schleiften sie die heilige Leiche aus der Kirche heraus, hingen

Conc. Lab. p. 894. 899. 1442. Thdr. L. l. 1. Evag. 2.8. Boll. 28. Feb. Leo M. ep. 125.

sie auf einem öffentlichen Platz in Alexandrien an den Füßen auf, und riefen dabei aus, daß dieses der Bischof Proterus sey. Aller Muthwille, aller Frevel und jede Unmenschlichkeit, deren nur das Herz eines Kanibalen fähig ist, ward jetzt von den eutychianischen Ketzern und den Rotten des Elurus an dem Körper des Ermordeten geübt. Unter den gräßlichsten Flüchen und schändlichsten Lästerungen ward mit Werkzeugen, wie der Zufall sie den Rasenden in die Hände gab, unaufhörlich auf den Leichnam geschlagen. Wie von der unsichtbaren Macht eines bösen Geistes getrieben, rissen einige sogar die Eingeweide aus dem todten Körper, zermalmten sie mit den Zähnen, und schluckten ganze Stücke davon hinab, während andere mit lechzender Zunge das aus zahllosen Wunden herabtriefende Blut unter satanischem Hohngelächter hinunterschlürften. Damit dem Erwürgten von den Katholiken nicht einst ein ehrenvolles Begräbniß zu Theil würde, ward die Leiche endlich verbrannt, und die Asche nach den vier Winden zerstreuet. Mit dem heiligen Proterus wurden noch sechs andere Geistliche seiner Kirche ermordet; und alle diese unerhörten Greuel wurden gerade an dem Tage begangen, an welchem alle Kirchen der Christenheit das Fest der Einsetzung des grösten Geheimnisses unendlicher göttlicher Liebe feierten, nämlich an dem grünen Donnerstag, welcher in diesem für die Kirchen von Aegypten so verhängnißvollen Jahre (457) auf den 28. März gefallen war.

...nc. p. 959.

7. Sobald Thimotheus sich, durch den Tod des heiligen Proterus, in dem Besitze seiner Würde gesichert glaubte, betrug er sich als ein wahrer, die Kirche Jesu wüthend verfolgender Tyrann. Dem Concilium von Chalcedon, dem großen Pabste Leo

... ep. 128.
... l. 20. Jan.
...c. p. 896.
899.

und namentlich den angesehensten Bischöfen der ältesten, von den Aposteln selbst gegründeten Stühlen sprach er öffentlich in der Kirche von Alexandrien das Anathema. Eine allgemeine Verfolgung begann jetzt gegen alle Rechtgläubige in ganz Aegypten. Bischöfe und Priester, tadellos in ihren Sitten, wie in ihrer Lehre, wurden von ihren Stühlen und Kirchen vertrieben, die schlechtesten Menschen, Ketzer von jeder Farbe, Eutychianer, Dioscorianer und Theodosianer, zu Bischöfen und Priestern geweihet. Die Güter und Einkünfte der Kirche von Alexandrien, nach jener von Constantinopel, die reichste von allen morgenländischen Kirchen, überließ der Afterpatriarch, gleich einer feindlichen Beute, seinen Anhängern und Gönnern; ja er wußte sich sogar, unter dem schändlichsten und lügenhaftesten Vorwand, des von dem heiligen Proterus und den übrigen, durch ihn theils ermordeten, theils verbannten Geistlichen hinterlassenen Privatvermögens zu bemächtigen und vergeudete es in Geschenken und Belohnungen an das in seinem Solde stehende Gesindel. Auch in den Klöstern, besonders in den Frauenklöstern übte Elurus tyrannische Gewalt. Wo es noch ein, von eutychianischem Wahne, nicht angestecktes Kloster gab, da schickte er schismatische Priester hin; fromme, ihrem Berufe treu gebliebene Mönche und Gott geweihete Jungfrauen ließ er grausam mishandeln. Wer dem heiligen Leo und den Vätern von Chalcedon nicht das Anathema sprach, den Thimotheus nicht für den rechtmäßigen Patriarchen von Alexandrien erkennen wollte, dessen Leben schwebte in Gefahr. Die Wüsten und Einöden von Aegypten wurden jetzt mit flüchtigen Bischöfen und Priestern bevölkert, die, gleich heiligen Bekennern, des Namens Jesu und der wahren Lehre wegen beraubt, vertrieben, verfolgt und an Allem Mangel

leidend, in Höhlen und Klüften sich verkriechen mußten. Unter ihnen gab es ehrwürdige Greise, welche ihre Weihen noch selbst von dem heiligen Cyrillus empfangen hatten.

8. Indessen war es doch verschiedenen Bischöfen, auch einigen Priestern und Diaconen gelungen, aus Aegypten nach Constantinopel zu entfliehen. Gleich heiligen Bekennern, wurden sie mit Liebe und Ehrfurcht empfangen. Was sie zu ihrem Unterhalt nöthig hatten, ward ihnen von der Kirche von Constantinopel gereicht. Dem Patriarchen Anatolius, welcher ihnen aufrichtige Theilnahme zeigte, erstatteten sie mündlichen Bericht über den traurigen Zustand aller ägyptischen Kirchen, und die unerhörte gegen alle rechtgläubigen Bischöfe, Priester und andere Diener der Kirche erhobene Verfolgung; aber dem Kaiser Leo überreichten sie eine sehr umständlich verfaßte Denkschrift, in welcher sie die blutigen Gewaltthätigkeiten des Elurus, dessen freches, allen Canons der Kirche zuwiderlaufendes Eindringen in das heilige Amt, den hierauf erfolgten Greul der Verwüstung aller ägyptischen Kirchen und endlich ihre eigenen, unverschuldeten Leiden in den stärksten und rührendsten Zügen darstellten; sie baten den Kaiser, daß er das Concilium von Chalcedon, die wahre, heilige Lehre und ihre treuen Bekenner gegen die boshaften Anfälle der nie rastenden Feinde der Kirche in Schutz nehmen möchte. Ein neues Concilium, sagten sie am Ende ihrer Bittschrift, hielten sie zwar nicht für nothwendig; sollte aber dennoch wieder eines zusammen kommen, so wären sie bereit, den Inhalt ihrer Klagschrift, nach deren ganzem Umfang, vor den Vätern eines auf das neue versammelten Conciliums rechtskräftig zu erhärten. Die Bittschrift war von 15 in Constantinopel anwesenden ägyptischen Bischö-

Leo. ep. 123. 124.

Leo ep. 130.

fen, 4 Priestern und 2 Diaconen, im Namen aller Bischöfe und der gesammten Geistlichkeit Aegyptens unterzeichnet.

10. Aber Elurus, der an schamloser Dreistigkeit keinem Irrlehrer oder Volksverführer nachstand, schickte ebenfalls nach Constantinopel mehrere Deputirte mit Briefen an den Kaiser, an den Patriarchen Anatolius und noch verschiedene andere, am Hoflager angesehene Männer. In seinen Schreiben behauptete er, durch die einstimmige Wahl der Geistlichkeit, des Adels, der gesammten Magistratur und des ganzen Volkes, auf den Patriarchen-Stuhl von Alexandrien erhoben worden zu seyn. Dem dringenden und ungestümen Begehren aller Rechtgläubigen, (Eutychianer, Dioscorianer, Theodosianer rc.) hätte er geglaubt, sich fügen zu müssen. Was dem Proterus widerfahren, habe derselbe sich selbst zugezogen. In einem plötzlichen, aber ganz zufälligen Tumult des gegen den, den Alexandrinern vor einigen Jahren gewaltsamer Weise, zum Bischofe aufgedrungen Proterus, in gerechtem Zorne entflammten Volkes sey das Unglück geschehen; Er und seine Geistlichkeit hätten keinen Antheil daran gehabt; übrigens wären in allen Kirchen und Klöstern Aegyptens Ruhe und christliche Eintracht vollkommen wieder hergestellt.

Evagr. l. 2. c. 8.

11. Dem Schreiben an Kaiser Leo war noch eine besondere Denkschrift nebst dem eigenen Glaubensbekenntniß des Elurus beigefügt. In der Denkschrift bewies er dem Kaiser, daß die Väter von Chalcedon, der heilige Pabst Leo, alle Bischöfe des Abendlandes und der gröste Theil der morgenländischen Bischöfe, Nestorianer wären. Die andere enthielt das Glaubensbekenntniß des Elurus; wie

Gennad. de script. ecc. c. 72.

alle bisherigen Ketzer, sagte auch er, daß er sich blos an das Concilium von Nicäa und an das zweite von Ephesus halte.*) Die Beschlüsse der Concilien von Constantinopel und Chalcedon, weil jenen der Väter von Nicäa zuwider laufend, könne er nicht annehmen und müße sie verwerfen.

12. Das Sonderbarste an der ganzen Sache war, daß beide Denkschriften, besonders das Glaubensbekenntniß, von Niemand unterzeichnet waren. Aber die Deputirten hatten den Auftrag, den Kaiser zu bitten, daß er an ihren heiligen Patriarchen, den Elurus, schreiben und auf diese Art ihn gleichsam in seiner Würde bestätigen möchte. Von mehreren, von Elurus geweiheten Bischöfen hatten die Deputirten ebenfalls eine Menge Briefe nach Constantinopel mitgebracht. Sie enthielten nichts als Schmähungen gegen die früher allda angekommenen rechtgläubigen Bischöfe und die abgeschmackte Foderung einer abermaligen Zusammenberufung eines allgemeinen Conciliums.

13. Der Kaiser, welcher zwar gleich auf die erste Nachricht von dem Aufstande in Alexandrien ein Gesetz hatte ergehen lassen, wodurch alle von seinem Vorfahrer in Beziehung auf das Concilium von Chalcedon gegebenen Verordnungen auf das neue bestätiget wurden, war jetzt doch höchst unschlüssig über die Maßregeln, welche er ergreifen sollte. Er hielt es für ungeziemend, daß die weltliche Macht sich in Angelegenheiten der Kirche mische, schien daher sehr geneigt, dem Wunsche der Ruhe-

*) Nämlich das zu Ephesus unter der Leitung des Dioscorus gehaltene Raub- und Mordconcilium.

störer in Betreff der Zusammenberufung eines neuen Conciliums zu willfahren. Der Kaiser meinte es aufrichtig, fühlte aber den großen Unterschied nicht zwischen eigenmächtigem Einmischen in Glaubenssachen, und der jeder weltlichen Macht geziemenden Wachsamkeit über Aufrechthaltung aller von der unter ihrem Oberhaupte versammelten Kirche erlassenen Beschlüsse und Verordnungen. So lange die Kirche, sobald von Glaubenslehren oder auch andern wesentlichen Disciplinarsachen die Rede ist, noch nicht entschieden hat, hat auch der Regent nichts zu entscheiden; so wenig, als irgend einem aus seinem Volke, gebührt ihm hier eine Stimme. Hat aber die Kirche einmal gesprochen, dann ist es des Regenten Pflicht, wenn er anders ein Sohn dieser Kirche seyn will, auch ihren Entscheidungen, durch den Arm seiner zeitlichen Macht, Kraft und Nachdruck zu geben.

14. In seiner schiefen Ansicht ward der Kaiser bestärkt durch seinen Schwager Basiliscus und den mächtigen Aspar. Beide begünstigten den Elurus und seine Partei; denn der eine war, wie es die Folge beweisen wird, ein geheimer Eutychianer, und der Andere ein stockblinder Arianer. Es ist eine, durch die Erfahrungen aller Jahrhunderte, wie durch die häufigen Erscheinungen unserer jetzigen Zeit vollkommen bewährte Wahrheit, daß alle von der wahren Kirche getrennte Sekten, wie feindlich sie selbst auch sich einander gegen über stehen, und wie getheilt sie auch immer in ihren Meinungen und Grundsätzen seyn mögen, dennoch sogleich in einen engen Bund mit einander treten, so bald es nur darauf ankömmt, die katholische Kirche zu schmähen, zu drücken und zu verfolgen.

15. Indessen wollte der Kaiser, in Ansehung eines neuen Conciliums, dennoch blos nach eigenen Ansichten nichts beschliessen. Er gab daher dem Patriarchen Anatolius den Auftrag, alle in Constantinopel anwesende Bischöfe in ein Concilium zu versammeln, sich mit denselben zu berathen, und dann deren Gutachten ihm vorzulegen.

16. Theils durch seinen Geschäftsträger, den Julianus von Cos, theils durch den Priester Aetius, hatte der Pabst schon einige obschon sehr unvollständige Kunde von den Ereignissen in der Kirche von Alexandrien erhalten. Jetzt erstattete ihm Anatolius von Allem, was vorgefallen war, sehr umständlichen Bericht, meldete ihm auch zu gleicher Zeit, daß der Kaiser, wenn der Pabst seine Zustimmung dazu geben wollte, der Zusammenberufung eines allgemeinen Conciliums, auf welchem die Lehre von dem Geheimniß der Menschwerdung auf das neue möchte untersucht werden, gar nicht abgeneigt wäre. Anatolius bat den Pabst, diesfalls an den Kaiser zu schreiben, sich des verwaißten Zustandes der Kirche von Alexandrien zu erbarmen, und den ihrer Hirten beraubten, von reissenden Wölfen umlagerten Gemeinden Aegyptens zu Hülfe zu eilen.

17. Was von einem großen und heiligen Pabste zu erwarten war, that jetzt Leo. Seine belehrende, ermahnende und dräuende Stimme erscholl wieder in allen Kirchen vom Aufgang bis zum Niedergang. Der Zusammenberufung eines neuen Conciliums widersetzte er sich mit Recht aus allen Kräften. Nur Unverstand oder ganz profaner Weltsinn können auf den frevelhaften Gedanken gerathen, die in einem, unter dem Oberhaupte der Kirche, rechtmäßig versammelten Concilium, durch den wirksamen Einfluß des heili-

gen Geistes gegebenen Entscheidungen einer neuen Untersuchung zu unterwerfen, auf das neue wieder zu einem Gegenstand unheiligen, auf diese Weise nie endenden, und die Wahrheit daher mehr verfinsternden als erhellenden Disputirens zu machen. Freilich war dieses von jeher der Wunsch der Irrlehrer; selbst auf Wegen der Finsterniß wandelnd, hassen sie das Licht, und suchen es, unter immerwährendem Geschwäz und Gezänk, durch den eiteln Dunst sophistischer Dialektik zu verfinstern. Die Pelagianer und ihre Irrlehre z. B. waren auf fünf Concilien verdammt worden, und dem ungeachtet appellirten sie noch an das Sechste. Zehen oder zwanzigmal verdammt, würden sie zum eilften oder ein und zwanzigsten Male appellirt haben.

18. Dem Pabste kostete es nicht viel Mühe, den Kaiser eines Bessern zu belehren. Aber dem ungeachtet mißkannte dieser auch jetzt noch seine wahre Stellung. Statt unter der Leitung des Oberhauptes der Kirche kühn einzuschreiten, und Elurus und seine Parthei als offenbare Aufrührer und Ruhestörer zu behandeln, ließ er sich immer noch von ängstlichen, seiner Gewissenhaftigkeit mehr, als seinem Verstande Ehre machenden Zweifeln herumtreiben. Auf Anrathen des Patriarchen Anatolius und der in Constantinopel gegenwärtigen Bischöfe, erließ er nun gegen Ende Octobers 457 kaiserliche Briefe an alle Metropolitan-Bischöfe des Reiches, ihnen den Auftrag ertheilend, die Bischöfe ihrer Provinzen sogleich in einem Concilium zu versammeln, und deren Gutachten sowohl über den Kirchenrath von Chalcedon, als auch der Recht- oder Unrechtmäßigkeit der Wahl des Elurus zum Patriarchen von Alexandrien, unverzüglich an ihn nach Constantinopel zu senden. Abschriftlich wurden sämtlichen Me-

tropolitanen die Klagschrift der aus Aegypten an das Hoflager entflohenen katholischen Bischöfe, sowie die Briefe des Elurus, dessen Glaubensbekenntniß und beigefügte Denkschrift mitgetheilt. Aehnliche kaiserliche Schreiben ergiengen auch an die vorzüglichsten durch anerkannte Heiligkeit ausgezeichneten Einsiedler von Palästina und Syrien; unter Andern an den heiligen Simeon Stylites, den heiligen Baradatus und Jakobus von Cyrhus.

drt. Vit.
t. c. 21.

19. Unter allen heiligen Einsiedlern war Jakobus der Syrier, ein Schüler des heil. Marons, in Jahren am weitesten vorgerückt. Dreißig Stadien das heißt anderthalb Stunden von der Stadt Cyrhus lebte er auf dem Gipfel eines Berges. Er hatte weder Zelle noch Höhle, und ohne Obdach war er selbst im strengsten Winter allen Unbilden der Witterung ausgesetzt. Sein härnes Kleid, unter welchem er noch eine schwere Kette trug, war oft mehrere Zoll hoch mit Schnee und Eis bedeckt. Des Feuers bedurfte er nicht, weder um sich zu erwärmen, noch um seine Nahrung zu bereiten; denn einige in Wasser eingeweichte Linsen waren hinreichend, seinen von Leiden und Liebe durchschimmerten Körper zu erhalten. Tag und Nacht erhob er seine Hände betend zum Himmel; und wie in eine höhere Welt entzückt, blieb er oft viele Stunden lang unbeweglich in dieser Stellung. In der Ferne glich er dann einer errichteten Bildsäule, oder einem, dem Irrenden oder der Gegend Unkundigen, höchst willkommenen Wegzeiger. Dieses letztere war er in der That; denn sein leuchtendes Beispiel, so wie sein ganzes Daseyn, welches ein ununterbrochen fortlaufendes Wunder war, zeigte Vielen den Weg, von welchem sie sich verirret und auf welchem man doch ganz allein

zu dem Ziele, dem wir alle entgegenwandeln, einst sicher gelangen kann.

20. Auch der heilige Baradat hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Bewohner eines öden Felsens, war er, gleich dem heiligen Jakob, ohne Schutz und Schirm gegen die Einflüsse der Witterung, im Sommer den glühenden Strahlen der Sonne und im Winter dem Regen, der Kälte, dem Schnee und den Stürmen schneidender Nordwinde ausgesetzt. Seine Kleidung war ein langer Rock aus Thierfellen verfertigt und seine Nahrung bestand in einigen rohen Wurzeln, die er selbst mühsam suchen muste und die ein ungünstiger Boden nur äußerst sparsam ihm darbot. Schon hier im Geiste mit seinem Gotte völlig vereint, und von allen Banden der Sinnlichkeit entfesselt, lebte er nur dem Scheine nach noch in dem Leibe, und sein ganzes irdisches Leben war nichts als ein ununterbrochenes Opfer, das er selbst, gleichsam auf dem Altar der Natur, dem großen Urheber der Natur unaufhörlich darbrachte.

Ibid. c. 27.

21. Simeon Stylites, der große heilige Anachoret, ist den Lesern schon aus dem 16. Bande dieser Geschichte bekannt. Es wäre Unverstand und Vermessenheit, den winzigen Maßstab einer Zeit, die nur durch Erbärmlichkeit und völlige Erschlaffung sich auszeichnet, bei diesen hohen, geistigen, mit himmlischen Kräften ausgerüsteten Naturen in Anwendung bringen zu wollen. Es waren Stimmen der Rufenden in der Wüste; und gehört wurden diese Stimmen von dem Ausfluß des Nils bis an die Ufer des Indus; und des Perser-Königs Isdegardes Gemahlin schickte, troß ihrer Magier, einigemal Gesandte an diese heiligen Anachoreten

*. phBioth. p. 886.

und hielt ein von Simeon Stylites geweihetes Fläschchen Oel für ein herrlicheres Geschenk, als die kostbarsten Perlen und Steine des Orients. Wer, der göttlichen Dinge völlig unkundig, gewisse Erscheinungen stets nur nach bekannten Naturgesetzen beurtheilen will, der wird freilich die Geschichte dieser Heiligen, wo nicht für offenbaren Trug, doch blos für fromme Dichtung halten; aber man vergesse nicht, daß der gelehrte Bischof von Cyrhus, der mit großen Geistesgaben geschmückte Theodoret ein Augenzeuge ihrer Thaten, wie ihrer Wunder war, und daß, als er das Leben dieser, unserer jetzigen Welt völlig fremden, heiligen Anachoreten schrieb, er auf das Zeugniß von Millionen noch lebender Menschen von allen Zungen und aus allen Nationen sich berufen konnte.

L.

1. Sobald die Metropolitan-Bischöfe das kaiserliche Rundschreiben erhalten hatten, verordneten sie überall Betstunden für das Wohl des Reiches und die Einigkeit der Kirchen. In Eintracht versammelten sich die Bischöfe in jeder Provinz und, nicht zögernd dem Auftrage des Kaisers zu entsprechen, sandten sämmtliche Provincial-Concilien ihre Gutachten noch vor Ende der ersten Hälfte des Jahres 458 nach Constantinopel.

2. Weil von einem und demselben Geiste, nämlich dem Geiste der Wahrheit, erleuchtet und geleitet, bekannten, gleich den Bischöfen des Abendlandes, jetzt alle morgenländische Bischöfe sich auf das neue wieder zu dem heiligen Concilium von Chalcedon und erklärten dessen Lehre für vollkommen über-

einstimmend mit den apostolischen Ueberlieferungen, dem Nicänischen Glaubensbekenntniß und den Lehren aller heiligen Väter der Kirche. In Ansehung des Elurus vereinten sich ebenfalls alle Stimmen, um diesen Eingedrungenen als einen Mörder und des heiligen Amtes durchaus unfähigen Irrlehrer zu bezeichnen, der nicht nur von der Gemeinschaft der Bischöfe, sondern von der Kirchengemeinschaft aller Rechtgläubigen müsse abgesondert werden. Die Kirche, sagten die Bischöfe, habe keine Strafe für die Verbrechen, deren er sich schuldig gemacht, und sie überließen es also der Weisheit des Kaisers, gegen ihn nach den bestehenden Gesetzen zu verfahren.

Fac. l. 12. c. 3. Vic. T. an. 467. Marc. Chr.

3. Nur ein einziger Bischof, nämlich Amphilochus von Sida, war anderer Meinung. Er erklärte zwar die Wahl des Elurus für unrechtmäßig, verwarf aber das Concilium von Chalcedon. Ein Beweis, daß vollkommene Stimmfreiheit unter den Bischöfen herrschte und daß kein Einfluß, weder der hierarchischen noch weltlichen Macht ihre Meinungen fesselte. Dem heiligen Eulochius von Alexandrien zu Folge kam jedoch Amphilochus bald nachher von seiner irrigen Ansicht zurück und schloß sich, in Anerkennung der Glaubens-Definition des Conciliums von Chalcedon, seinen übrigen Brüdern im heiligen Amte bei.

4. Auch die um ihre Meinung befragten heiligen Einsiedler gaben, nur in noch stärkern und genauer bezeichnenden Ausdrücken die nämliche Erklärung. Sie bekannten sich nicht blos zu dem von den Vätern von Chalcedon aufgestellten Lehrbegriff; sondern ermahnten, ermunterten und baten den Kaiser, den Patriarchen Anatolius und alle Bischöfe, nicht nur von diesen heiligen Wahrheiten selbst eine lebendige

Ueberzeugung zu haben, sondern sie auch dem ganzen Erdkreise zu verkünden, von allen Kanzeln das Volk darüber zu belehren und sie allen Rechtgläubigen als die einzige wahre Norm des Glaubens vorzustellen. Die in diesem Sinne an Kaiser Leo geschriebenen Briefe der beiden heiligen Anachoreten, Simeon Stylites und Jakobus von Cyrhus sind verloren gegangen; indessen sagt der gelehrte Photius von denselben, daß sie in einem schmucklosen, einfachen Styl geschrieben, voll des heiligen Geistes und himmlischer Weisheit gewesen wären. In einer schlechten lateinischen Uebersetzung ist der Brief des heiligen Baradat auf uns gekommen. Er ist voll Anspielungen auf Schrifttexte, deren Sinn oft sehr verhüllt ist. Am Ende ermahnt dieser Heilige den Kaiser, daß, nachdem die Ruhestörer die sanften Stimmen ihrer Hirten nicht mehr hören wollten, er sie nun die dräuende und brüllende Stimme des Löwen möchte hören lassen.

5. Bevor noch die Entscheidungen der Provinzial-Concilien eingetroffen waren, hatte Elurus abermals an den Kaiser geschrieben. Er begehrte jetzt eine Unterredung, und zwar in Gegenwart des Kaisers, zwischen einem oder mehreren Abgeordneten des Pabstes und einigen Anhängern oder Schülern des Eutyches und Dioscorus. Schon diese schamlose Foderung beweist, daß Timotheus sich als das Haupt einer von der Kirche getrennten und gegen das Oberhaupt der Kirche sich in einem Zustande der Empörung befindenden Sekte betrachtete. Der Kaiser hatte die Schwachheit, den heiligen Leo von dem Begehren des Afterpatriarchen in Kenntniß zu setzen. Der Pabst schickte darauf wirklich zwei Bischöfe als Legaten nach Constantinopel, aber nicht, — (wie es auch ausdrücklich in

dem päbstlichen Schreiben an den Kaiser heißt) um mit Ketzern und Sektirern zu disputiren, sondern um die Unkundigen und Schwachen zu belehren, die Reumüthigen wieder mit der Kirche zu versöhnen, die Verstockten aus derselben auszustoßen, und überhaupt durch ihre persönliche Gegenwart desto kräftiger zur Wiederherstellung des allgemeinen Friedens in den Kirchen mitzuwirken.

6. Da die Ermordung des heiligen Proterus, obschon Wirkung und Folge der sich wieder erhebenden Ketzerei, dennoch mit den in Zweifel gezogenen Glaubenslehren eigentlich in gar keiner Verbindung stand; so hatte der Kaiser gleich in den ersten Monaten dieses Jahres (458) den Feldherrn Stilas nach Alexandrien geschickt, um die Schuldigen zu gerechter Strafe zu ziehen. Auf die vereinten Bitten vieler Bischöfe, ward gegen die Einwohner keine sehr strenge Untersuchung angestellt. Um nicht zu viele Verbrechen bestrafen zu müssen, wollte man lieber die Verbrecher nicht kennen. Indessen wurden doch mehreren, welche vorzüglichen Antheil an der Greuelthat genommen hatten, unter andern einem gewissen Cäsarius, der, wie es scheint, ein sehr angesehener und wohlhabender Bürger der Stadt gewesen war, die Zunge aus dem Hals geschnitten und hierauf noch die Strafe lebenslänglicher Verbannung oder harter Arbeit in den Bergwerken zuerkannt.

Theoph. Leont. byz. act. 5.

7. Der Hauptschuldige ward jedoch für jetzt noch nicht bestraft. Das Urtheil über den Elurus wollte der Kaiser ganz allein den Bischöfen überlassen. Als aber auch jedes der gehaltenen Provinzial-Concilien ihn des heiligen Amtes unfähig erklärt, als einen der größten Strafe würdigen Verbrecher bezeichnet und der heilige Baradat, in seinem Schreiben an den

Kaiser, ihn einen Mörder genannt hatte, der, um die Braut zu rauben, den Bräutigam erwürgt hätte, konnte dennoch Leo sich noch nicht entschließen, etwas gegen diesen Bösewicht zu verfügen; ja es scheint sogar, daß die Macht, die Rechtgläubigen in Aegypten zu verfolgen, ihm noch nicht genommen ward, indem die nach Constantinopel geflohenen katholischen Bischöfe am Ende des Jahres 458 sich noch nicht getrauten, zu ihren Kirchen zurückzukehren.

8. Die Ursache von diesem unbegreiflichen Unfug war der den Elurus schützende Einfluß des Aspar und Basiliscus. Beide Männer, selbst der Ketzerei ergeben, musten freilich einen mit jedem Verbrechen besudelten Ketzer begünstigen und aus allen Kräften zu schützen suchen. Aber die bisherige, zu ängstliche Gewissenhaftigkeit des Kaisers artete jetzt in offenbare, und bald möchte man sagen, strafbare Schwäche aus; denn nun war er gar so kurzsichtig zu glauben, daß, da die thätige Theilnahme des Elurus an der Ermordung des heiligen Proterus doch nicht vollkommen erwiesen wäre, auch, jener, wie man es mit Zuversicht hoffen könnte, nun vielleicht seinen Irrthum bald ablegen und das Glaubensbekenntniß der ganzen Kirche unterzeichnen würde, er wohl, des allgemeinen Friedens wegen, in dem Besitze seines Stuhles, wie seiner Würde gelassen werden könnte.

LI.

1. Noch ehe die Ruhe wieder hergestellt, die Ketzerei unterdrückt und die Angelegenheiten der Kirchen von Aegypten geordnet waren, wurden die Stühle von Constantinopel, Jerusalem und Antiochien, durch den Tod des Anatolius, Juvenalis und Basi-

lius erledigt. Der Todestag dieser Bischöfe läßt sich nicht genau angeben; aber gewiß ist es, daß alle drei noch vor Anfang Septembers 458 das Zeitliche verlassen hatten.

2. Neun Jahre hatte Anatolius der Kirche von Constantinopel vorgestanden. Einst ward bei ihm der heilige Daniel, welcher, in Nachahmung aller Tugenden und strengen Abtödtungen des heiligen Simeon Stylites, ganz nahe bei Constantinopel ebenfalls auf einer Säule lebte, als ein Heuchler und Zauberer angeklagt. Die Ankläger drangen in den Patriarchen, daß er diesen Daniel verbannen, oder wenigstens aus den Umgebungen von Constantinopel vertreiben möchte. Anatolius forschte nach dem Betragen des Einsiedlers; als er befriedigende Kunde erhalten hatte, ließ er ihn zu sich rufen und befragte ihn auch über seinen Glauben. Die Antworten, die er erhielt, flößten ihm hohe Achtung gegen Daniel ein; er umarmte ihn und hieß ihn ruhig wieder nach seiner Säule zurückkehren. Bald darauf ward der Patriarch tödlich krank. Anatolius erinnerte sich des frommen Daniels. Voll Vertrauen auf die Kraft des Gebetes eines ganz in Gott lebenden und daher der Welt völlig abgestorbenen Anachoreten, ließ er den demüthigen Säulenbewohner abermals zu sich bitten. Daniel kam, betete über dem Kranken, legte ihm sodann die Hände auf, und Anatolius ward gesund. In dem Gefühle der Dankbarkeit gegen den, dessen sich Gott zum Werkzeug eines Wunders bedient hatte, bat nun der Patriarch den Daniel, bei ihm in seinem erzbischöflichen Pallaste zu bleiben, oder, wenn er dieß nicht wollte, die Leitung eines Klosters in der Stadt zu übernehmen; nicht nur für alle seine Bedürfnisse, sondern auch für die Befriedigung aller seiner Wünsche sollte gesorgt werden. Der heilige Daniel

wies jedes Anerbieten zurück, bat sich zur einzigen Gnade aus, daß man ihm erlauben möchte, so fort zu leben, wie er glaube, daß Gott wolle, daß er leben sollte, und endlich daß Anatolius jenen Verläumdern, welche ihn bei ihm angeklagt hätten, von ganzem Herzen verzeihen möchte.

3. Die griechische Kirche zählt Anatolius unter die Heiligen und feiert dessen Fest jedes Jahr am 3. Julius; ob mit Recht oder Unrecht, das wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Der heilige Pabst Leo lobt zwar einigemal die Wachsamkeit dieses Patriarchen; aber noch öfters rüget er auch dessen Ehrgeiz, beschuldiget ihn der Nachlässigkeit und macht ihm eine gewisse schlaffe, oft an Schwäche grenzende Nachgiebigkeit zum Vorwurf. In der That, wenn man die Handlungsweise des Anatolius in mehreren der wichtigsten Verhältnisse seines Lebens etwas genauer untersucht; so wird man gestehen müssen, daß es ihm an Charakterstärke und jener einem Bischofe oft so nothwendigen Energie durchaus gebrach; daß er sich Anmaßungen und Eingriffe erlaubte, welche die hierarchische Ordnung störten, das Fundament der Einheit untergruben und blos seinem Stolze oder Ehrgeize schmeicheln konnten; und endlich daß die Geschmeidigkeit, mit welcher er sich oft den Zeitumständen zu fügen wußte, mit dem einem Bischofe geziemenden apostolischen Eifer sich gar nicht vereinbaren lasse. Uebrigens war selbst die Art, wie er zur bischöflichen Würde gelangte, wenn auch nicht geradezu strafbar, doch immer etwas zweideutig und gewiß nichts weniger als sehr erbaulich.

4. Juvenalis von Jerusalem starb, wie uns das Leben des heiligen Euthymius belehrt, noch vor Ende Julius. Vierzig Jahre hatte er auf dem ehr-

würdigen uralten bischöflichen Stuhl von Jerusalem gesessen. Diese lange Amtsführung bietet jedoch wenig oder gar keinen Stoff zu einer Lobrede auf den Hingegangenen. Sein Betragen auf dem zweiten Concilium von Ephesus bleibt ein ewig unvertilgbarer Flecken in seinem Leben; und Baronius sagt, daß man in seiner ganzen Lebensgeschichte nichts findet, woran man einen apostolischen, des Oberhirtenamtes würdigen Bischof erkennen könnte. Der gelehrte Cardinal nennt ihn einen Löwen, so lange alles ruhig, stille und friedlich um ihn war, und einen schnellfüßigen Hirsch, sobald der Kampf begann. Die letzten fünf Jahre vor seinem Tode sind die schönste Periode seines Lebens. In der theodosischen Verfolgung zeigte er den Muth und die Standhaftigkeit eines Bekenners, und als er nach der Vertreibung des Theodosius von seiner Kirche wieder Besitz nahm, war er rastlos bemühet, das von dem Afterpatriarchen ausgestreute Unkraut aus dem, von dem Herrn ihm anvertrauten Weinberge wieder auszurotten. Juvenalis war der erste Bischof in Palästina, welcher das Geburtsfest unsers göttlichen Erlösers an einem besondern Tage, nämlich am 25. December feierte; vor ihm wurde es stets mit dem Feste der heiligen drei Könige am 6. Jänner gefeiert.

5. Kaum vier Jahre hatte Basilius der Kirche von Antiochien vorgestanden. Weder lobend noch tadelnd erwähnt seiner die Geschichte; aber vielleicht ist dieses Stillschweigen gerade das gröste Lob; vielleicht ist es ein Beweis, daß Basilius, sich strenge haltend innerhalb der Grenzen seines heiligen Berufes und unbekümmert um der Menschen Beifall, von Niemand gesehen seyn wollte, als von dem allsehenden Auge Desjenigen, dem er im Be-

wußtsein seiner Blöße und seines Unvermögens, mit Anspruchlosigkeit, Lauterkeit und frommer gottgefälliger Einfalt diente.

LII.

1. Ein Gegenstand ungleich größerer und gerechterer Trauer für die Kirche war der Tod des gottseligen und gelehrten Theodorets von Cyrhus. Dem Gennadius zu Folge starb er ebenfalls in dem Jahre 458 und wahrscheinlich schon in den ersten Monaten desselben.*) Geschmückt mit hohen Gaben des Geistes, ausgerüstet mit Wissenschaft und allumfassender Gelehrsamkeit; ausgezeichnet durch hervorleuchtende Frömmigkeit, eben so erbauend durch seinen tadellosen, reinen Wandel, als belehrend durch seine unsterblichen Schriften; dabei einfach in seinen Sitten, voll

*) Baronius setzt, offenbar viel zu frühe, den Tod Theodorets in das Jahr 453. Weil man von diesem Jahre an keinen Brief mehr von Theodoret hat, auch unter den von den Bischöfen, Elurus und des Conciliums von Chalcedon wegen, an Kaiser Leo geschriebenen Briefen keinen von dem Bischofe von Cyrhus findet, glaubt der Cardinal, daß er schon in dem Jahre 453 gestorben seyn müsse. Aber unter diesen Briefen an Kaiser Leo findet sich auch kein einziger von den Bischöfen der Provinz Euphratensis, welche doch ganz gewiß ihr Gutachten ebenfalls eingeschickt haben werden. Briefe können leichter als andere Schriften verloren gehen, wie denn auch wirklich von Theodorets Briefen der größte Theil verloren gegangen ist. Marcellinus glaubt sogar, daß Theodoret noch in dem Jahre 466 gelebt habe. Am wahrscheinlichsten und mit dem historischen Zusammenhang am besten übereinstimmend ist die auch von Beda angenommene Meinung des Gennadius, welcher zu Folge Theodoret entweder am Ende 457 oder gleich im Anfange des Jahres 458 gestorben ist.

einfältigen Herzens; ein Liebhaber freiwilliger Armuth, Vater aller Nothleidenden, Tröster aller Betrübten, mit den Weinenden weinend, mit den Frohen sich erfreuend, stets bereit, für das Heil seiner Heerde sein eigenes Leben zum Opfer zu bringen, war Theodoret ein wahrer liebvoller Oberhirt, ein Wohlthäter der Menschheit, ein Segen für die ganze aus 800 Pfarreien bestehende Diöcese, und endlich, so lange er lebte, eine Zierde für die Kirche und nach seinem Tode noch ein Licht, das den ganzen christlichen Erdkreis erleuchtete.

Gesch. d. R. J. B. 16. Abschn. 2. §. 23, 24.

2. Jenes eben so sonderbar als ärgerlich vereinte Interesse für dauernden Werth und hinfällige Zeitlichkeit, und wodurch leider so viele Bischöfe Gefahr laufen, weil weder kalt noch warm, aus dem Munde des treuen und wahrhaftigen Zeugen einst ausgespiehen zu werden: diese feige Zweideutigkeit findet sich bei Theodoret in keinem Verhältniß seines Lebens. So viel er nur immer konnte, vermied er des Hoflagers laue Lüfte, begehrte nie im Glanz des Thrones sich zu sonnen und durch eitle, vom Weltsinn geknüpfte Verbindungen mit den Großen, durch deren Namen und Einfluß sein eigenes Ansehen zu vermehren. Selbst in den glänzendsten Perioden seines thatenvollen Lebens war ein von der Welt völlig abgeschiedenes, Gott ganz geweihtes Leben der sehnlichste und süßeste Wunsch seines Herzens.

3. Für das leibliche Wohl seiner Gemeinden nicht minder besorgt, als für deren ewiges Heil, war Theodoret Allen, die des Rathes oder der Unterstützung bedurften, zu jeder Zeit eine sichere Zuflucht; jedem nach Hülfe ausgestreckten Arme eilte er stets aus eigenem liebevollen Antriebe von selbst entgegen, und

in Zeiten des Krieges oder anderer allgemeinen Landplagen war er nicht nur seiner eigenen Provinz, sondern selbst den angrenzenden Provinzen ein schützender Engel.

4. Einer neuen Auflage wegen entstand einst in mehreren Flecken und Dörfern seiner Diecöse eine furchtbare Gährung. Mit Waffen jeder Gattung versehen, hatte sich alles Landvolk zusammengerottet. Es war entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und um die Widerspenstigen mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen, rückten schon wohl gerüstete Scharen feindlich gegen sie heran. Daß von beiden Seiten Blut fließen, daß der Verirrten viele erschlagen, selbst einige Dörfer verheert und verbrannt werden würden: dieß sah jedermann voraus.

5. So bald Theodoret von diesem Aufstand Kunde erhalten hatte, schickte er sogleich zu dem heiligen Einsiedler Jakob und empfahl sich und seine Diecösanen in dessen frommes Gebet. Kurze Zeit vor diesem unangenehmen Ereigniß hatte Theodoret für die Kirche von Cyrhus mehrere Reliquien des heiligen Johannes des Täufers erhalten. Seine Freude darüber war unaussprechlich. Unter großen Feierlichkeiten, aber auch mit der grösten, jeder Nachahmung würdigen Demuth empfing er diese heiligen Ueberreste, verordnete mehrere Tage anhaltende Andachten, machte das Lob des großen Täufers zum Gegenstand seiner Predigten und legte dessen, Gott so wohlgefällige, Verehrung allen Gläubigen dringend an das Herz. Jetzt ließ ihm der heilige Jakob sagen, er und diejenigen, die er seinem Gebete empfohlen, bedürften desselben nicht; denn er selbst sey von Gott einer Erscheinung gewürdiget und in einem Gesichte belehrt worden, daß der große Vorläufer diesfalls schon selbst zu Gott gebetet und durch die Kraft seines Ge-

rt. vit. p. 863.

betes dem Satan die Macht benommen habe, durch noch größere Erbitterung der Gemüther und Entzündung blinder Leidenschaft, Mord und mörderischen Greuel zu veranlassen. Nach einer im Gebete durchwachten Nacht ging nun Theodoret mit Anbruch des Tages in die im Aufstand begriffenen Dörfer. Auf die bekannte Stimme ihres geliebten Oberhirten fielen den Verirrten die Waffen aus den Händen; er verwies ihnen ihren Aufstand, ermahnte sie und suchte sie zu trösten. Alle bezeugten Reue über das Geschehene, versprachen auf das neue wieder Gehorsam und unbedingte Folgsamkeit gegen ihre Obern. Eilend ging nun der gute Bischof den schon sich nahenden Truppen entgegen. Viel vermochte auch über die Soldaten das bischöfliche Ansehen. Auf Theodorets Versicherung, daß unter dem aufgeregten Volk die Ruhe völlig wieder hergestellt sey, zog der Befehlshaber mit seiner Schar sogleich wieder nach Hause, und dem väterlichen Herzen des Bischofs war es nun ein leichtes, bei dem Stadthalter für alle, welche gefehlt hatten, vollkommene Verzeihung zu erhalten.

6. Als er sein bischöfliches Amt antrat, war sein ungeheurer, beinahe bis an den Euphrat ausgedehnter Kirchsprengel mit einer Menge Ketzer jeder Art, mit Arianern, Macedonianern, vorzüglich aber Marcioniten angefüllt. Der Rechtgläubigen gab es nur äußerst wenige. Um die Verirrten wieder in den Schoß der Kirche zurückzuführen, wagte Theodoret unzähligemal sein Leben. Seine Maxime war, daß im Kampf für Wahrheit ein Bischof stets an der Spitze stehen müsse. Oft lief er Gefahr gesteiniget zu werden; mörderische Anschläge wurden gegen ihn geschmiedet und die Verhärtetsten der Irrgläubigen nahmen sogar zu Künsten der Zauberei ihre Zuflucht, um ihn durch die Hülfe der Dämonen zu

Thdrt. ep. 113.

Tillem. v. p. 21.

besiegen. Einst, so erzählet Theodoret es selbst, hörte er in der Nacht eine fürchterliche Stimme, welche ihm zurief: „Warum führst du einen so „hartnäckigen Krieg gegen Marcion? was hat er „dir zu leid gethan? Höre auf, ihn zu verfolgen; „wo nicht, so wirst du bald erfahren, wie weit er„sprießlicher es dir gewesen wäre, dich ruhig zu „verhalten. Wisse endlich, daß ich längst schon dir „meine Macht würde haben fühlen lassen, wenn nicht „Jakob, der Eremit und ein Trupp Märtyrer dich „schützten." Ein Freund des Theodorets schlief bei ihm im Zimmer; diesem rief er jetzt zu, ihn fragend, ob er nicht eine Stimme gehört habe. „Ja wohl" erwiederte derselbe „habe ich sie gehört und „von dem, was sie gesagt, auch nicht ein Wort „verloren." Theodoret und sein Freund standen nun sogleich auf und durchsuchten von allen Seiten das Zimmer; aber sie hörten keinen Laut mehr, fanden auch nicht die geringste Spur irgend eines nur gedenkbaren Betrugs. Die in dem Vorzimmer liegenden Diener hatten ebenfalls die Stimme gehört. Nachdem Theodoret über den Sinn der letzten Worte des Dämons ein wenig nachgedacht hatte, deutete er sie auf einen Mantel des heiligen Jakobs, welchen er stets unter seinem Kopfkissen liegen hatte und auf ein an seinem Bette hangendes Fläschchen mit heiligem, in den Gräbern der Märtyrer gesammelten Oel. *) In den letzten

*) Vielleicht war es von jenem heiligen Oele, welches aus den Grabsteinen einiger heiligen Märtyrer wunderbarer Weise hervorträufelte; vielleicht auch von jenem Oele, welches in den Lampen vor den Gräbern dieser Heiligen brannte. Dieses letztere ward gleichfalls für heilig gehalten, und es gefiel Gott nicht selten, demselben eine miraculöse Kraft zu ertheilen. Man sehe Tillm. mem. ecc. t. 15. Theodor. art. 13.

Jahren seiner bischöflichen Amtsführung gab es in dem ganzen, großen Kirchsprengel wenig oder gar keine Irrgläubigen; und die Bekehrung von mehr denn zehntausend Marcioniten, nebst vielen Arianern und Macedonianern war das von Gott gesegnete rühmliche Werk des frommen, eifrigen und unermüdeten Bischofes.

7. Der Umgang mit den heiligen Einsiedlern Syriens war der Trost und die Freude seines Herzens. Die Berühmtesten derselben waren der schon einigemal erwähnte Jakob der Wunderthäter, der heilige Maris, Polichronos, Thalassus-Limnäus, Asclepius ꝛc. Alle diese heiligen, durch viele Wunder von Gott verherrlichten Anachoreten liebte Theodoret mit einer in Gott gegründeten Liebe; auch sie liebten ihn ihrer Seits von ganzem Herzen; aber seiner hohen Würde stets eingedenk, blickten sie zugleich mit Ehrfurcht zu ihm als ihrem Bischof empor. Wenn daher Theodoret, in der Ueberzeugung, daß die unerhörten Abtödtungen, denen sie sich unterwarfen, ihr Alter oder ihre Kräfte überstiegen, sie bisweilen bat, von der allzugroßen Strenge ihrer Lebensart etwas nachzulassen, so betrachteten sie seine Bitte unverzüglich als ein Gebot. Der Eine legte seine schweren Ketten ab; der Andere gönnte auf einer Matte seinem abgezehrten Körper einige Stunden Ruhe; einige in Wasser aufgelöste Linsen legte ein Dritter seiner sparsamen Nahrung zu, während ein Vierter auf ein paar Stunden sich den glühenden Strahlen der Sonne entzog und unter einem über etliche Stangen ausgebreiteten Mantel oder Thierfelle des Schattens und der Kühlung genoß. Kaum war aber Theodoret von ihnen gegangen, als sie eben so schnell allen und selbst den dringendsten Bedürfnissen der Natur auf das neue wieder abstarben.

ldrt. v. p. c. 21.

besiegen. Einst, so erzählet Theodoret es selbst, hörte er in der Nacht eine fürchterliche Stimme, welche ihm zurief: „Warum führst du einen so „hartnäckigen Krieg gegen Marcion? was hat er „dir zu leid gethan? Höre auf, ihn zu verfolgen; „wo nicht, so wirst du bald erfahren, wie weit ersprießlicher es dir gewesen wäre, dich ruhig zu „verhalten. Wisse endlich, daß ich längst schon dir „meine Macht würde haben fühlen lassen, wenn nicht „Jakob, der Eremit und ein Trupp Märtyrer dich „schützten.“ Ein Freund des Theodorets schlief bei ihm im Zimmer; diesem rief er jetzt zu, ihn fragend, ob er nicht eine Stimme gehört habe. „Ja wohl“ erwiederte derselbe „habe ich sie gehört und „von dem, was sie gesagt, auch nicht ein Wort „verloren.“ Theodoret und sein Freund standen nun sogleich auf und durchsuchten von allen Seiten das Zimmer; aber sie hörten keinen Laut mehr, fanden auch nicht die geringste Spur irgend eines nur gedenkbaren Betrugs. Die in dem Vorzimmer liegenden Diener hatten ebenfalls die Stimme gehört. Nachdem Theodoret über den Sinn der letzten Worte des Dämons ein wenig nachgedacht hatte, deutete er sie auf einen Mantel des heiligen Jakobs, welchen er stets unter seinem Kopfkissen liegen hatte und auf ein an seinem Bette hangendes Fläschchen mit heiligem, in den Gräbern der Märtyrer gesammelten Oel. *) In den letzten

*) Vielleicht war es von jenem heiligen Oele, welches aus den Grabsteinen einiger heiligen Märtyrer wunderbarer Weise hervorträufelte; vielleicht auch von jenem Oele, welches in den Lampen vor den Gräbern dieser Heiligen brannte. Dieses letztere ward gleichfalls für heilig gehalten, und es gefiel Gott nicht selten, demselben eine miraculöse Kraft zu ertheilen. Man sehe Tillm. mem. ecc. t. 15. Theodor. art. 13.

Jahren seiner bischöflichen Amtsführung gab es in dem ganzen, großen Kirchsprengel wenig oder gar keine Irrgläubigen; und die Bekehrung von mehr denn zehntausend Marcioniten, nebst vielen Arianern und Macedonianern war das von Gott gesegnete rühmliche Werk des frommen, eifrigen und unermüdeten Bischofes.

7. Der Umgang mit den heiligen Einsiedlern Syriens war der Trost und die Freude seines Herzens. Die Berühmtesten derselben waren der schon einigemal erwähnte Jakob der Wunderthäter, der heilige Maris, Polichronos, Thalassus-Limnäus, Asclepius rc. Alle diese heiligen, durch viele Wunder von Gott verherrlichten Anachoreten liebte Theodoret mit einer in Gott gegründeten Liebe; auch sie liebten ihn ihrer Seits von ganzem Herzen; aber seiner hohen Würde stets eingedenk, blickten sie zugleich mit Ehrfurcht zu ihm als ihrem Bischof empor. Wenn daher Theodoret, in der Ueberzeugung, daß die unerhörten Abtödtungen, denen sie sich unterwarfen, ihr Alter oder ihre Kräfte überstiegen, sie bisweilen bat, von der allzugroßen Strenge ihrer Lebensart etwas nachzulassen, so betrachteten sie seine Bitte unverzüglich als ein Gebot. Der Eine legte seine schweren Ketten ab; der Andere gönnte auf einer Matte seinem abgezehrten Körper einige Stunden Ruhe; einige in Wasser aufgelöste Linsen legte ein Dritter seiner sparsamen Nahrung zu, während ein Vierter auf ein paar Stunden sich den glühenden Strahlen der Sonne entzog und unter einem über etliche Stangen ausgebreiteten Mantel oder Thierfelle des Schattens und der Kühlung genoß. Kaum war aber Theodoret von ihnen gegangen, als sie eben so schnell allen und selbst den dringendsten Bedürfnissen der Natur auf das neue wieder abstarben.

Alle diese Abtödtungen und Kreuzigungen des Fleisches haben zwar an sich wenig oder gar keinen Werth in den Augen Gottes; was ihnen aber einen hohen, unendlichen Werth vor Gott gibt, ist die Liebe, welche diese Heiligen dazu drang. Die Liebe kennt weder Ziel noch Maß; sie will nur das Eine, aber weil sie dieß ganz allein und aus allen Kräften will, eben daher will auch der Liebende sich selbst gleichsam zernichten, sich selbst völlig auflösen, seinen Geist von allen Banden der Materie entfesseln, um auf freien ungebundenen Flügeln, immer höher und höher, zu dem Einzigen, unendlich Geliebten sich empor zu schwingen. Zu bedauern ist schon, wer für diesen Aufflug des Geistes in der Kraft der Liebe keinen Sinn hat; aber mehr als elend und verächtlich der, welcher, weil ganz abwärts an der Erde gefesselt, im völligen Unglauben an große Naturen, jenes erhabene, geistige Leben heiliger Anachoreten, als die blose Wirkung einer in den glühenden Wüsten des Orients entflammten Phantasie, zu einem Gegenstande des Hohns und niedrigen Gespöttes herabzuwürdigen sich erfrecht.

8. Ueber den frommen, Gott geweiheten Jungfrauen, deren es ebenfalls in dem Kirchsprengel von Cyrhus nicht wenige gab, zeichnete Theodoret vorzüglich die heilige Domnina mit ihrem ganz von Liebe zu Gott glühenden Herzen aus. Eine holde, reine Engelsseele in weiblicher Gestalt. Stets schwammen ihre Augen in Thränen; aber Liebe war die Quelle derselben; denn der Liebe höchster Schmerz ist das bittere Gefühl, Ihn, den Einzigen, nicht so wie er es verdient, zu lieben. Wohl wahr: an der Sehnsucht Hand geleitet, hat die Liebe hienieden nichts als Thränen; aber innigst vereint mit dem Geliebten, wird ihr dort einst namen-

lose Wonne zu Theil werden. So oft Theodoret zu Domnina kam oder von ihr ging, ergriff die Heilige jedesmal seine Hand und legte sie auf die Stirne über ihre Augen und stets zog der Bischof sie ganz von Thränen benetzt wieder an sich. — Welche Zeiten! welche Bischöfe! welche Hirten und welche Heerden!

9. Schade, daß Theodoret, der Zeuge und Biograph so vieler heiligen Einsiedler, selbst keinen würdigen Biographen gefunden hat. Es kostet uns Mühe, der Versuchung zu widerstehen, die vielen herrlichen, in der Geschichte zerstreuten Züge seines Herzens wie seines Geistes zu sammeln und hier in ein Bild zusammen zu tragen, wovon aus jedem Zuge die ganze Liebenswürdigkeit dieses großen, gottseligen, stets um nichts als himmlische Weisheit zu Gott betenden Bischofs hervorgehen könnte. Aber der Zweck dieses Buches will dieß nicht erlauben, und noch weniger der für den beschränkten Raum dieses Bandes noch übrige, eben so mannichfaltige als reichhaltige Stoff. Nur von den Schriften des gelehrten Bischofs und erleuchteten Kirchenlehrers sey es uns vergönnt, jetzt in möglichster Kürze noch Etwas zu sagen.

10. Unter allen Vätern der Kirche, deren unsterbliche Werke auf uns gekommen sind, findet man beinahe keinen, der in allen Zweigen profaner und christlicher Gelehrsamkeit so viel geleistet hätte, als Theodoret. Er war ein gründlicher, tief eindringender Theolog, ein scharfsinniger Exeget, trefflicher Geschichtschreiber, gewandter Controversist durch hinreissende Beredsamkeit und Bündigkeit der Schlüsse, mächtiger Kämpfer für die Wahrheit unserer heiligen Religion und endlich ein himmelvoller,

Du Pin. biblthq. ecc. t. 4. p. 85.

bei dem lautersten Herzen, stets von der Heiligkeit seines Gegenstandes begeisterter und daher seine Leser zu gleichen frommen Empfindungen und heiligen Gefühlen hinreissender Ascet.

11. «In seinen Commentaren über die heiligen Schriften», sagt der gelehrte Photius, «übertrifft Theodoret alle seine Vorgänger. Zur Erklärung dunkler oder schwieriger Schriftstelle wählt er stets die geeignetsten, passendsten, am richtigsten bezeichnenden Ausdrücke. Ermüdende Digressionen findet man bei ihm nicht; denn er sucht nicht durch Aufstellung eines eiteln Apparats von Gelehrsamkeit zu glänzen, sondern seine Leser in einer lichtvollen Methode gründlich zu belehren, wozu die Reize einer schönen, gefälligen, stets mit attischer Eleganz verbundenen Schreibart nicht wenig beitragen.»

12. Theodorets Schriften über die heiligen Bücher sind zweierlei Art. Die einen sind abgefaßt in Fragen und Antworten; die andern bilden einen ununterbrochenen, mit dem Texte fortlaufenden Commentar. Die ersten acht Bücher der Bibel, nämlich der Pentateuch, das Buch Josua, jenes der Richter, das Buch Ruth, und wozu nachher noch die Bücher der Könige und der Chronik kamen, sind nach der erstern, alle übrigen Bücher der heiligen Schrift nach der zweiten Methode bearbeitet.

13. Der Octateuk, d. h. die ersten acht Bücher der Bibel nebst den Büchern der Könige und der Chronik, waren Theodorets letzte Arbeit. Er unternahm sie auf Bitten des Hypacius, Chorbischofs seiner Kirche, wie er selbst uns in der Vorrede belehrt, wo er auch, jedoch gleichsam nur im Vorübergehen, die sehr treffende Bemerkung macht,

daß, es zwei Klassen von Christen gebe, welche Zweifel und Fragen über die heiligen Schriften erheben. Die Einen, sagt er, thun es mit lauterm Herzen, weil sie wünschen, durch die Beantwortung und Auf[illegible] solcher Zweifel zu einer nur noch größern [illegible]endigern Ueberzeugung zu gelangen. Bei den Andern aber haben alle Zweifel und Anstände blos in der Schalkheit ihres Herzens ihren Grund; sie finden Zweifel und Widersprüche, weil sie solche zu finden wünschen, und sie wünschen sie zu finden, um ihren verhärteten Unglauben an die Göttlichkeit der Bibel zu rechtfertigen.

14. Dieses Werk des Theodoret hat zur Aufschrift: Auserlesene Fragen über schwer zu verstehende Schriftstellen. Unter diesen Fragen findet man zwar einige, welche überflüssig scheinen möchten; indessen ist doch der gröste Theil dieser Fragen mit vielem Scharfsinn aufgestellt, mit Bestimmtheit und Klarheit beantwortet und die aus dem Kreise täglicher Erscheinungen genommenen Beispiele, wodurch Theodoret die Sache anschaulich zu machen sucht, sehr passend gewählt. So z. B. in dem Buche Exodi verweilet der Bischof sehr lange bei dem Text, in welchem es heißt, daß Gott das Herz des Pharao verhärtet habe. Gott, sagt Theodoret, verhärtet keines Menschen Herz; Er ist ganz unendliche Güte, Liebe und Barmherzigkeit. Auch die Sonne hat keine andere Kraft, als die Kraft zu erweichen, zu erwärmen und zu beleben; und dennoch wird von ihr gesagt, daß sie das Wachs schmelze und den Schlamm verhärte. Indessen hat die Sonne doch offenbar keine verhärtende Kraft, sondern es es liegt blos in der Natur des Schlammes, daß die wohlthätigen, belebenden Sonnenstrahlen, welche so viele andere Gegenstände,

wie z. B. das Wachs erweichen und schmelzen, bei ihm die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen müssen. Eben so ist es auch mit den Strahlen der göttlichen Barmherzigkeit; während sie den Verstand einiger Menschen erleuchten, ihr Herz rühren und mit Liebe erfüllen, müssen sie nothwendig auf das Herz des verstockten Sünders, weil derselbe vorsätzlich dem Einfluß der Gnade widerstrebt, eine entgegengesetzte Wirkung erzeugen, indem jener, durch sein hartnäckiges Widerstreben, das Maß seiner Sünde wie seiner Schuld stets noch vermehrt. Wenn die heilige Schrift also sagt: Gott verhärtete das Herz des Pharao; so will sie hiedurch nichts anderes sagen, als daß Gott, nachdem Er, seiner unendlichen Barmherzigkeit gemäß, diesem König seinen allerheiligsten Willen durch so viele von Moses gewirkte Wunder deutlich zu erkennen gegeben, Pharao aber seinen Verstand dem Licht der Wahrheit verschlossen und in seinem stolzen Herzen sich gegen den ausdrücklichen Befehl Gottes empört habe, Er ihn alsdann auch seiner natürlichen Blindheit und immer mehr zunehmenden Verstockung seines Herzens überlassen hätte.

15. Mit den Psalmen beginnt Theodorets großer Commentar über die übrigen Theile der heiligen Schrift. Da sie in den Händen aller Christen waren und besonders von den Geistlichen beinahe täglich gesungen wurden, glaubte er mit der Erklärung derselben den Anfang machen zu müssen. Vor Theodoret hatten schon viele Andere die Psalmen zu erklären gesucht; aber der gelehrte Bischof fühlte sich überzeugt, daß sie größtentheils ihren Zweck verfehlet, indem die Einen zu sehr nach eiteln, weder den Verstand noch das Herz befriedigenden Allegorien gehascht, und die Andern — welchen Vorwurf er vorzüglich den jüdischen Aus-

legern macht — die auf Jesum Christum und seine Kirche hindeutenden, prophetischen Stellen auf allerlei andere Ereignisse in der jüdischen Geschichte bezogen hätten. Zwischen Beiden blieb Theodoret in der Mitte, zeigte bei blos historischen Stellen, daß sie buchstäblich zu verstehen wären, und erklärte den wahren Sinn jener, in welchen der Psalmist im prophetischen Geiste offenbar von Jesu Christo und Dessen Kirche spricht. Ohne seine Meinung zur Richtschnur machen zu wollen, glaubt Theodoret, daß alle Psalmen den David zum Verfasser hätten. Uebrigens, setzt er hinzu, ist es eine müßige Frage, ob dieser oder jener Psalm von David, Etham oder Assaph rc. rc. verfertiget ward; genug, daß sie alle unter dem Einfluß des heiligen Geistes geschrieben wurden.

16. Den Commentar über das hohe Lied verfertigte Theodoret auf Bitte seines vertrauten Freundes, des Bischofs Johannes von Germanicia. Auch schon zu Theodorets Zeiten war dieser erhabene Gesang ein Stein des Anstoßes. Viele hielten ihn für ein Brautlied, welches Salomo aus Liebe zu einer Tochter Pharaos oder einer andern Sunnamitin gedichtet haben sollte. Diesem setzt Theodoret das Ansehen aller heiligen Kirchenväter, ja was noch mehr ist, selbst das Zeugniß des heiligen Geistes entgegen, indem es durch die Eingebung und unter dem Einfluß des Geistes Gottes geschah, daß Esdras die unter Manasse verbrannten und während der Gefangenschaft verloren gegangenen, heiligen Schriften wieder sammelte, und Salomos hohes Lied, ohne ein Exemplar vor sich zu haben, blos aus seinem Gedächtniß nachschrieb. Wie ist es nun möglich, ruft Theodoret aus, daß dieses himmlische Lied blos der Ausdruck sinnlicher Liebe eines Geschöpfes zu einem andern seyn sollte. Um

aber den Lesern das Verständniß dieses hohen Gesanges desto sicherer aufzuschließen, sucht er ihn immer mehr und mehr in den Geist, wie in die Sprache der heiligen Schriften einzuweihen, und macht ihn darauf aufmerksam, daß die nämlichen Ausdrücke, welche in dem hohen Liede, dem noch ganz sinnlichen Christen oder einer unlautern Phantasie so ungöttlich scheinen, auch sehr häufig bei den Propheten vorkommen. Bei Ezechiel, K. 16, wo Gott zu dem, unter dem Bilde eines Weibes bezeichneten, Ihm untreu gewordenen Israel spricht, ist ebenfalls von Brüsten, von schönen Formen, von Händen, Augen und Ohren, von Lilien, wohl duftenden Gerüchen, von Kuß und Umarmung die Rede; auch bei Jeremias und Isaias und den übrigen Propheten kommen ähnliche Bilder vor, und ihr wahrer, eigentlicher Sinn kann uns um so weniger entgehen, da selbst Jesus Christus und seine Apostel uns gesagt haben, wer unter jenem Gemahl, unter jener Braut und jenem Bräutigam zu verstehen wären. Endlich bemerkt Theodoret, daß die Salomonischen drei Bücher stufenweise zur Vollkommenheit führen sollten. In seinen Sprüchwörtern lehrt Salomo die Sittenlehre; in dem Ecclesiastes zeigt er die Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller menschlichen Dinge, und in dem hohen Lied, sich zu der ewigen, unvergänglichen Urschöne emporschwingend, feiert er die mistische Verbindung der Braut mit ihrem göttlichen Bräutigam, das heißt, der Kirche oder der Auserwählten mit Jesu Christo, Dem allein nur Liebe, Anbetung, Preis und Ehre gebühren. Uebrigens empfiehlt Theodoret ebenfalls große Behutsamkeit. Er will nicht, daß man das hohe Lied der noch rohen, sinnlichen Jugend, oder auch solchen in die Hände gebe, die dem Geiste nach unmündig und mit göttlichen Dingen wenig bekannt,

noch der Milch bedürfen und keine stärkere Nahrung vertragen. In dem Commentar über das hohe Lied ist Theodorets Schreibart etwas weitschweifig und man findet hier nicht jene ihm eigene, in scharf abgegrenzten Ausdrücken, gedrängte Gedankenfülle.

17. Von seinen Commentaren über die Propheten ist jener über den Isaias verloren gegangen und nur einige von Pater Sirmond gesammelte Bruchstücke, deren Echtheit jedoch nicht über jedem Zweifel erhaben zu seyn scheint, sind auf uns gekommen. Auf die Auslegung der vier größern Propheten folgt die der 12 kleinern. Den Beschluß machen die Klagelieder Jeremias. Durchgängig bleibt er hier seiner Methode getreu, erklärt deutlich und verständlich den buchstäblichen und historischen Sinn des heiligen Textes, und unterliegt nie der Versuchung, nach dem damaligen Geschmack der Zeit, durch weit hergeholte Allegorien oder moralische Digressionen, sich davon zu entfernen.

18. An Gründlichkeit, wie an Präcision des Ausdrucks übertrifft Theodorets Erklärung der Briefe des heiligen Paulus alle seine übrigen Commentare. Da der heilige Chrysostomus die Paulinischen Briefe schon trefflich erklärt hatte, so war es von Seite Theodorets eine Art Kühnheit, über den nämlichen Gegenstand zu schreiben. Er entschuldigt sich deswegen in der Vorrede, und gesteht, daß er den Commentar des heiligen Chrysostomus nur in gedrängterm Auszuge hier wiedergebe. Theodoret gibt auch die Zeitfolge an, in welcher, seiner Meinung nach, diese Briefe von ihrem heiligen Verfasser geschrieben wurden und glaubt nicht, daß sie, so wie man sie geordnet habe, auch wirklich auf einander gefolgt wären.

19. Seine Kirchengeschichte schrieb Theodoret gegen das Jahr 450; wahrscheinlich kurze Zeit vor dem Afterconcilium zu Ephesus. Er beginnt sie mit der Arianischen Ketzerei in dem Jahre 323, also gerade da, wo Eusebius die seinige geendigt hatte, und führt sie durch 105 Jahre fort bis zum Tode Theodors von Mopsuesta und Theodors von Antiochien. Photius, dessen kritisches Urtheil von nicht kleinem Gewicht ist, sagt, daß Theodorets historischer Vortrag jenen des Socrates, und Sozomenes weit übertreffe und, stets klar und fließend, so oft es erforderlich wäre, auch einen der Würde des Gegenstandes angemessenen Schwung erhalte. Eigentlich ist Theodorets Kirchengeschichte ein kostbarer und unentbehrlicher Nachtrag zu den Kirchengeschichten des Socrates und Sozomenes. Sie enthält viele merkwürdige Ereignisse, welche diese ganz übergangen; besonders belehrend ist sie in Allem, was die Angelegenheiten der Kirche von Antiochien betrifft und erhält endlich auch dadurch noch einen vorzüglichen Werth, daß ihr sehr viele, aus päbstlichen Breven, kaiserlichen Schreiben, bischöflichen Briefen und andern Actenstücken bestehende Urkunden als Belege beigefügt sind. Der Vorwurf, welchen der, oft von gewissen eigenen Ansichten zu sehr eingenommene Cardinal Baronius der Kirchengeschichte des Theodorets macht, wird von Du-Pin hinreichend beantwortet und vollkommen befriedigend widerlegt. Aber noch weit grundloser und beinahe albern ist die Rüge Anderer, welche behaupten, daß Theodoret seine Kirchengeschichte nur geschrieben, um die Katholiken zu schmähen und zwischen dem Nestorius und den hh. Athanasius und Chrysostomus, so wie zwischen den heiligen Cyrillus und Theophilus und Eusebius von Nicomedien eine Parallele ziehen zu können. In Theodorets ganzer Kirchen-

geschichte findet sich durchaus auch nicht eine Spur von irgend Etwas, das zu einem solchen Vorwurf berechtigen könnte.

20. Theodorets Geschichte heiliger Einsiedler, welcher er selbst und nach ihm noch andere Schriftsteller auch den Titel: Historia Philothea (Geschichte der Freunde Gottes) beilegen, ist eine der kostbarsten Reliquien des christlichen Alterthums. Von dreißig heiligen Anachoreten, deren Leben, Thaten und Wunder Theodoret seinen Zeitgenossen und der Nachwelt verkündiget, hatte er selbst zehn genau gekannt, sie häufig besucht, sich oft lange mit ihnen unterhalten und war nicht selten selbst Zeuge gewesen der auf sie herabströmenden, außerordentlichen Gnadenerweisungen Gottes. Was er von den Andern erzählt, beruht ebenfalls blos auf Nachrichten nicht minder glaubwürdiger, nicht minder Wahrheit liebender Augenzeugen. So unglaublich, besonders nach der heutigen Denkweise, auch diese Erzählungen scheinen mögen, so müsten wir dennoch allen und selbst den strengsten Regeln historischer Kritik Hohn sprechen, wenn wir ihnen unsern Glauben entziehen und sie in das Gebiet eitler Träume verweisen wollten. Hat Theodoret geträumt, so haben alle Geschichtschreiber vor und nach ihm geträumt und für historische Wahrheit gibt es keine sichere Bürgschaft mehr. Es ist hier nicht die Volkssage, welche vermirakulirt, sondern es ist hier ein geistvoller, gelehrter, in seinen Sitten tadelloser, bei den abendländischen wie morgenländischen Kirchen, an dem Hofe von Constantinopel wie zu Rom in hohem Ansehen stehender Bischof, welcher selbst sieht, das Gesehene prüft, es genau untersucht, darüber denkt, es dann erzählt, dabei die würdigsten, ehrenvollsten Männer, ja die

Bevölkerung ganzer Provinzen zu Zeugen aufruft, der ferner seine wundervolle Geschichte noch während seines Lebens bekannt macht und zwar in einer Periode, wo jene, deren Thaten er erzählt, gröstentheils noch lebten, mithin einem Jeden der kürzeste Wag offen stand, sich der Wahrheit oder Unwahrheit von Theodorets Erzählung zu versichern; und endlich, der seine Philothea gegen das Jahr 440 verfaßte, also gleichsam unter den Augen zahlloser und mächtiger Gegner schrieb, für die es der höchste Triumph gewesen wäre, den, jedem Schismatiker, jedem Ruhestörer, jedem Feinde der Kirche so furchtbaren Bischof eines Betrugs oder einer, dem Geiste des Christenthums so sehr entgegengesetzten, faselnden Schwärmerei zu überführen.

21. Theodorets frommer Zweck bei seiner Philothea war, uns die verschiedenen, immer höher führenden Stufen evangelischer Vollkommenheit anschaulich zu machen. Auf der höchsten stehen jene, welche nicht nur der Welt, sondern sich selbst völlig entsagend, in einem sterblichen, dem Leiden unterworfenen Körper, für körperliche Leiden nicht mehr empfänglich sind; die, weil losgerissen von jeder Creatur wie von ihrem eigenen Ich, desto inniger mit Gott vereiniget sind, in dieser innigsten Vereinigung keinen andern, als Gottes allerheiligsten Willen haben, mithin nichts begehren können, als was Gott will, daß sie begehren sollen, daher stets, wo ihrem Begehren die bekannten Gesetze der Natur hemmend entgegenstehen, auch selbst diese sich unterwerfen und, durch Gottes Kraft sie beherrschend, in dem eigentlichen Sinne wahre Thaumaturgen nicht nur sind, sondern auch nothwendig es seyn müssen. *)

*) Schon oft ist es gesagt worden und täglich wird es wiederholt, daß der Mensch, je mehr er sich von dem Geschöpf

22. Auch in Beziehung auf viele damalige heilige Gebräuche der Kirche ist Theodorets Philothea sehr belehrend. Wir ersehen daraus, daß die Rechtgläubigen auch damals schon nach heiligen Oertern wallfahrteten, daß sie für die Verstorbenen beteten, an einen Ort der Reinigung glaubten, zu den Heiligen um deren Fürbitte fleheten, deren Reliquien als einen kostbaren Schatz betrachteten, sie sorgfältig sammelten, ihre Aechtheit ernsthaft prüften, in anhaltendem Gebete sich diesfalls selbst an Gott wandten und, durch vielfache, beinahe täglich sich wiederholende Erfahrung belehrt, ihnen wie der Fürbitte der Heiligen wunderwirkende Kräfte beilegten. Jene der Protestanten, welche im Anfange der unseligen, von ihnen herbeigeführten Kir-

entfernt, desto mehr sich auch dem Schöpfer nähert. Aber jenes Losreissen und dieses Annähern kostet oft schweren Kampf. In Einöden und einsamen Zellen scheint es leichter, als in dem Gewirre des geräuschvollen, hungrigen Lebens; von so vielen Banden zeitlicher Interessen wird hier der Christ, wie Laokoon von Schlangen, umschnürt und zusammengepreßt. Indessen, wie schwer auch, ist es demungeachtet selbst hier noch möglich; so bald nur der Mensch alle Creaturen, wie alle ihn umgebende Erscheinungen gleichsam blos in dem Spiegel Gottes erblickt, in allen seinen Beziehungen und Berührungen mit jenen, nur Gott im Auge hat, nur Gott zum einzigen Zweck seines Strebens, seines Mühens und Arbeitens macht. In diesem Letztern besteht die Gott so höchst wohlgefällige, von Jesu Christo so selig und heilig gepriesene Lauterkeit und Einfalt eines kindlichen Herzens, das Gott allein nur will, Gott allein nur Seiner Selbst wegen will. Ja, dann wünscht man sich Flügel, um hinzufliegen zu Dem, bei Welchem allein wahre Ruhe, Freiheit und Liebe zu finden sind; hinzufliegen zu dem Abglanz der ewigen Herrlichkeit des Vaters, zu Jesu Christo, dem einzigen Trost der hienieden wallenden, trauernden und seufzenden Seele.

chentrennung, den Verfall der Kirche erst nach den Zeiten Gregors des Großen setzten, musten wahrscheinlich Theodorets Schriften nicht gekannt haben. Später suchten sie diesen Fehler, besonders in Frankreich, dadurch wieder gut zu machen, daß sie Alles, was ihnen nicht gefiel, für untergeschoben erklärten. Eine Behauptung, die jedoch ein in der Patristick nur einiger Maßen bewanderter Protestant wohl schwerlich mehr heute zu Tage noch machen wird. Nur der Tod des heiligen Simeon Styliтes, welcher erst nach Theodoret starb, scheint durch eine fremde Randglosse in einige spätere Abschriften der Philothea eingeschlichen zu seyn.

23. Von den vielen Briefen Theodorets ist der gröste Theil verloren gegangen. Indessen haben diejenigen, welche auf uns gekommen, in Beziehung auf die damaligen kirchlichen Ereignisse einen großen historischen Werth; überdieß liefern sie auch einen treuen und daher kostbaren Abdruck des geraden, edeln und liebenswürdigen Charakters dieses großen Bischofes. Ihrem Inhalte nach zerfallen sämmtliche Briefe in zwei Hauptklassen. Die Erstere begreift jene, welche sich auf seine, den grösten Theil seines Lebens hindurch fortdauernden Streitigkeiten mit den ägyptischen Bischöfen beziehen; die Andere besteht blos aus freundschaftlichen Briefen, Glückwünschungs-, Danksagungs-, Empfehlungs- und andern Gelegenheitsschreiben; mitunter jedoch bisweilen veranlaßt durch wichtige Zeitereignisse, wie z. B. die Einnahme Carthagos von den Vandalen, verbreiten einige derselben über das Detail mancher historischen Thatsache ein oft äußerst willkommenes Licht.

24. Der Zeitfolge nach können Theodorets

)lemische oder historische Briefe unter drei Abthei-
ngen geordnet werden. In die Erste gehören
ejenigen, welche er kurz vor und während des
onciliums von Ephesus schrieb. In die Zweite jene,
elche er in der Periode der zwischen den orientali-
)en und ägyptischen Bischöfen gepflogenen Unter-
ındlungen, bis zu seiner eigenen völligen Vereini-
ıng mit Cyrillus herausgab; und die dritte Abthei-
ng endlich begreift alle diejenigen Briefe, welche
', während der von Dioscorus und den ägypti-
)en Bischöfen gegen ihn erhobenen Verfolgung, bis
ı seiner Lossprechung auf dem Concilium von
halcedon, zu seiner eigenen Rechtfertigung zu
)reiben gezwungen ward.

25. Bis zur höchsten Evidenz geht aus allen
esen Briefen hervor, daß der zwischen Theo-
)ret und dem heiligen Cyrillus leider so lange
standenen Spaltung ein bloses Mißverständniß
ım Grunde lag, welches sicher ungleich früher
hon sich von selbst würde gehoben haben, wenn
ide Theile in der Hitze des Streites nicht hie
nd da zu gewagten Ausdrücken und einigen, in
nbewachten Augenblicken, ihnen entwischten, etwas
idenschaftlichen Aeußerungen wären hingerissen wor-
en; und ferner, daß Theodoret, unbefleckt von
dem Makel nestorianischen Wahnes, und blos
etäuscht durch die lange geheuchelte Frömmigkeit
es Nestorius, der falschen Lehre desselben stets
inen andern, das heißt, mit den Dogmen der
Kirche übereinstimmenden, orthodoxen Sinn unter-
eschoben hatte. Um sich von Theodorets Recht-
läubigkeit vollkommen zu überzeugen, darf man
ur seine in den letztern Jahren, bis zu seiner auf
em Concilium von Chalcedon erfolgten Lossprechung,
eschriebenen Briefe lesen; sie enthalten sprechende

Beweise von der Reinheit seiner Lehre, der Lauterkeit seiner Absicht, wie von seiner aufrichtigen, nie durch persönliche Rücksichten getrübten Liebe zu dem Frieden in allen Kirchen. Alle Briefe, voll der scharfsinnigsten, von ausgebreiteter Welt- und Menschenkenntniß zeugenden Bemerkungen, sind in einem sehr gefälligen, klaren, eleganten und, wie alles was aus Theodorets Feder floß, wahrhaft attischen Styl geschrieben.

26. Von Theodorets Schriften gegen die Ketzer und über ihre Ketzereien sind der Polymorphus und seine fünf Bücher von den Fabeln der Ketzer die bedeutendsten. In dem Polymorphus bekämpft er in drei Dialogen vorzüglich den eutychianischen Irrthum; in den fünf Büchern von den Fabeln läßt er alle Irrlehrer, von Simon dem Zauberer bis auf Eutyches an dem Leser vorübergehen und indem er eines Jeden falsche Lehre trefflich entwickelt, wird die vollständige Kenntniß derselben jedesmal die beste Widerlegung des Irrthums selbst. Die Bücher von den Fabeln schrieb Theodoret auf Verlangen des Comes Sporaces, eines an dem kaiserlichen Hoflager sehr angesehenen Mannes, der, obschon mit den höchsten Würden bekleidet und an den Hof gefesselt, dennoch dürstend nach Wahrheit, zu der Erkenntniß derselben in den Lehren unserer heiligen Religion, mit immer zunehmender Klarheit zu gelangen suchte. In seinen Schriften über Ketzer und Ketzereien, ist, nach dem Urtheil des Photius, Theodorets Schreibart weniger gedrängt, als gewöhnlich. Um Beweise zu häufen, holt er dieselben bisweilen ziemlich weit her. Aber der Tradition der Väter bedient er sich mit siegender Kraft, und die Stellen, die er anführt, sind stets entscheidend und mit ungemeinem Scharfsinn gewählt.

27. Um in der, von Dioscorus und den ägyptischen Bischöfen gegen ihn erregten Verfolgung, die falschen Beschuldigungen seiner Gegner zu widerlegen, berief Theodoret sich öfters auf seine frühern und spätern Schriften und stellte daher ein vollständiges Verzeichniß derselben in einigen seiner Briefe auf. Mit Bedauern ersehen wir aus diesen Verzeichnissen, daß mehrere seiner kleinern Schriften, die entweder ebenfalls Vertheidigung der Religion oder Beförderung größerer Frömmigkeit zum Zwecke hatten, verloren gegangen sind.

28. Sämmtliche Werke Theodorets hat der Pater Sirmond, mit einer dem griechischen Texte an der Seite stehenden lateinischen Uebersetzung in vier großen Foliobänden gesammelt, in welchen sie in der hier angegebenen Ordnung auf einander folgen.

29. Wenigstens 38 Jahre lang zierte Theodoret den bischöflichen Stuhl von Cyrhus. Er starb in einem Alter von 72 bis 73 Jahren. Den Heiligen hat die Kirche ihr nicht zugezählt; aber heilige Männer haben ihn selig gepriesen; und kurz vor seinem Tode erhielt er noch vom Pabst Leo dem Großen einen Brief, der unstreitig jeder förmlichen Seligsprechung zum Grunde gelegt werden könnte.

LIII.

1. So sehr auch die Angelegenheiten der morgenländischen Kirche die Aufmerksamkeit des heiligen Pabstes beschäftigten; so wenig entgiengen doch seiner väterlichen Wachsamkeit auch jene der abendländischen Kirchen. Aber ungemein erleichtert ward

ihm die Leitung der abendländischen Christenheit, so wohl durch die Eintracht in den Kirchen überhaupt, als auch in das besondere durch den ungleich mehr evangelischen Geist, welcher die abendländischen Bischöfe beseelte. Frei von stolzer Anmaßung, flohen sie, wie die Sünde, alles eitle Disputiren und unheilige Gezänk, betrachteten den römischen Stuhl als den Mittelpunkt der Wahrheit, den römischen Bischof als den Nachfolger des heiligen Petrus und auf welchem alle, diesem Fürsten der Apostel, von Jesu Christo gegebenen Verheißungen ruheten. In zweifelhaften und schwierigen Fällen wendeten sie sich also an den Pabst, schöpften Unterricht und Belehrung an der Quelle der Wahrheit und befolgten alle von dem Oberhaupte der Kirche enthaltene Vorschriften mit kindlicher Bereitwilligkeit *). Der fieberhafte, meistens anarchische Zustand des weströmischen Kaiserhofes konnte wenig Reitze für sie haben. Das Unglück der Provinzen, noch immer der Tummelplatz roher Barbaren und die blutige Schaubühne unaufhörlicher Kriege, erlaubte ihnen nicht, sich von ihren Kirchen zu entfernen. Von der Zeit nichts mehr erwartend, suchten sie also

*) So z. B. schickte der heilige Rusticus, Bischof von Narbonne, an Pabst Leo eine Denkschrift, in welcher er über neunzehn darin aufgestellte Fragen sich die päbstliche Entscheidung erbat. Auch der heilige Veranus, Bischof von Vence, befragte sich, bei Gelegenheit eines Streites zwischen den Kirchen von Cemele und Nizza, bei dem päbstlichen Stuhl. Als nach dem Einfall der Hunnen in Italien, in der Diöcese von Aquileja mancherlei Unordnungen eingerissen waren, wendete sich der Bischof Nicetas ebenfalls an den Pabst und begehrte Weisung, wie er sich zu verhalten habe; und so alle übrigen Bischöfe, je nachdem die treue Führung ihres heiligen Oberhirtenamtes es ihnen nothwendig machte.

auch nicht das Zeitliche, sondern blos das, was des Herrn ist, bewachten mit heiliger Obhut ihre Gemeinden, kräftigten dieselben durch Lehre und Beispiel, verloren über dem Unfrieden der Zeit nicht den Frieden mit sich selbst, brachten ihn Jedem mit, der dessen würdig war, linderten geistiges wie leibliches Elend, waren wachsame, treue Hirten, ausgezeichnet fromme Männer und wurden größtentheils nach ihrem Tode von der Kirche den Heiligen zugezählt *).

2. Bevor der heilige Leo irgend eine Entscheidung gab, befragte er stets die Lehren und Ueberlieferungen der Väter, besonders aber die heilige Schrift; denn diese war die Leuchte seines Fußes und das Licht auf seiner langen und mühsamen Bahn. Oefters zahlreiche Concilien zusammenzuberufen, dieß erlaubten nicht die drückenden und traurigen Zeitumstände. Aber dennoch hielt Leo gewöhnlich am Jahrstag seiner Consecration ein Concilium, und dann ward ihm jedesmal der himmlische Trost, daß in der

Leo epist. 135

*) Wie z. B. der heilige Maximus von Turin, der heilige Solanus, Bischof von Genf, der heilige Veranus von Vence, der heilige Rusticus von Narbonne, der heilige Lupus von Troies, der heilige Patienz von Lyon, der heilige Mamertus von Vienne, und noch einige andere mehr. Alle diese große Männer blüheten in der gegenwärtigen Periode, und waren theils ältere, theils jüngere Zeitgenossen des heiligen Leo. Nichts ist erbaulicher und tröstender, als diese schöne vollkommene Eintracht in allen abendländischen Kirchen. Alle Bischöfe, unter ihrem ehrwürdigen heiligen Oberhaupte vereint, waren alle von dem nämlichen Geist, nämlich dem Geist der Wahrheit, Demuth und Liebe beseelt. Haarspaltenden Zweifeln, ketzerischen Spaltungen und selbstsüchtigen Anmaßungen war auf diese Art jeder Zugang zu den abendländischen Kirchen gleichsam hermetisch geschlossen.

einhelligen Stimme aller versammelten Väter der Geist Gottes stets der päbstlichen Meinung das Siegel der Bekräftigung aufdrückte.

3. Auch in dem gegenwärtigen Jahre 458 hatte Leo gegen das Ende September ein Concilium von mehrern Bischöfen nach Rom zusammenberufen. Die Verhandlungen desselben sind nicht auf uns gekommen; aber dennoch wissen wir, daß sie sich blos auf Disciplinargegenstände bezogen. Mehrere schon bestehende kirchliche Verordnungen, wie z. B. die gegen die Grausamkeit unnatürlicher Eltern, welche ihre Töchter zur Annahme des Schleiers zwangen, ferner wegen des Verhaltens bei zweifelhafter Taufe, oder wenn dieselbe von Irrgläubigen ertheilt war, wurden auf diesem Concilium wiederholet und auf das neue bestätigt.

ll. t. 15. s. t. ... o. art. 170.

4. Die allzugroße Nähe der Kirchen von Cemele (Cimiez) und Nizza in der Provence hatte öfters schon Streitigkeiten veranlaßt. Leo, dem nichts mehr, als der Friede in den Kirchen, am Herzen lag, griff das Uebel an der Wurzel an, hob das Bisthum von Nizza auf und vereinigte diese Diöcese mit jener des Bisthums von Cemele, einer damals ziemlich großen Stadt, deren immer mehr sinkender Wohlstand aber bald die Veranlassung gab, den bischöflichen Stuhl von Cemele nach Nizza zu verlegen. Schon hundert Jahre nachher finden wir blos Bischöfe von Nizza; der Stadt Cemele wird nicht mehr gedacht.

id. art. 171.

5. Weil Neon, der Nachfolger des heiligen Petrus Chrysologus auf dem Stuhle von Ravenna, jemand gegen seinen Willen zum Priester geweihet hatte, ward er von Leo zur Strafe gezogen. Worin dieselbe bestanden, wissen wir nicht. Des Vorfalles

erwähnt blos der Pabst Simplicius in einem Schreiben vom 30. Mai 484, ohne die besondern Umstände davon näher zu bezeichnen.

6. In dem folgenden Jahre 459 erließ Leo an verschiedene Bischöfe Italiens ein päbstliches Breve, in welchem er ihnen einen scharfen Verweis gab, daß sie nicht blos, wie die Kirche es vorschreibe, an den Oster- und Pfingsttagen, sondern auch an heiligen Märtyrern geweiheten Festtagen das Sakrament der heiligen Taufe ertheilten. Der Pabst war darüber sehr entrüstet, bedrohete die Schuldigen mit Entsetzung ihres bischöflichen Amtes, wenn sie wieder in diesen Fehler fallen würden, und äußerte die Besorgniß, daß, da dergleichen Lizenzen bisweilen für Geld ertheilt und erhalten würden, gar wohl eigennützige Rücksichten diese häufige, den Vorschriften der Kirche zuwiderlaufende Ertheilung solcher Dispensationen veranlaßt haben könnten. Indessen bedurfte es nur dieser ernsten Rüge, um den in einigen Kirchen eingeschlichenen Mißbrauch sogleich wieder daraus zu verbannen. Nur sehr dringende Fälle, wie es auch in dem päbstlichen Schreiben bemerkt wird, erlaubten eine Ausnahme; wenn jene eintraten, so war die Ertheilung der heiligen Taufe an jedem Tage gestattet.

7. Leo beschwerte sich noch über einen andern, seit einiger Zeit in einigen Kirchen eingeführten Gebrauch. Man hatte nämlich den Sündern, bevor man sie in den Stand der Büßenden versetzte, wieder erlaubt, das Bekenntniß ihrer Sünden öffentlich vor der ganzen Gemeinde abzulegen. Der Pabst lobt zwar Jene, deren Glaube und wahre Zerknirschung des Herzens größer wären, als Menschenfurcht und Scham vor den Menschen; aber andere

nachtheilige Folgen davon befürchtend, verbietet er durchaus solche öffentliche Bekenntnisse. Es ist genug, sagt Leo, daß der Büßende zuerst seine Sünden Gott bekenne, hierauf dem Bischofe, oder einem hiezu geordneten Priester. Es erhellt aus dem Schreiben des heiligen Pabstes, daß die geheime Ohrenbeicht schon zu den Zeiten der Apostel oder ihrer unmittelbaren Nachfolger in der Kirche eingeführt war *).

LIV.

Sid. l. 4. epist. 25.

1. Um diese Zeit blüheten auch die heiligen Brüder Romanus und Lupicinus, Gründer und Aebte der ersten Klöster des Gebirges Jura in dem Lande der Sequaner **). Romanus war der ältere, Lupicinus der jüngere Bruder. In einem Alter von fünf und dreißig Jahren faßte Romanus den Entschluß, allem menschlichen Umgang zu entsagen ***)

---

*) „Illam etiam contra *Apostolicam regulam* praesumptionem, quam nuper agnovi a quibusdam illicita usurpatione committi, modis omnibus constituimus submoveri etc. Man sehe Leon. M. epist. ep. 136. cap. 2.

**) Das Land der Sequaner begriff damals die Franche-Comté und einen großen Theil der Schweiz.

***) Unstreitig ist die Sprache, diese Fähigkeit unsere Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, eines der schönsten und edelsten Geschenke der Gottheit. Ohne sie hätte der Umgang mit Menschen keinen Reiz; ja ohne sie wäre jeder bleibende, gesellschaftliche Verband unmöglich. Aber untersuchen wir jetzt auch, welchen Brauch oder Mißbrauch der Mensch von dieser herrlichen Gabe macht.

Des Menschen erster und, man darf leider wohl sagen, Hauptgegenstand, um welchen sich alles lebendige und

und, als Anachoret, alle Stunden seines Lebens nur Gott ausschließlich zu weihen. Ein, in dem

---

geschriebene Wort dreht, ist die bis zum Ekel sich wiederholende Geschichte seines bestialischen Lebens. Schon diese allein macht wenigstens ³/₄ des Inhalts aller menschlichen Rede aus; Essen, Trinken, Ruhen, Geld erwerben, es vermehren, ängstlich darüber wachen, gegen Verlust sich schützen, kurz das ganze leider so verwickelte, beinahe alle unsere Zeit ausfüllende und doch blos den hungrigen Foderungen der thierischen Natur knechtisch dienende Leben, im Gefolge aller der zahllosen durch das Mein und Dein in der Seele entstehenden Dissonanzen, Zänkereien und Zwiste, wodurch der Geist verfinstert, das Herz erbittert und die Rede zu einer Schlinge des Truges und der Lüge gemacht wird: welch ein ganz ungeheurer, gar nicht zu berechnender Aufwand von Worten wird hiezu nicht allein schon erfodert? doch damit ist die Rechnung bei weitem nicht geschlossen. Nun kömmt noch dazu das unaufhörliche Treiben und Jagen nach Vergnügungen, nach den sogenannten Freuden und Zerstreuungen des Lebens, das immerwährende Sinnen und Trachten, sich selbst oder Andern alle nur mögliche Genüsse zu verschaffen, durch neue Erfindungen die abgestumpften Sinne wieder zu erregen, und wo möglich den Taumelkelch der Lust mit neuen nur noch mehr berauschenden Ingredienzen zu füllen: welch ein abermals ungeheurer Wortapparat wird auch hiezu nicht erfoderlich? Den Schluß machen endlich — und was das ärgste ist — die bei einem solchen thierischen Treiben unausbleiblichen, schrecklichen Ausbrüche brausender Leidenschaften, wilder Affekte; Ausbrüche des entflammten Zornes, des Hasses, des Neides, der Wuth, Rache, Furcht, Verzweifelung ꝛc. — Wenn aber nun die Töne der Worte blos verhallen, sie selbst aber, weil aufgezeichnet in dem Buch des Richters, nichts weniger als spurlos verschwinden, sondern vielmehr eine Art geistiger Atmosphäre bilden, die, wie die gewöhnliche Luft auf den physischen Menschen, einen nicht minder wohlthätigen, oder zerstörenden Einfluß auch auf den geistigen Menschen hat; so ist es wahrhaftig jenen frommen Anachoreten nicht zu verübeln, wenn

Kloster Interamnis des heiligen Sabinus, bei Lion *), verlebtes Jahr hatte diesen frommen Gedanken in ihm erzeugt; um ihn auszuführen, berathete er sich nicht mit Fleisch und Blut, verließ Mutter, Bruder und Schwester und entfernte sich bei nächtlicher Weile aus dem Kloster Interamnis, ohne von den frommen Bewohnern desselben Abschied zu nehmen. Der jüngere Bruder Lupicinus hatte indessen sich verheirathet **).

2. Da, wo die Franch-Comté und die Schweiz sich scheiden, sollten die dichten Wälder des Jura der Ort seines künftigen Aufenthalts werden. Ein nicht sehr bekannter Fußpfad führte ihn in das

---

sie um diesem drückenden, so leicht einen Seelen-Schlagfluß erzeugenden Dunstkreise sich zu entziehen, jedem Umgange mit Menschen entsagten und, die Gabe minder achtend als den Geber, Diesem sein schönes Geschenk entweder als ein freiwillig Ihm dargebrachtes Opfer wieder zurückstellen, oder doch wenigstens sich desselben ausschließlich blos zur Verherrlichung und zum Lobe und Preise seines Namens bedienen wollten.

*) Das Kloster des heiligen Sabinus bei Lion, gewiß eben so alt als jenes von Lerins, mußte schon in dem grauesten Alterthum gegründet worden seyn; indem Brunehilde in dem 6. Jahrhundert, nachdem das Kloster verödet und das Gebäude völlig verfallen war, das letztere neu aufbauen ließ und das Kloster wieder herstellte. Wahrscheinlich gab es der nachherigen Abtei Ainai ihre Entstehung.

**) Unter dem heiligen Eugendius, dem 4ten Abte des von dem heiligen Romanus gestifteten Klosters, ward ein Mönch der Lebensbeschreiber des heiligen Romanus. Aber es ist nur eine einzige, von dem Pater Chiflet von der Gesellschaft Jesu entdeckte Handschrift davon auf uns gekommen; dieselbe hat indessen alle innere und äußere Merkmale eines hohen Alterthums. Tillemont, dem un-

von schroffen Felsen umgebene, beinahe unzugängliche und nur selten von Jägern besuchte Thal Condatiscone. Hier schlug er seine Wohnung auf. Die herabhängenden, dichten Zweige eines an einem wilden Gebirgsbach stehenden Baumes dienten ihm zum Obdach. Wilde Kräuter und einige Früchte, mit welchen ein kleiner, von ihm selbst gebauter, Garten ihn versah, waren seine Nahrung. Aus der Welt hatte er nichts mitgenommen, als die Lebensbeschreibung einiger heiligen Anachoreten des Orients und des Priesters Cassianus ascetische Schriften. Lesen, Beten, fromme Betrachtung und Händearbeit füllten jetzt alle seine Stunden.

ter den Neuern die Kirchengeschichte so unendlich Vieles zu danken hat, erkennt ihre Aechtheit und gesteht ihr vollen historischen Glauben zu. Der Verfasser erzählt nichts, was er nicht von Augenzeugen gehört hätte. Nur schade, daß der fromme und schlichte Mönch, wie er selbst gesteht, nur weniges von den Thaten seines Heiligen aufgezeichnet hat. Die Lebensbeschreibungen der Heiligen aus dieser Periode sind größtentheils blos Lobeserhebungen derselben; ihre Verfasser hielten es für überflüssig, Sachen zu erzählen, welche allgemein bekannt waren; wie es scheint, schrieben sie blos für ihre Zeitgenossen und nicht für die Nachwelt, oder waren vielleicht auch der irrigen Meinung, daß das Andenken an die Thaten dieser Heiligen und die vorzüglichsten Ereignisse ihres Lebens sich eben so gut auf dem Wege der Ueberlieferung noch lange erhalten würde. In Fällen, wo die Erzählung des oben erwähnten Mönches mit jener des heiligen Gregors von Tours nicht übereinstimmt, gebührt ersterer der Vorzug; denn sie ist aus den ersten und reinsten Quellen geschöpft und der Mönch von Condad konnte die Wahrheit noch ungleich besser wissen, als der um viele Jahre spätere Bischof von Tours. Beide Lebensbeschreibungen finden sich bei Bollandus unter dem 28. Februar.

Condadiscone begriffen wären. Wirklich kamen ein paar Tage nachher zwei junge Geistliche aus Nion an den Ufern des Genfer Sees nach Condadiscone; ob der Zufall oder eine andere Veranlassung sie dahin geführt, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Anfänglich wollten sie nur einige Tage hier weilen; aber der erbauliche Wandel der Brüder und der himmlische Friede, der hier wohnte, zogen sie immer mehr und mehr an; so daß sie endlich den Romanus um die Erlaubniß baten, sich nie mehr von ihm trennen zu dürfen. Um was sie ansuchten, ward ihnen gerne und freudig gewährt.

8. In der Einfalt ihres Herzens diente die kleine Genossenschaft dem Herrn. Von dem Geiste der Liebe, des Friedens und der Eintracht beseelt, erglühete die Andacht des Einen an der Andacht des Andern, und Tag und Tag schwebte auf ihren Lippen das Lob des Herrn. Aber nun gefiel es Gott, daß das Licht ihrer Frömmigkeit auch Andern leuchten sollte. Das Gerücht von den Anachoreten des Thales Condadiscone verbreitete sich bald in der ganzen umliegenden Gegend. Von allen Orten kamen jetzt Fremde dahin; Einige aus Neugierde, Andere, um Trost und Belehrung zu suchen, oder an dem strengen Wandel der frommen Einsiedler sich zu erbauen. Aber höhere Gaben ergossen sich nun auch über den heiligen Romanus. Seinem Blicke schloß sich jetzt die Zukunft auf; was verborgen war, ward ihm bekannt; der Kranke, über dem er betete, genaß und wer von bösen Geistern geplagt wurde, ward auf das Gebet des Heiligen von seiner Plage befreit. In einem etwas mindern Maße wurden auch dem heiligen Lupicinus jetzt diese außerordentlichen, göttlichen Gnadengaben zu Theil.

V. s. R. p. mon. condat.

9. Die Wunder, welche es Gott gefiel durch seine Diener zu wirken, vermehrte den Ruf ihrer Heiligkeit. Aber nun wollten auch viele von denen, welche dahin gekommen waren, den Ort, wo sie eine himmlische Luft zu athmen glaubten, gar nicht mehr verlassen; den Frieden Gottes, das himmlische Manna hatten sie gekostet, zu den Fleischtöpfen Aegyptens zurückzukehren schien ihnen unmöglich. Ihre Anzahl war groß, und nur einen davon zurückzuweisen vermochte das sanfte und liebende Herz des Romanus nicht. Er und sein Bruder faßten also den Entschluß, ein Kloster zu erbauen. Das erste und wichtigste Bedürfniß dazu lieferten ihnen die nahe liegenden, ungeheuern Wälder des Jura. Außer den nothwendigen Arbeitswerkzeugen bedurften sie nichts weiteres; denn das Kloster ward anfänglich blos aus Brettern und Balken und zwar von den eigenen Händen der ersten Mönche erbauet.

10. Gemeinschaftlich übernahmen die beiden Brüder die Leitung des Klosters. Die Regeln, welche Romanus seinen Schülern vorschrieb, waren um vieles milder, als die der Mönche des Orients, ja selbst als jene des Klosters zu Lerins. Strenges Fasten ward nicht eingeführt. Zweimal des Tages wurde in dem Kloster zu Condad gespeist, nämlich des Mittags und am Abend. Der heilige Romanus nahm hierin zarte Rücksicht theils auf die bekannte stärkere Eßlust der Gallier, theils auch auf die von den Mönchen zu verrichtenden, oft sehr harten Handarbeiten, welche eine ungleich kräftigere und mehr stärkende Nahrung erforderten. Indessen mußten sie sich doch aller Fleischspeisen enthalten, und Milch und Eier wurden nur den Kranken gereicht. Sowie die Aufnahme in das Kloster niemand versagt ward, so stand auch der Austritt

aus demselben einem Jeden frei. Dieß letztere geschah bisweilen; aber größtentheils kehrten die Ausgetretenen nach einiger Zeit wieder zurück; stets wurden sie dann, selbst wenn sie schon zum zweiten- oder drittenmal ausgetreten waren, wieder mit Liebe aufgenommen. Man gab ihnen weder Verweise noch Strafe; die verdiente Züchtigung ward gänzlich ihrem Gewissen, dem eigenen, reumüthigen Gefühle ihres begangenen Fehlers überlassen.

11. Das Kloster war kein zusammenhängend-fortlaufendes Gebäude, sondern es bestand aus vielen, jedoch völlig von einander getrennten Zellen *). Indessen vereinigten sich die stillen Bewohner derselben öfters des Tages zu gemeinschaftlichem Gottesdienste. Auch in der Nacht, zu bestimmten Stunden, versammelten sie sich zum Lobe Gottes bei Psalmengesang und heiligen Liedern in wechselnden Chören. An diesen frommen Verrichtungen wurden sie nicht durch die ihnen obliegenden, schweren und ununterbrochenen Arbeiten gestört. So z. B. war ein Mönch, Namens Sabinianus, welcher zugleich Diaconus war, über die Klostermühle, über die an dem Flusse errichteten Dämme und Schleussen, so wie über alle dem Kloster zugehörende Fischteiche gesetzt. Der Arbeit hatte er also voll auf, und nicht selten verlängerte sich dieselbe bis tief in die Nacht; aber demungeachtet, sagt der Lebensbeschreiber des heiligen Romanus, vermißte man diesen frommen Mönch auch nicht ein einzigesmal bei dem gemeinschaftlichen Gebet.

12. Dieser Sabinianus war einer der frömm-

---

*) Unter dem heiligen Eugendius wurden diese einzelne Zellen in einem gemeinschaftlichen, großen, aus Steinen errichteten Wohngebäude vereinigt.

sten und ausgezeichnetesten Schüler des heiligen Romanus; aber gleich dem großen Eremiten, dem heiligen Antonius, war er ebenfalls, mehr als Andere, den Anfällen und Nachstellungen böser Geister ausgesetzt. Durch gewöhnlichen Dämonenspuck ihn in seinem Gebete zu stören, vermochten sie zwar nicht; jedoch suchten sie auf mancherlei andere Art seinen Eifer zu erkalten, seine Geduld zu ermüden Was er am Tage gearbeitet hatte, zerstörten sie oft in der Nacht; aber ohne zu murren ersetzte der geduldige Mönch jedesmal durch verdoppelten Fleiß wieder den erlittenen Verlust. Endlich wagten sie gar den Versuch, ihn zur Sünde, zu schwerem Fall zu reitzen. Unter der Gestalt zweier Dirnen erschienen bei nächtlicher Weile zwei Dämone in seiner Zelle. Zum Gebet nahm Sabinianus wieder seine Zuflucht; aber Gott wollte, daß diese Stunde der Versuchung über seinen Diener kommen sollte; denn über ihm schwebte ja die in der Gefahr ihn aufrecht erhaltende Gnade. Durch die schändlichsten und lascivesten Illusionen, welche selbst ein weniger reines Auge beleidiget haben würden, suchten sie nun seine Einbildungskraft zu vergiften, die Reinheit seines Herzens zu beflecken. Aber Sabinianus schloß die Augen zu, sammelte sich in seinem Innern zu Gott und ruhete nun, wie das Kind in des Vaters Schoß, in den Wunden seines gekreuzigten Jesu. Voll Grimm, alle seine Anschläge vereitelt zu sehen, ließ der Böse jetzt von ihm ab; aber bevor er verschwand, schlug er ihm so stark in das Gesicht, daß die ganze untere Kinnlade aus ihrer Lage kam. Mit gottergebener Geduld ertrug Sabinianus die Schmerzen bis zum folgenden Tag, wo Romanus mit einigen Tropfen heiligen, an den Gräbern der Märtyrer gesammelten Oels seinen Backen sogleich wieder vollkommen heilte.

V. s. Rom. p. mon. condat.

Ibid.

Ibid. 13. Ein andermal war Sabinianus, nebst einigen andern Mönchen aus dem Kloster, mit sehr dringenden Arbeiten bei der Mühle und an den Dämmen beschäftiget. Sehr bald verging ihnen jedoch alle Lust zur Arbeit. Wo sie nur den Fuß hinsetzen wollten, zischten kleine vipperartige Schlangen. Die Mönche, welche das Gift dieser Thiere scheueten, nahmen sogleich die Flucht. Auch Sabinianus sah sich gezwungen, wieder zurückzugehen. Aber da die Befehle seiner Obern, denen er stets mit unbedingter Unterwerfung huldigte, ihm diese Arbeit aufgetragen hatten, so erinnerte er die Mönche an das Gelübde des Gehorsames, bezeichnete hierauf seine und seiner Genossen Hände und Füße mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und ging dann mit ihnen, Er an ihrer Spitze, wieder nach der Mühle. Sobald sie angekommen waren, sangen sie in vereintem Chor die Worte des Evangeliums: Ecce dedi vobis potestatem calcandi super serpentes et scorpiones et supra omnem virtutem inimici, et nihil Vos nocebit. Weder Schlangen noch Vippern ließen sich mehr sehen; alles Blendwerk war verschwunden und die gehorsamen und daher gottgefälligen Mönche konnten nun ungestört ihre Arbeit verrichten. Dieser Sabinianus ward nachher von der Kirche den Heiligen zugezählt.

14. Dem sanften, wohlwollenden Herzen des heiligen Romanus war es nicht gegeben, irgend einen abzuweisen, welcher um Aufnahme in die heilige Genossenschaft bat. Einer der Aeltesten des Klosters nahm eines Tages sich die Freiheit, ihm Vorstellungen zu machen über die Leichtigkeit, mit welcher er solche Bitten gewährte. So sanft und hingebend auch sonst Romanus war, so ernst und

gebietend ward er jetzt: „Wer,“ sagte er zu dem unberufenen Rathgeber, „vermag das menschliche Herz zu durchschauen; und wer darf sogar sich erfrechen, das Maß der Gnaden zu messen, welche Gott einem Menschen noch ertheilen wird.“ „Manche,“ setzte er hinzu, „zeigen anfänglich einen glühenden Eifer und werden nachher läßig und lau, während Andere wieder im Anfange träg und unempfänglich scheinen und nachher oft alle Uebrigen an Treue, Demuth und zuvorkommender Bereitwilligkeit übertreffen.“

15. Alles ging also wie bisher seinen gewöhnlichen Gang. Indessen gab es derjenigen, welche als Jünger des heiligen Romanus unter seiner Leitung leben wollten, bald so viele, daß das Kloster nicht alle mehr fassen konnte. Die beiden heiligen Brüder errichteten also noch ein anderes Kloster zu Leuconne, ungefähr eine Stunde von Condad. Bald darauf baueten sie auch noch ein Drittes in dem Thale la Beaume, heut zu Tage St. Romain de la Roche genannt. Dieses letztere war aber blos für gottgeweihete Jungfrauen; man beobachtete in demselben die strengste Clausur und keinem Manne ward zu irgend einer Zeit oder unter irgend einem Vorwande der Eingang gestattet. Die Schwester des Romanus und Lupicinus, welche, durch das über ganz Gallien verbreitete Gerücht von den frommen Mönchen des Berges Jura, den Aufenthalt ihrer Brüder erfahren hatte, ward die erste Vorsteherin dieses Klosters. Vereint standen beide Heiligen diesen Klöstern vor. Romanus blieb in seinem Kloster zu Condad; Lupicinus wohnte gewöhnlich in jenem zu Leuconne, wo hundert und fünfzig Mönche ihn als ihren Vater und Abt verehrten.

16. Schon in Arles hatte der heilige Hilarius

vieles von der ausgezeichneten Frömmigkeit des Abtes Romanus gehört; er ließ ihn daher, als er in den Angelegenheiten des Bischofes Chelidonius nach Besançon gekommen war, zu sich rufen, legte ihm die Hände auf und weihete ihn zum Priester. Diese neue und höhere Würde machte unsern Heiligen nur noch demüthiger; von den übrigen Mönchen unterschied er sich in seinem Aeußern blos durch strengere Lebensweise, öfteres und längeres Fasten und größere Armuth in der Kleidung; sogar an den Handarbeiten seiner Religiosen nahm Romanus, so wie auch Lupicinus, oft sehr thätigen Antheil. Waren es Arbeiten des Ackerbaues auf entfernten von dem Kloster ziemlich weit entlegenen Feldern; so schliefen sie sämmtlich unter freiem Himmel. Mit einem kurzen Gebete ward jedesmal die Arbeit begonnen, unter dem frohen Gesang der Psalmen und Hymnen dieselbe verrichtet und mit einem Dankgebet zu Gott wieder geschlossen. So lebten Romanus und seine frommen, arbeitsamen Mönche. Unwirthbare Gegenden wurden urbar gemacht, Wälder und Sümpfe in blühende Kornfelder verwandelt, reissenden Strömen und wilden Gebirgspässen sichere Ufer angewiesen und große, öde Länderstrecken in lachende, fruchtbare Gegenden umgeschaffen. Unter den folgenden Aebten ließen Landleute, unter verschiedenartigen Bedingungrn abhängiger Dienstverhältnisse, sich bei dem Kloster des heiligen Romanus nieder und gaben durch diese Ansiedlungen dem nachherigen, ziemlich bevölkerten und wohlhabenden Städtchen St. Claud sein Daseyn.

M. d. R. S. B. n. 1464. (margin)

17. Auch Fülle zeitlichen Segens ruhete auf den von Romanus und Lupicinus gestifteten Klöstern, und eine Reihe fruchtbarer Jahre in Verbindung mit sehr vielen frommen und milden Beiträgen,

worunter die Gaben des Burgundischen Königs Chilperich die bedeutendsten waren, erhöheten immer mehr und mehr den Wohlstand von Condad, Leuconne und la Beaume. Einst als eine vorzüglich reiche Ernte alle Scheunen von Condad gefüllt hatte, begehrten die Mönche desselben auch eine Vermehrung und Verbesserung ihrer Nahrung. Romanus glaubte nicht, diesem Wunsche sich fügen zu müssen. Eine allgemeine Bewegung entstand in dem Kloster; unser Heiliger befürchtete Folgen davon; aber da seine sanfte, gelinde Gemüthsart ihm nicht erlaubte, die jetzt geeigneten Maßregeln zu ergreifen; so nahm er seine Zuflucht zu seinem Bruder Lupicinus. Dieser war weit strenger, sprach, wo es nothwendig war, stets mit gebietendem Ernst und war durchaus unerbittlich, sobald es auf Zucht und Ordnung ankam.

18. Ungesäumt eilte Lupicinus auf den Ruf des Bruders nach Condad. Da die Ursache der in dem Kloster gährenden Unzufriedenheit ihm schon bekannt war, so begab er sich bei seiner Ankunft sogleich an den Ort, wo die Speisen für die Klostergeistlichen zubereitet wurden. Voll Unwillen über die Mannigfaltigkeit von Gerichten, von Fischen, Gemüßen, Kräutern und andern Früchten, befahl er sogleich alle diese schon halb zubereiteten Eßwaaren in einen großen Topf zu werfen und, ohne Rücksicht auf den Effekt einer so sonderbaren Mischung, solche miteinander und durcheinander zu kochen. Die bisher nur im Stillen gährende Unzufriedenheit brach jetzt in lautes Murren aus; mehrere der Unzufriedensten packten ihre wenige Habseligkeiten zusammen und verließen das Kloster. Lupicinus wünschte seinem Bruder Glück, daß das Kloster, von den Ruhestörern gereiniget, nun bald wieder zur alten

Zucht zurückkehren würde. Dieß geschah zwar; aber das sanfte, liebevolle Herz des Romanus ward tief verwundet bei dem Gedanken, daß so viele seiner ehemaligen geliebten Schüler jetzt ihrem zeitlichen wie ewigen Verderben entgegen gehen könnten. Er nahm seine Zuflucht zum Gebet, ließ auch die Brüder für die Verirrten beten. Die Bitte des frommen Abtes ward von Gott erhört; denn alle, der eine früher der andere später, kehrten wieder nach einiger Zeit in das Kloster zurück. Selbst unter den Zerstreuungen und Gefahren der Welt hatten sie die Reinheit ihres Herzens erhalten. Sie bereueten ihren begangenen Fehler und, durch das stete schmerzhafte Andenken an denselben, in der tiefsten Demuth erhalten, machten sie nun nur desto größere Fortschritte auf der Bahn der Vollkommenheit, so daß, als man auch in andern Gegenden der Schweiz Mönche vom Berge Jura haben wollte, und die Klöster von Condad und Leuconne gleichsam heilige Colonien dahin schicken mußten, nun gerade die einst so tief Gefallenen größtentheils zu Vorstehern der neu errichteten Filialklöster gewählt wurden.

19. Gott fuhr fort, seinen treuen Knecht durch mancherlei außerordentliche Gnadenerweisungen vor der Welt zu verherrlichen. Einst wollte Romanus in Gesellschaft des Palladius, eines seiner vorzüglichsten und geliebtesten Schüler, zu dem Grabe des heiligen Mauritius wallen. Sein Weg führte ihn durch Genf. Nicht sehr ferne von dieser Stadt, verirrte er sich in einem Wald, ward von der Nacht überrascht und trat endlich in eine ganz einsam stehende Hütte ein. Dieselbe ward von zwei Aussätzigen bewohnt, welche, ausgestoßen von der menschlichen Gesellschaft, blos vom Almosen lebten, und hier in der Einsamkeit ihre Tage vertrauerten. Ge-

rade waren sie ausgegangen, um Holz zu sammeln. Als sie zurückkamen, waren sie ganz erstaunt, zwei ehrwürdige Geistliche in ihrer dürftigen Hütte zu sehen. Romanus ging gleich auf sie zu, und ohne den mindesten Widerwillen gegen ihre Abscheu erregende Krankheit zu zeigen, umarmte er einen nach dem andern mit brüderlicher Liebe, setzte sich mit ihnen zu Tische, nahm Theil an ihrem sparsamen Mahle und schlief die Nacht über ruhig auf dem harten Lager an ihrer Seite. Am folgenden Morgen dankte er ihnen für die ihm erwiesene Gastfreundschaft, umarmte sie abermals mit väterlicher Zärtlichkeit und gab ihnen, bevor er schied, seinen Segen. Als er fort war, unterhielten sich die beiden Aussätzigen — es waren Vater und Sohn — von diesem ihnen so unerwarteten Besuche; die beiden Geistlichen schienen ihnen höhere Wesen in menschlicher Gestalt; aber als sie noch miteinander sprachen, bemerkte Einer an dem Andern, daß ja jede Spur des Aussatzes völlig verschwunden, selbst die jugendliche Farbe blühender Gesundheit auf ihre Gesichter wieder zurückgekehrt wäre. Ausser sich vor Freude ob dieser wunderbaren Heilung und von Dankgefühl getrieben, eilten sie sogleich den beiden Geistlichen nach; sie kamen nach Genf; hier waren sie allgemein bekannt; denn schon seit vielen Jahren pflegten sie öfters in der Woche, an den Kirchenthüren und Thoren der Stadt die Vorübergehenden um ein Almosen zu bitten. Jedermann war erstaunt über ihre wunderbare Heilung. Bald verbreitete sich das Gerücht davon durch die ganze Stadt. Sie wurden zu dem Bischofe gerufen und erzählten diesem alle, den ungewöhnlichen Besuch der beiden Mönche vom Berge Jura, begleitende Umstände. Höchst wahrscheinlich war damals der heilige Salonius, Sohn des heiligen Eucherius, Bischof von Genf; er zweifelte keinen Augenblick, daß

nicht einer jener beiden Mönche der heilige Abt Romanus seyn müßte. Unverzüglich schickte jetzt Salonius einige Geistlichen seiner Kirche auf den Weg, auf welchem Romanus zurückkommen mußte, und zwar mit dem Befehle, daß sobald dieser sich der Stadt nähern würde, man ihn davon benachrichtigen sollte. Von den angesehensten Männern der Stadt und einem zahlreichen Volke begleitet, ging der Bischof an der Spitze seiner Geistlichkeit dem Romanus entgegen. Der demüthige Heilige wollte sich allen Ehrenbezeigungen entziehen; aber Salonius nöthigte ihn, ein paar Tage in Genf zu bleiben, und Romanus benutzte nun jeden Augenblick, um Worte des Heils zu dem herbeiströmenden Volke zu sprechen und einige unheilbare Kranken durch Auflegung der Hände wieder gesund zu machen.

20. Durch göttliche Offenbarung war dem Romanus die Stunde seiner Auflösung bekannt. Schon fühlte er, wie seine Kräfte schwanden; um von seiner Schwester Abschied zu nehmen, ging er nach la Beaume; aber eine völlige Entkräftung warf ihn hier auf das Krankenlager. Ungesäumt ließ er nun seinen Bruder Lupicinus und die Mönche von Condad zu sich rufen, tröstete sie über den ihnen bevorstehenden Verlust, ermahnte sie zur Eintracht und wechselseitigen Liebe, empfahl die gesammte Genossenschaft der wachsamen Leitung seines Bruders und übergab unter dem lauten Gebete der in Thränen zerfließenden Mönche seinen Geist ruhig und freudig in die Hände seines Erlösers.

21. Daß der Leiche des heiligen Romanus weder in Condad noch Leuconne, sondern in la Beaume eine Ruhestätte angewiesen ward, scheint unstreitig etwas sonderbar; aber höchst wahrschein-

lich geschah dieß nicht ohne höhere Fügung. Es gefiel nämlich Gott, auch nach dem Tode dieses Heiligen, noch viele Wunder an dem Grabe desselben zu wirken. Dahin wallten nun zu verschiedenen Zeiten im Jahre zahllose Pilger aus den entferntesten Gegenden Italiens, Galliens und der Schweiz. Der ungemeine Zusammenfluß so vielerlei Volkes und die öftere Anwesenheit so vieler Fremden von hohem und höherm Range, unverträglich mit der Stille heiliger Klostermauern, würden also, hätte die entseelte Hülle in Condad oder Leuconne geruhet, die unter Arbeit, Gebet und frommen Betrachtungen wechselnde Tagesordnung der Mönche gestört, öfters Zerstreuung veranlaßt und vielleicht gar manche der klösterlichen Zucht nachtheilige Folgen herbeigeführt haben. In dem Kloster zu la Beaume war dieß nicht zu befürchten. Die strengste Clausur war hier eingeführt, und die frommen, Gott geweiheten Jungfrauen wußten nicht, was außerhalb ihrer Zellen vorging; auch ward bald darauf nahe bei dem Kloster eine prächtige Kirche erbauet, dieselbe nach dem Heiligen benannt und dessen, allen Christen ehrwürdige Gebeine darin beigesetzt. In dem römischen Martyrologium ist der 28. Februar als der Sterbetag des heiligen Romanus bezeichnet. Er hatte ein hohes Alter von mehr als 70 Jahren erreicht und starb höchst wahrscheinlich gegen das Ende des Jahres 460.

22. Nach seinem Tode übernahm Lupicinus die oberste Leitung sämmtlicher Klöster. Zwanzig Jahre überlebte er seinen Bruder. Vor allen seinen Mönchen zeichnete er sich stets durch heiligen Wandel und eine weit strengere Lebensweise aus. Gleich seinem Bruder Romanus, trieb er böse Gei-

ster aus und heilte viele für unheilbar gehaltene Kranken. Einst waren Hungersnoth und allgemeine Theurung eingetreten. Sogleich befahl Lupicinus, die Fruchtspeicher von Condad und Leuconne zu öffnen und jedem Dürftigen, ohne erst ängstlich den Grad seiner Dürftigkeit zu messen, was er fodern würde, zu reichen. Man machte ihm die Bemerkung, daß auf diese Weise die Klöster bald selbst Mangel haben würden; aber Lupicinus achtete nicht des Raths engherziger, selbstsüchtiger Klugheit. Geben hielt er für seliger als Nehmen, und wer nehmen wollte, dem ward nach wie vor reichlich gegeben; und siehe da, dieser alles Maß und alles Verhältniß übersteigenden, aber einer heiligen Nächstenliebe entquollenen Freigebigkeit ungeachtet, litten dennoch die beiden Klöster keinen Mangel, das nöthige Saatkorn war zur gehörigen Zeit vorhanden und die Scheunen von Condad und Leuconne waren noch nicht leer, als selbst schon Hungersnoth und Theurung wieder aufgehört hatten. In sehr hohem Alter starb Lupicinus, gegen das Ende des Jahres 480, zu Leuconne, wo er auch begraben ward. Reich an jeder höhern Tugend, folgten ihm seine Werke in die Ewigkeit nach, und sein Andenken ehrt die Kirche noch heute zu Tage am 20. März.

23. Unter der Leitung der beiden Brüder hatten sich mehrere große, heilige Ordensmänner gebildet. Ueberhaupt ruhete, gegen das Ende der Amtsführung des heiligen Romanus, überschwänglicher Segen auf beiden Klöstern. Eine seltene, wahrhaft himmlische Eintracht herrschte unter ihren frommen Bewohnern. Von irgend einem Eigenthum war nie unter ihnen eine Rede. Man kannte in dem Kloster keinen Unterschied weder der Geburt, noch

des Reichthums, des Verstandes oder anderer geistiger Gaben. Wenn einem eine höhere Erleuchtung zu Theil ward; so glänzten Freudethränen in den Augen der Andern; einstimmig priesen sie dann laut ihren himmlischen Vater, und der höher Begnadigte hielt die erhaltenen Gaben für ungleich minder schätzenswerth, als die lautere, blos auf Gott gerichtete Herzenseinfalt des geringsten und niedrigsten seiner Brüder. Ward Einer in Geschäften des Klosters von dem Abte ausgeschickt, so war die tiefste, ungeheucheltste Demuth seine stete Begleiterin und, obgleich die beiden Klöster, an zeitlichen Gütern gesegnet, sich in dem blühendsten Wohlstand befanden, bediente sich doch keiner der Mönche je eines Pferdes oder Fuhrwerkes. Mit einem Stabe in der Hand wanderten sie, auf das Geheiße des Abtes, selbst in der strengsten Jahreszeit, unverdrossen, wohin sie geschickt wurden; und mehr als einmal erklärte Gott, durch ausserordentliche, auf das Gebet solcher Mönche, geleistete wunderbare Gnadenerweisungen, sein Wohlgefallen an dieser nur Ihm und für Ihn lebenden heiligen Genossenschaft.

24. Unter den ausgezeichneten Schülern des heiligen Romanus und Lupicinus nennt die Geschichte vorzüglich den Sabinianus, Palladius und Eugendus. Alle drei wurden von der Kirche den Heiligen zugezählt. Als Romanus starb, war Eugendus noch sehr jung; aber längst schon hatte Romanus mit Wohlgefallen die großen und frommen Anlagen des Jünglings bemerkt. Er wurde nachher, wie schon bemerkt worden, der vierte Abt des Klosters von Condad. Bevor er dazu gewählt ward, waren ihm, seine nahe Wahl ihm verkündend, der heilige Romanus und Lupicinus erschienen.

Gleiche Erscheinung ward ihm auch kurz vor seinem Tode. Gemeinschaftlich hatten die beiden heiligen Brüder den jungen Eugendus zur Frömmigkeit angeführt, zu einem heiligen Ordensmanne ihn gebildet; gemeinschaftlich hatten sie die Leitung ihrer von ihnen gestifteten, ihrem Herzen so theuern Genossenschaft seinen Händen anvertraut und gemeinschaftlich kamen sie nun, um gleichsam ihn abzuholen und ihn ihres und seines Herrn Herrlichkeit einzuführen *).

25. Wegen seiner, dem Abendlande noch unbekannten, selbst den Abtödtungen heiliger Anachoreten des Orients gleichkommenden, strengen Lebensweise,

---

*) Als eine kostbare Reliquie ward noch im siebenzehnten Jahrhundert, in der Kirche von St. Claude, ein ungefähr 2 Zoll breiter, lederner Gürtel des heiligen Eugendus aufbewahrt. Von der von ihm ausgehenden, wunderthätigen Kraft hatte man schon zahllose Beweise gehabt; und noch in dem Jahre 1601 ward eine, in schweren Kindesnöthen fruchtlos arbeitende und von den Aerzten schon dem Tode geweihete Frau, nachdem man ihr diesen Gürtel angelegt hatte, plötzlich von ihrer Frucht entbunden und vollkommen gesund. Dieselbe hieß Petronilla Birod, war in dem calvinischen Irrthum erzogen worden, kehrte aber nun, durch dieses offenbare Wunder von ihrem Wahne geheilt, in den Schoß der katholischen Kirche zurück. (Man sehe Butlers Leben der Väter und Märtyrer, übersetzt und vermehrt von Räß und Weiß.)

In den Institutionen des Klosters von Condad hat der heil. Eugendus auch mehrere, wahrscheinlich für die Zeit, in welcher er Abt war, sehr zweckmäßige Abänderungen getroffen. So zum Beispiel wurden die vielen oft schweren Handarbeiten der Mönche bedeutend vermindert, wofür aber mit Gebet und Betrachtungen nun auch planmäßiges, wissenschaftliches Studium verbunden ward.

wird von dem Lebensbeschreiber des heiligen Romanus auch eines gewissen Maxentius erwähnt; derselbe war einer der ältesten Mönche von Condad; die Natur hatte für ihn keine Bedürfnisse; das Gebet nährte eben so sehr seinen Körper, wie seinen Geist; denn er nahm so selten und so wenig Nahrung, daß er gleichsam von Nichts zu leben schien. In der strengsten Jahreszeit ging er barfuß, war nur mit einem dünnen, höchst dürftigen Gewand bedeckt und die Flamme göttlicher Liebe, die ihn verzehrte, machte ihn unempfindlich gegen die größte Kälte des härtesten Winters. Vor den Menschen gab Gott ihm Zeugniß durch die Macht, welche er ihm ertheilte, böse Geister auszutreiben; aber diese höhere Begnadigung machte ihn straucheln; sein Herz öffnete sich leisen Regungen der Eitelkeit und nun wurde er selbst von einem unreinen Geiste besessen, und zwar von dem nämlichen, welchen er erst vor paar Tagen von einem Andern ausgetrieben hatte. Die Manifestationen des Dämons waren ungemein heftig. Maxentius zerriß die Stricke, mit welchen man ihn binden mußte, ward jedoch bald darauf durch die Kraft des Gebetes und nachdem man ihn mit heiligem Oele gesalbt hatte, von der Plage des unsaubern Geistes wieder befreiet. Gott hatte ihn so tief fallen lassen, um ihn nur noch mehr zu erhöhen, das heißt, ihn noch demüthiger zu machen. Keine Gott gefälligere Tugend, als Demuth; sie ist die Wurzel und der Keim aller übrigen Tugenden, eine Waffe, welcher selbst die Allmacht nicht widerstehen kann; das Heidenthum hatte keinen sie bezeichnenden Ausdruck und zu jeder Zeit ward sie von der Welt und ihren Weisen verkannt; aber kenneten sie dies himmlische Kleinod, wie bald und wie schnell würde nicht, gleich einem leeren Dunstbilde, alle ihre aufgedunsene, hohle Weisheit dahin schwinden.

LV.

1. Auf den, durch den Tod des Anatolius erledigten Stuhl von Constantinopel ward Gennadius, ein Priester dieser Kirche erhoben. Gleich Heiligen, ehrt die Kirche von Constantinopel den größten Theil ihrer Patriarchen; aber unstreitig hat keiner diese fromme Huldigung so sehr verdient, als eben dieser jetzt beinahe einstimmig zum Patriarchen gewählte Gennadius. Bald nach seiner Wahl kamen die Bischöfe Domitianus und Geminianus als päbstliche Legaten nach Constantinopel. Elurus, obschon von allen Bischöfen des Morgenlandes verdammt, auch verdammt von dem Oberhaupte der Kirche in einem Concilium italiänischer Bischöfe; aber geschützt durch den mächtigen Aspar und dessen zahlreiche Parthei, entehrte noch immer den Stuhl des heiligen Markus. Um diesen Eingedrungenen, den Mörder des heiligen Proterus, von der Kirche von Alexandrien zu entfernen und die Wahl eines neuen Bischofes zu betreiben, hatte Pabst Leo die beiden Legaten nach Constantinopel gesandt. Gennadius vereinte seine Bemühungen mit jenen dieser beiden Bischöfe, und da er bei dem Kaiser in einem ungleich größern Ansehen, als Anatolius, stand; so bewirkte er endlich bei dem Monarchen, daß dieser, gleich im Anfange des Jahres 460, ein Edikt gegen den Timotheus Elurus erließ und seinem Feldherrn in Alexandrien, dem Dux Stilas, den Befehl gab, auf jede Weise, wie er es für gut fände, den Ruhestörer aus Alexandrien zu vertreiben. Wegen des großen Anhanges, welchen Elurus unter den leichtsinnigen Alexandrinern und den vielen in dieser volkreichen Stadt lebenden Eutychianern und Dioscorianern hatte, war ein Aufstand zu befürchten. Aber der Dux zog Truppen zusammen, machte jede Vorkehrung, welche die Klugheit ihm

gebot, und nun sah der Afterpatriarch sich gezwungen, seine usurpirte Kirche zu verlassen und als Verbannter nach Gangra, einer Stadt in Paphlagonien zu wandern.

2. Um jeden Preis wollte indessen Elurus sich auf seinem beschöflichen Stuhle behaupten. Er schrieb also ganz demüthig nach Constantinopel, bat um die Erlaubniß dahin kommen zu dürfen und versprach ein dem Lehrbegriffe von Chalcedon vollkommen entsprechendes Glaubensbekenntniß öffentlich abzulegen. Noch hatte die Kirche von Alexandrien von dem Kaiser keine Weisung erhalten, einen neuen Patriarchen zu wählen. Es war also mit Grunde zu befürchten, daß, bei der großen Thätigkeit seiner mächtigen Freunde am Hofe, Elurus die nachgesuchte Erlaubniß erhalten und der Kaiser, durch ein verstelltes Glaubensbekenntniß getäuscht, ihn auf das neue als Bischof von Alexandrien erkennen möchte. Zum Glück ward der Pabst durch den Patriarchen Gennadius bei Zeiten von diesen Umtrieben benachrichtiget; er schrieb also dem Kaiser, daß ein leerer Wortschall bei weitem kein vollgültiger Beweis der Rechtgläubigkeit eines Abtrünnigen sey, und daß überhaupt die Verbrechen, deren Elurus sich schuldig gemacht, von der Art wären, daß, wenn auch seine Reue und sein Glaubensbekenntniß aufrichtig wären, er dennoch den Canons zu Folge nie mehr die bischöfliche Würde erhalten könnte. Der Pabst bat und ermahnte den Kaiser, dem verwaißten Zustand der bisher so sehr bedrängten Kirche von Alexandrien nun unverzüglich ein Ende zu machen.

Leo. ep. 137, 138.

3. Niemand unterstützte mehr die Bitten und Ermahnungen des Pabstes, als Elurus selbst. Wäh-

haft Vater des Volkes und in Zeiten drohender Gefahr dreimal Vater und Retter des ganzen römischen Reiches. Die Kirche nennt Leo den Heiligen, die Geschichte den Großen und die Concilien von Mailand, Chalcedon und Constantinopel einen Pfeiler und unerschütterliche Feste der Wahrheit. Anathema dem Verwegenen, der in diesen dreifach gewundenen himmlischen Siegeskranz auch nur einen einzigen Zweig profanen Lobes noch einflechten wollte! — Das Andenken des Heiligen ehrt die Kirche jetzt jedes Jahr am 11. April.

LVIII.

1. In dem nämlichen Jahre, in welchem die Christenheit ihr großes Oberhaupt verlor, starb auch zu Jerusalem, und zwar noch einen Monat früher, die verwittwete Kaiserin Eudokia. In der Einöde, welche der heilige Euthymius bewohnte, hatte sie einige Cisternen anlegen lassen. Um die Arbeit in Augenschein zu nehmen, ging sie in der Fastenzeit dahin. Als sie die Laure des Heiligen und die zerstreut um dieselbe herumliegenden friedlichen Cellen der Einsiedler erblickte, ergriff sie ein Gefühl der Wehmuth; sie gedachte der Stelle in der Schrift: „O, wie freundlich sind die Hütten Jakobs; o, Israel, wie lieblich deine Tabernakel." Tief bewegt, schickte Eudokia den sie begleitenden Gabriel, Abt des Klosters zum heiligen Stephan, an den abwesenden Euthymius (wahrscheinlich war dieser jetzt in der Wüste Ruban, wohin er sich jedes Jahr während der Fastenzeit zu begeben pflegte) mit der Bitte, nach seiner Rückkehr sie zu besuchen. Euthymius ließ ihr zurücksagen: „Tochter, warum zerstreuen dich zeitliche Sorgen? Hoffe nicht, mich

Vit. Euthym.

im Fleische mehr zu sehen; noch vor dem Winter wirst du hinübergegangen seyn zu deinem Erlöser. Benütze also den kurzen Sommer, um dich vorzubereiten, würdig vor dem Herrn zu erscheinen. Meiner gedenke nicht mehr, weder schriftlich noch mündlich. Aber nach deinem Hingang bitte den Herrn, daß er auch mich hinwegnehme, jedoch nur wann und wie es Ihm gefällt."

2. Als man diese Antwort der Kaiserin hinterbracht hatte, erkannte sie, daß Euthymius durch göttliche Offenbarung wisse, was in ihrem Innern vorgehe. Sie hatte nämlich bei sich beschlossen, dem Euthymius und seinen Schülern, in ihrem Testamente, sehr bedeutende Einkünfte anzuweisen; dieses zu thun hatte der Heilige ihr jetzt untersagt.

3. Eiligst ging nun Eudokia nach Jerusalem zurück, sagte dem Patriarchen Anastasius, was Euthymius ihr habe antworten lassen und verlangte von jenem, daß er die von ihr, zu Ehren des heiligen Stephans, an dem Orte, wo er war gesteinigt worden, erbauete Kirche, obschon deren Bau nicht ganz vollendet wäre, dem ungeachtet in diesem Sommer noch einweihen möchte. Der Patriarch versprach es zu thun. Die Feierlichkeit der Einweihung geschah gegen Ende Junius und die Kaiserin starb im Anfange des folgenden Monats October.

4. Eudokia war eine der geistreichsten und gelehrtesten Frauen ihres Jahrhunderts. Groß auf dem Thron, noch größer in ihrer frommen Abgeschiedenheit, huldigte Ihr selbst dann noch die Welt, als sie längst schon ihrer Herrlichkeit und dem Zauber der Allgewalt entsagt hatte. Ihr langer Aufenthalt in Palästina war ein ununterbrochener Segen für

Jerusalem und das ganze Land. Jeden ihrer Schritte bezeichnete eine Handlung gottgefälliger Nächstenliebe, und die vielen Kirchen, Klöster, Spitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten, welche sie in Jerusalem und andern Städten Palästinas gegründet, sind eben so viel sprechende Denkmäler ihrer sich nie ermüdenden, wahrhaft christlichen Milde. Die Mauern von Jerusalem ließ sie ebenfalls theils neu aufbauen, theils ausbessern, auch eine Menge gemeinnütziger, öffentlicher Gebäude sowohl in Jerusalem als andern Städten errichten; und die jährlichen Einkünfte, welche sie den von ihr gestifteten Klöstern, Spitälern und Armenhäusern durch ihr Testament überließ, beliefen sich auf mehr als zwanzig tausend Pfund Goldes. Aufrichtig und ungeheuchelt war ihre Frömmigkeit. Selbst unter den Lockungen und Freuden der Welt und im Besitze aller ihrer Herrlichkeit, hing ihr Herz doch stets fest an Gott, und Der, welcher die geheimsten Falten desselben durchschaut, fand solches würdig, es in den letzten Jahren ihres Lebens Sich ganz und ungetheilt zuzueignen. Körperlicher Wohlgestalt entsprach bei ihr innere Seelenschöne; in ihrem himmelvollen Auge spiegelte sich jede höhere Tugend des Evangeliums und, obschon durch den Afterpatriarchen Theodosius bethört und von eutychianischem Wahne befangen, wußte sie, nach dem Zeugniß des heiligen Simeon, selbst während ihrer Verirrung, noch die Reinheit eines unbefleckten, nie entweihten Herzens zu bewahren. Den Heiligen konnte die Kirche sie nicht zuzählen; aber in einer goldenen Opferschale gesammelt, hat ihr guter Engel vor den Thron des Erbarmers alle die Thränen des Dankes gebracht, welche zahllose Armen, Wittwen und Waisen lange noch über dem Grabhügel dieser edeln und frommen Fürstin weinten.

5. Eudokia sprach und schrieb in mehreren damals lebenden Sprachen; lateinisch, griechisch, syrisch. Von der Poesie war sie eine vorzügliche Freundin; aber die dichterischen Anlagen, womit die Natur sie geschmückt hatte, weihete sie ganz dem Dienste der Religion. Die acht ersten Bücher der heiligen Schrift wurden von ihr in Versen übersetzt und weder die Eleganz des Vortrages, noch das von ihr strenge beobachtete Sylbenmaß schadete auch nur im mindesten dem Texte, welcher in der Uebersetzung mit der größten Treue von ihr wiedergegeben ward. Auf die nämliche Weise übersetzte sie die beiden Propheten Zacharias und Daniel und gab bald darauf auch eine in Versen geschriebene Lebensbeschreibnng des heiligen Cyprianus und Justinus heraus. Von allen ihren Schriften ist jedoch keine auf uns gekommen, als nur die Lebensgeschichten Jesu in Homerischen Versen.

6. Eudokia starb in dem 68sten Jahre ihres Alters. Ihr entseelter Körper fand in der oben erwähnten, zur Ehre des Erstling Märtyrers von ihr erbauten Kirche seine Ruhestätte.

LIX.

1. Auf den erledigten Stuhl des heiligen Petrus ward, neun Tage nach dem Tode des heiligen Leo, Hilarius, Archidiacon der römischen Kirche, erhoben. Kennen gelernt haben wir ihn schon auf dem zweiten Concilium von Ephesus. Vor einer zahlreichen, jedes Frevels fähigen Rotte von Bösewichtern vertheidigte er damals, wie der Leser sich erinnern wird, als päbstlicher Legat, furchtlos obschon mit Gefahr seines Lebens, die heiligen Lehren der Kirche, das Ansehen und die Rechte des apostoli-

schen Stuhles und die von einem Tyrannen verfolgte, unterdrückte und von feigen und zagenden Bischöfen preisgegebene Unschuld des heiligen Flavianus. Dieses muthvolle, eines Repräsentanten des Oberhauptes der Christenheit so würdige, und bei der Kirche noch immer in dankbarem Andenken lebende Benehmen, in Verbindnng mit einem vollkommen tadellosen Wandel beförderte nun nicht wenig dessen Erhebung auf den päbstlichen Stuhl. Alle abendländische Kirchen freueten sich ob dieser Wahl; und ward auch, wie man voraussehen konnte, der heilige Leo durch Hilarius nicht ersetzt, so war dieser doch immer ein seines großen Vorgängers gewiß nicht unwürdiger Nachfolger.

[Margin: ..l. t. 16. St. ..lil. art. 1.]

2. Hilarius und Leontius von Arles waren längst schon innigst vertraute Freunde gewesen. Dieses schöne Verhältniß ward durch die Erhebung des Erstern nicht gestört. Leontius, durch einen gerade in Rom anwesenden Diacon seiner Kirche von dem, was dort geschehen war, frühzeitig unterrichtet, eilte, seinem Freunde in einem Schreiben Glück zu wünschen, und Hilarius beantwortete dasselbe, bevor er noch an die Kirchen des Abend= wie Morgenlandes die gebräuchlichen päbstlichen Rundschreiben erlassen hatte.

[Margin: ..ur. l. 1. ep. 16.]

3. Leontius war ein durch Verstand, Frömmigkeit und Duldsamkeit ausgezeichneter Bischof. Bei allen Kirchen stand er in großem Ansehen, ward selbst von vielen Arianern geschätzt; und trotz seiner ketzerischen Unduldsamkeit gab sogar der Westgothenkönig Eurich ihm einigemal Beweise seiner Achtung. Während seines ganzen Kirchenregiments bewies Hilarius dem Leontius das größte Zutrauen, bediente sich desselben bei allen, die gallischen Kirchen betref-

fenden Angelegenheiten und begünstigte des Leontius wegen, wo es mit den bestehenden Canons nur einiger Maßen vereinbar war, die Kirche von Arles.

4. Die nach jeder Pabstwahl gewöhnlichen Decretalen erließ Hilarius erst im Anfange des Frühlings 462. Er bestätigte die Concilien von Nicäa, Ephesus und Chalcedon, so wie auch den Tomus des heiligen Leo; verdammte auf das neue die nestorianische, eutychianische und andere indessen entstandene Ketzereien und, überzeugt von der Nothwendigkeit der in der Kirche durchaus zu erhaltenden Einheit, erinnerte er zugleich die Bischöfe an das Ansehen und den Vorrang des römischen Stuhles und die noch nie bestrittenen, demselben von jeher zustehenden Vorrechte. Eine vollkommene Einheit in allen Kirchen lag überhaupt dem Pabste Hilarius ungemein am Herzen; er folgte hierin dem Beispiel des heiligen Leo, welchem die geringste Verschiedenheit selbst in ganz unbedeutenden, außerwesentlichen Dingen stets äußerst zuwider war. Verehren wir hier abermals die Weisheit des großen Pabstes. Unendlich viel ist auch an den äußern Formen gelegen, und ihre Wichtigkeit nimmt oft in eben dem Verhältnisse zu, in welchem der Geist, der sie beleben muß, aus demselben zu entfliehen droht. Selbst die Erhaltung, dem Scheine nach schon ganz todter religiöser Formen ist immer noch großer Gewinn; denn können nur diese ungekränkt und unverstümmelt erhalten werden, so wird auch gewiß früher oder später, der aus ihnen entflohene Geist wieder in sie zurückkehren.

Bar. 461. § 14.

5. Gegen das Ende dieses Jahres hielt Hilarius ein Concilium in Rom. Dasselbe war sehr zahlreich; denn um den Jahrstag der Thronbesteigung des Hilarius zu feiern, waren aus allen Provinzen

Italiens und zum Theil auch Galliens eine Menge Bischöfe in die Hauptstadt der Christenheit geeilet. Die wichtigste Verhandlung desselben bezog sich auf eine die Kirche von Narbonne betreffende Angelegenheit. Der heilige Rusticus von Narbonne, welcher im October des verflossenen Jahres gestorben war, hatte vor einiger Zeit den Hermes, einen sehr frommen und würdigen Priester, zum Bischofe von Beziers geweihet; aber Friederich, Bruder des westgothischen Königes, war demselben, Gott weiß aus welchen Ursachen, nicht hold, und durch den Einfluß dieses Prinzen geschah es, daß die Einwohner von Beziers sich weigerten, den Hermes zu ihrem Bischofe zu nehmen, ihn schmäheten und aus ihrer Stadt vertrieben.

ne. post. ed. Lab. t. 4.

6. Mit gottgefälliger Ergebung ertrug der fromme Hermes diese Unbild und kehrte wieder nach Narbonne zurück. Der heilige Rusticus, wenig geneigt, um die Rechtmäßigkeit seiner Ordination aufrecht zu erhalten, den Frieden irgend einer Kirche zu stören, behielt nun den Hermes bei sich und bestimmte ihm, mit Genehmigung der Geistlichkeit und des Volkes, die Nachfolge auf dem erzbischöflichen Stuhl von Narbonne. An der päbstlichen Bestätigung zweifelte Rusticus nicht, erhielt aber dennoch gegen alle Erwartung, vom Pabste Leo eine abschlägige Antwort. Rusticus starb bald darauf, einige Wochen nachher auch Leo und Hermes nahm, von der Geistlichkeit und den Einwohnern von Narbonne dazu aufgefodert, ganz friedlich Besitz von dem erzbischöflichen Stuhle.

7. Eine Verletzung der Canons hatte hier nicht statt. Hermes, obschon zum Bischofe von Beziers geweihet, war doch nie Bischof von Beziers gewe-

sen, die wirkliche Vermählung des Bräutigams mit der Braut hatte nicht statt gehabt. Der Leser wird sich erinnern, ehemals den Perigenes und heiligen Proclus, den Einen zu der Kirche von Patras, den Andern zu jener von Cyzikus, gerade in dem nämlichen Verhältnisse gesehen zu haben, in welchem Bischof Hermes sich jetzt zu der Kirche von Beziers befand, und dennoch ist es zu den Zeiten des Perigenes und Proclus niemand eingefallen, in der Erhebung des Erstern auf den Stuhl von Corinth, wie in jener des heiligen Proclus auf den Stuhl von Constantinopel eine Verletzung der bestehenden Canons zu erblicken. Eben so wenig untersagten diese einem Bischofe, mit Zustimmung der Geistlichkeit und des Volkes schon zu seinen Lebzeiten einen Nachfolger sich zu bezeichnen, und das Beispiel des heiligen Athanasius, des heiligen Augustinus und noch anderer erleuchteter heiligen Bischöfe rechtfertigten vollkommen die Handlung des heiligen Rusticus; aber bei allem dem hatte dieselbe der Pabst nun einmal nicht gebilliget, und so wäre es immer eine des frommen Sinnes des Hermes würdige That gewesen, wenn er seiner Demuth und bereitwilligen Unterwerfung unter die Verordnungen des Oberhaupts der Kirche nun auch den erzbischöflichen Stuhl von Narbonne noch zum Opfer gebracht hätte. Die heilige Schrift belehrt uns, daß Gehorsam Gott wohlgefälliger sey als Opfer. Groß, sehr groß ist vor Gott, wer sich selbst erniedriget und zwar wegen Gott und aus Liebe zu Ihm sich erniedriget; und wer möchte um diesen Preis nicht gerne der Diener und Knecht aller seiner Brüder seyn?

8. So wenig es indessen den Feinden des Hermes um die Aufrechthaltung der Disciplin zu

thun war; so bedienten sie sich jetzt doch einer theils buchstäblichen, theils gezwungenen Auslegung des 23sten Canons des Conciliums von Antiochien, um den Hermes eines doppelten Vergehens und der Usurpation des erzbischöflichen Stuhles von Narbonne in Rom anzuklagen. Hilarius gab dem Leontius von Arles den Auftrag, die wahre Lage dieser Angelegenheit genau zu erforschen und, so bald möglich, ihm darüber einen umständlichen, noch von zwei andern Bischöfen unterzeichneten Bericht zu senden.

9. Was Leontius darüber berichtet haben mag, ist nicht bekannt. Aber Auxanes und Faustus, zwei gallische Bischöfe, wahrscheinlich von Leontius geschickt, kamen bald darauf nach Rom. Vermuthlich erhielt der Pabst von diesen die nöthigen Aufschlüsse. Das oben erwähnte Concilium ward nun gehalten und in der Sache der Kirche von Narbonne durch dasselbe entschieden, daß Hermes zwar im Besitze seiner Würde und Kirche bleiben, ihm jedoch, um den Folgen eines solchen Beispiels vorzubeugen, die Ausübung der Metropolitanrechte für seine ganze Lebenszeit untersagt seyn sollte.

Conc. p. Lab. p. 1042.

10. Den gallischen Kirchen ward der Beschluß des Conciliums durch ein päbstliches Breve bekannt gemacht. In sehr starken Ausdrücken rügt Hilarius darin die Inthronisation des Hermes, gibt aber demungeachtet dessen Frömmigkeit und tadellosem Wandel ein eben so gerechtes als vortheilhaftes Zeugniß *).

Ibid.

*) Es war uns unmöglich, die Quellen zu entdecken, aus welchen Fleury geschöpft haben mag, wenn er von Hermes sagt, »daß er in der That ein des bischöflichen

11. Das nämliche päbstliche Schreiben enthielt noch mehrere andere und mitunter sehr merkwürdige Verordnungen, von welchen wir jedoch nicht wissen, ob es Beschlüsse des Conciliums, oder unmittelbare Verfügungen des römischen Stuhles waren. Hilarius befiehlt, daß außer den durch die Canons schon festgesetzten jährlichen Provincial-Concilien, jedes Jahr noch ein aus allen Bischöfen Galliens bestehendes National-Concilium soll gehalten werden. Dem Leontius von Arles gibt er den Auftrag, den Vorsitz dabei zu führen und den Ort wie die Zeit der Zusammenkunft zu bestimmen. Der Pabst fodert alle Bischöfe auf, sich so zahlreich als möglich dabei einzufinden. Alle den Wandel der Bischöfe und Geistlichkeit und deren Weihen betreffende Fragen, deren Zweifel oder Beschwerden sollten darauf untersucht und entschieden, schwerere durch bedeutende Nebenumstände verwickelte Fälle aber nach Rom berichtet und der Entscheidung des römischen Stuhles überlassen werden. Die Veräußerung irgend eines Kirchengutes wird scharf verboten, eine Ausnahme jedoch gestattet bei ganz öden, unge-

---

Amtes unwürdiges Subjekt gewesen sey.» Weder bei den alten noch neuern kirchlichen Geschichtschreibern findet sich auch nur das Mindeste, was eine so harte Beschuldigung begründen könnte, und in dem Leben des heiligen Rusticus, so wie in den Verhandlungen des Conciliums von Rom und dem Briefe des Pabstes Hilarius werden dem persönlichen Charakter des Hermes die unzweideutigsten Lobsprüche ertheilt. Auch der gelehrte, besonnene, alles mit Ruhe und Gewissenhaftigkeit abwägende Tillemont gibt dem Hermes ein sehr ehrenvolles Zeugniß; so wie überhaupt der Umstand, daß ein so heiliger, erleuchteter Bischof, wie der heilige Rusticus, ihm die bischöfliche Weihe ertheilte, ohnehin schon ein ihm höchst günstiges Vorurtheil erregen muß.

thun war; so bedienten sie sich jetzt doch
buchstäblichen, theils gezwungenen Aus
23sten Canons des Conciliums von Ant
den Hermes eines doppelten Vergehen
Usurpation des erzbischöflichen Stuhles
bonne in Rom anzuklagen. Hilari
Leontius von Arles den Auftrag, die
dieser Angelegenheit genau zu erforschen
möglich, ihm darüber einen umständli
zwei andern Bischöfen unterzeichnet
senden.

9. Was Leontius darüber beric
ist nicht bekannt. Aber Auranes u
gallische Bischöfe, wahrscheinlich
schickt, kamen bald darauf nach R
erhielt der Pabst von diesen die n
Das oben erwähnte Concilium
und in der Sache der Kirche v
dasselbe entschieden, daß Herme
seiner Würde und Kirche bleiber
den Folgen eines solchen Beispi
Ausübung der Metropolitanre
Lebenszeit untersagt seyn sollte.

Conc. p. Lab. p. 1042.

10. Den gallischen Kirche
des Conciliums durch ein päb
gemacht. In sehr starken
rius darin die Inthronisati
aber demungeachtet dessen F
losem Wandel ein eben so
haftes Zeugniß *).

Ibid.

*) Es war uns unmöglich, di
welchen Fleury geschöpft h
mes sagt, daß er in d

im Fleische mehr zu sehen; noch vor dem Winter wirst du hinübergegangen seyn zu deinem Erlöser. Benütze also den kurzen Sommer, um dich vorzubereiten, würdig vor dem Herrn zu erscheinen. Meiner gedenke nicht mehr, weder schriftlich noch mündlich. Aber nach deinem Hingang bitte den Herrn, daß er auch mich hinwegnehme, jedoch nur wann und wie es Ihm gefällt."

2. Als man diese Antwort der Kaiserin hinterbracht hatte, erkannte sie, daß Euthymius durch göttliche Offenbarung wisse, was in ihrem Innern vorgehe. Sie hatte nämlich bei sich beschlossen, dem Euthymius und seinen Schülern, in ihrem Testamente, sehr bedeutende Einkünfte anzuweisen; dieses zu thun hatte der Heilige ihr jetzt untersagt.

3. Eiligst ging nun Eudokia nach Jerusalem zurück, sagte dem Patriarchen Anastasius, was Euthymius ihr habe antworten lassen und verlangte von jenem, daß er die von ihr, zu Ehren des heiligen Stephans, an dem Orte, wo er war gesteinigt worden, erbauete Kirche, obschon deren Bau nicht ganz vollendet wäre, dem ungeachtet in diesem Sommer noch einweihen möchte. Der Patriarch versprach es zu thun. Die Feierlichkeit der Einweihung geschah gegen Ende Junius und die Kaiserin starb im Anfange des folgenden Monats October.

4. Eudokia war eine der geistreichsten und gelehrtesten Frauen ihres Jahrhunderts. Groß auf dem Thron, noch größer in ihrer frommen Abgeschiedenheit, huldigte Ihr selbst dann noch die Welt, als sie längst schon ihrer Herrlichkeit und dem Zauber der Allgewalt entsagt hatte. Ihr langer Aufenthalt in Palästina war ein ununterbrochener Segen für

Jerusalem und das ganze Land. Jeden ihrer Schritte bezeichnete eine Handlung gottgefälliger Nächstenliebe, und die vielen Kirchen, Klöster, Spitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten, welche sie in Jerusalem und andern Städten Palästinas gegründet, sind eben so viel sprechende Denkmäler ihrer sich nie ermüdenden, wahrhaft christlichen Milde. Die Mauern von Jerusalem ließ sie ebenfalls theils neu aufbauen, theils ausbessern, auch eine Menge gemeinnützige, öffentlicher Gebäude sowohl in Jerusalem als andern Städten errichten; und die jährlichen Einkünfte, welche sie den von ihr gestifteten Klöstern, Spitälern und Armenhäusern durch ihr Testament überließ, beliefen sich auf mehr als zwanzig tausend Pfund Goldes. Aufrichtig und ungeheuchelt war ihre Frömmigkeit. Selbst unter den Lockungen und Freuden der Welt und im Besitze aller ihrer Herrlichkeit, hing ihr Herz doch stets fest an Gott, und Der, welcher die geheimsten Falten desselben durchschaut, fand solches würdig, es in den letzten Jahren ihres Lebens Sich ganz und ungetheilt zuzueignen. Körperlicher Wohlgestalt entsprach bei ihr innere Seelenschöne; in ihrem himmelvollen Auge spiegelte sich jede höhere Tugend des Evangeliums und, obschon durch den Afterpatriarchen Theodosius bethört und von eutychianischem Wahne befangen, wußte sie, nach dem Zeugniß des heiligen Simeon, selbst während ihrer Verirrung, noch die Reinheit eines unbefleckten, nie entweihten Herzens zu bewahren. Den Heiligen konnte die Kirche sie nicht zuzählen; aber in einer goldenen Opferschale gesammelt, hat ihr guter Engel vor den Thron des Erbarmers alle die Thränen des Dankes gebracht, welche zahllose Armen, Wittwen und Waisen lange noch über dem Grabhügel dieser edeln und frommen Fürstin weinten.

5. Eudokia sprach und schrieb in mehreren damals lebenden Sprachen; lateinisch, griechisch, syrisch. Von der Poesie war sie eine vorzügliche Freundin; aber die. dichterischen Anlagen, womit die Natur sie geschmückt hatte, weihete sie ganz dem Dienste der Religion. Die acht ersten Bücher der heiligen Schrift wurden von ihr in Versen übersetzt und weder die Eleganz des Vortrages, noch das von ihr strenge beobachtete Sylbenmaß schadete auch nur im mindesten dem Texte, welcher in der Uebersetzung mit der größten Treue von ihr wiedergegeben ward. Auf die nämliche Weise übersetzte sie die beiden Propheten Zacharias und Daniel und gab bald darauf auch eine in Versen geschriebene Lebensbeschreibnng des heiligen Cyprianus und Justinus heraus. Von allen ihren Schriften ist jedoch keine auf uns gekommen, als nur die Lebensgeschichten Jesu in Homerischen Versen.

6. Eudokia starb in dem 68sten Jahre ihres Alters. Ihr entseelter Körper fand in der oben erwähnten, zur Ehre des Erstling Märtyrers von ihr erbauten Kirche seine Ruhestätte.

LIX.

1. Auf den erledigten Stuhl des heiligen Petrus ward, neun Tage nach dem Tode des heiligen Leo, Hilarius, Archidiacon der römischen Kirche, erhoben. Kennen gelernt haben wir ihn schon auf dem zweiten Concilium von Ephesus. Vor einer zahlreichen, jedes Frevels fähigen Rotte von Bösewichtern vertheidigte er damals, wie der Leser sich erinnern wird, als päbstlicher Legat, furchtlos obschon mit Gefahr seines Lebens, die heiligen Lehren der Kirche, das Ansehen und die Rechte des apostoli-

schen Stuhles und die von einem Tyrannen verfolgte, unterdrückte und von feigen und zagenden Bischöfen preisgegebene Unschuld des heiligen Flavianus. Dieses muthvolle, eines Repräsentanten des Oberhauptes der Christenheit so würdige, und bei der Kirche noch immer in dankbarem Andenken lebende Benehmen, in Verbindung mit einem vollkommen tadellosen Wandel beförderte nun nicht wenig dessen Erhebung auf den päbstlichen Stuhl. Alle abendländische Kirchen freueten sich ob dieser Wahl; und ward auch, wie man voraussehen konnte, der heilige Leo durch Hilarius nicht ersetzt, so war dieser doch immer ein seines großen Vorgängers gewiß nicht unwürdiger Nachfolger.

Till. t. 16. St. Hil. art. 1.

2. Hilarius und Leontius von Arles waren längst schon innigst vertraute Freunde gewesen. Dieses schöne Verhältniß ward durch die Erhebung des Erstern nicht gestört. Leontius, durch einen gerade in Rom anwesenden Diacon seiner Kirche von dem, was dort geschehen war, frühzeitig unterrichtet, eilte, seinem Freunde in einem Schreiben Glück zu wünschen, und Hilarius beantwortete dasselbe, bevor er noch an die Kirchen des Abend- wie Morgenlandes die gebräuchlichen päbstlichen Rundschreiben erlassen hatte.

Rur. l. 1. ep. 15.

3. Leontius war ein durch Verstand, Frömmigkeit und Duldsamkeit ausgezeichneter Bischof. Bei allen Kirchen stand er in großem Ansehen, ward selbst von vielen Arianern geschätzt; und trotz seiner ketzerischen Unduldsamkeit gab sogar der Westgothenkönig Eurich ihm einigemal Beweise seiner Achtung. Während seines ganzen Kirchenregiments bewies Hilarius dem Leontius das größte Zutrauen, bediente sich desselben bei allen, die gallischen Kirchen betref-

fenden Angelegenheiten und begünstigte des Leontius wegen, wo es mit den bestehenden Canons nur einiger Maßen vereinbar war, die Kirche von Arles.

4. Die nach jeder Pabstwahl gewöhnlichen Decretalen erließ Hilarius erst im Anfange des Frühlings 462. Er bestätigte die Concilien von Nicäa, Ephesus und Chalcedon, so wie auch den Tomus des heiligen Leo; verdammte auf das neue die nestorianische, eutychianische und andere indessen entstandene Ketzereien und, überzeugt von der Nothwendigkeit der in der Kirche durchaus zu erhaltenden Einheit, erinnerte er zugleich die Bischöfe an das Ansehen und den Vorrang des römischen Stuhles und die noch nie bestrittenen, demselben von jeher zustehenden Vorrechte. Eine vollkommene Einheit in allen Kirchen lag überhaupt dem Pabste Hilarius ungemein am Herzen; er folgte hierin dem Beispiel des heiligen Leo, welchem die geringste Verschiedenheit selbst in ganz unbedeutenden, außerwesentlichen Dingen stets äußerst zuwider war. Verehren wir hier abermals die Weisheit des großen Pabstes. Unendlich viel ist auch an den äußern Formen gelegen, und ihre Wichtigkeit nimmt oft in eben dem Verhältnisse zu, in welchem der Geist, der sie beleben muß, aus denselben zu entfliehen droht. Selbst die Erhaltung, dem Scheine nach schon ganz todter religiöser Formen ist immer noch großer Gewinn; denn können nur diese ungekränkt und unverstümmelt erhalten werden, so wird auch gewiß früher oder später, der aus ihnen entflohene Geist wieder in sie zurückkehren.

Bar. 461. § 14.

5. Gegen das Ende dieses Jahres hielt Hilarius ein Concilium in Rom. Dasselbe war sehr zahlreich; denn um den Jahrstag der Thronbesteigung des Hilarius zu feiern, waren aus allen Provinzen

Italiens und zum Theil auch Galliens eine Menge Bischöfe in die Hauptstadt der Christenheit geeilet. Die wichtigste Verhandlung desselben bezog sich auf eine die Kirche von Narbonne betreffende Angelegenheit. Der heilige Rusticus von Narbonne, welcher im October des verflossenen Jahres gestorben war, hatte vor einiger Zeit den Hermes, einen sehr frommen und würdigen Priester, zum Bischofe von Bezieres geweihet; aber Friederich, Bruder des westgothischen Königes, war demselben, Gott weiß aus welchen Ursachen, nicht hold, und durch den Einfluß dieses Prinzen geschah es, daß die Einwohner von Bezieres sich weigerten, den Hermes zu ihrem Bischofe zu nehmen, ihn schmäheten und aus ihrer Stadt vertrieben.

nt. post. ob. Lab. t. 4.

6. Mit gottgefälliger Ergebung ertrug der fromme Hermes diese Unbild und kehrte wieder nach Narbonne zurück. Der heilige Rusticus, wenig geneigt, um die Rechtmäßigkeit seiner Ordination aufrecht zu erhalten, den Frieden irgend einer Kirche zu stören, behielt nun den Hermes bei sich und bestimmte ihm, mit Genehmigung der Geistlichkeit und des Volkes, die Nachfolge auf dem erzbischöflichen Stuhl von Narbonne. An der päbstlichen Bestätigung zweifelte Rusticus nicht, erhielt aber dennoch gegen alle Erwartung, vom Pabste Leo eine abschlägige Antwort. Rusticus starb bald darauf, einige Wochen nachher auch Leo und Hermes nahm, von der Geistlichkeit und den Einwohnern von Narbonne dazu aufgefodert, ganz friedlich Besitz von dem erzbischöflichen Stuhle.

7. Eine Verletzung der Canons hatte hier nicht statt. Hermes, obschon zum Bischofe von Bezieres geweihet, war doch nie Bischof von Bezieres gewe-

sen, die wirkliche Vermählung des Bräutigams mit der Braut hatte nicht statt gehabt. Der Leser wird sich erinnern, ehemals den Perigenes und heiligen Proclus, den Einen zu der Kirche von Patras, den Andern zu jener von Cycikus, gerade in dem nämlichen Verhältnisse gesehen zu haben, in welchem Bischof Hermes sich jetzt zu der Kirche von Beziers befand, und dennoch ist es zu den Zeiten des Perigenes und Proclus niemand eingefallen, in der Erhebung des Erstern auf den Stuhl von Corinth, wie in jener des heiligen Proclus auf den Stuhl von Constantinopel eine Verletzung der bestehenden Canons zu erblicken. Eben so wenig untersagten diese einem Bischofe, mit Zustimmung der Geistlichkeit und des Volkes schon zu seinen Lebzeiten einen Nachfolger sich zu bezeichnen, und das Beispiel des heiligen Athanasius, des heiligen Augustinus und noch anderer erleuchteter heiligen Bischöfe rechtfertigten vollkommen die Handlung des heiligen Rusticus; aber bei allem dem hatte dieselbe der Pabst nun einmal nicht gebilliget, und so wäre es immer eine des frommen Sinnes des Hermes würdige That gewesen, wenn er seiner Demuth und bereitwilligen Unterwerfung unter die Verordnungen des Oberhaupts der Kirche nun auch den erzbischöflichen Stuhl von Narbonne noch zum Opfer gebracht hätte. Die heilige Schrift belehrt uns, daß Gehorsam Gott wohlgefälliger sey als Opfer. Groß, sehr groß ist vor Gott, wer sich selbst erniedriget und zwar wegen Gott und aus Liebe zu Ihm sich erniedriget; und wer möchte um diesen Preis nicht gerne der Diener und Knecht aller seiner Brüder seyn?

8. So wenig es indessen den Feinden des Hermes um die Aufrechthaltung der Disciplin zu

thun war; so bedienten sie sich jetzt doch einer theils buchstäblichen, theils gezwungenen Auslegung des 23sten Canons des Conciliums von Antiochien, um den Hermes eines doppelten Vergehens und der Usurpation des erzbischöflichen Stuhles von Narbonne in Rom anzuklagen. Hilarius gab dem Leontius von Arles den Auftrag, die wahre Lage dieser Angelegenheit genau zu erforschen und, so bald möglich, ihm darüber einen umständlichen, noch von zwei andern Bischöfen unterzeichneten Bericht zu senden.

9. Was Leontius darüber berichtet haben mag, ist nicht bekannt. Aber Auxanes und Faustus, zwei gallische Bischöfe, wahrscheinlich von Leontius geschickt, kamen bald darauf nach Rom. Vermuthlich erhielt der Pabst von diesen die nöthigen Aufschlüsse. Das oben erwähnte Concilium ward nun gehalten und in der Sache der Kirche von Narbonne durch dasselbe entschieden, daß Hermes zwar im Besitze seiner Würde und Kirche bleiben, ihm jedoch, um den Folgen eines solchen Beispiels vorzubeugen, die Ausübung der Metropolitanrechte für seine ganze Lebenszeit untersagt seyn sollte.

onc. p. Lab. p. 1042.

10. Den gallischen Kirchen ward der Beschluß des Conciliums durch ein päbstliches Breve bekannt gemacht. In sehr starken Ausdrücken rügt Hilarius darin die Inthronisation des Hermes, gibt aber demungeachtet dessen Frömmigkeit und tadellosem Wandel ein eben so gerechtes als vortheilhaftes Zeugniß *).

Ibid.

*) Es war uns unmöglich, die Quellen zu entdecken, aus welchen Fleury geschöpft haben mag, wenn er von Hermes sagt, »daß er in der That ein des bischöflichen

11. Das nämliche päbstliche Schreiben enthielt noch mehrere andere und mitunter sehr merkwürdige Verordnungen, von welchen wir jedoch nicht wissen, ob es Beschlüsse des Conciliums, oder unmittelbare Verfügungen des römischen Stuhles waren. Hilarius befiehlt, daß außer den durch die Canons schon festgesetzten jährlichen Provincial-Concilien, jedes Jahr noch ein aus allen Bischöfen Galliens bestehendes National-Concilium soll gehalten werden. Dem Leontius von Arles gibt er den Auftrag, den Vorsitz dabei zu führen und den Ort wie die Zeit der Zusammenkunft zu bestimmen. Der Pabst fodert alle Bischöfe auf, sich so zahlreich als möglich dabei einzufinden. Alle den Wandel der Bischöfe und Geistlichkeit und deren Weihen betreffende Fragen, deren Zweifel oder Beschwerden sollten darauf untersucht und entschieden, schwerere durch bedeutende Nebenumstände verwickelte Fälle aber nach Rom berichtet und der Entscheidung des römischen Stuhles überlassen werden. Die Veräußerung irgend eines Kirchengutes wird scharf verboten, eine Ausnahme jedoch gestattet bei ganz öden, unge-

---

Amtes unwürdiges Subjekt gewesen sey.» Weder bei den alten noch neuern kirchlichen Geschichtschreibern findet sich auch nur das Mindeste, was eine so harte Beschuldigung begründen könnte, und in dem Leben des heiligen Rusticus, so wie in den Verhandlungen des Conciliums von Rom und dem Briefe des Pabstes Hilarius werden dem persönlichen Charakter des Hermes die unzweideutigsten Lobsprüche ertheilt. Auch der gelehrte, besonnene, alles mit Ruhe und Gewissenhaftigkeit abwägende Tillemont gibt dem Hermes ein sehr ehrenvolles Zeugniß; so wie überhaupt der Umstand, daß ein so heiliger, erleuchteter Bischof, wie der heilige Rusticus, ihm die bischöfliche Weihe ertheilte, ohnehin schon ein ihm höchst günstiges Vorurtheil erregen muß.

bauten Strecken, oder auch solchen Ländereien, welche mit schweren, mit dem Interesse der Kirche unvereinbaren Lasten behaftet seyn könnten. Weder Bischöfe noch Geistliche sollten in Zukunft, die erstern ohne Erlaubniß ihrer Metropolitane, die andern ohne Erlaubniß der Bischöfe ihres Sprengels, außerhalb ihrer Provinzen reisen dürfen. Würde ein Metropolitan aus nichtigen oder nicht zureichenden Gründen eine solche Erlaubniß verweigern; so hätte der Erzbischof von Arles mit Zuziehung zweier benachbarten Metropolitanbischöfe in der Sache zu erkennen. Endlich erhielt der Bischof Auxanes, bevor er Rom verließ, für seine Kirche von Aix in der Provence, von dem Pabste noch verschiedene, besondere Begünstigungen; da diesen aber die von Leo I. in Betreff der Kirchen von Cemele und Nizza gegebene, weiter oben schon erwähnte Verordnung entgegenstand; so nahm Hilarius, als er von Ingenuus von Embrun von der Lage der Sache besser unterrichtet ward, jene wieder zurück.

12. Es ist durchaus nicht möglich, das Jahr zu bezeichnen, in welchem das 3te Concilium von Arles gehalten ward. Jede Zeitangabe hat so viele Schwierigkeiten, daß Tillemont, um jene nur einigermaßen zu bestimmen, sich nicht anders zu helfen weiß, als daß er den wahrhaftig nicht sehr engen Spielraum vom Jahre 449 bis 461 dafür annimmt. Daß es nicht nach dem Jahre 461 gehalten worden seyn konnte, ist außer allem Zweifel, weil der heilige Rusticus, welcher in diesem Jahre starb, sich noch unter den dort versammelten Bischöfen befand *).

*) Wenn, wie es auch beinahe gar nicht zu bezweifeln ist, das im Jahre 451 gehaltene Concilium gallischer Bischöfe, auf welchem der Brief des heiligen Leo an den

Das dritte Concilium von Arles ist deswegen für uns nicht ohne einiges historische Interesse, weil man in den Verhandlungen desselben die ersten Spuren von den Exemtionen der Klöster findet. Die Veranlassung dazu gaben die zwischen dem Abt von Lerins und Theodor, Bischof von Frejus, zu dessen Kirchsprengel das Kloster gehörte, seit mehrern Jahren schon schwebenden und immer mehr Aergerniß gebenden Streitigkeiten. Der Abt beschwerte sich, daß der Bischof sich über das Kloster Rechte anmaße, welche seine Vorgänger nicht gehabt hätten. Die Sache war schon so weit gekommen, daß der Bischof sich berechtiget glaubte, den Abt sammt den Mönchen von Lerins von seiner Kirchengemeinschaft auszuschließen. Benachbarte Bischöfe schlugen sich endlich ins Mittel, und was den Foderungen derer von Lerins keinen geringen Schein von Rechtmäßigkeit gab, war, daß selbst der heilige Valerianus von Cemele und der heilige Maximus von Riez sich mit Lebhaftigkeit der Sache des Abtes annahmen. Aber auch Theodor war ein

---

heiligen Flavianus gelesen und angenommen ward, das 2te Concilium von Arles ist, so sehe ich die Möglichkeit nicht ein, wie das 3te schon in den Jahren 449, 450 oder 451 hätte zusammen kommen können. Pater Sirmond setzt es daher in das Jahr 455. Dieses will mir aber eben so wenig einleuchten; denn da im Anfange dieses Jahres Valentinian III. ermordet ward; so hat es keine Wahrscheinlichkeit, daß die gleich darauf eintretende Verwirrung in allen Provinzen des römischen Reiches und die kriegerischen Bewegungen aller Barbaren in Gallien und an den Grenzen desselben den Bischöfen dieses Landes eine ruhige und friedliche Versammlung gestattet hätten. Höchst wahrscheinlich ward das dritte Concilium von Arles gegen das Ende des sechsten Decenniums des laufenden Jahrhunderts, das heißt in den Jahren 458 oder 459, vielleicht auch und zwar spätestens in dem Jahre 460 gehalten.

sehr würdiger Oberhirt, hatte auf den stöchadischen Inseln *) ein Kloster errichtet, das cenobitische Leben in seiner größten Reinheit und Vollkommenheit allda eingeführt.

13. Auf dem aus 13 Bischöfen bestehenden Concilium und bei welchem Ravenna von Arles den Vorsitz führte, ward entschieden, daß Theodor den Abt Faustus wieder in seine Kirchengemeinschaft aufnehmen, ihm, wenn er einen Fehler begangen haben könnte, vollkommen verzeihen, in das innere Regiment des Klosters sich nicht mehr mischen und keinem der Mönche eine Weihe ertheilen sollte, wenn der Abt des Klosters ihn nicht dazu vorgeschlagen hätte. Der Abt ward von den versammelten Vätern mit dem Bischofe völlig ausgesöhnt und Letzterer versprach, jenem in Zukunft wieder alle ehemaligen Beweise seiner Liebe und väterlichen Sorgfalt zu erneuern. Wahrscheinlich ward unter dem Letztern das Almosen verstanden, welches die Bischöfe von Zeit zu Zeit dem Kloster hatten zufließen lassen. Die Entscheidungen des Conciliums, besonders in Beziehung auf das innere Klosterregiment waren vorzüglich darauf gegründet, daß man die Mönche in jenen Zeiten noch immer zu den Laien rechnete.

14. Das Concilium, wie man sieht, zeigte sich dem Abte geneigter, als dem Bischofe, welchem man, wie Tillemont meint, wenigstens die Wahl der zu den Weihen tauglichen Subjekte hätte überlassen können. Bei allen in der Folge zwischen Klöstern und den

---

*) Heute zu Tage die Hierischen Inseln genannt, an der Küste von Provence, bekannt und häufig besucht wegen ihrer trefflichen Lage und der dort herrschenden ungemein gesunden Luft.

Bischöfen des Sprengels, in welchem sie lagen, obwaltenden Streitigkeiten beriefen sich erstere stets auf die Entscheidungen dieses Conciliums. Auf der, wegen ähnlicher Angelegenheiten, im Jahre 525 zu Carthago gehaltenen Synode wurden sie öffentlich abgelesen und den Verhandlungen dieser Synode zum Grunde gelegt; so daß man die Beschlüsse des dritten Conciliums von Arles als die erste heilige Handfeste aller nachherigen Privilegien, Freiheiten und Exemtionen der Klöster betrachten kann.

LX.

1. Wie einst zwischen dem großen Leo und dem heiligen Hilarius von Arles, eben so führte auch jetzt der schon so lange bestehende, zwar öfters geschlichtete, aber stets auf das neue wieder auflebende Rangstreit der Kirchen von Vienne und Arles, ein ähnliches, widerliches Mißverständniß zwischen dem Pabste Hilarius und dem heiligen Mamertus, Erzbischof von Vienne, herbei.

2. Wir haben in dem 16. Band unsern Lesern erzählt, wie Pabst Leo, um den heiligen Hilarius zu demüthigen, der Kirche von Arles nicht nur den Vorrang und ihre andern Privilegien entzog, sondern sogar sie selbst, wie alle übrigen Kirchen der Provinz, der Gerichtsbarkeit von Vienne unterwarf. Diese Einrichtung hatte jedoch keinen langen Bestand. Die große Mehrzahl der gallischen Bischöfe hatte eine besondere Ehrfurcht und Liebe zu der Kirche von Arles. Im Jahre 450 wendeten sie sich sämmtlich an den Pabst, mit der Bitte, der Kirche von Arles wieder den Vorrang von jener von Vienne zu ertheilen und überhaupt wie-

der in den Genuß aller ihrer ehemaligen Privilegien und Vorrechte zu setzen. Ohne irgend eine Modifikation zu treffen, konnte Leo unmöglich dieser Bitte der Bischöfe entsprechen. Er schlug also einen Mittelweg ein und theilte die Provinz in zwei Theile; von dem einen Theile sollte sofort Arles, von dem andern Vienne die Metropolitankirche seyn. Die Kirchen von Valence, Tarentaise, Genf und Grenoble blieben unter der Gerichtsbarkeit von Vienne; alle übrigen der Provinz kehrten unter jene von Arles zurück.

3. Der heilige Petronius, Bischof von Die, welches zum Metropolitan-Sprengel von Arles gehörte, war jetzt gestorben. Auf seinem Sterbebette hatte er den Wunsch geäußert, daß sein jüngerer Bruder Marcellus, welchen er auch zum Erben seiner unbedeutenden Habseligkeiten eingesetzt hatte, ihm auf dem bischöflichen Stuhle folgen möchte. Auf der Bahn des Heils und der Vollkommenheit hatte der junge Marcellus, der auch nachher von der Kirche den Heiligen zugezählt ward, unter der Leitung seines Bruders, des heiligen Petronius, eben so schnelle als große Fortschritte gemacht. Sein reiner Wandel, seine hervorleuchtende Frömmigkeit und seine mit der kindlichsten Demuth verbundene große Kunde in der Lehre des Heils hatten ihm längst schon die Verehrung und Liebe aller Einwohner von Die gewonnen. Als diese nun erfuhren, welches fromme Vermächtniß ihr sterbender Bischof ihnen habe machen wollen, beschlossen sie einmüthig keinen andern als Marcellus auf den erledigten Bischofsstuhl zu erheben. Aber Marcellus fürchtete sich vor der heiligen, aber schweren und mit so großer Verantwortung verbundenen Bürde, verließ daher bei nächtlicher Weile die Stadt

S. M. ap. B. 9. Apr.

und entzog durch schleunige Flucht sich der ihm bevorstehenden Wahl.

Ein Anderer, der eben so gierig nach der bischöflichen Würde strebte, als demüthig Marcellus ihr zu entgehen suchte, benutzte jetzt die Entfernung des Letztern, verschaffte sich einen nicht unbedeutenden Anhang unter dem Volk und hatte — stolz auf den Schutz des der arianischen Sekte anhangenden Gondiaks, welcher damals Burgund beherrschte — nichts Geringeres im Sinne, als, wenn es seyn müßte, selbst mit Gewalt sich der bischöflichen Kirche von Die zu bemächtigen.

5. Viele der Gutgesinnten waren indessen dem flüchtigen Marcellus nachgeeilt. Er hatte sich in den benachbarten Gebirgen verborgen. Zwölf Tage ward er fruchtlos gesucht, endlich aber doch entdeckt und trotz seiner Bitten und seines Sträubens im Triumphe zurückgebracht. Der Weg führte ihn und seine Begleiter über eine, in der an dem Fuß der Stadt vorbeifließenden Drom, gelegene Insel. Hier hatte sich die entgegengesetzte Faktion versammelt und der vorüberziehende Marcellus ward von Einem der Rasenden durch einen Steinwurf schwer verwundet.

6. Die Städte Vienne und Die gehörten damals dem König von Burgund, Arles stand noch unter römischer Herrschaft. Zwischen Vienne und Die war demnach der Verkehr leicht und ohne Beschränkung, zwischen Die und Arles aber oft völlig gehemmt. Wahrscheinlich erhielt daher der Erzbischof von Vienne von Dem, was zu Die vorging, ungleich frühere und schnellere Kunde, als der Erzbischof von Arles. Dem heiligen Mamer-

tus schien die Sache von der größten Wichtigkeit. Es kam darauf an, ob ein Würdiger jetzt von einer bischöflichen Kirche auf canonischem Wege Besitz nehmen, oder ein Unwürdiger, durch Aufruhr und Ketzergunst, sich derselben gewaltsam bemächtigen sollte. Langes Zögern vermehrte die Gefahr; schnelle, durchgreifende Maßregeln erforderten die Umstände. Der Erzbischof von Vienne eilte daher nach Die, und kam beinahe zu gleicher Zeit mit Marcellus allda an.

7. Mamertus begab sich sogleich nach der bischöflichen Kirche; dahin ward ebenfalls Marcellus von seinen, durch das herbeiströmende Volk, immer zahlreicher gewordenen Begleitern gebracht. Aber unter aufrührerischem Geschrei folgte ihnen dahin auch die entgegengesetzte Faktion. Immer höher stieg die Erbitterung auf beiden Seiten; der Bischof befürchtete blutige Folgen. Um die erregten Gemüther zu besänftigen, wandte er sich in gelinder Rede an das Volk; aber nur noch wilder und dräuender ward das Toben der Aufrührer. In stillem Gebete erhob jetzt Mamertus sein Herz zum Himmel; und durch ein auffallendes Wunder erklärte nun Gott selbst vor dem ganzen Volk seinen allerheiligsten Willen. Wie umgewandt waren in einem Augenblicke alle Herzen; die Spaltung hatte ein Ende, vollkommene Eintracht war hergestellt, und friedlich gingen beide Theile in die Kirche, wo nun mit Zustimmung aller Einwohner von Die Marcellus von dem heiligen Mamertus zum Bischof geweiht ward *).

---

*) Des bei dieser Gelegenheit geschehenen Wunders erwähnt das Breviarium der Kirche von Die ungefähr auf folgende Weise: Als der heilige Mamertus sich fruchtlos bemühete, die gährenden und getrennten Gemüther zu

8. Offenbar gereichte dieser Vorgang beiden Bischöfen zur Ehre, und wäre er treu und unentstellt an den Pabst berichtet worden, so würde er gewiß weder für Mamertus noch Marcellus die mindesten beunruhigenden Folgen gehabt haben. Aber Gondiac haßte alle Katholiken, vorzüglich jene, die, wie die beiden Bischöfe, durch höhere Frömmigkeit sich auszeichneten und daher bei seinen katholischen Unterthanen in vorzüglichem Ansehen standen. Im höchsten Grade aufgebracht darüber, daß der von ihm Begünstigte die bischöfliche Würde nicht erhalten hatte, ordnete der König sogleich einen Diakon nach Rom, um dort gegen Mamertus und Marcellus bei dem Pabste zu klagen.

9. Mit arglistiger Verfänglichkeit war die ganze Klagschrift abgefaßt. Jedem Klagpunkt lag etwas Wahres zum Grunde; so daß es nur darauf ankam, die es begleitenden Nebenumstände wegzulassen oder beizufügen, um die beiden Bischöfe schuldig oder unschuldig zu finden. Vollkommen wahr war es, z. B., daß Marcellus, aus Demuth und heiligem Mißtrauen in eigene Kraft, sich anfänglich der bischöflichen Würde geweigert hatte. Gondiac klagte nun den heiligen Mamertus an, daß er einen Priester der Kirche von Die, gegen dessen Willen zum

---

vereinigen und wildes Geschrei jeden Augenblick seine Rede unterbrach, kam auf einmal aus weiter Ferne eine Taube herbeigeflogen, umkreisete einigemal die Versammlung, senkte sich dann auf Marcellus herab und ruhete in schwebender Stellung über dessen Haupt. Alles Volk starrte die wunderbare Erscheinung an, und erst, als jenes darin eine Offenbarung des göttlichen Willens zu erkennen glaubte, schwang die Taube sich wieder empor und entschwand in schnellem Flug den Blikken der staunenden Menge.

Bischofe geweihet habe. Eben so war es nicht zu läugnen, daß bei der Ankunft des heiligen Mamertus ein Aufruhr zu Die entstand. Aber die Aufrührer hatten vorher schon auf einer Insel in der Drom sich versammelt, waren vorher schon entschlossen gewesen, ihr Vorhaben mit Gewalt durchzusetzen; wo alsdann höchst wahrscheinlich alle Gräuel wären begangen worden, welche der heilige Mamertus durch seine Gegenwart, oder vielmehr durch den von oben erfleheten Beistand Gottes so sichtbar von der Stadt abgewendet hatte. Aller dieser Umstände ward jetzt nicht gedacht und Mamertus beschuldiget, daß er durch seine unberufene Einmischung und unerwartete Ankunft in Die alle Einwohner erregt, die ganze Stadt mit Tumult und Aufruhr erfüllt habe. Endlich war es eine ausgemachte Sache, daß nicht dem Erzbischofe von Vienne, sondern jenem von Arles das Recht zustehe, einen Bischof von Die zu weihen. Aber welche dringende Umstände hier eine Ausnahme geboten, dies ward weislich verschwiegen und der heilige Mamertus schamlos angeklagt, sich gewaltsame Eingriffe in die Rechte des Erzbischofes von Arles erlaubt, mithin gegen die bestehenden Canons und besonders gegen die, erst vor wenigen Jahren, vom Pabste Leo, in Betreff der Kirchen von Vienne und Arles getroffenen Verfügungen gefrevelt zu haben.

10. Dieser letzte Klagepunkt — denn daß Mamertus einer seinem Metropolitansprengel nicht unterworfenen Kirche einen Bischof gegeben habe: dies lag an dem Tage — machte einen eben so widrigen als schmerzhaften Eindruck auf den Pabst, und da dieser, weil weder Mamertus noch Marcellus ein Glaubensartikel waren, sich hier irren konnte, so fiel ihm nicht ein, daß doch vielleicht

ein sehr wichtiger, ihm noch unbekannter Umstand die Handlung des Bischofes von Vienne nicht nur möchte entschuldigen, sondern selbst wohl rechtfertigen können. So entrüstet indessen Hilarius auch war, wollte er dennoch nicht gleich gegen Mamertus verfahren, sondern schrieb an Leontius von Arles, ihn beauftragend, die Sache in Gallien zu untersuchen und dann umständlich darüber nach Rom zu berichten.

Conc. p. Lab. t. 4. p. 1043 et seq.

11. Allem Ansehen nach hatte der Bischof von Arles noch vor Empfang des päbstlichen Schreibens ein Concilium von 20 Bischöfen zusammenberufen; denn einer von den darauf versammelten Bischöfen, Namens Antonius, von welchem man nicht weiß, welcher Kirche er vorgestanden, brachte schon im Anfange des folgenden Jahres 464 den vom Pabste verlangten Bericht nach Rom. Wie der Bericht mag gelautet haben, wissen wir nicht; aber nach dem Betragen des Pabstes zu urtheilen, war derselbe wahrscheinlich noch ziemlich mangelhaft, vielleicht blos deswegen mangelhaft, weil die in der Eile zusammenberufenen und mit Eile berathenden Bischöfe, bei der damals in Gallien sehr erschwerten und oft gehemmten Communication, von der wahren Lage der Dinge selbst noch sehr unvollständig unterrichtet waren.

12. Wie diesem auch gewesen seyn mag; so ist es doch offenbar, daß dem Unwillen des gegen Mamertus zürnenden Pabstes immer noch ein Irrthum oder Mißverständniß zum Grunde lag. In seinem Antwortschreiben an die Bischöfe bedient sich Hilarius sehr harter, und man möchte wohl sagen, ganz ungeziemend harter Ausdrücke gegen den Bischof von Vienne. Er spricht von Verwegenheit,

Baron. ann. 464. §. 8.

Stolz und Empörung gegen die Verordnungen des römischen Stuhles. Aus Liebe zum Frieden erläßt er ihm zwar jede Strafe, aber nur unter der Bedingung, daß er in die Hände des Veranus, Bischofs von Vence, das Versprechen niederlege, nie mehr in einen ähnlichen Fehler zu fallen; würde er sich weigern, dieses Versprechen zu leisten; so sollten die jetzt noch zu dem Metropolitan-Sprengel von Vienne gehörigen 4 Kirchen ihm entzogen, und unter die Gerichtsbarkeit des Erzbischofs von Arles gestellt werden. In Ansehung des Bischofes von Die erklärt der Pabst, daß Marcellus verdient habe, seines bischöflichen Stuhles wieder entsetzt zu werden; er überläßt es daher dem Erzbischof von Arles, darin nach Gutdünken zu verfügen, gibt jedoch diesem zu verstehen, wie es sein Wunsch wäre, daß er den Marcellus in seiner Würde bestätigen möge, welches auch von Leontius ohne fernere Einwendung geschah. In einem besondern Schreiben ward diese päbstliche Entscheidung auch allen übrigen Bischöfen Galliens bekannt gemacht.

'eg. T. gl. conf.

13. Mamertus war ein Bischof voll des Geistes Gottes. In Drang- und gefahrvollen Zeiten stand er seiner Kirche vor, wendete oft durch sein Gebet die strafende Rechte des Höchsten, und war der Stifter des, unter dem Namen Rogationen, bald in allen Kirchen des Abendlandes eingeführten und auch heute zu Tage noch, obschon leider nur in ganz matten, kaum mehr kennbaren Umrissen, bestehenden Bußfestes. Drei Tage lang dauerte dasselbe. In feierlicher Prozession, geführt von dem Bischofe und der Geistlichkeit, ging das ganze Volk, ohne Ausnahme des Standes, Alters oder Geschlechts, aus der Cathedrale in eine, in ziemlicher Entfernung, außerhalb der Stadt gelegene Kirche. Unter

t. rog. Sid. l. 7.

Weges waren Altäre errichtet. Hier fiel das ganze Volk auf die Erde und flehete, laut weinend, zu Gott um Schonung und Vergebung der Sünden. Der heilige Avitus nennt es das Fest der Thränen und der Zerknirschung. In der Kirche angelangt, begann der Gottesdienst mit dem hochheiligen Opfer, dann folgte eine zu ernster Buße und Besserung ermahnende Predigt; hierauf lange anhaltendes, lautes Gebet, gemischt mit dem Gesang der Litaneien, Bußpsalmen und anderer zu diesem Feste besonders verfertigten Bußlieder; und die lange Dauer des Gottesdienstes ermüdete niemand so sehr, daß er nicht auch am Nachmittag den heiligen Versammlungen beigewohnt hätte. Alle drei Tage waren eben so viele, mit reichlichen Spenden an die Armen, verbundene Fasttage, und zwar Fasttage in dem ernsten, strengen Sinne des Wortes, ganz der Abtödtung, dem Gebet und heiliger Betrachtung geweihet. Auch die, freilich damals noch nicht wie leider jetzt, so sehr vernachläßigte, dienende Klasse konnte an den Tröstungen dieser Festtage Theil nehmen; denn die gewöhnlichen Geschäfte des bürgerlichen Lebens standen während derselben stille, selbst in dem Innern der Familien geschah nur die dringendste, durchaus nothwendige Arbeit, und jede Herrschaft entsagte diese kurze Zeit über gerne der sonst gewohnten Pflege und Bequemlichkeit. Mehrere über die Stadt Vienne heranziehende Strafgerichte Gottes waren für den heiligen Bischof die Veranlassung zur Einsetzung dieser Buß- und Bet-Tage gewesen.

14. Nach langer und gesegneter Amtsführung starb Mamertus gegen das Jahr 475 oder 476. Herrlichere Zeugnisse, als Pabst und Bischöfe ihm geben konnten, gab ihm Gott selbst durch vielfache,

auf das Gebet seines Dieners unmittelbar erfolgte, wunderbare Gnadenerweisungen. Eine fürchterliche Feuersbrunst brach einst in Vienne aus. Nichts vermochte die Wuth der Flammen zu zügeln. Alle Einwohner, Hohe und Niedere, an der Erhaltung der Stadt verzweifelnd, waren geflohen; Häuser und Straßen waren öde und die Stadt und alle Habseligkeiten der Bürger der herannahenden, menschlicher Weise nicht mehr aufzuhaltenden Zerstörung überlassen. Nur Bischof Mamertus allein war nicht geflohen. In vollem Vertrauen auf Gottes Allmacht und fest überzeugt, daß der Herr allen denen nahe ist, die mit reinem Herzen zu Ihm rufen, ging er dem furchtbaren Brand entgegen, hob die Augen und das Herz gen Himmel und gebot dann, daß die Gewalt der Flammen sich breche, daß ihre Wuth sich lege. Das unbändige Element gehorchte dem Gebote des Heiligen; die Flammen schlugen zurück, senkten sich nach und nach und erloschen von selbst ohne Zuthun irgend einer menschlichen Hülfe So erhöhete Gott den, der nicht nur vor Ihm, sondern auch vor den Menschen sich erniedriget hatte. Die strenge und scharfe päbstliche Rüge, die ihn getroffen und die Demüthigung, die er gleichsam im Angesicht aller Kirchen Galliens hatte erdulden müssen, war eine ihm von Oben gesandte Prüfung, die er aber mit Demuth und völliger Ergebung ertrug. Um seinen Auserwählten noch höher zu begnadigen, hatte Gott es zugelassen, daß Pabst Hilarius sich irrte. Aber man vergesse nicht, daß das Oberhaupt der Kirche nur in einer, blos die Kirchenzucht betreffenden Angelegenheit sich irrte, und daß selbst dieses Mißverständniß, wie wir es noch bei verschiedenen erleuchteten Päbsten finden werden, nur aus einer ganz lautern, Gott gewiß gefälligen Quelle, nämlich aus reinem Eifer für die Erhaltung der in der Kirche des leben-

[margin note: ...id. p. 172.]

digen Gottes so durchaus nothwendigen Disciplin und Ordnung hervorging. Die größten und heiligsten Männer sind und waren von jeher blos Werkzeuge in der Hand der Vorsehung; was auch immer Großes Gott durch sie that: dieß gab ihnen noch kein Verdienst; aber daß sie der göttlichen Leitung und Fügung sich willenlos und in Demuth hingaben, gar keinen eigenen, sondern blos Gottes alletheiligsten Willen hatten: dieß war es, was sie heiligte, sie hienieden schon verklärte und weßwegen die Kirche sie nachher der Zahl der Heiligen zuzählte.

15. Der heilige Mamertus hatte noch einen Bruder, Namens Mamertus Claudianus, welcher einige Jahre vor ihm starb. Derselbe genoß großes Ansehen in der Kirche, sowohl wegen seines frommen Wandels, als seiner ausgebreiteten, und wie Sidonius sagt, sich über alle Wissenschaften erstreckenden Gelehrsamkeit. Von seinen Schriften sind mehrere auf uns gekommen. Dü-Pin findet zwar die ihnen von Sidonius ertheilten Lobsprüche etwas übertrieben, bezeichnet aber demungeachtet Claudian als einen sehr logischen Kopf und bewundert dessen tief eindringenden Scharfsinn, der abstrakte Wahrheiten entdecke, die auch einem im Abstrahiren geübten Verstande nicht selten entgingen. Zwischen Claudians erstem Buche über die Natur der Seele und Descartes sich auf eben diesen Gegenstand beziehenden metaphysischen Meditationen findet der erwähnte scharfsinnige Kritiker eine sehr große Aehnlichkeit und ein ganz auffallendes Zusammentreffen der Ideen. Auch als Dichter wird Claudian von Sidonius ungemein gerühmt und der Pater Sirmond wie auch Dü-Pin halten ihn für den Verfasser der bekannten, trefflichen Hymne: Pange lingua gloriosi praelium certaminis.

16. Der heilige Marcellus hatte in Die Vieles von den Verfolgungen des burgundischen Königes Gondiac zu leiden. Auf mancherlei Art ward er beunruhiget und geplagt, einigemal in den Kerker geworfen und endlich verbannt. Als aber einer von Gondiacs Söhnen, tödtlich krank, von allen Aerzten verlassen ward, und der um seinen Sohn jammernde König nirgends Hülfe und Rettung erblickte, dann ward ihm gesagt, daß Marcellus der Mann Gottes schon verschiedenen hoffnungslosen Kranken die Gesundheit wieder gegeben habe. Gondiac schickte also einen Boten an ihn an den Ort seiner Verbannung; Marcellus betete für den Jüngling und dieser ward nun so plötzlich und so vollkommen wieder gesund, daß selbst die Arianer die Wunder wirkende Kraft des Gebetes des heiligen Marcellus hier nicht verkennen konnten. Der König rief ihn nun zurück und ließ geschehen, daß alle Katholiken von Die und der ganzen Umgegend ihrem Bischofe entgegengingen und unter frohem und frommem Gesang ihn gleichsam im Triumphe wieder in seine Kirche einführten. Von jetzt an hatte Marcellus Ruhe, weidete ungestört und ungekränkt, in der Kraft des heiligen Geistes, die ihm anvertraute Heerde und erreichte ein sehr hohes, ganz dem Dienste Gottes und dem Heil seiner Gemeinde geweihetes Alter. Nach einer Wallfahrt nach Rom zu den Gräbern der heiligen Apostel, starb er auf dem Rückwege in dem Kloster des heiligen Mauritius, zwei Stunden von dem kleinen Städtchen Barriols in der Provence. Seine Reliquie ward in dem Kloster aufbewahrt bis zur Zeit der Erlöschung des Tempelherrn-Ordens in dem vierzehnten Jahrhundert, wo sie alsdann in eine Kirche nach Barriols gebracht und endlich in dem Jahre 1562 von den Calvinisten, nachdem diese der Stadt sich

Boll. 9. Apr.

Till. T. 16. St. Marcell. art. 3.

bemächtiget hatten, sammt allen der Kirche zugehörigen Heiligthümern, verbrannt ward.

LXI.

1. Auch jenseits der Pirenäen herrschten um diese Zeit Unruhe und Verwirrung in den Kirchen. Ohne Wissen und Genehmigung seines Metropolitans, des Bischofes von Tarragon, hatte Silvanus, von Calahorra in Castilien, verschiedene Bischöfe geweihet; überdieß ward ihm noch der Vorwurf gemacht, schon früher einmal einer Gemeinde einen Bischof aufgedrungen, ein andermal einen Priester gegen seinen Willen zum Bischof geweihet zu haben. Um diesem unregelmäßigen Verfahren Einhalt zu thun, waren die übrigen Bischöfe der Provinz, auf den Vorschlag des Bischofes von Saragossa, mit einander übereingekommen, sich von Silvanus zu trennen, und ihm bei seinen fernern Ordinationen ihre Assistenz zu verweigern. Aber nun that Silvanus für sich ganz allein, was ihm auch, unter der Assistenz der von den Canons vorgeschriebenen Anzahl von Bischöfen, zu thun nicht erlaubt gewesen wäre. Ascanius, Metropolit von Tarragon glaubte jetzt mit größerm Ernste zu Werke gehen zu müssen und berief alle Bischöfe seiner Provinz zu einem Concilium.

Conc. t. 4. p. 1033 et seq.

2. Unstreitig hätte dieses Concilium Macht und Befugniß gehabt, bei so oft wiederholter, handgreiflicher Verletzung der Canons, ohne weiteres über den Silvanus ein Urtheil zu fällen, jedoch mit Vorbehalt des Rechts auf dessen Seite, von dem Spruch nach Rom zu appelliren. Dieses thaten indessen die spanischen Bischöfe nicht, wahrscheinlich weil Silvanus mächtige Freunde und Gönner hatte, und sie also

wohl voraussehen konnten, daß er, kühn gemacht durch seiner mächtigen Freunde Schutz, sich gewiß auch über die Beschlüsse eines Provincialconciliums hinwegsetzen würde. Es ward also beschlossen, vorerst nach Rom zu schreiben, den Pabst zu fragen, wie er wolle, daß man Silvanus und den von demselben unlängst ordinirten Bischof behandeln müsse; nach Empfang der päbstlichen Entscheidung aber sich auf das neue zu einem Concilium zu versammeln und, gestützt auf das Ansehen des römischen Stuhles, über Silvanus das Urtheil zu fällen.

3. Hilarius zögerte sehr lange mit der Antwort. Man befürchtete in Spanien, er möchte das Schreiben des Conciliums nicht erhalten haben. Ascanius und die übrigen Bischöfe schrieben also auf das neue an den Pabst, schickten ihm eine Abschrift ihres ersten Schreibens und benutzten zugleich diese Gelegenheit, den römischen Stuhl noch von einem andern sich indessen ergebenen kirchlichen Ereignisse in Kenntniß zu setzen.

4. Nondinarius, Bischof von Barcelona, war gestorben. Kurz vor seinem Tode hatte er das Wenige, worüber er verfügen konnte, einem gewissen Irenäus vermacht, und vor den umstehenden Zeugen den Wunsch geäußert, daß jener auch auf dem Stuhle von Barcelona sein Nachfolger seyn möchte. Aber Irenäus war schon Bischof von einer andern Kirche. Dieser Umstand schien jedoch hier kein Hinderniß zu seyn, weil die Kirche, der er vorstand, vorher zu jener von Barcelona gehörte und nur zu Gunsten des Irenäus von Nondinarius, unter der Zustimmung eines Provinzialconciliums, davon war getrennt worden. Uebrigens stand Irenäus in einem sehr guten Rufe und, allgemein beliebt wie er war,

äußerte nun jedermann den Wunsch, ihn als Bischof von Barcelona verehren zu dürfen.

5. Den vereinten Wünschen der Geistlichkeit und Einwohner von Barcelona, so wie aller Katholiken der ganzen Provinz glaubten Ascanius und alle seine Suffraganbischöfe sich nicht widersetzen zu müssen; sie gaben also ihre Einwilligung, erließen darüber einen förmlichen Beschluß, hielten es aber jetzt, wo sie ohnehin an den Pabst schrieben, für rathsam den ganzen Vorgang nach Rom zu berichten, und um die päbstliche Bestätigung des Irenäus auf dem Stuhle von Barcelona zu bitten.

6. Hilarius hielt nun gegen das Ende des Jahres 465 ein Concilium in Rom; dasselbe bestand aus 48 Bischöfen; sie waren größtentheils aus Italien und nur 4 fremde, nämlich zwei gallische und zwei afrikanische Bischöfe, welche gerade in Rom anwesend waren, befanden sich unter ihnen. Auf diesem Concilium, auf welchem der heilige Maximus nach dem Pabst, den ersten Rang hatte, wurden 5 Canons gemacht. Der Pabst trug einen nach dem andern vor; über keinen ward einzeln gestimmt, sondern jeder durch einstimmiges Beifallrufen von den Bischöfen angenommen. Der 5. Canon war gegen die Anmaßungen jener Bischöfe gerichtet, welche sterbend sich einen Nachfolger bezeichneten und dadurch die freie Wahl zu hindern oder zu erschweren suchten.

7. Es war vorzüglich wegen der so eben erwähnten Angelegenheit der Kirche von Barcelona, daß der Pabst diesen letzten Canon in Vorschlag brachte. Sobald also derselbe von den Bischöfen angenommen war, befahl Hilarius einem der Notarien, den von Ascanius in Betreff des Irenäus erhaltenen Bericht

vorzulesen. Die versammelten Väter konnten kaum das Ende des Berichtes erwarten; laute Aeußerung ihres Unwillens unterbrach zweimal den Notarius im Lesen. Man müsse, riefen alle versammelten Väter, wie mit einer Stimme, man müsse nicht länger mehr dulden, daß bischöfliche Würden gleichsam durch Testamente auf andere vererbt würden.

8. Auch die Klagschrift der spanischen Bischöfe gegen Silvanus ward abgelesen. Hilarius foderte die Bischöfe auf, einzeln ihre Stimmen abzugeben. Maximus von Turin erklärte, daß er sich nie eine Handlung gegen die Canons erlauben würde und daß jeder, der sich solchen Vergehens schuldig gemacht, dem römischen Stuhle dafür verantwortlich sey; derselben Meinung war auch Ingenuus von Embrün, und mit diesem alle übrige versammelte Väter. Der Pabst befahl die Verhandlungen des Conciliums allgemein bekannt zu machen und gab den Notarien den Auftrag, so viele Abschriften als nöthig seyn würden, davon zu verfertigen.

9. In dem gleich darauf an Ascanius und die übrigen Bischöfe der Provinz Tarragon erlassenen päbstlichen Decretale sagt Hilarius, daß er in der Hoffnung, Silvanus werde in Zukunft die Canons besser beobachten, demselben alles Geschehene verzeihe. Der Pabst bemerkt, daß er blos in Rücksicht auf die gebieterischen Zeiten diese Milde und Nachsicht eintreten lasse, indem die obrigkeitlichen Behörden mehrerer spanischer Städte, auch eine Menge der angesehensten Einwohner der Provinz sich bei ihm für den Silvanus verwendet hätten. Jede Versetzung eines Bischofes, fährt der Pabst fort, sey eine Verletzung der Canons. Irenäus sollte daher zu seiner Kirche zurückkehren, und für

den erledigten Stuhl von Barcelona ein würdiges Subjekt aus der Geistlichkeit dieser Kirche gewählt werden. Ein Bischof aber dürfe den Wissenschaften nicht fremd seyn, kein Ungelehrter daher zum Bischofe gewählt werden, wenn auch selbst das ganze Volk ihn einstimmig dazu verlangen sollte.

10. Dieses päbstliche Breve enthielt auch noch eine Art gelinden Verweises für Ascanius und die übrigen Bischöfe der Provinz. Der Pabst macht ihnen den Vorwurf, daß sie in der Sache des Silvanus nicht mit der gehörigen Unbefangenheit an ihn berichtet hätten.

11. Nach einer Regierung von sechs Jahren weniger zwei Monate starb Hilarius am 10. September 467. Eine seiner letzten, der Wachsamkeit eines obersten Hirten der Kirche, würdigen Handlungen war die edle Kühnheit, mit welcher er dem Kaiser Anthemius widerstand, als dieser in einem unbewachten Augenblicke seinem Günstling Philotheus das Versprechen gemacht hatte, den Macedonianern und Arianern in Rom öffentliche kirchliche Versammlungen zu gestatten. Dem mächtigen Günstling und dem noch mächtigern Kaiser widersetzte sich Hilarius gleich furchtlos. Er belehrte den Monarchen über die gefährlichen Folgen seines unüberlegten Versprechens, er fragte ihn, ob er gleich den gottlosen Königen Israels das Volk sündigen machen wolle. Selbst öffentlich in der Peterskirche wandte sich der Pabst in einer pathetischen Rede an den Kaiser und beschwor ihn, seinem Volke und der Kirche nicht ein so großes Aergerniß zu geben. Anthemius ward gerührt und machte nach vollendetem Gottesdienste, in der Sacristei dem Pabste

das eidliche Versprechen, nie eine jener Sekten in Rom öffentlich zu dulden.

12. Aus der Lebensgeschichte des Pabstes geht zwar nichts hervor, welches unmittelbar auf vorzügliche Heiligkeit hinweist; aber dennoch hat die Kirche ihn den Heiligen zugezählt, und gewiß hatte diese ihre guten Gründe dazu; wenigstens ergibt es sich aus einer Menge Zeugnisse damals lebender Bischöfe, daß Hilarius wegen seiner Weisheit, Frömmigkeit und rastlosen Eifers ein Gegenstand der höchsten Verehrung der ganzen Christenheit war. Als er dem Archidiakon Viktorinus den Auftrag gab, einen österlichen Cyclus zu berechnen, schrieb jener an einen seiner Freunde, daß er sich nie dieser schweren Arbeit unterziehen würde, wenn er sich nicht überzeugt fühlte, daß das Gebet desjenigen, von welchem er den Auftrag erhalten, ihm auch die dazu nöthigen Kräfte von oben erflehen werde. Nach seiner Thronerhebung freueten sich sämmtliche Bischöfe Galliens, daß durch die Wahl des Hilarius Gott seiner Kirche den durch des großen Leo Tod erlittenen Verlust wieder ersetzt habe. In ihrem Schreiben an Hilarius sagten die Bischöfe Spaniens, daß sie in seiner Person Denjenigen verehrten, welchem er mit so großer Treue diente. Sie nähmen zu dem apostolischen Stuhle, dem Mittelpunkte des Glaubens, ihre Zuflucht, weil sie wüßten, daß an seinen Entscheidungen Wahn und Uebereilung keinen Theil hätten, sondern daß sie, gegeben mit der eines Oberhauptes der Kirche würdigen Reife und Ueberlegung, stets in der Wahrheit gegründet wären.

13. Die reichen Einkünfte der römischen Kirche verwendete Hilarius zur Verherrlichung des Ra-

mens Gottes und zum Besten zahlloser Armen. Mehrere Kapellen ließ er bauen, viele Kirchen ausbessern, verschönern und ausschmücken; ungeheure Summen verwandte er auf den Ankauf herrlicher goldener und silbener Gefäße, welche er den Kirchen schenkte. *) Ohne Flecken war sein Wandel, rastlos sein Eifer für die Erhaltung der reinen Lehre und der in der Kirche so nöthigen heiligen Zucht. Zu dem war er ein sehr gelehrter Pabst; Dü-Pin rühmt die Eleganz seiner Schreibart, obschon er zwischen ihr und jener des heiligen Leo noch einen bedeutenden Unterschied findet. Nach dem Zeugniß eben dieses Gelehrten, war Hilarius auch in vorzüglichem Grade das, was man heute zu Tage einen guten Canonisten zu nennen pflegt, und der sich seines Ansehens zu rechter Zeit zu bedienen wußte, um die Gesetze der Kirche in Kraft und Wirksamkeit zu erhalten. In der Kirche des heiligen Laurentius ward er begraben, und die ihm gesetzte, ziemlich einfache, weder über ihn selbst, noch sein geführtes Kirchenregiment uns sehr belehrende Grabschrift hat Baronius in seinen Annalen uns aufbewahrt.

14. Zehen Tage nach dem Tode des heiligen Hilarius ward Simplicius, durch ungetheilte Wahl, auf den erledigten apostolischen Stuhl des heiligen Petrus erhoben. Große Stürme und Kämpfe warteten seiner; aber wir werden sehen, daß er jeden Kampf als ein starker Kämpfer für die Ehre Jesu stets glücklich bestand.

*) Nach dem gegenwärtigen Geldwerth beliefen sich die von dem Pabste Hilarius, in der kurzen Zeit von sechs Jahren, den Kirchen blos an goldenen und silbernen Gefäßen gemachten Geschenke auf mehr als zweimal hundert tausend Gulden.

LXII.

1. Seit eilf Jahren, nämlich seit der Verbannung des Elurus in den taurischen Chersoneß, (460) bis zu dem Jahre 471 hatten alle Kirchen des Orients sich eines ununterbrochenen Friedens zu erfreuen. Aber im Finstern trieben dennoch überall Eutychianer, Apollinaristen und andere apokalyptische Heuschrecken ihr Unwesen. *) Eine unvertilgbare Brut, die zwar oft von der Erde verschwunden zu seyn scheint, aber bei dem ersten Strahl einer ihnen günstigen Sonne sogleich wieder aus ihren Löchern hervorkriecht und mit ihrem vergiftenden Samen alles geistige wie leibliche Elend der Menschheit befruchtet. Antiochien sollte jetzt das Unglück haben, der Schauplatz ihrer Thaten zu werden.

Brev. hist. [...]tych. t. 4

2. In einem Kloster der Acemeten befand sich ein gewisser Peter mit dem Beinamen der Walker. Ohne Talente, ohne wissenschaftliche Bildung und der heiligen Schriften völlig unkundig, war er doch voll des eigenen Dünkels, daher unruhig, zänkisch und anmaßend. Da er sich hartnäckig weigerte, die Beschlüsse des heiligen Conciliums von Chalcedon anzunehmen, so ward er von dem Abt aus dem Kloster fortgejagt. Nachdem er sich einige Zeit in der Provinz herumgetrieben hatte, kam er nach Constantinopel, fand Mittel, durch erheuchelte Frömmigkeit sich in die Häuser der Großen einzuschlei-

*) Nach der Erklärung des heiligen Hieronymus, wie auch der neuern Ausleger, werden Ketzer und Irrlehrer, in der Apocalypse, unter dem Bilde der Heuschrecken bezeichnet.

chen, erhielt von diesen reichliche Geschenke und wußte überhaupt, wie Judas, den Beutel gut zu führen.

3. In vorzüglicher Gunst stand Peter bei Leo's Schwiegersohn, dem nachmaligen Kaiser Zeno. Als dieser nach Antiochien ging, um den Oberbefehl über das kaiserliche Heer in Syrien zu übernehmen, nahm er auch diesen Landstreicher dahin mit. Die gute Aufnahme, die er bei den Großen in Constantinopel gefunden, hatte seinen Ehrgeiz erregt, die vorzügliche Gunst des kaiserlichen Schwiegersohnes ihn bis zum Wahnsinn verblendet. Aus der Verborgenheit, wozu ihn die Natur verdammt hatte, wollte er jetzt hervortreten, auf der Weltbühne ebenfalls eine eigene Rolle durchspielen. Durch Geschenke gewann er einige Häupter der Apollinaristen in Antiochien, versammelte bald alle übrigen um sich her, zog durch Geld, an welchem es ihm nicht gebrach, eine Menge losen Gesindels an sich und fing nun an, mit unerhörter Frechheit sich auch in kirchliche Angelegenheiten zu mischen. Gegen den Patriarchen von Antiochien, den heiligen Martyrius verbreitete er die schändlichsten Verläumdungen, bezeichnete ihn überall als einen geheimen Nestorianer und suchte den frommen rechtgläubigen Bischof in allen seinen Amtsverrichtungen, wo er nur immer konnte, zu necken und zu stören.

Theod. lect. l. 14.

4. So z. B. erfand dieser Peter ein neues Trisagion, nämlich: «Du, der du am Kreuze für uns gestorben bist, erbarme dich unser.» — Das Leiden und den Tod der Erlösung schrieb er auf diese Weise nicht der zweiten Person in Jesu Christo, sondern der dreieinigen Gottheit zu. Darüber entstand großer Tumult, eine Spaltung in der Gemeinde. Viele Antiochener, vorzüglich jenes, in großen Städten leider so zahlreiches, müßiges und daher vorlautes

Gesindel, für welches jeder Scandal und jede Neuerung eine Art von Unterhaltung ist, schlug sich auf die Seite des Peter; sogar ein Theil der seit einiger Zeit immer unfolgsamer gewordenen Geistlichkeit neigte sich zu dem Elenden hin.

5. Martyrius glaubte sich dem Sturme nicht gewachsen, verließ daher Antiochien und begab sich an das Hoflager nach Constantinopel. Gennadius nahm ihn freundlich auf und bewirkte in kurzer Zeit bei Leo einen Befehl an den Oberfeldherrn in Syrien, dem Unwesen des Peter und seiner Anhänger Einhalt zu thun. Dem Martyrius zeigte sich der Kaiser sehr geneigt, und schickte ihn bald darauf unter vielfachen Beweisen seiner Ehrerbietung und kaiserlichen Zufriedenheit nach Antiochien zurück. Um die Frechheit der syrischen Mönche zu zügeln — denn diese hatten hier abermals wieder ihre unsauberen Hände im Spiel — erließ zu gleicher Zeit der Kaiser verschiedene sehr heilsame Verordnungen. Es ward ihnen strenge verboten, außerhalb ihrer Klöster in Städten und Dörfern zu übernachten, ja selbst jene zu keiner Zeit zu verlassen, wenn sie nicht in Geschäften ihres Klosters von ihren Obern ausgeschickt würden, sich ferner nicht mehr in Privat- oder kirchliche Angelegenheiten zu mischen, und weder innerhalb ihrer Mauern, noch anderswo und am allerwenigsten an öffentlichen Orten über Glaubenslehren zu disputiren und, durch ihr unverständiges, alles Heilige entheiligende Gewäsch, das Volk zu verwirren.

6. Aber Zeno leistete den kaiserlichen Befehlen nur eine scheinbare Folgsamkeit. Einige behaupten, er wäre von den Eutychianern und Apollinaristen mit Geld bestochen worden. Als Martyrius wieder zurückkam, fand er die Gemüther noch erbitterter, das

Volk noch störriger, die Spaltung noch größer und die Verwirrung in seiner Kirche noch trauriger, als vor seiner Abreise nach Constantinopel. Er beschloß daher, sein bischöfliches Amt niederzulegen. In einer derben und kraftvollen Rede an das Volk, warf er den Antiochenern ihren Unglauben, Ungehorsam und wiederholten Frevel vor, sagte, daß er nicht mehr ihr Bischof seyn wolle und schloß mit den Worten: «Ich verlasse jetzt auf immer eine störrige, unfolgsame Geistlichkeit, eine rebellische Gemeinde und eine entweihete, durch Ketzerei besudelte Kirche. Nur die heiligen Verrichtungen des Priesterthums behalte ich mir vor.» — Nach dieser scharfen, aber wohl verdienten Strafpredigt verließ Martyrius sogleich den bischöflichen Palast und am Abend desselben Tages auch die Stadt.

Baron. 471. §. 11.

7. Der Wunsch der Sektirer war jetzt zur Hälfte erfüllt. Nach der Entfernung des Bischofes gerieth die Stadt auf das neue in Bewegung. Peter stellte dem Zeno vor, daß nur durch schleunige Wahl eines neuen Bischofes die Ruhe in der Stadt wieder hergestellt werden könnte. Zeno war mit Allem zufrieden. Zahlreicher als je versammelten sich jetzt Eutychianer, Apollinaristen und anderes unruhiges oder ketzerisches Gesindel, wählten Peter einstimmig zum Patriarchen, ließen ihn als solchen in der Stadt ausrufen und führten ihn in tumultuarischem Aufzug in die Kirche, wo der Elende die Frechheit hatte, sich auf einen der ältesten und ehrwürdigsten Stühle des Orients niederzusetzen.

8. Des Afterpatriarchen erste Amtsverrichtung war, daß er einen gewissen, vor langer Zeit der bischöflichen Würde entsetzten und aus der Gemeinschaft der Kirche gestoßenen Johannes zum Bischof von Apa-

mäa weihete. Peters Kirchenregiment hatte indessen keine lange Dauer. Gennadius, Patriarch von Constantinopel, war bei Zeiten von dem ganzen Hergang in Antiochien unterrichtet worden. Er eilte, auch den Kaiser davon in Kenntniß zu setzen. Leo gerieth in Zorn und ein Eilbote ward sogleich nach Antiochien abgefertiget, mit einem Befehle an den Statthalter, den Afterpatriarchen zu verhaften und als einen Verbannten nach der großen Oasis abzuführen. Peter erhielt jedoch frühzeitige Kunde von der ihm bevorstehenden Gefahr, entging durch eilige Flucht der wohlverdienten Strafe, kam nach Constantinopel und flüchtete sich dort in das Kloster der Acemeten, wo der Abt, Peters Versprechungen künftiger Besserung und eines ruhigen Verhaltens trauend, ihn gutmüthig aufnahm und verborgen hielt. Bald ward es zwar ruchbar, daß der Afterpatriarch von Antiochien in dem Kloster sey; da er sich aber ehemals viele Gönner unter den Großen von Constantinopel zu verschaffen gewußt hatte, so forschte man nicht sehr emsig nach dem Ort seines Aufenthaltes; man hielt ihn jetzt für unschädlich, stellte sich also, als wenn man nichts von ihm wüßte und ließ ihn ruhig in seinem Kloster. — Wie wenig er seinem Versprechen treu blieb und wie viel besser es gewesen wäre, ihn an das Ende der bewohnten Erde zu verbannen: davon werden wir uns in der Folge vollkommen überzeugen.

9. Als die Sektirer in Antiochien sahen, daß es dem Kaiser Ernst wäre, verkrochen sie sich in ihre Schlupfwinkel. Nur die Aussicht auf Straflosigkeit macht diese Art Leute kühn und verwegen; zitternd und feige ziehen sie sich zurück, sobald sie sehen, daß das Gesetz wider die Herrschaft gewinnt. In der großen Stadt war daher die Ruhe bald wieder hergestellt;

die Stimme der Bessern ward nun gehört und, da Martyrius freiwillig auf seine Kirche Verzicht geleistet hatte, der Priester Julianus durch einstimmige Wahl auf den uralten, von dem heiligen Petrus selbst gegründeten Stuhl von Antiochien erhoben.

10. Verschiedene neuere Geschichtschreiber, wie z. B. Bercastel, scheinen es dem heiligen Martyrius zum Vorwurfe machen zu wollen, daß er dem Sturme nicht mit dem Muthe eines Apostels getrotzt und aus Mangel an Vertrauen in Gottes Beistand, in gefahrvoller Zeit seine Kirche verlassen und die ohnehin schon zerstreute Heerde den Anfällen reisender Thiere Preis gegeben habe. Dieses Urtheil ist nicht nur hart, sondern an sich selbst ungegründet und daher auch ungerecht. Wer, nicht stets blos den todten Buchstaben festhaltend, auch in den Geist der Geschichte einzudringen sucht, der wird gewiß hierüber nicht nur zu einer ungleich mildern, sondern sogar höhern Ansicht gelangen. Martyrius war ein treuer Diener seines Gottes; er war ein frommer Bischof und ohne Tadel seine Lehre wie sein Wandel. Aber demungeachtet — denn auch Heilige können straucheln, fallen — fiel er in einen großen Fehler, indem er bald nach seiner Erhebung, aus einer in Schwachheit ausartenden Nachgiebigkeit, obschon in guter Absicht und um die getrennten Gemüther desto leichter zu vereinigen, den Namen des Dioscorus, mithin eines der reinen Lehre untreu gewordenen, von der Kirche der bischöflichen Würde entsetzten, aus ihrer Gemeinschaft von ihr ausgestoßenen und nachher noch immer in seiner Empörung hartnäckig beharrenden Bischofes, in den Diptychen seiner Kirche wieder herstellte. Er beleidigte dadurch die Kirche, gab Anstoß den Rechtgläubigen, ärgerte die Schwachen und huldigte, ohne es zu wollen, dem Irrthum. Wenn

wir nun annehmen — was wir bei einem Heiligen, wie Martyrius war — mit Bestimmtheit voraussetzen können, daß er nämlich jenen entscheidenden Schritt gewiß nicht wird gethan haben, ohne vorher in anhaltendem Gebete bei Gott sich zu befragen; wenn wir dieses, sage ich, voraussetzen: wäre es dann nicht vielleicht möglich, daß er jetzt, wo die züchtigende Hand Gottes so schwer auf ihm lag, den begangenen Fehler in seinem ganzen Umfange wie in seiner ganzen Größe erblickt und eine in seinem Innern hörbar gewordene Stimme ihm gesagt hätte, daß blos seine, einem Bischof so ungeziemende, sündhafte Nachgiebigkeit das gegenwärtige Strafgericht über ihn und seine Kirche herbeigeführt habe und es daher, zu seiner Buße und Demüthigung, Gottes allerheiligster Wille wäre, daß er das bischöfliche Amt, welches er nicht recht verwaltet und welches Gott nun von ihm genommen, freiwillig niederlegen solle. — — Wir sprechen hier nur von einer solchen Möglichkeit und erlaubten uns diese Bemerkung blos um vor vermessenem Urtheil zu warnen. An seinen Heiligen, seinen Auserwählten und höher Begnadigten ahndet Gott oft strenge, was er den ungleich tiefer stehenden, minder Begnadigten, nach seiner grundlosen Barmherzigkeit mit huldvoller Nachsicht würde verziehen haben. Wegen der Sünde des störrigen, murrenden Volkes, zweifelte Moses einen Augenblick, ob der Fels auch Wasser geben werde: und siehe da! wegen dieses leisen, durch gerechten Abscheu gegen den Ungehorsam des Volks, erzeugten Zweifels ward Moses von Gott gestraft; und der Mann, mit welchem Gott von Angesicht zu Angesicht wie mit einem Freunde sprach, durfte das dem Israel versprochene Land nur von dem Gipfel des Berges Nebo aus beschauen; durfte seines Fehlers wegen,

nicht eintreten in das 40 Jahre lang ersehnte Land der Verheisung.

LXIII.

1. Nach einer segenvollen Amtsführung von dreizehen Jahren und zwei Monaten, starb Gennadius gegen das Ende des Jahres 471 oder wenigstens gleich in den ersten Monaten des darauf folgenden Jahres. Von dem Kaiser hoch geehrt, von allen Guten und Redlichen innigst geliebt und nur von den Bösen gefürchtet, wurden durch seinen Tod die Kirche, der Hof und alle Einwohner von Constantinopel in die tiefste Trauer versenkt. Er war ein sehr gelehrter, in den Wegen des Heils bewanderter und der heiligen Schriften sehr kundiger Prälat, dabei ein milder, liebevoller Oberhirt und, mehr strebend nach himmlischen als irdischen Gütern, berief er sich nie auf den berüchtigten 28. Canon von Chalcedon, um ihm nicht gebührende Vorrechte über andere seiner Brüder im heiligen Amte geltend zu machen.

2. Für die Ehre des Hauses Gottes war, Gennadius ein grosser Eiferer. Jeder in der Kirche eingeschlichenen Unordnung wußte er mit Klugheit und erforderlichem Ernste zu begegnen; aber nichts war in seinen Augen ein grösserer Gräul, als das damals noch immer in den morgenländischen Kirchen herrschende Laster der Simonie. Einen besondern Canon hatten zwar die Väter von Chalcedon schon dagegen erlassen, die darauf gesetzten Strafen geschärft und die Verbrecher mit der Entsetzung ihrer Würde bedrohet. Demungeachtet hatte diese, die Kirche Gottes verheerende Pest noch nicht nachgelassen und Gold-Durst überwog noch immer die

Furcht vor Uebertretung der Gebote Gottes und der Kirche. Gennadius versammelte ein Concilium von 81 Bischöfen. Anderer Ursache wegen befanden sich dieselben gerade an dem Hoflager, daher man auch diese Versammlung gewöhnlich das Concilium der in Constantinopel anwesenden Bischöfe zu nennen pflegt *).

3. Auf diesem, durch den Einfluß des Patriarchen von Constantinopel, versammelten Concilium sollten die Väter sich über die zweckmäßigsten Mittel berathen, jenes schreckliche Uebel einmal in allen seinen Wurzeln zu zerstören. Von den Verhandlungen dieser Synode ist nichts auf uns gekommen, als das von Gennadius und den 81 Bischöfen unterzeichnete Synodalschreiben an alle Metropolitane des Morgenlandes. Es erhellt aus demselben, daß das Concilium durch einen besondern Canon für die Zukunft feststellte, daß jeder, der durch Geben oder Nehmen sich jenes teuflischen Verbrechens schuldig machen würde, nicht nur ab-setzt, sondern auch excommunicirt und mit dem

[illegible] t. 4. p. [illegible]

*) Das Concilium selbst hatte sich diesen Namen beigelegt. Aber auch hier zeigt sich ein merkbarer Unterschied zwischen den morgenländischen Bischöfen und jenen der abendländischen Kirche. Von den Letztern findet man gewöhnlich nur wenige, und stets blos an den Jahrstagen der Consecration des Pabstes, in der Hauptstadt des weströmischen Kaiserreichs versammelt. Größtentheils waren es italienische Bischöfe, und befanden sich unter ihnen einige fremde Bischöfe aus Gallien, Spanien, Afrika rc. rc., so waren es immer sehr wichtige Angelegenheiten einer ganzen kirchlichen Provinz, welche sie dahin geführt hatten. Im Morgenlande im Gegentheil finden wir, in jedem Jahre und zu jeder Zeit, den Thron von Constantinopel gleichsam von einer Wolke von Bischöfen umgeben. Was hatten sie denn doch immer am Hoflager zu thun?

Anathema belegt werden sollte. Den Metropolitanbischöfen ward aufgetragen, die Verordnungen des Conciliums allen ihren Suffraganen, wie auch Chorbischöfen bekannt zu machen.

4. Um diese nämliche Zeit, oder wenigstens bald darauf war es auch, daß der heilige Daniel, gleichsam als Erbe und Nachfolger des heiligen Simeon Stylites, seine Säule bei Constantinopel bestieg. Die Leser werden aus dem 16. Bande sich noch erinnern, wie Daniel, nachdem er sein Kloster, wo man ihn zum Abt wählen wollte, verlassen hatte, den heiligen Simeon besuchte; wie dieser ihn mit ungemeiner Auszeichnung behandelte, in prophetischem Geiste ihm voraussagte, daß er einst groß in den Augen Gottes werden würde und ihn endlich bewog, nicht nach Palästina, sondern nach Constantinopel zu gehen. Hier nicht ferne von der Stadt, an einem Ort, Philemporos genannt, wo Dämonen, wie man behauptete, bei nächtlicher Weile ihr Unwesen trieben, aber durch das Gebet des künftigen großen Anachoreten vertrieben wurden, nahm Daniel anfänglich seine Wohnung unter den Ruinen eines zerfallenen, ehemaligen Götzentempels. Wir haben schon erzählt, wie einige Geistliche der Kirche von Constantinopel ihn bei dem Patriarchen Anatolius verläumdeten, dieser aber, nachdem er die Wahrheit erforscht, ihn in Schutz nahm und endlich gar, weil durch dessen Gebet von einer äußerst gefährlichen Krankheit geheilt, mit den größten Ehrenbezeugungen überhäufte.

Theod. Lect. l. 1. Sur. II. Decembr. Pet. Cyl. Bosph. Thr.

5. So lange der heilige Simeon lebte, wollte Daniel aus Demuth dessen Lebensweise nicht nachahmen. Als jener aber im Jahre 460 gestorben war, und er des Verstorbenen Kopfbedeckung, durch

dessen Schüler Sergius, als ein kostbares Andenken erhalten hatte, da ward ihm geoffenbart, daß er jetzt berufen wäre, ein Nachfolger des heiligen Simeons zu werden. Die Säule, die er bestieg, stand an der Mündung des Pontus Euxinus, auf hohem Gebirge, an einem Orte, Malzes genannt. Eigentlich waren es drei Säulen. Auf zwei mit sehr starken eisernen Stangen verbundenen stand nämlich eine dritte, mit einem niedrigen Geländer versehene Säule, und diese ward von jetzt an ungefähr vier und dreißig Jahre lang der einzige und alleinige Aufenthaltsort des heiligen Daniels. Wegen der im Winter auf den thracischen Gebirgen herrschenden, beinahe unerträglichen Kälte, war das büßende Leben des heiligen Daniels noch ungleich strenger, als selbst jenes des heiligen Simeons. Oft tobten Sturmwinde so heftig, daß die am Fuße der Säule wohnenden Schüler Daniels jeden Augenblick glaubten, die Säule werde zusammenstürzen, oder der Orkan den Heiligen auf der Spitze derselben ergreifen und in die Tiefe herabschleudern. Unbeweglich und im Gebete verharrend blieb dann gewöhnlich Daniel bis zum folgenden Morgen, wo seine Schüler ihm auf langen Stangen befestigte und vorher in siedendes Wasser getauchte Schwämme reichten, damit die zusammengefrornen Lippen des Heiligen und sein mit Eis überdecktes Gesicht daran aufthauen konnten.

6. Seine Nahrung war äußerst sparsam, mehrere Tage hindurch sah man ihn oft gar nicht essen, und nahm er endlich Speise zu sich, so bestand diese in einigen wenigen, ungekochten wilden Kräutern; und trotz dieser unbegreiflichen, die menschliche Natur und alle ihre Kräfte zerstörenden Lebensart, erreichte Daniel nicht nur ein Alter von

vier und achtzig Jahren, sondern die Munterkeit, Kraft und Lebhaftigkeit seines Geistes wurden auch nicht im Mindesten dadurch geschwächt. Ganze Nächte hindurch anhaltendes Gebet konnte ihn nicht ermüden. Von seiner Säule herab predigte er am andern Morgen dem oft schaarenweise herbeiströmenden Volk, warnte es vor den sich nahenden Gerichten Gottes und ermahnte es zur Buße. Seine Worte hatten eine unwiderstehliche Kraft; wer ihn hörte, ward dahin gerissen; ohne tief gerührt zu werden, war es schon nicht möglich, ihn nur anzusehen.

7. Niemand ward abgewiesen, der Trost, Rath, oder auch Belehrung bei ihm suchte. Seine Antworten waren stets klar, bestimmt und den Gegenstand der Frage völlig erschöpfend. Aber nichts war ihm unerträglicher, als wenn er Klagen gegen Bischöfe, Priester oder andere Geistliche hören mußte. Beschwerte man sich über das Mangelhafte ihrer Lehre oder ihres Vortrages; so gab er den Rath, zu Gott um Erleuchtung zu flehen, und dann die heiligen Bücher und die Schriften heiliger Väter zu lesen; so wie den demüthig Bittenden jederzeit gegeben werde, eben so werde das Gesuchte der demüthig Suchende stets auch finden *). Waren es aber gar Klagen gegen den sittlichen Wandel eines Geistlichen; dann konnte er seine Unzufriedenheit nicht bergen. „Wenn dem so ist, wie du sagst," pflegte er gewöhnlich dem Klagenden zu antworten

*) Es bedarf doch wohl keiner Erinnerung, daß der heilige Daniel nicht ohne Unterschied der Person einem Jeden diesen Rath gab, sondern blos solchen, welchen die Kirche nicht nur erlaubt, ja die sie sogar ermuntert, selbst in den heiligen Büchern zu forschen.

so bete für ihn und überlasse übrigens seine Zurechtweisung oder Bestrafung denjenigen, welchen Gott das Kirchenregiment anvertraut hat *)."

8. Auch Gennadius war anfänglich dem heiligen Daniel nicht geneigt, nahm Anstoß an dessen Lebensweise, argwohnte vielleicht gar, daß ihr Eitelkeit

*) Klagen über Geistliche, entweder wegen Mangels wissenschaftlicher Bildung, oder unheiligen Wandels, sind und waren zu allen Zeiten größtentheils übertrieben, nicht selten blos ein Deckmantel, worunter man eigene Lauigkeit oder gar Schlechtigkeit zu verbergen suchte. Begegnet man auch leider bisweilen einem Geistlichen, der nicht das ist, was er seinem heiligen Berufe nach seyn sollte, so erinnere man sich doch auch dabei der vielen Frommen, deren es überall gibt; man erinnere sich dieser Wohlthat und danke und preiße Gott, der dafür sorgt, daß es dem Altar des neuen Bundes nie an treuen Dienern gebrechen wird. Schlechte Geistliche muß es geben und zwar aus der natürlichen Ursache, weil Manche, ohne Beruf von Oben zu dem Priesterthum, blos aus zeitlichen Beweggründen sich entweder heimlich in dasselbe einschleichen, oder gar gewaltsam hineindrängen. Aber Gnade und die nöthigen Kräfte ertheilt Jesus Christus allen denen, die Er Selbst zu dem heiligen Amte berufen hat; und dieser gibt es überall, auf dem Lande wie in den größern, kleinern oder kleinsten Städten. Wem es ernstlich darum zu thun ist, sie zu suchen, wird sie stets ohne große Mühe finden; denn in keinem Winkel der Erde hat und wird Gott je seine Kirche verlassen. Wenn keiner, wie das Evangelium lehrt, zum Richter seines Bruders bestellt ist, um wie viel weniger dürfen wir uns vermessen, jene richten zu wollen, die entweder unmittelbar unsere geistlichen Obern oder doch durch die erhaltenen heiligen Weihen um so viele Stufen höher, als wir selbst, gestellt sind. Man befolge also den Rath des heiligen Daniels und überlasse das Letztere denen, welchen Gott das Kirchenregiment übergeben hat.

oder Liebe zum Sonderbaren zum Grunde liege. Als er aber sah, welche Zeichen und Wunder Gott beinahe täglich durch seinen Knecht that, daß dieser Kräfte einer höhern Welt empfangen habe, daß er den bösen Geistern gebiete, unheilbare Krankheiten heile und künftige Dinge voraussage; dann änderte er seine Gesinnung, ging selbst zu ihm hinaus und weihete ihn zum Priester. Aus Demuth sich der priesterlichen Weihe unwürdig haltend, wollte der heilige Daniel es anfänglich nicht zulassen. Aber der Patriarch und die ihn begleitenden Geistlichen verrichteten am Fuß der Säule die vorgeschriebenen Kirchengebete, und als das zahlreich herumstehende Volk den bei Priesterweihen gewöhnlichen frommen Zuruf hören ließ, gab Daniel endlich nach. Gennadius bestieg nun die Säule, legte ihm die Hände auf, und beide reichten sich gegenseitig die heilige Eucharistie.

9. Kurz vor seinem Hingange hatte Gennadius eine Erscheinung, welche, wie alle Geschichtschreiber erzählen, seinen Tod nicht wenig beschleunigte. Der fromme Patriarch pflegte oft ganze Nächte in der Kirche im Gebete zu durchwachen. Einst als er kurz vor Mitternacht in die Kirche trat, sah er nahe an dem Chor ein Graußen erregendes Gespenst stehen. Furchtlos ging Gennadius auf dasselbe zu und gebot im Namen Jesu dem Dämon, die heilige Stätte zu verlassen. Dieser muste gehorchen; aber den Patriarchen angrinsend, gab er ihm zur Antwort: „Jetzt und so lange Du noch lebest, muß ich freilich von hier weichen, aber wisse, daß nach deinem Tode es mir gelingen wird, deine Kirche furchtbar zu verwirren und zu verwüsten.“ — Diese schreckliche Vorhersagung ging unter des Gennadius, diesem so ganz unähnlichen Nachfolger, wie wir im folgenden Bande

Theoph. p. 97. Suid. p. 587. edit. Gen. Theod. Lect. p. 555.

erzählen werden, leider nur zu vollständig in Erfüllung.

10. Dem wohlthätigen Einfluß des Patriarchen Gennadius schreibt man auch ein von Kaiser Leo gegebenes Gesetz zu, welches zwar das allen Kirchen damals zustehende Recht des Asylums um vieles erweiterte, aber auch zu gleicher Zeit die vielfachen, gewöhnlich dabei verflochtenen, fremden Interessen mit ungemeiner Klugheit und Gerechtigkeit berücksichtigte. Nicht nur die Kirche selbst, sondern auch alle dazu gehörende Nebengebäude, Wohnungen und Säulengänge, Höfe und innere Räume waren durch dieses Gesetz für jeden Unglücklichen eine Freistätte. War es übermäßiger Schulden wegen, daß Einer in eine Kirche flüchtete, so durfte er nicht verhaftet werden; wollte derselbe aber seine Angelegenheiten noch vor den Gerichten verfolgen, so ward ihm von der Kirche ein Sachwalter gegeben. Diesem war es gegönnt, ihn so oft er wollte an seinem Zufluchtsort zu besuchen, sich von der Lage der Sachen genau unterrichten zu lassen, dessen Aussagen, wie Beweise niederzuschreiben. Ward aber nachher dennoch der Prozeß verloren, so konnten die Gläubiger sich aller zurückgelassenen Habseligkeiten des Schuldners bemächtigen. Sie zu sich in das Haus zu nehmen oder gar zu verbergen war jedem Geistlichen strenge verboten, und that Einer es dennoch, so waren die Gerichte ermächtiget, durch alle ihnen zu Gebote stehenden Zwangsmittel ihn zur Herausgabe derselben zu vermögen. Nahm ein seinem Herrn entlaufener Knecht oder Sclave seine Zuflucht in eine Kirche; so war der Oeconom derselben verbunden, dem Herrn des Flüchtigen sogleich Anzeige davon zu machen. Binnen 24 Stunden mußte der Knecht oder Sclave seinem Gebieter

wieder zurückgestellt werden, jedoch nicht eher, bis dieser eidlich versprochen hatte, ihm zu verzeihen, oder wenigstens ihn nur mit einer gelinden, stets tief unter dem Verhältniß zu dem begangenen Fehler, stehenden Strafe zu belegen.

11. Unter Gennadius wurden sehr viele neue Kirchen in Constantinopel erbauet; unter andern ward die alte Anastasienkirche des heiligen Gregor von Nazianz, von Marcian, dem unzertrennlichen, frommen Gefährten des heiligen Auxentius, als nämlich beide noch in der Welt und am Hofe lebten, ungemein erweitert, eigentlich nach einem vollständigern Plan neu auferbauet und um vieles verschönert. Bei der feierlichen Einweihung dieser Kirche durch Gennadius soll Gott sein Wohlgefallen an Marcians frommer Nächstenliebe und beispielloser Milde gegen die Armen, durch ein offenbares Wunder, vor den Augen des Patriarchen und der ganzen Geistlichkeit von Constantinopel, zu erkennen gegeben haben. Auch die Reliquie der heiligen Anastasia ward zu den Zeiten des Gennadius nach Constantinopel gebracht.

12. Die Frömmigkeit und Treue des Gennadius wurden schon hienieden auf Erden von dem Himmel belohnt. Was der fromme Patriarch sich von Gott erbat, das ward ihm gegeben *); und

*) Theodor der Lektor und Johannes Moschus erzählen folgendes, auf das hier oben Gesagte sich beziehendes Ereigniß. Carisius, ein Lektor der Kirche des heiligen Märtyrers Eleutherus, führte ein so scandalöses Leben, daß sogar der Verdacht der Zauberei und eines begangenen Mordes auf ihm lastete. Gennadius ließ ihn rufen, gab ihm sanfte Verweise, dann Ermahnungen

sehr viele, sowohl Vornehme als Niedere, wurden durch eigene Erfahrung von der Wirksamkeit seines Gebetes überzeugt. Einst heilte er die völlig verdorrte Hand eines Mahlers, welcher die Unverschämtheit gehabt hatte, Jesum Christum zu mahlen und Ihm die nämliche Stellung und Gesichtsbildung zu geben, welche Heiden auf ihren Bildern ihrem Jupiter gegeben hatten. Der Frevler fühlte sogleich in seiner Hand eine starke Lähmung und sehr heftige Schmerzen, welche zunahmen, bis die Hand endlich verdorret war. Gennadius bestrich das kranke Glied mit heiligem Oehle, betete über dem Frevler und so ward die Hand des leichtfertigen Künstlers auf einmal wieder gesund.

eod. Lect. p. 583.
dr. p. 348.

12. Die griechische Kirche ehrt das Andenken dieses gottseligen Patriarchen, jedes Jahr am 15. August.

---

und Vorschriften künftigen, bessern Wandels. Bald darauf kamen neue Klagen gegen Carisius vor die Ohren des Patriarchen. Gennadius glaubte nun strenger verfahren zu müssen und ließ den Verbrecher, wie er es verdient hatte, bestrafen. Die Strafe war indessen sehr gelinde und hatte, wie alle kirchliche Strafen, nicht die Herabwürdigung, sondern Besserung des Gefallenen zum Zweck. Es dauerte nicht lange, so ward Carisius schon wieder neuer Verbrechen bei dem Patriarchen angeklagt. Jetzt gab Gennadius einem Geistlichen seiner Kirche den Auftrag, in die Kirche des heiligen Eleutherus zu gehen und zu diesem heiligen Märtyrer zu flehen, er möge durch seine Fürbitte bei Gott bewirken, daß entweder jener schlechte Diener des Altars ernstlich Buße thue, und sich bessere, oder von der Erde hinweggenommen werde. Der Geistliche that, wie der Patriarch ihm geboten hatte; und Carisius ward am andern Tage todt in seinem Bette gefunden. Dieses schreckliche Beispiel erregte eine heilsame Furcht so wohl unter den Laien, als allen Geistlichen sämmtlicher Kirchen von Constantinopel.

LXIV.

1. Aber trostlos und bejammernswerth war um diese Zeit der Zustand der gallischen Kirchen. Die Römer besaßen beinahe nichts mehr in Gallien; nur Arles, Clermont und eine kleine Strecke an der Seeküste erkannten noch die römische Herrschaft. Westgothen, Burgunder und Franken hatten sich in das ganze Land getheilt; die letztern waren noch Heiden, mithin der Kirche Gottes ungleich weniger gefährliche Feinde, als die beiden erstern der arianischen Ketzerei anhängenden Völker.

2. In der langen Reihe westgothischer Könige hatte keiner einen so hohen Gipfel von Macht erreicht, als Eurich, der zweifache Brudermörder. Zurückgekehrt von einem glücklichen Feldzug in Spanien, wo seine siegreichen Waffen ihm die ganze Halbinsel theils mittelbar, theils unmittelbar unterwarfen, hatte er jetzt auch in Gallien den Römern Auvergne, Berri und Gevaudan entrissen. Aber mit Ausnahme Genserichs hatte auch noch nie ein arianischer Fürst die Katholiken mit so unbändiger Wuth, wie Eurich, verfolgt. Nicht viel besser machten es auch die ebenfalls dem Arianismus ergebenen Burgunder. So weit der Gothen und Burgunder Macht sich erstreckte, wurden die katholischen Bischöfe überall verfolgt, in Kerker geworfen, verbannt, auch Priester unter den nichtigsten Vorwänden verjagt oder gar ermordet. War ein Bischof gestorben; so ward die Wahl eines neuen ungemein erschwert oder gänzlich verboten; kurz man schlug die Hirten, um die Heerden zu zerstreuen. Verwaißt und trauernd standen die Kirchen von Bourdeaux, Perigueux, Rodes, Limoges, Mende,

Sid. ep. 6. ad Bas.

Greg. Tur. Hist. Fr.

Basas, Cominges und Auch; ihre erledigten Stühle waren nicht wieder besetzt worden; und da es nun keine Bischöfe gab, neue Priester zu weihen, so fehlte es endlich bald auch gänzlich an diesen. Ueberall waren die Kirchen zerfallen; dicke Dornstrauche sperrten den Eingang; die innern Räume waren mit Gras bedeckt; am Tage weidete das Vieh darin, und in der Nacht nahm es oft selbst in den Kirchen seine Lagerstätte. Gleich zerstreuten Schafen irrte das Volk umher und in ihrem verkehrten Sinne schmeichelten sich schon die Arianer, daß die Katholiken, den heiligen Sakramenten entfremdet, des Wortes Gottes entwöhnt und der Tröstungen seiner Priester beraubt, nun desto leichter sich arianischem Wahne fügen und zu ihrer Sekte übertreten würden.

3 Was das Unglück noch vermehrte, war die zu gleicher Zeit in Gallien eingetretene politische Verwirrung. An einen festen, dauernden Frieden war schon seit mehreren Jahren nicht mehr zu denken gewesen und die immerwährenden, alles gewöhnlich mit Feuer und Schwert verheerenden Kriege unterbrach nur bisweilen eine, aus gegenseitiger Erschöpfung hervorgegangene, größtentheils sehr schlecht beobachtete Waffenruhe. Das geistige und leibliche Elend war in Gallien auf das höchste gestiegen. Theuerung, Hungersnoth, Pest oder pestartige Krankheiten waren an der Tagesordnung. Der Ackerbau ward vernachlässiget, das platte Land war verödet; wilde, reissende Thiere gab es überall in Menge und nach Raub ausgehend, überfielen diese oft am hellen Tage die kleinen Städte, Burgen und Dörfer. Schrecklich und schauerlich ist das Gemälde, welches Sidonius in seinen Briefen uns

von dem Zustande der gallischen Kirchen jener Zeit entwirft.

4. Aber Gott verläßt seine Kirche nicht. Er hatte große heilige Männer in Gallien geweckt, sie zu Hirten seiner Völker in dieser drangvollen Periode geordnet; und die heiligen Bischöfe Maximus von Ries, Lupus von Troyes, Patienz von Lion, Mamertus, Marcellus, Euphronius, Auspicus, Sidonius, Simplicius und Remigius waren Leuchten, deren wohlthätiges und erwärmendes Licht sich weit hin und über ganz Gallien verbreitete. Das Unglück der Zeiten entflammte nur noch mehr ihren Eifer, und unermüdet besorgt für das geistige wie leibliche Wohl ihrer Völker, beschränkten sie ihre Wohlthaten nicht blos auf ihre eigenen Diöcesen oder Provinzen, sondern ihre überfließende, jedoch von Weisheit geleitete und von Gott wunderbar gesegnete Milde erstreckte sich stets über das ganze Land. Hätte Rom sich plötzlich wieder ermannt und ein Feldherr aus seiner Mitte, an der Spitze eines zahlreichen Heeres, Gothen, Burgunder und Franken aus Gallien verjagt und den Bedrängnissen des lange gequälten Landes ein Ende gemacht: wie würden nicht Dichter und Geschichtschreiber zu allen Zeiten sich beeifert haben, einem solchen Helden stets neue Lorbeern zu flechten, sein Andenken zu verherrlichen und den Ruhm seiner Thaten, den er doch, wie jeder Feldherr, von Rechtswegen mit Glück und Zufall hätte theilen müssen, von Jahrhundert zu Jahrhundert zu verewigen. Aber das stille, anspruchlose, blos in einer wahrhaft christlichen, an der Liebe zu Gott entzündeten Liebe zu dem Nächsten gegründete Verdienst dieser heiligen Männer wird in den Geschichtbüchern mit Stillschweigen übergangen. Ohne das Schwert zu führen, oder eigenes Gold zu

besitzen, waren sie dennoch die einzigen Retter und Erhalter Galliens, das offenbar ohne sie, durch Krieg, Raub und Mord, durch Gesetzlosigkeit und rohe Waffengewalt, durch Theuerung, Hungersnoth und Pest, durch reissende Thiere und jede nur gedenkbare Landplage, wenigstens auf ein paar Generationen hin, eine mit Trümmern bedeckte Einöde geworden seyn würde.

5. Mit Einigen der so eben erwähnten heiligen Bischöfe, mit Lupus, Mamertus und Marcellus haben wir unsere Leser schon bekannt gemacht. Den heiligen Euphronius und Auspicus kennen wir nur aus den Briefen des Sidonius; derselbe erwähnt zwar keiner ihrer einzelen Thaten, aber gleich der Kirche, gibt auch er ihnen großes, herrliches Zeugniß. Der heilige Maximus war zwar schon im Jahre 462 gestorben; aber während seiner Amtsführung war an der Kirche von Riez eine große und starke Geistlichkeit aufgeblühet und sein Nachfolger Faustus war der Erbe seiner Tugenden.

6. Bevor Maximus den bischöflichen Stuhl von Riez bestieg, war er Abt der Mönche von Lerins gewesen, und seiner Leitung verdankte dieses Kloster jenen Ruf der Heiligkeit, in welchem es noch lange nachher nicht nur in Gallien, sondern in dem ganzen Abendlande stand. Auf den Stuhl von Riez erhoben, fanden sein Eifer, seine Frömmigkeit und Demuth jetzt nur einen noch größern und glänzendern Spielraum. Von dem Volke wurde er schon während seines Lebens wie ein Heiliger verehrt; denn mit Wundergaben von Gott ausgerüstet, sah er öfters und gegen seinen Willen sich gezwungen, vor den Augen seiner ganzen Gemeinde große und herrliche Thaten zu verrichten. Während der Vesper fiel einst ein

Kind von einer hohen Mauer todt zur Erde. Ein vorübergehender Diacon, Namens Ansanus, hob es auf, trug es in die bischöfliche Wohnung, legte es in das Bette des Bischofes und ging darauf in die Kirche, um ihm Anzeige davon zu machen. Maximus unterbrach den Gottesdienst, ließ den Gesang aufhören, nicht um zu hören, was Ansanus ihm sagen werde, denn Gott hatte es ihm schon offenbaret, sondern um ihm einen scharfen Verweiß zu geben; sein Zutrauen zu ihm und seinem Gebete, sagte der Bischof, arte in strafbare Vermessenheit aus. Aber Ansamus, voll des lebendigen Glaubens, daß Gott dem frommen Bischofe nichts, was er von ihm begehre, versage, hielt mit Bitten an; das Volk, das jetzt hörte was vorgefallen war, vereinte sein Flehen mit jenem des Diacons. Maximus ward erweicht; er erhob sich von seinem Stuhle, befahl aber, daß niemand ihm folgen, niemand die Kirche verlassen sollte. Diesmal ward ihm nicht gehorcht. Ein großer Theil des Volkes drängte sich ihm nach, begierig, selbst Zeuge des Wunders zu seyn. Als aber, nach der Handauflegung und einem stillen Gebete des Bischofes, das Kind wieder zum Leben erwachte, da stürzte alles was gegenwärtig war, auf den heiligen Bischof hin; jeder wollte ein Stückchen seiner Kleidung, als eine Reliquie haben; der Mantel ward ihm zerrissen und kaum war das Gefühl der Ehrfurcht, das man gegen ihn hatte, vermögend, den Antrag des von freudigem Erstaunen hingerissenen Volkes zu mäßigen.

Sur. 27. Nov.

7. Einen wüthigen Hund tödtete Maximus mit seinem Hauch und heilte hierauf alle, welche von der rasenden Bestie waren gebissen worden.

8. Dynamus, der Lebensbeschreiber des heiligen Maximus *), betheuert, daß er nur einige wenige der durch diesen großen Bischof gewirkten Wunder aufgezeichnet habe. Aus Demuth vor den Menschen die Gaben verbergend, mit welchen er von Gott war begnadigt worden, stellte sich Maximus oft, als wenn seine Heilung hoffnungsloser Kranken auf natürlichem Wege geschähe. Einem von einem scheu gewordenen und seinem Führer entlaufenen Ochsen tödlich verwundeten Mann aus seiner Gemeinde, drückte Maximus die schon heraushängenden Eingeweide sanft in den Unterleib zurück, legte einen Verband auf, und gebot, daß niemand, außer ihm, denselben wieder abnehmen sollte; er wisse schon, setzte er hinzu, wie diese Wunden behandelt und nach und nach geheilt werden müßten. Freilich wußte der gottselige Bischof sehr wohl, wie und von Wem dieselben geheilt würden; denn als er wirklich nach einigen Tagen den Verband abnahm, war auch kaum die Spur einer Narbe mehr zu sehen.

9. Noch auf eine andere ganz besondere Weise verherrlichte Gott diesen frommen Bischof. Zur Ehre des heiligen Apostels Petrus hatte Maximus eine Kirche erbauet, dem Fürsten der Apostel solche geweihet und nach ihm sie genannt. Hier pflegte

---

*) Dieser Dynamus war von sehr edelm Geschlecht, hatte eine wissenschaftliche Bildung erhalten, ward, noch ziemlich jung, schon zu der Würde eines Patriciers erhoben und war ein Zeitgenosse des heiligen Pabstes, Gregors des Großen, welcher eben diesen Dynamus — welches ein vollgültiger Beweis dessen höhern Verdienstes ist — vorzüglich schätzte und liebte. Ein solcher Geschichtschreiber scheint doch einiges Zutrauen zu verdienen.

. Chr. p. 936.

er, wie so manche andere heilige Bischöfe und Aebte jener Zeit, oft ganze Nächte im Gebete zu durchwachen. Auch am Vorabend des Festes des heiligen Andreas war er dahin gegangen. Cariatton, ein durch gottseligen Wandel nicht minder ausgezeichneter Subdiakonus der Kirche von Riep fiel ebenfalls auf den frommen Gedanken, die Nacht, welche diesem Feste voranging, in Gebet und heiliger Betrachtung hinzubringen. Aber wie erstaunte er, als er bei seinem Eintritt in die Kirche den Blick auf den Hochaltar warf; er wußte nicht ob er seinen Sinnen trauen könnte; seinen ehrwürdigen Bischof sah er kniend und betend und neben ihm zwei verklärte, von himmlischer Glorie umflossene Männer. Es war der Fürst der Apostel und dessen Bruder, der heilige Andreas. Heiliger Schauer ergriff den Cariatton; er stand stille und genoß einige Zeit der Wonne dieses beseligenden Anblickes. Endlich ging er auf den Bischof zu; aber bevor er sich noch völlig genähert hatte, waren beide himmlische Gestalten wieder verschwunden. Maximus gebot dem Cariatton unverbrüchliches Stillschweigen, ihm bedeutend, daß, wenn er je, was er jetzt gesehen, entdecken sollte, er auch an dem nämlichen Tage noch sterben würde. So lange Maximus lebte, bewahrte Cariatton mit der größten Treue das Geheimniß; als jener aber gestorben war, glaubte er zur größern Verherrlichung Gottes und seines gestorbenen Bischofes das Stillschweigen brechen zu dürfen. Er erzählte also dem neuen Bischofe und dessen ganzer Geistlichkeit jene wundervolle Erscheinung; und sein Zeugniß ward dadurch bestätiget, daß er, obschon vollkommen gesund und wohl, dennoch an dem nämlichen Tage noch starb.

30. Kurz vor seinem Tode äußerte der heilige Maximus ein Verlangen, seine nicht weit von Riez lebenden Anverwandten noch einmal zu sehen. Um diese kleine Reise antreten zu können, begehrte er vorher öffentlich in der Kirche von seiner Gemeinde die Erlaubniß dazu. Er kam nicht mehr nach Riez zurück, denn er starb wenige Tage nachher im Kreise seiner Familie. Seinem Tode ging keine Krankheit voran. Gesund hatte er sich schlafen gelegt, und todt ward er am folgenden Morgen in seinem Bette gefunden. Balsamische Düfte und himmlischer Wohlgeruch erfüllten das Gemach, in welchem er verschieden war. Seine Leiche wurde nach Riez gebracht und in der von ihm erbauten Peters-Kirche beigesetzt. Lange nach dem Tode des heiligen Maximus geschahen noch immer Wunder und Zeichen an seinem Grabe. Gregor von Tours erzählt, daß er die dort plötzlich geschehene, wunderbare Heilung eines Menschen aus dessen eigenem Munde vernommen habe. Endlich verdient noch bemerkt zu werden, daß bei allen den vielen und mannigfaltigen Gräulscenen, wovon bald nach dem Tode dieses heiligen Bischofs vorzüglich die Provence der blutige Schauplatz ward, dennoch die Stadt Riez von allen furchtbar nun über das Land einbrechenden Landplagen größtentheils verschont blieb, welches die dankbaren Einwohner, wie auch Dynamus, ganz allein der Fürbitte des von ihnen zu ihrem Schutzpatron gewählten heiligen Maximus zuschrieben.

11. Ohne sein Zuthun und selbst gegen seinen Willen ward der heilige Sidonius, und zwar noch als Laie, gegen das Ende des Jahres 471, mithin gerade zu einer Zeit, wo die in Gallien herrschenden Arianer die Kirchen der Katholiken am

heftigsten verfolgten, zum Bischofe von Clermont erwählt. Diese Wahl, deren nähere Umstände wir nicht kennen, war zwar eine Verletzung der Canons; denn damals war es schon nicht mehr erlaubt, einen Laien, bevor er die niedern kirchlichen Stufen erstiegen hatte und also mit völliger Uebergehung dieser, auf einmal auf einen bischöflichen Stuhl zu erheben. Indessen ist es sehr wahrscheinlich, daß die Wahl des Sidonius in dem damaligen traurigen Zeitlaufe nicht nur entschuldigende, sondern selbst rechtfertigende Gründe mag gefunden haben. Wenigstens ist es gewiß, daß mehrere sehr erleuchtete und heilige Bischöfe, Zeitgenossen des Sidonius, sich ungemein darüber erfreueten.

Till. t. 16. St. Sid. art. II.

12. Bis jetzt hatte Sidonius gelebt, wie die Großen und Reichen in der Welt und an den Höfen der Könige zu leben pflegten. Sein Palast, seine Tafel, seine Meierhöfe, seine Vergnügungen, so wie alles, was ihn umgab, deuteten auf Pracht und Wohlleben. Der Welt Herrlichkeit und hohe Ehrenstellen hatten für ihn einen unwiderstehlichen Zauber; unermüdet war er ihnen nachgejagt, hatte die Talente und glänzenden Eigenschaften, womit die Natur ihn geschmückt, für wirkliches Vermögen gehalten, beides, wo er konnte, zur Schau gestellt, stets seiner Eitelkeit und Ruhmliebe gehuldiget und in Allem, was er zu lieben wähnte, doch nur sich und sein eigenes Selbst geliebt; mit einem Worte, Sidonius war bis jetzt ein allgemein geehrter, tugendhafter, getaufte Heide gewesen.

13. Aber mächtig und wunderbar ist die Kraft bischöflicher Weihe. Bei der Händeauflegung ergossen sich jetzt über Sidonius höhere Gaben des heiligen Geistes; denn nur Dieser vermag in dem Menschen eine so plötzliche, vollkommene, allen gebiethe-

rischen, gleichsam zur andern Natur gewordenen Foderungen trotzende und doch zugleich auch dauerhafte Umwandlung, wie jene des Sidonius war, hervorzubringen. Geistig neu geboren, war er von nun an ein ganz anderer Mensch. Sein bisheriges Leben, obschon von der Welt hoch gepriesen, war ihm jetzt ein Gräul und das tiefe Gefühl der Reue, über so viele blos der Welt und sich Selbst gelebten Jahre, erzeugte bei ihm eine Demuth, welche ihn nie mehr verließ und die nun auch ihrer Seits Boden und Wurzel aller andern evangelischen Tugenden in ihm ward. Von der Muse der Dichtkunst, der bisherigen steten Gefährtin seines Lebens, nahm er auf ewig nun Abschied. Eine kindliche Einfalt des Herzens offenbarte sich jetzt in seiner ganzen Lebensweise, selbst in dem geringsten Detail seiner Handlungen. Sogar seinen Styl und seine Schreibart glaubte er abändern zu müssen, und wir finden darin von dieser Epoche an, bei weitem nicht mehr jenen Schmuck und jene eleganten, oft gesuchten Wendungen und Ausdrücke, welche wir in seinen frühern Schriften zu finden gewöhnt sind.

.l. 6. ep. 1.
.l. 7. ep. 9.
. ep. 14.

14. Alle seine bisherigen liebenswürdigen Eigenschaften reiften nun zu wahren, höhern Tugenden heran; denn alle Handlungen, die sie erzeugten, wurden von Sidonius, mit der von jetzt an ihn so liebenswürdig charakterisirenden Herzenslauterkeit blos in Beziehung auf Gott gethan. Die Natur hatte ihm ein sanftes, bei den Leiden seiner Nebenmenschen sympathetisch schlagendes Herz gegeben. Schon als Laie und noch im Dienste der Welt, hatte er daher stets eine ungemeine Milde gegen Arme und Nothleidende gezeiget. Vermählt mit Papianilla, einer Tochter des Kaisers Avitus, ward er von derselben oft erinnert, seiner bisweilen ausschweifenden Wohlthä-

tigkeit engere Schranken zu setzen. Um diesen und ähnlichen Vorwürfen zu entgehen, trug er nun, wie man zu sagen pflegt, hinter dem Rücken seiner Gemahlin, kostbare, goldene und silberne Gefäße aus dem Hause, verkaufte sie und labte und erquickte damit die Kranken und Nothleidenden, die er noch über dieß größtentheils selbst aufsuchte, aber auch, wie man sich leicht vorstellen kann, stets ohne große Mühe fand.

15. Als Bischof kannte er in seiner Freigebigkeit, menschlicher Weise zu reden, weder Maß noch Ziel. In Zeiten der Hungersnoth und pestartiger Krankheiten, schickten Er, wie sein edler Schwager Ecdicius, eine Menge Wagen auf alle Landstraßen, um die aus völliger Entkräftung dort liegenden, oft dem Tode schon ganz nahen Armen und Kranken aufzuraffen, und sie zu ihm in die Stadt oder nach einem seiner nahe liegenden Landhäuser zu bringen. Hier wurden sie gepflegt und genährt und zwar nicht blos einige Tage über, sondern viele Monate hindurch, und am Ende nie entlassen, bevor nicht die nöthigen Vorkehrungen, wenigstens für ihre nächste Zukunft, ebenfalls schon getroffen gewesen wären. Ueberhaupt übersteiget es alle Vorstellung, was in jenen drückenden, jammervollen Zeiten, die gewöhnlich keinen Obol eigenen Vermögens, besitzenden Bischöfe Galliens, zur Erleichterung der leidenden oft bis an die Pforten der Verzweiflung geführten Menschheit geleistet haben. Ein sichtbarer Beweis, welcher überschwängliche Segen auch auf Werken leiblicher Barmherzigkeit ruhet! Doch wir haben nicht nöthig, uns, dieser Ueberzeugung wegen, in so entfernte Jahrhunderte zu versetzen. Was hat in einer ähnlichen, beinahe durch gleiches Elend ausgezeichneten Periode der heilige Vincencius von Paula in

Frankreich nicht gethan? welche ungeheuren, viele Millionen übersteigenden Summen hat er nicht für die durch Krieg, Seuchen und Hungersnoth verheerten Provinzen verwandt? Weder die französische, noch irgend eine andere Regierung wäre im Stande gewesen, das zu thun, was dieser gottselige, von Gott begeisterte, heilige Priester ganz allein, in der Kraft christlicher von Liebe zu Gott entflammter Nächstenliebe that. Ungemein bedeutende, weil zur Erhaltung ganzer Provinzen, bestimmte Summen ließ er durch zahllose, in dem Lande herumschwärmende, feindliche Kriegsschaaren hindurch schaffen; und glücklich kamen jedesmal die Boten seiner Mildthätigkeit durch die feindlichen Haufen hindurch, und ihm gelang jedes wohlthätige Unternehmen, an welches damals nur zu denken menschliche Klugheit schon für Thorheit gehalten hätte. Zu solchen großen Thaten sind freilich nur die Heiligen berufen; aber die gewöhnlichen Werke thätiger, echter Nächstenliebe zu üben, dazu ist jeder, so beschränkt auch sein Wirkungskreis seyn mag, ohne Ausnahme berufen. Der Unbemittelte wird immer einen noch weniger Bemittelten und der Arme immer noch einen Ärmern finden; und endlich ist es eine durch vielfache Erfahrung bewährte Wahrheit, daß durch Almosengeben noch Niemand verarmt ist, noch jemals verarmen wird, auch selbst dann nicht, wenn sogar die gewöhnlichen, sogenannten Regeln der Klugheit dabei um etwas überschritten werden sollten; und wahrhaftig, wer aus einer, durch Beziehung auf Gott, geläuterten Nächstenliebe selbst seinen letzten, und zwar in dem strengsten Sinne des Wortes, letzten Pfennig einem Armen gibt, dem wird eben der Pfennig, den er hingab und der heute noch sein letzter war, es ganz gewiß schon morgen nicht mehr seyn *).

*) Es müßte denn seyn, daß er an diesem Tage dessen noch

16. Sidonius hatte noch kein volles Jahr im heiligen Amte gestanden, als er zur Wahl eines neuen Bischofes nach Bourges berufen ward. Bei seiner Ankunft fand er die ganze Stadt in Bewegung, die Einwohner in mancherlei Partheien getheilt; und leider waren es selbst die Geistlichen der Kirche von Bourges, welche diesen, mit so viel Hader verbundenen Zwist unter den Einwohnern herbeigeführt hatten. Alle strebten nach der bischöflichen Würde, und alle waren daher derselben nicht

Sid. l. 7. ep. 5. 9.

---

nicht bedürfte; denn nur zu rechter Zeit schickt Gott dem Hungrigen sein Brod; ob durch einen Engel, oder einen Raben, oder durch das, was wir Zufall nennen: dieß ist gleichgültig; auch der Zufall ist oft ein Bote Gottes und ein Werkzeug seiner erbarmenden Fürsorge. Es ist offenbar ein von Gott ganz irriger, höchst mangelhafter Begriff, welcher so viele falsche Urtheile über die Erscheinungen im Leben in uns erzeugt. Bei großen historischen Ereignissen, bei dem Sturz oder der Erhaltung mächtiger Throne und großer Reiche erkennen wir zwar die entweder züchtigende oder schützende Hand der Vorsehung; aber unsere kleinen alltäglichen Verhältnisse, Nöthen und Bedürfnisse halten wir für zu winzig und zu unbedeutend, als daß sie ein Gegenstand Gottes erbarmender Liebe seyn könnten, und glauben daher, hier durch eigene Klugheit und Thätigkeit alles thun, alles selbst vollführen zu müssen. Diese Ansicht ist nicht nur durchaus irrig, sondern gewiß auch Gott höchst ungefällig. Ihm, dem Unendlichen, Dem nichts groß ist, kann eben daher auch nichts klein seyn. Seiner Allmacht kostet es keine größere Anstrengung, ganze Welten und Sonnensysteme aus ihrem Nichts hervorzurufen, und sie in ihren sich gegenseitig umkreisenden Bahnen zu erhalten, als es ihr auch kostet, die Verhältnisse und Lagen des Geringsten ihrer Geschöpfe zu ordnen und über dessen Bedürfnisse schützend zu wachen. In Allem, im Großen wie im Kleinen gänzlich von Gott abhängig zu seyn, darin besteht gerade die größte und höchste Würde des Menschen.

würdig. Die Alten wollten keinen jungen Geistlichen als Bischof erkennen, und die Jungen behaupteten, daß das Alter den Mangel an Verdienst nicht ersetze. Hierin hatten sie nun vollkommen Recht; nur Schade, daß sie ebenfalls auf diese Wahrheit nicht minder selbstsüchtige Ansprüche begründeten. Sämmtliche Competenten, — O, daß es bei einem so heiligen, mit so furchtbarer Verantwortlichkeit verbundenen Amte jemals Competenten geben konnte und, was noch ärger ist,

---

Zudem lehrt uns ja Jesus Christus selbst, daß ohne den allerheiligsten Willen seines (und unsers) Vaters, auch nicht ein Spatz von dem Dach herabfallen kann. Gottes liebevolle Vatersorge umfaßt also Alles; erbarmend schwebt sie über uns in jeder Lage, in der wir uns befinden können, und ihre belebende, erwärmende und schützende Nähe wird stets Jeder fühlen, der mit lebendigem Glauben und unerschütterlichem Vertrauen auf sie hofft. Wie das Kind an den Brüsten seiner Mutter, ruhet ein Solcher in dem Schoße der Vorsehung, und schon hienieden wird nicht leicht Etwas seinen Frieden stören können. Bei jeder aus der Ferne her drohenden Gefahr also gleich zagen, ängstlich sich schon zum Voraus dagegen abmühen, in ungestümmer Hast sein und seiner Freunde Klugheit und Thätigkeit sogleich in Anspruch nehmen, über eigenes oder unserer Kinder und Anverwandten künftiges, jetzt noch ungewisses Schicksal sich Jahre lang vorher abhärmen, Alles blos nach menschlichem Klugheits-Calcul berechnen wollen und wenn das Facit uns nicht günstig scheint, dann trostlos trauern, den Frieden mit sich Selbst und der Welt darüber verlieren, und daher jeden flüchtigen Augenblick der Freude, den Gottesgnade auf unserer Pilgerschaft uns so oft schickt, stets sich selbst verbittern; dieß und alles Aehnliche ist heidnische Thorheit. Jeder Tag hat seine Last, wie seine Arbeit; ist diese vollbracht und jene geduldig getragen; dann wird der gütige Vater im Himmel schon wieder für den morgigen sorgen.

auch leider heute zu Tage noch immer gibt! — Sämmliche Competenten also, beschloß Sidonius, jetzt selbst mit der größten Strenge zu prüfen. Er that es und überzeugte sich bald, daß die Einen so untauglich wären, wie die Andern. Er warf nun seine Augen auf den Stand der Laien. Durch die Canons war dieses zwar verboten; aber dringende Umstände erheischen Ausnahmen; und am Ende wo einen Bischof hernehmen, wenn das Salz, wodurch eine Gemeinde frisch und stark soll erhalten werden, längst schon verschalt ist?

17. Als taugliche Subjecte wurden zwei Laien von tadellosem Wandel, Eucherius und Pamychius dem Bischofe von Clermont bezeichnet; aber beide hatten in zweiter Ehe gelebt; ihrer Wahl standen also entgegen die Satzungen der Kirche und selbst eine Verordnung des heiligen Apostels Paulus.

18. Von der Frömmigkeit, Milde und ernsten Lebensweise des Simplicius, eines durch edle Geburt und großes Ansehen ausgezeichneten Einwohners von Bourges, hatte Sidonius schon verschiedenes gehört. Jetzt forschte er noch genauer nach demselben. Er erfuhr, daß Simplicius die bischöfliche Würde schon einmal ausgeschlagen habe, und sich jetzt auf das neue ihr eben so ängstlich zu entziehen suche, als gierig andere darnach strebten. Dieß war dem Sidonius genug; er glaubte seinen Mann gefunden zu haben.

19. Indessen waren auch die übrigen zur Wahl und Consecration erforderlichen Bischöfe in Bourges angelangt. Man wollte also zur Wahl schreiten; aber nun ward der Partheigeist auf das neue entflammt; man erlaubte sich die schändlichsten

Umtriebe; sogar Geld ward geboten; und da keine Partei der andern weichen wollte und alle Versuche der Bischöfe, sie zu vereinigen, fruchtlos blieben; so entschlossen sich endlich die Einwohner von Bourges, auf ihr Wahlrecht zu verzichten und es, ohne alle Beschränkung, dem Sidonius und den andern Bischöfen zu übertragen. Von der Stadtobrigkeit ward darüber ein besonderes Decret abgefaßt und im Namen aller Bürger darin eidlich versprochen, den Bischof, den Sidonius und seine Collegen ihnen geben würden, in seiner neuen Würde zu erkennen.

20. Der Bischof von Clermont hielt nun eine sehr ernste Rede an das Volk. Er sprach von den schweren Pflichten eines Bischofes und den Erfodernissen zu diesem heiligen Amte, schonte dabei, so viel als möglich, der Eigenliebe der Geistlichen von Bourges, stellte die bisherigen Verdienste und stillen Tugenden des Simplicius in ihr volles Licht und schloß endlich seine Rede mit den Worten: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, gebe ich Simplicius dieser Stadt zum Bischof und der ganzen Provinz zum Metropolitan." — Aufmerksam und mit der größten Stille war die Rede des Bischofs von Clermont gehört worden. Ein allgemeiner Ruf des Beifalls bestätigte die getroffene Wahl und unter der Assistenz der übrigen Bischöfe ertheilte nun Sidonius dem Simplicius die bischöfliche Weihe.

21. Der neue Bischof entsprach vollkommen den Erwartungen, zu welchen sein früherer, stets christlicher Wandel die Kirche berechtiget hatte. Simplicius war nicht nur ein sehr frommer und eifriger, sondern dabei auch ein sehr gelehrter Bischof; eine flammende Leuchte in dem Hause des Herrn. Schon

als Laie hatte er sich einen großen Schatz guter Werke gesammelt; und als er nach siebenjähriger, eben so segenvoller als mühsamer Amtsführung starb, ward er von der Kirche den Heiligen zugezählt.

22. Um eben diese Zeit blühete auch der heilige Patienz. Im Jahre 470 war er auf den erzbischöflichen Stuhl von Lyon erhoben worden. Auch Er kam den zu Grunde gerichteten, zertretenen Provinzen Galliens mit jener Freigebigkeit zu Hülfe, welche keine Grenzen kennt, weil sie weiß, daß ihre Fonds unversiegbar sind und Gottes Segen sie stets wunderbar erneuet. An den Ufern der Rhone und Saone hatte er Kornmagazine anlegen und von da aus die entferntesten Städte Galliens bis an die Seeküste hin mit Getraide versehen lassen. Seinen Worten gab Gott eine übernatürliche Kraft. Wer ihn hörte, ward von der Wahrheit seiner Rede hingerissen und eine Menge Arianer und andere Irrgläubigen wurden durch ihn ihrem Wahne entrissen, auf den Pfad der Wahrheit und in den Schoß der Kirche wieder zurückgeführt. Mit jeder höhern Tugend eines Bischofes geschmückt, flößte er selbst den Feinden der Kirche jene unwillkührliche Ehrfurcht ein, welche ächte christliche Tugend stets zu erzwingen weiß, so lange nur nicht selbst aller Glaube an Christenthum und christliche Tugend unter den Menschen schon völlig erloschen ist. Das Andenken des heiligen Patienz ehrt die Kirche am 11. September.

Sid. l. 6 ep. 12.

23. In eben dem Jahre, in welchem Sidonius den bischöflichen Stuhl bestieg (471.) ward auch Remigius, der Franken künftiger Apostel, zum Bischof von Rheims gewählt. Die Geschichte

r. 471. St34. Hem. in vit. Remig. ap. Sur. 13. Jan.

dieser Wahl ist höchst sonderbar. Remigius war noch keine 22 Jahre alt, hatte erst die niedern Weihen empfangen. Ihn zum Bischofe zu machen, daran dachte niemand, am allerwenigsten Er selbst. Aber eine unerklärbare Umstimmung aller Gemüther trat plötzlich ein, als man wirklich zur Wahl schreiten wollte. Wie von einem Geiste beseelt und getrieben, rief das ganze Volk, daß es keinen Andern, als Remigius zu seinem Bischofe haben wolle. Die gesammte Geistlichkeit der Kirche von Rheims stimmte damit ein, auch die anwesenden Bischöfe gaben ihre Zustimmung. Durch Flucht sich der unerwarteten Wahl zu entziehen, war dem Remigius unmöglich; nirgends stand ihm mehr ein Ausweg offen. Er trat also vor das Volk, machte dasselbe aufmerksam auf seine noch unerfahrne Jugend, auf seinen Mangel an Kenntnissen und allen zu einem so heiligen Amte erfoderlichen Eigenschaften. Aber nur noch zudringlicher ward jetzt das Volk, noch lauter und ungestümer der allgemeine Wunsch der Versammlung; und in dem zahlreichen Kreise, der ihn umgab, sah Remigius auch nicht einen Einzigen, weder unter der Geistlichkeit noch den Laien, auf welchen seine Gründe auch nur den mindesten Eindruck gemacht hätten. Indessen war der künftige Heilige fest entschlossen, die ihm angetragene Würde durchaus nicht anzunehmen; gegen Zwang und offenbare Gewalt, wußte er, daß die Canons ihn schützen würden. Aber indem jetzt die ganze Versammlung mit Bitten und Rufen anhielt und Remigius in kräftiger Rede an das Volk sich dagegen sträubte, traf plötzlich, unter den Augen aller Anwesenden, gleich einem Sonnenstrahl ein Lichtstreif das Haupt des heiligen Remigius. Er selbst hatte die Empfindung, als wenn Oel sich über seinen Kopf ergöße. Dem Verlangen des Volkes

war jetzt kein Einhalt zu thun, und der Heilige, durch einen Strahl göttlicher Gnade erleuchtet, daß es Gottes heiligster Wille so sey, unterwarf sich in Demuth demselben und ward von den anwesenden Bischöfen sogleich zum Bischofe von Rheims consecrirt.

24. Welche herrliche Thaten, es nachher Gott noch gefiel, durch den heiligen Remigius zu verrichten, werden wir in der Folge erzählen. Aber sie reiften schon jetzt jene weiten Gefilde, deren geistige Ernte immer näher und näher heranrückte und deren Schnitter zu seyn, dieser heilige Bischof so unmittelbar von Gott berufen ward.

LV.

1. Um den Hauptfaden der Geschichte nicht zu unterbrechen, haben wir der Bekehrung Irlands zu dem Christenthum bis jetzt noch nicht erwähnt. Um welche Zeit der heilige Patricius die Leuchte des Evangeliums auf diese Insel gebracht haben mag, darüber herrscht Verschiedenheit der Meinung *); wahrscheinlich trat er das Apostelamt, zu welchem Gott ihn vor so vielen andern berufen hatte, erst nach dem Jahre 460 an. Der heilige Palladius, vom Pabste Cölestinus zum Bischofe von Irland

*) Die historisch-kritischen Untersuchungen, welche Tillemont darüber anstellte, gaben demselben kein anderes Resultat, als daß Patricius nicht früher, als im Jahre 440 und nicht später als im Jahre 460 die bischöfliche Weihe empfangen, mithin seine Mission nach Irland habe antreten können. Aus sehr guten, wenigstens eine individuelle Ueberzeugung mit sich führenden Gründen, sind wir der letztern Bestimmung gefolgt.

geweihet, hatte zwar schon 30 Jahre früher das Wort vom Kreuze auf dieser Insel geprediget; aber der Same, den er ausstreuete, fiel auf steiniges Erdreich; kaum daß hie und da Einer das Wort aufnahm; die Nation selbst blieb in allem Gräul des Götzenthums versunken.

2. Die sicherste historische Quelle dieses für die Kirche so wichtigen Ereignisses ist das, von dem heiligen Patricius selbst in den letzten Jahren seines Lebens unter dem Titel: Bekenntniß, geschriebene Buch. Man hat zwar noch verschiedene andere und, wie behauptet wird, von dessen Schülern verfertigte Lebensbeschreibungen dieses Heiligen. Aber sie verdienen wenig oder gar keinen historischen Glauben. Des Abentheuerlichen und Ungereimten findet sich darin ungleich mehr als des Wahren; und in Ansehung der zahllosen Wunder, mit welchen sie angefüllt sind, ist das schonendste und gelindeste Urtheil, welches man darüber fällen könnte, daß sie durchaus höchst unwahrscheinlich sind. Das Bekenntniß des heiligen Patricius im Gegentheil, obschon in schlechtem Latein geschrieben, enthält nichts, was nicht der Allmacht, Weisheit und Liebe Gottes, so wie der Würde eines Heiligen angemessen wäre. Von Wundern ist selten darin die Rede, aber desto mehr von göttlichen Offenbarungen, Erscheinungen, Gesichten und nächtlichen, den heiligen Patricius über den Willen Gottes belehrenden Traumbildern.

Ein Dorf in Britanien, Namens Bonaven Taberniae *), war der Geburtsort des heiligen

*) Heute zu Tage wahrscheinlich Kill-patrick, an der Mündung der Cluyd, zwischen Dunbriton und Glasgow. Jetzt gehört es zu Schottland; damals aber gehörte es noch zu Britanien.

Patricius. Geboren ward er spätestens in dem Jahre 415. Sein Vater, von edlem Geschlecht und im Besitze des Bürgerrechts einer benachbarten römischen Colonie, hieß Calphurnius; und von der Mutter des Patricius wird gesagt, daß ihr Name Concessa, sie selbst eine Nichte des heiligen Bischofes Martinus von Tours gewesen sey. Bis in das sechszehnte Jahr blieb Patricius in dem väterlichen Hause. Aber nun gefiel es Gott, ihn in jene Schule zu schicken, in welcher er zu seinem künftigen hohen Berufe die beste vielleicht einzig-zweckmäßige Vorbereitung erhalten konnte.

4. Hibernien oder Irland war ein rauhes, gebirgiges, mit Wäldern, Sümpfen und Morästen überfülltes Land. Seine Bewohner waren Hiberner und irländische Schotten; beide noch sehr rohe, wilde, Krieg und Raub liebende Völker. In Ansehung der Cultur standen sie, ohne allen Vergleich, tief unter den Britten, welche durch die christliche Religion und eine nicht gar vier hundertjährige Oberherrschaft der Römer, mit den Sitten, Gebräuchen und Gesetzen der Letztern auch längst schon eine, sie den übrigen cultivirten Völkern Europens gleichstellende Civilisation erhalten hatten. Aber dafür waren die Hiberner und hibernischen Schotten auch ungleich tapferer und kriegerischer, als die verweichlichten, des Krieges und der Waffen entwöhnten Einwohner Britaniens. Seit länger als einem Jahrhundert unternahmen daher die Hiberner häufige, seeräuberische Züge nach den Küsten Britaniens; stiegen bald da bald dort an das Land, überfielen Dörfer und kleine Städte, welche keine Ringmauern hatten und mordeten und raubten, was ihnen nur immer zu morden und zu plündern beliebte.

5. Ein solches Unglück traf nun auch die Familie des Calphurnius. Ein ihm zugehörendes Landhaus ward von einem räuberischem Schwarm hibernischer Schotten überfallen; die Dienstleute, welche Widerstand leisten wollten, wurden erschlagen und der junge Patricius — Vater und Mutter waren abwesend — nebst mehrern Knechten als Gefangene hinweggeführt. Ein hartes und langes Noviziat von 6 Jahren begann jetzt für den, in dem Schoße seiner Familie, an alle Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnten Sohn des Calphurnius. Einem rohen Barbaren zu Theil geworden, muste er, als Sclave, dessen Vieh auf den Gebirgen und in den Wäldern hüten, oft ganze Nächte zwischen Sümpfen und Morästen auf freiem Felde zubringen, nicht selten die härteste Behandlung von seinem Herrn schweigend erdulden, unaufhörlich gegen Hunger, Durst, eigene Blöße und erstarrende Kälte kämpfen. Ohne den Schimmer einer Hoffnung künftiger Befreiung fühlte der junge Patricius sich jetzt unaussprechlich unglücklich.

6. „Gäbe es," sagt der selige Thomas von Kempis, „einen bessern und sicherern Weg des Heils, als Kreuz und Leiden: gewiß würde Jesus Christus ihn uns gezeiget, ihn zu wandeln uns selbst dazu aufgefodert haben." — Auch der junge Patricius erhob jetzt als die Erde ihm keinen Trost mehr zu bieten vermochte, seinen Blick gen Himmel. Sein bisher blos todter Glaube an Gott und eine erbarmende göttliche Vorsehung ward nun lebendig. Aber Glaube erzeugt Hoffnung, und diese gebiert Liebe, Liebe zu Dem, der allein, aus allen leiblichen wie geistigen Nöthen, uns nicht nur retten kann, sondern auch, wenn wir an Ihn glauben und auf Ihn hoffen, uns stets zu helfen will

zu retten verheißen hat. In dem verwirrten Labyrinthe, in welchem er sich befand, war ihm nun plötzlich ein neues Licht aufgegangen; aber ein Licht, welches nicht nur die ihn umnachtende Finsterniß zerstreuete, sondern auch sein schon halb erstorbenes Herz wieder erwärmte und belebte, und in welchem endlich ihm Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nun ganz anders erschienen, als er noch vor kurzem solche zu betrachten gewohnt war. Mit tief gefühltem Schmerz blickte er jetzt auf die verflossenen Jahre zurück, und die Reue, welche er darüber empfand, bis jetzt Gott weder vollkommen erkannt noch geliebt zu haben, ward für seine ganze Lebenszeit in ihm eine unversiegbare Quelle von Thränen; und selbst, an dem Ziele seiner ruhmvollen Laufbahn, beweinte und bejammerte er noch in dem Buch, das er sein Bekenntniß nannte, mit der Zerknirschung eines Heiligen, alle die nie wiederkehrenden, blos sich und der Welt und nicht Gott durchlebten Jahre seiner frühern Jugend. Von jetzt an faßte er den Entschluß, alle seine Tage, Gott zu weihen. Die beseligenden Wahrheiten des Evangeliums waren nun sein Trost und seine Stütze. Was ihm begegnete, betrachtete er als eine Schickung Gottes, ertrug jedes Leiden mit Demuth und gottgefälliger Ergebung, und harrte vertrauungsvoll der Stunde seiner Befreiung.

6. Auch diese war endlich nach sechsjähriger Prüfung gekommen. Im Traume ward ihm gesagt, die Hütte seines bisherigen Herrn sogleich zu verlassen und nach der Seeküste zu gehen; dort werde er ein zum Absegeln bereitetes Fahrzeug finden; auf diesem sollte er sich einschiffen. Patricius folgte dem göttlichen Befehle, kam nach einigen Tagen an der ihm im Traume bezeichneten Stelle der

Seeküste an und fand wirklich ein Schiff, das so eben die Anker lichten wollte. Aber leider ward ihm, weil er kein Geld hatte, die Fahrt zu bezahlen, die Aufnahme in das Schiff verweigert. Unbekümmert um die einen entlaufenen Sclaven erwartende Strafe, war er schon entschlossen in völliger Ergebung in den Willen Gottes wieder zu seinem vorigen Herrn zurückzukehren. Aber kaum hatte er sich einige Schritte entfernt, als plötzlich das Herz des Schiffpatrons sich wandte, dieser ihn wieder zurückrief und nun gutmüthig in sein Schiff aufnahm.

7. Nach einer glücklichen Fahrt von ettlichen Tagen erreichten sie die nördlichen Küsten Schottlands. Aber die Gegend, wo sie landeten, war öde und menschenleer, ihr mitgebrachter Mundvorrath bald aufgezehrt und schon waren sie zwei Tage in dieser Wüste herumgeirrt, ohne auch nur die mindeste Spur irgend einer menschlichen Wohnung zu erblicken.

8. Sämmtliche Gefährten des Patricius waren Heiden. Schon auf dem Schiffe hatte er ihnen oft von dem Gott der Christen und dessen unendlicher Barmherzigkeit gegen die Menschen gesprochen. Vom Hunger geplagt und das Aergste befürchtend, erinnerten sie ihn nun daran, ihn auffodernd, sich jetzt in dieser Noth an seinen Gott zu wenden; denn, sagten sie, wenn der Christengott allmächtig und dem Allem, was du uns von Ihm erzählt in Wahrheit so ist; so wird Er uns auch jetzt vor Hungertodt bewahren. Voll des lebendigen Glaubens, versicherte sie Patricius, daß, wenn sie in ihrem Herzen sich mit ihm zu dem allein wahren Gott wenden wollten, er ihnen dafür bürge, daß ihre Rettung nicht mehr ferne seyn würde. Er selbst

fing nun an, im Stillen zu beten und noch war keine Stunde verflossen, als ihnen schon eine zahlreiche Heerde wilder Schweine begegnete. Was sie wünschten, hatten sie nun in Fülle; während der ganzen, noch 24 Tage dauernden Reise gebrach es ihnen nicht mehr an Lebensmitteln; und als diese aufgezehrt waren, standen sie an der Grenze einer von Menschen bewohnten, wohlgebaueten, fruchtbaren Gegend.

9. Auch auf dieser, ohnehin schon sehr beschwerlichen, Landreise mußte die Geduld des heiligen Patricius noch manche ziemlich harte Prüfung bestehen. Seine heidnischen Reisegenossen, obschon sie selbst Zeuge gewesen, wie schnell das Gebet ihres frommen Gefährten von dessen und der Christen Gott erhört worden, fuhren dennoch fort, alles Fleisch, wenn sie geschlachtet hatten, ihren Götzen zu opfern. Patricius wollte nie davon geniesen, lieber peinigenden Hunger ertragen, als durch Götzenfleisch sich verunreinigen. Was ihn aber noch tiefer beugte, als Hunger und Durst, war die unbegreifliche Verblendung der Heiden, von welcher selbst ein offenbares Wunder sie nicht hatte heilen können. Ein andermal hatte er sich, um auszuruhen, an dem Abhange eines Berges auf die Erde gelegt. Er war eingeschlafen und sah im Traume, wie ein furchtbar großes Felsstück sich vom Gipfel des Berges lösete, auf ihn herabrollte und ihn zu zerschmettern drohete. Durch göttliche Eingebung belehrt, rief er den Namen des Propheten Elias an, und die herabrollende Steinmasse nahm eine andere Richtung und er entgieng der ihm drohenden Gefahr.

10. Patricius war endlich glücklich in seiner Heimath angelangt. Aber er genoß allda keiner

langen Ruhe. Es trafen ihn mancherlei Unfälle, die er jedoch in seinem Buche nicht näher bezeichnet *). Endlich gerieth er, bei den damaligen verwirrten, Person und Eigenthum gefährdenden Zeiten, abermals in Gefangenschaft; diese war jedoch von kurzer Dauer; auch ward ihm gleich im Anfange derselben von Gott geoffenbart, daß er nach 40 Tagen seine Freiheit wieder erhalten würde.

11. Von jetzt an bis in sein 45. Jahr, wo er zum Bischofe von Irland geweihet ward, wissen wir nichts von den fernern Ereignissen seines Lebens. Zwar lassen die Lebensbeschreiber des heiligen Patricius ihn in dieser Periode lange und große Reisen machen: nach Gallien, Italien und wieder nach Gallien. Der Eine erzählt, der heilige Germanus von Auxerre habe ihn zum Bischofe von Irland geweihet und ihm den Auftrag gegeben, diese Insel dem sanften Joch Jesu zu unterwerfen. Andere behaupten, Pabst Cölestinus habe ihn in Rom zum Bischof von Irland ernannt und ihm die Bekehrung dieser Insel zum Christenthum übertragen. Aber alles dieß ist ungewiß, vieles davon sogar höchst unwahrscheinlich und manches Andere, der Zeitbestimmung nach, der wir gefolgt sind, völlig unmöglich.

12. In seinem eigenen Buch scheint der heilige Patricius darauf hinzudeuten, daß er, nach seiner Rückkehr aus der zweiten Gefangenschaft in den geistlichen Stand trat und das Diaconat erhielt. In

---

*) In dem Bekenntniß des heiligen Patricius heißt es blos, daß Gott ihn zwölfmal aus augenscheinlicher Lebensgefahr durch wunderbare Fügung gerettet habe.

Träumen und durch mannigfaltige Erscheinungen gab Gott ihm jetzt zu erkennen, daß Er ihn zum Apostel der Irländer erwählt habe. So z. B. sah er einst in einem Gesichte sich nach Irland versetzet und eine zahllose Menge kaum lallender Kinder, welche aus dem Schoße ihrer Mütter jammernd die Hände nach ihm ausstreckten und um Hülfe zu ihm fleheten.

13. Patricius war entschlossen, dem Winke der Vorsehung zu folgen. Als er aber seinen Entschluß bekannt machte, fand er überall den heftigsten Widerstand. Unter ein noch völlig barbarisches, in alle Gräul der Abgötterei versunkenes und den Britten wie den Römern gleich feindliches Volk zu treten und diesem das Evangelium zu predigen, hielt man für die Folge einer frommen Ueberspannung, für ein Unternehmen, das alle menschliche Kräfte übersteige *), für eine wahre Thorheit, wofür der fromme Schwärmer mit seinem Leben würde büßen müssen. Den härtesten Kampf mit sich selbst verursachten ihm die Bitten eines alten Vaters und die Thränen einer zärtlichen Mutter; denn jedes Mittel, ihn von seinem Vorsatze zurückzubringen, ward von der elterlichen Liebe versucht. Mit den Eltern und Anverwandten verbanden sich alle angesehene Männer in der Gegend, ja selbst die Geistlichkeit der ganzen Provinz. Schon fing Patricius an zu straucheln; aber nicht aus Wankelmuth oder Zaghaftigkeit, nicht weil das Fleisch gegen den Geist kämpfte; sondern aus Demuth, aus Mißtrauen gegen sich

*) Hierin hatten sie vollkommen recht; aber Unverstand von ihrer Seite war es, blos die menschlichen Kräfte, und nicht die dabei kräftig mitwirkende göttliche Gnade in ihren Calcül zu ziehen.

selbst; er befürchtete Täuschung von seiner Seite, glaubte, daß der vereinte Widerspruch so vieler redlich denkenden, würdigen Männer ebenfalls keine kleine Berücksichtigung verdiene. Aber Gott kam ihm zu Hülfe, kräftigte ihn und gab ihm in mehrern Erscheinungen seinen allerheiligsten Willen nun deutlich zu erkennen.

14. Patricius sah wohl ein, daß, wenn Gottes Segen, wie er auch gar nicht zweifelte, seine Mission begleiten sollte, er zu seinem großen Unternehmen auch bald viele Gehülfen würde nöthig haben; aber überzeugt, daß von der Geistlichkeit in seinem Vaterland ihn niemand nach Irland begleiten werde, mußte er schon zum voraus darauf bedacht seyn, den Tauglichsten und Eifrigsten unter den Neubekehrten die Hände auflegen und sie zu Priestern weihen zu können. Aber dieses vermochte er nicht zu thun, ruhete nicht selbst auf ihm die höhere Kraft bischöflicher Weihe.

15. Patricius wendete sich also jetzt an die Bischöfe seiner Provinz, erklärte ihnen seinen festen unwiderruflichen Entschluß und bat sie, ihn zum Bischof von Irland zu consecriren. Aber nun stand auch Alles wieder gegen ihn auf; selbst sein innigster Freund, ein würdiger Geistlicher und Pfarrer in der Gegend, trat auf die Seite seiner Gegner. Bei Jenem hatte Patricius gleich nach seiner Rückkehr aus der ersten Gefangenschaft, unter vielen Thränen, das Bekenntniß abgelegt, daß er bis in sein sechszehntes Jahr nur einen schwankenden, ganz todten Glauben an Gott gehabt habe. Um ihn für immer der bischöflichen Würde unfähig zu erklären, ward nun von dem Pfarrer selbst dieses einem zerknirschten Herzen entquollene Geständniß

bekannt gemacht. Aber fruchtlos sträuben sich Menschen gegen Gottes ewige Rathschlüsse; nur durch Ihn haben seine Geschöpfe Kraft; wider Ihn: was sollten sie vermögen? „Der Herr ist König; laß toben die Völker.“

16. Welche Wendung diese Sache genommen, wissen wir nicht, aber es erhellt aus dem Buche des heiligen Patricius, daß er in Britanien zum Bischofe von Irland geweihet ward.

17. Fest entschlossen, sich gänzlich und in Allem den Fügungen der Vorsehung zu überlassen, verließ jetzt Patricius auf immer Vaterland, Eltern und Freunde, um an den nördlichsten Grenzen der damals bekannten Welt das Licht des Evangeliums zu verbreiten. Nichts beabsichtend, als seinem apostolischen Berufe zu entsprechen und Gottes heiligen Willen zu erfüllen, war er unbekümmert um die Gefahren, denen er entgegen ging. Um Jesu willen Schmach zu leiden, Martern zu dulden, selbst das Leben zu verlieren, war ihm hoher, höchster Gewinn. Von Herzen dankte er jetzt Gott, daß eine sechsjährige Gefangenschaft es ihm möglich gemacht habe, die Landessprache Irlands sich vollkommen eigen zu machen.

18. Aber unaussprechlich war der Segen von Oben, der alle seine Schritte begleitete. Wo er hin kam, strömte das Volk herbei: wenn er sprach hing Alles an seinen Lippen; rohe und wilde Krieger und Jäger wurden zahm und folgsam wie die Lämmer, und hatte er zu predigen aufgehört; so streckte alles Volk die Arme gegen den Heiligen aus, ihn bittend, ihnen doch gleich die heilige Taufe zu ertheilen; und da Patricius sie nicht eher dieses

Sakraments theilhaftig machen wollte, als bis sie in allen Lehren des christlichen Glaubens hinreichend unterrichtet wären; so zeigten sie sich nun nicht minder begierig nach Unterricht, konnten gar nicht satt werden, ihn anzuhören; und gleich dem heiligen Paulus, lehrte und predigte Patricius oft bis tief in die Nacht.

19. Natürlich entbot auch jetzt die Hölle alle ihre Kräfte, um das angefangene, heilige Werk wieder zu zerstören. Hiezu bediente sich der Fürst der Finsterniß vorzüglich des Oberkönigs von Irland. Patricius war noch kein volles Jahr auf der Insel, als er erfuhr, daß die zu gewissen Zeiten übliche, große National-Versammlung der irländischen Großen zu Tara, der Hauptstadt des Landes, zusammenkommen würde. Alle Unterkönige, Fürsten und Stammhäupter fanden sich dabei ein, und da Tara zugleich der Mittelpunkt der heidnischen Landesreligion war; so gebrach es allda ebenfalls weder an Druiden noch anderem abgöttischen Pfaffengesindel.

20. Unser Heilige hatte den Muth, mitten unter diese Verrsammlung zu treten und diesen rohen, wilden, noch ganz sinnlichen, durch Wahrsager und Götzenpfaffen Trug bethörten, auf ihr Ansehen stolzen Volkeshäuptern den gekreuzigten Jesum zu predigen. Der Oberkönig, ein Sohn Neills erklärte sich sogleich gegen die vorgetragene Lehre und trug darauf an, den Lehrer fortzuschaffen; der kürzeste Weg, sagte er, sey es, ihn in dem nächsten Fluß zu ersäufen. Aber auf andere Herzen hatte die Predigt des Heiligen schon zu tiefen Eindruck gemacht. Einer der Unterkönige, Vater des nachherigen heiligen Benen, unmittelbaren Nachfol-

gers des heiligen Patricius auf dem Stuhle von Armagh, nahm ihn in Schutz und erklärte sich für seine Lehre. Diesem Beispiel folgten nun noch mehrere andere Großen und unter diesen auch sieben Söhne des Unterköniges von Connaught.

21. Nach allen Richtungen hin durchzog jetzt Patricius die ganze Insel. Unsäglich waren die Beschwerlichkeiten, die er ertrug. Er überstieg die höchsten, mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Gebirge; mit seinem Hirtenstabe in der Hand und nur von einigen Gefährten begleitet, durchwanderte er ungeheure, von reissenden Thieren bewohnte Wälder, brachte oft mehrere Nächte unter freiem Himmel zu, duldete Kälte, Hunger, Durst, ward von Räubern angefallen, von Feinden des Christenthums verfolgt, oft beraubt, mit Riemen gebunden, auf mancherlei Weise mißhandelt. So z. B. ließ einer der Unterkönige Irlands, dessen Sohn er gegen den Willen des Vaters getauft hatte, ihm meuchelmörderisch nachstellen. Auf einer seiner apostolischen Wanderungen wurden er und seine Gefährten von den Dienstleuten des Königes angefallen, niedergerissen, in Banden geschlagen und in den Kerker geworfen. Vierzehen Tage schmachtete der Heilige darin; gerne hätten sie ihn getödtet; aber der Herr rettete ihn aus der Hand seiner Feinde. Die Zahl der Christen war nämlich in allen Gauen und Gegenden der Insel seit kurzem stark angewachsen; selbst der Fürsten und Großen des Landes hatten schon viele dem Gekreuzigten gehuldiget. So bald also die Gefangenschaft des heiligen Bischofes bekannt ward, trat sogleich von allen Seiten mächtige Fürsprache ein. Der Unterkönig glaubte nicht, sich über dieselbe hinwegsetzen zu dürfen. Patricius erhielt also seine Freiheit,

und selbst das Geraubte ward ihm und seinen Gefährten auf Befehl des Unterköniges wieder zurückgegeben.

23. Als der heilige Patricius sah, welche reichen und schnell reifenden Früchte seine Predigten, unter herabströmender Fülle göttlichen Segens, hervorgebracht hatten, sann er darauf, nun auch in dem von ihm gepflanzten Weinberge des Herrn die nöthigen Arbeiter anzustellen. In jedem Bezirke wählte er also unter den Neophiten die Fähigsten und Eifrigsten aus, legte ihnen die Hände auf und weihete sie zu Dienern des Altars, zu Priestern und Diaconen. Dieser jungen Geistlichkeit, wie den aufblühenden Gemeinden gab er weise Vorschriften, ordnete den Gottesdienst, errichtete überall Kirchen und gab ihnen die nöthige, den kostbaren Kern schützende, äußere Form. Als ihm später nach einem Aufenthalt nämlich von 5 Jahren auf der Insel, von den Kirchen in Britanien noch zwei Suffragan-Bischöfe, Namens Auxilius und Jeserninus nachgesandt wurden; dann gründete er in Irland mehrere bischöfliche Stühle und besetzte sie mit frommen, den Bedürfnissen der jungen Christenheit, wie ihrem eigenen heiligen Berufe vollkommen entsprechenden Oberhirten.

24. Aber Patricius begnügte sich nicht, die Neubekehrten blos in ihrem Glauben zu stärken und zu befestigen; auch den Weg der Vollkommenheit wollte er sie führen. Frauen, welche frühzeitig ihre Männer verloren hatten, lehrte er also, ihre Tage in frommer Enthaltsamkeit hinzubringen: zarten Jungfrauen, durch unbefleckte jungfräuliche Reinheit, ihren Körper zu einem lebendigen Tempel Gottes zu machen:

reichen Jünglingen, all ihr Hab zum besten der Armen zu verkaufen und Jesu mit freiem, ungetheiltem Herzen zu folgen; und bald hatte der heilige Bischof den himmlischen Trost, daß die Anzahl jener, welche diese anfänglich so rauh scheinende und nachher so wonnevolle Bahn betreten wollten, dergestalt zunahm, daß er mehrere, sowohl Männer- als Frauen-Klöster gründen konnte. Einer holden Jungfrau von ungemeiner Wohlgestalt, und welche kaum noch sechszehn Frühlinge erlebt, hatte Patricius einst die heilige Taufe ertheilt. Nach wenigen Tagen ward er abermals von derselben besucht; sie sagte ihm, durch eine Erscheinung, sie glaubte es sey ein Engel gewesen, wäre sie belehrt worden, daß es Gott wohlgefällig seyn würde, ihr ganzes Leben Ihm ausschlieslich zu weihen. Patricius durchschauete ihr Herz; eine innere Offenbarung sagte ihm, daß dieß wirklich der Beruf der Jungfrau wäre, und so erhielt diese nun, als eine Braut Jesu, aus den Händen des Apostels selbst, den jungfräulichen heiligen Schleier. Dieses Ereigniß ward sechs Tage nachher, als es sich zugetragen, von dem Heiligen in dem Buch aufgezeichnet, welches er das Bekenntniß nannte, und das eine Art von Tagebuch gewesen zu seyn scheint.

25. Patricius erreichte ein sehr hohes Alter. Ein Vorgeschmack künftiger Seligkeit ward ihm am Ende seines Lebens, als er sah, daß, mit höchst unbedeutender Ausnahme, jetzt schon ganz Irland Jesum den Gekreuzigten anbete. Seine durch so viele ausgestandene Leiden und schwere Opfer erkaufte Heerde war ihm das Theuerste und Köstlichste, was er hier auf Erden kannte; mit heiliger Obhut wachte er über derselben, rang Tag und Nacht für sie im Gebet, und sorgte mit der

zärtlichen Aengstlichkeit eines Vaters eben so mild für ihr leibliches, als geistliches Wohl. Ein sprechender Beweis davon ist sein an Corotich erlassenes, und glücklicher Weise auch auf uns gekommenes Schreiben.

26. Dieser Corotich war ein, dem Aeußerlichen zwar nach, den Namen Jesu bekennender, aber durch seine Handlungen ihn verläugnender, ja wohl lästernder, brittischer Fürst. Wahrscheinlich herrschte er in einem Theil der Provinz Wallis. Jetzt hatte er einen ihm gelungenen seeräuberischen Einfall in Irland gewagt, am Oster- oder Pfingstfeste den Bezirk, wo der heilige Patricius sich gerade befand, überfallen, die ganze Gegend geplündert, viele der noch mit dem weißen Gewande der heiligen Taufe bekleideten Neubekehrten unmenschlich ermordet und die übrigen als Gefangene nach seinen Schiffen bringen lassen, um sie nachher den heidnischen Gälen und Picten in Schottland zu verkaufen.

27. Gleich am andern Tage nach dieser begangenen Greulthat, schickte Patricius, durch einen von Kindheit auf von ihm erzogenen, frommen Priester, ein Schreiben an Corotich, worin er ihn bei den Wahrheiten des heiligen Evangeliums beschwor, seiner Gefangenen, die, vorher als Menschen schon seine Brüder, durch das Bad der heiligen Taufe, nun in Jesu Christo noch enger mit ihm verbunden wären, sich zu erbarmen, sie in Freiheit zu setzen und, damit das unglückliche Volk nicht Hungers sterbe, wenigstens einen Theil des geraubten Gutes wieder zurückzugeben. Dieser Brief blieb, wie es beinahe zu erwarten war, ohne Wirkung. Corotich beantwortete ihn mit höhnendem Trotz, machte den

Heiligen und dessen neubekehrte irländische Christen zum Gegenstand niedrigen Spottes.

28. Patricius von Schmerz durchdrungen über diesen, die Fortschritte und allgemeine Verbreitung des Christenthums, wie er mit zärtlicher Aengstlichkeit befürchtete, hemmenden Unfall, und zugleich darauf bedacht, wie er dem Aergerniß, welches das Betragen Corotichs, der sich einen Christen nannte, unter der noch nicht hinreichend befestigten jungen Christenheit herbeiführen könnte, so bald als möglich jetzt steuern möchte, erließ nun ein Rundschreiben, welches er überall öffentlich bekannt zu machen befahl. Er sagt darin, daß Gott ihn zum Bischofe von Irland gesetzt habe, und daß er nun in dieser Eigenschaft den Corotich und alle, die an dessen Frevel Theil genommen, so lange von der Gemeinschaft Jesu Christi und der ganzen Christenheit ausschließe, bis sie durch Thränen aufrichtiger Buse die Kirche gesöhnt und die gefangen hinweggeführten Glieder Jesu wieder in Freiheit gesetzt hätten; bis dahin verbietet Patricius allen Rechtgläubigen, mit den Frevlern an einem Tische zu essen, in irgend ein Verkehr zu treten, oder auch nur Allmosen von ihnen anzunehmen. Nicht ohnmächtig und kraftlos war der Bannstrahl des ehrwürdigen Bischofes; denn noch an dem nämlichen Tage starb Corotich eines plötzlichen Todes, worauf die gefangenen Christen wieder in Freiheit gesetzt wurden.

29. Der heilige Patricius hielt in den letzten Jahren vier Concilien. Von dem Ersten kann man mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß es von dem Apostel Irlands gehalten ward. Ein Theil der Akten ist auf uns gekommen, wie auch das,

von Patricius und den beiden schon erwähnten Bischöfen, Aurilius und Jeserninus unterzeichnete Synodalschreiben, welches nach beendigtem Concilium an die gesammte Geistlichkeit aller irländischen Kirchen geschickt ward. Die Verhandlungen desselben betreffen die in allen Kirchen so nothwendige heilsame Zucht und enthalten viele treffliche, ganz in dem Geiste heiliger Canons gegebene Verordnungen.

30. In keinem Lande ward der segenvolle Einfluß des Christenthums und dessen allmächtige, alles neu schaffende Kraft so sichtbar, als in Irland. Bevor der heilige Patricius das Evangelium auf der Insel verkündigte, war die ganze Nation in Barbarei, Rohheit und grobem heidnischem Aberglauben versunken; und daß nämliche, vor kurzem noch so verachtete Volk stand, fünfzig Jahre nach dem Tode des Heiligen, schon mit allen gesitteten, selbst am meisten wissenschaftlich gebildeten Völkern auf gleicher Linie. An allen Klöstern und Kirchen, welche Patricius gestiftet oder gegründet, hatte er treffliche Schulen angelegt; diese wurden bald eben so viele Mittelpunkte alles wissenschaftlichen Strebens. Große und berühmte Lehrer bildeten auf denselben nicht minder große und gelehrte Schüler, und mehrere Jahrhunderte hindurch strömten aus den entferntesten Ländern Jünglinge nach Irland, um ihren Durst nach Wissenschaft zu stillen, ihr Herz zu veredeln und die Lehren des Heils an reiner Quelle zu schöpfen. Irland ward die Pflanzschule großer Heiligen, die, wie der heilige Columbus zu den Pikten in Schottland, nun auch ihrer Seits zu den Völkern, die noch in Finsterniß saßen, die Leuchte des Evangeliums trugen.

31. Der heilige Patricius starb in sehr hohem Alter; sein Körper fand eine Ruhestätte zu Down in der Grafschaft Ultonien, in einer Kirche, welche nachher nach ihm benannt wurde. Im Jahre 1185 ward sein Leichnam allda gefunden. Bädas Martyrologium, so wie noch andere alte Märtyrerbücher setzen sein Fest auf den 17. März. Auf dem Volke, dessen heidnische Vorfahren er unter so schweren Opfern einst Jesu Christo gewann; auf der Insel, auf welcher er die Götzentempel stürzte und dem Dienste der Dämonen ein Ende machte, ruhet und waltet, wie es scheint, selbst nach so vielen Jahrhunderten, noch immer der Segen dieses Heiligen; denn als der Schwindel frevelhafter Neuerung über das Meer kam, und der Strom falscher Lehre alle Kirchen Englands und Schottlands dahinriß, sie verwirrte und endlich stürzte, blieb Irland, trotz aller noch immer fortwährenden Bedrückungen, Verfolgungen und Quälereien dennoch stets der alten, wahren Kirche und deren heiligen Lehre standhaft getreu.

32. Bis auf den heutigen Tag lebt auch der heilige Patricius noch immer in dem dankbaren Andenken der Irländer; seinem Segen schreibt sogar die Volkssage es zu, daß die Insel von aller Art giftiger Thiere befreiet ist. Wir bestreiten die Möglichkeit nicht, bemerken jedoch, daß man auch noch andere Länder und Inseln kennt, wo es, ohne daß sie durch das Gebet eines Heiligen wären vertrieben worden, durchaus an dieser Art schädlicher Thiere gebricht; einen Beweis davon finden wir bei Plinius, welcher das Nämliche von der Insel Ybica bezeugt. — Es ist ein eben so natürlicher als schöner Zug eines dankbaren Herzens, daß es Dem, von welchem es große, ja die größten Wohlthaten

erhalten; auch gerne alles Gute, was ihm je zu Theil worden, zuschreiben möchte. Man erlaubt sich dann, gleichsam die Natur wie die Vergangenheit zu plündern, blos um mit dem frommen Raub die Ehrensäule des geehrten, innigst geliebten Wohlthäters zu schmücken. Aber mehr als ärgerlich ist es, daß spätere Geschichtschreiber, um, wie sie in ihrem Unverstande wähnten, Irlands Apostel vor der Welt zu verherrlichen, so viele Albernheiten und abgeschmackte Mährchen verbreiteten **). Auf seiner apostolischen Laufbahn wird freilich der heilige Patricius manches Wunder gewirkt haben; auch von Nennius, einem alten englischen Geschichtschreiber, wird dieses bezeugt *), obschon in dem Bekenntniß des Heiligen selbst nur selten die Rede davon ist. Durch Wunder und Zeichen hat Jesus Christus selbst seine Sendung von seinem himmlischen Vater erwiesen; durch Wunder und Zeichen haben die Apostel die ihrige von Jesu Christo erhärtet; und von allen heiligen, durch den Geist Gottes getriebenen Missionären waren Wunder und Zeichen stets das Creditiv ihrer Sendung. Für aufgeklärte wie rohe Völker sind Wunder zu jeder Zeit die

---

*) Vorzüglich hervor that sich hierin ein gewisser Carthäuser-Mönch, Namens Dionysius. Unwillen und Ekel erregend ist dessen Gewäsch über das, wie es lange Zeit genannt wurde, Fegfeuer des heiligen Patricius. Dasselbe war eigentlich eine Höhle auf einer in einem See gelegenen Insel, wohin der Heilige, um der Beschauung und heiligen Betrachtungen sich desto ungestörter überlassen zu können, zu gewissen Zeiten sich zurückzog. Um dem abergläubischen Wahne des gemeinen Volkes zu steuern, ließ in dem Jahre 1497 der Pabst diese Höhle schließen.

**) Nennius Geschichte der Britten, herausgegeben von Thomas Gale.

kürzesten und bündigsten Beweise. Nur Gott kann Wunder thun; wo also Zeichen und Wunder geschehen, da spricht Gott, und wo Gott spricht, da verstummt die Vernunft, das Herz glaubt, und alle Zweifel und Einwendungen schwinden von selbst.

33. Nach der Behauptung des heiligen Bernards, mit welcher die allgemeine Sage des Landes übereinstimmt, soll der heilige Patricius in Armagh *) seinen oberhirtlichen Sitz gehabt haben; sein Hirtenstab wird, als eine kostbare Reliquie zu Dublin, der Hauptstadt Irlands, aufbewahrt.

LXVI.

1. Einstimmige Wahl hatte den Priester Acacius auf den durch Gennadius Tod erledigten Patriarchen-Stuhl von Constantinopel gesetzt. Schon vor 13 Jahren, das heißt, gleich nach dem Tode des Patriarchen Anatolius, war die Rede davon gewesen, dem Acacius diese Würde zu ertheilen. Er hatte früher dem großen Waisenhause zu Constantinopel vorgestanden, durch kluge Amtsführung und zarte Fürsorge für das Wohl so vieler unglücklicher Waisen sich Achtung und allgemeine Liebe erworben; an der Reinheit seiner Lehre haftete kein Makel; man glaubte, einen trefflichen Oberhirten gefunden zu haben und jedermann war über seine Erhebung innigst erfreut.

Suid. Lex. in lit. a. Theod. Lect.

2. Aber Ehrgeiz und bisher klug verborgener

*) Auch heute zu Tage noch der Sitz des Erzbischofes, welcher zugleich Lord Primas von Irland ist.

Stolz waren die Hauptzüge seines Charakters. Er wollte herrschen, weil er glaubte, daß er das Regiment verstünde und die nöthigen Eigenschaften ihm dazu nicht fehlten. Niemand, wie er, verstand so gut die Kunst, die Großen durch dicke Wolken von Weihrauch zu betäuben. Was sie nur immer thun mochten, fand er wohl gethan; was er an ihnen erblickte, war lobenswerth in seinen Augen; aber demungeachtet verachtete er sie in seinem Herzen und, ihrer Eigenliebe unablässig fröhnend, suchte er blos sich ihrer als Werkzeuge seiner künftigen Pläne zu bedienen.

3. An dem kaiserlichen Hofe stand er daher in großem Ansehen, in vorzüglicher Gunst bei dem Kaiser. Leo überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen, rief ihn in den Senat, fragte ihn immer zuerst um seine Meinung, und that überhaupt durchaus nichts ohne seinen Rath. Gestehen muß man indessen, daß Acacius von seinem Einfluß auf den Kaiser bisweilen einen sehr edeln Gebrauch machte. Leos leicht aufwallendes, leicht zum Zorn zu entflammendes Gemüth wußte er öfters zu sänftigen; er milderte nicht selten das Schicksal jener, welche das Unglück gehabt hatten, in die kaiserliche Ungnade zu fallen; und viele auf ihre ganze Lebenszeit Verbannte wurden auf die Fürsprache des Patriarchen von dem Kaiser wieder zurückberufen.

...id. Lex.

4. Bald nachdem Acacius sein Patriarchen-Amt angetreten hatte, ward auch der unselige 28. Canon des Conciliums von Chalcedon von dem Kaiser Leo wieder hervorgesucht. Während der 13 Jahre, in welchen Gennadius den Patriarchen-Stuhl von Constantinopel zierte, war nie daran gedacht worden. Es ist also offenbar, daß dieses

jetzt blos durch den Einfluß des herrschsüchtigen Acacius geschah *). Leo schrieb nun nach Rom und bat den Pabst Simplicius, daß er dem Canon durch eine förmliche, päbstliche Bestätigung, gesetzliche Kraft und das erforderliche Ansehen ertheilen möchte.

5. Simplicius, der durch ernste Bestrafung zweier abendländischen Bischöfe **) schon gezeigt

*) Baronius hat, wie auch Tillemont erwiesen, sich offenbar geirrt, wenn er dieses Nachsuchen einer päbstlichen Bestätigung des 28. Canons von Seite Kaisers Leo in das Jahr 467 setzt, wo Gennadius noch lebte, mit dessen frommer, erleuchteter und daher demüthiger Denkart dieser Schritt sich gar nicht vereinbaren läßt. Es ist nicht einzusehen, welche Gründe der Cardinal dazu gehabt haben mag; denn in dem Briefe des Gelasius, auf welchen er sich allein zu berufen scheint, ist ja von einer Zeitbestimmung durchaus keine Rede.

**) Diese Bischöfe waren Gaudentius von Osena und Johannes von Ravenna. Der Erstere ward bei dem Pabste von drei andern Bischöfen angeklagt, ungesetzliche, den Canons zuwiderlaufende Ordinationen vorgenommen, alle Einkünfte der Kirche sich zugeeignet und noch überdieß auch verschiedene, der Kirche von Osena zugehörige Leibeigene zu seinem Privat-Vortheil verkauft zu haben. Ueber alle diese Punkte hatten die klagenden Bischöfe ein förmliches Protocoll aufgenommen und nach Rom geschickt. In einem Concilium der anwesenden Bischöfe wurden nun von dem Pabste alle von Gaudentius gesetzwidrig vorgenommenen Ordinationen für null und nichtig erklärt und die von ihm consecrirten Bischöfe der bischöflichen Würde wieder entsetzt. Was Gaudentius von den Einkünften der Kirche sich unrechtmäßig zugeeignet oder von dem Kirchengut veräußert hatte, mußte er wieder ersetzen. Von den Einkünften seiner Kirche ward ihm für die Zukunft nur die Verfügung über den ihm zukommenden vierten Theil überlassen, die Verwaltung der übrigen, für die Geistlichkeit, die Armen und Fremden, wie

hatte, mit welcher unerbittlichen Strenge er über der Aufrechthaltung aller Satzungen der Kirche und

[illegible]

auch für die Erhaltung der Kirchengebäude bestimmten drei Viertel aber dem Onagrius, einem Priester der Kirche von Osena, übergeben. Endlich wurden dem Bischofe Gaudentius alle Ordinationen, selbst in seinem eigenen Kirchsprengel untersagt; würden dergleichen in der Folge nothwendig werden, so sollte der von dem Pabste dazu bevollmächtigte Bischof Severus solche vornehmen; kurz, der Pabst ließ dem Gaudentius blos den Titel und die Würde eines Bischofes und suspendirte ihn auf immer in allen einem Bischofe zustehenden bischöflichen Verrichtungen. Die Vollstreckung des päbstlichen Spruches wurde so eben erwähntem Bischofe Severus übertragen.

Conc. t. 4. p. 1069 et 70.

Johannes von Ravenna hatte den Gregor, einen Priester seiner Kirche, gegen dessen Willen zum Bischofe von Modena geweihet. Wie es scheint, war dieses blos aus Neid geschehen und um den Gregor von Ravenna zu entfernen, so daß dessen Erhebung zur bischöflichen Würde so ziemlich einer Landesverweisung ähnlich sah; auch fiel dadurch ein Grundstück, dessen Nutznießung, wie man damals öfters zu thun pflegte, dem Gregor war überlassen worden, wieder an die Kirche von Ravenna zurück. Ueber diesen Vorgang war Simplicius äußerst aufgebracht. Er gab dem Johannes einen scharfen Verweis und bedrohete ihn, wenn er sich noch einmal eines solchen Vergehens schuldig machen würde, ihm das Recht der Ordination, nicht nur in seinem Metropolitansprengel, sondern selbst in seiner eigenen Kirche auf immer zu entziehen; ja er würde, setzte der Pabst hinzu, ihn jetzt schon auf diese Weise bestraft haben, wenn er nicht durch gewisse Rücksichten, die er ihm nicht schriftlich, sondern mündlich durch den Bischof Projektus wollte wissen lassen, bewogen worden wäre, für diesmal noch mit Milde gegen ihn zu verfahren. Den Gregorius bestätigte indessen der Pabst auf dem bischöflichen Stuhle von Modena, befahl aber zugleich, daß statt des Grundstückes, welches er vorher besessen, ihm nun von der Kirche von Ravenna jährlich eine gewisse, auf die in der Provinz Bologna gelegenen Güter dieser Kirche zu hypotheticirende Summe sollte ausgezahlt werden.

heiliger Väter wachen würde, schlug das Begehren geradezu ab, und schickte den Bischof Probus von Canossa als päbstlichen Legaten nach Constantinopel. Mit diesem wollte man nun weit aussehende Unterhandlungen anknüpfen; aber Probus brach kurz ab und erklärte dem Patriarchen in Gegenwart des Kaisers, daß jener 28. Canon eine, alle Pfeiler der in der Kirche Gottes von den ältesten Zeiten her eingeführten Ordnung erschütternde Neuerung wäre, wozu das Oberhaupt der Kirche nie seine Einwilligung geben würde, nie dieselbe geben könnte.

6. Mit dem festen Vorsatz, den Faden des gescheiterten Projekts unter günstigern Zeitumständen wieder aufzufassen, stand für jetzt Acacius davon ab; fuhr aber fort, alle von eben diesem Canon dem Patriarchen-Stuhl von Constantinopel zugestandene Rechte auszuüben, ging in seinen Anmaßungen weiter als irgend einer seiner Vorfahren und zwang bald alle Kirchen zu einer beinahe unbedingten Unterwerfung.

7. Von der, einem welken von jedem Winde hin und her getriebenen Rohr ähnlichen Geistlichkeit hatte der herrschsüchtige Patriarch wenig zu befürchten. Er sorgte für deren leibliches Wohl, nahm sich ihrer bei jeder Gelegenheit kräftig an; schützte jeden, der des Schutzes bedurfte, half Allen, die seine Hülfe verlangten, und brachte es bald so weit, daß unter den Kirchen von Constantinopel eine Art Wetteifer entstand, welche von ihnen die größten und gröbsten Schmeicheleien an den großmüthigen Patriarchen würde verschwenden können. Kaum war es z. B. den Geistlichen einer Kirche eingefallen, das Bildniß des Acacius in ihrer Kirche neben dem Hochaltar aufzustellen, als sogleich, wie

auf ein gegebenes Zeichen, alle übrigen Kirchen diesem anstößigen Beispiele folgten. In einer von Gennadius niedergerissenen, aber von demselben beinahe ganz wieder aufgebaueten Kirche trieb man die Gefälligkeit so weit, daß man ein prächtiges Gemälde darin aufstellte, auf welchem man den herrlichen Bau, in dessen völliger Vollendung Gennadius durch den Tod unterbrochen ward, nun ganz allein dem Acacius zuschrieb. Man sah auf dem Bilde Jesum Christum nebst den beiden Patriarchen Gennadius und Acacius, und eine am Fuße des Gemäldes angebrachte Schrift gab die Deutung des Bildes, nämlich daß Christus dem Gennadius zwar befohlen, die alte Kirche niederzureissen, aber nur dessen großen Nachfolger, den Acacius, würdig erfunden habe, auf der Stelle der niedergerissenen Kirche den neuen prächtigen Tempel zu erbauen.

8. Abgesehen indessen von diesen oft lächerlichen Ausbrüchen kindischer Eitelkeit und ungeziemenden Stolzes — vorbedeutende Zeichen künftiger noch ungleich größerer Verirrungen — war übrigens die Amtsführung des Acacius in den ersten Jahren lobenswerth und ohne Tadel; und niemand ahndete auch nur von weitem, daß dieser Patriarch, entweder weil er selbst der wahren Lehre in seinem Herzen untreu geworden, oder auch aus Stolz und um seine Herrschsucht zu befriedigen, bald alle alten, in dem Strome der Zeit längst schon untergegangenen Ketzereien wieder in das Leben zurückrufen, die Kirche Gottes verwirren, das Fundament ihrer Einheit erschüttern und endlich ein höchst ärgerliches, selbst nach seinem Tode noch länger als dreisig Jahre dauerndes Schisma über dieselbe herbeiführen würde.

LXVII.

1. Leo dem Ersten war, wie der Leser sich erinnern wird, der fünfjährige Leo II., unter der Vormundschaft seines Vaters Zeno, in der Regierung gefolgt. Bei der gänzlichen Unfähigkeit des Vormundes war es indessen leicht vorauszusehen, daß er bald, sey es etwas früher oder später, einem Fähigern oder Kühnern würde weichen müssen. Nicht einmal noch zum Cäsar ernannt, hatte er weder Ansprüche auf den Thron noch auf Herrschaft. Aber eben daher eilte auch Verina, des verstorbenen Kaisers Gemahlin, die bis jetzt alle ihre Laster durch geheuchelte Frömmigkeit zu verschleiern wußte, ihren Schwiegersohn sobald als möglich selbst auf den Thron von Constantinopel zu erheben; nicht weil sie ihn liebte, sondern gerade weil sie ihn verachtete, aber unter seinem Namen dann selbst desto unumschränkter zu herrschen hoffen konnte. So lange ihr Gemahl lebte, hatte das herrschsüchtige Weib, weil Leo sie durchschauete, wenig oder gar keinen Einfluß. Für diesen Zwang sollte, wie sie sich schmeichelte, ihr Schwiegersohn Zeno sie jetzt doppelt und dreifach entschädigen.

2. Durch Versprechungen jeder Art wußte sie bald den Senat und die Großen am Hofe, durch reichliche Geldspenden das Heer und das Volk von Constantinopel zu gewinnen. Unter dem Vorwande, seinem Volke den jungen Leo zu zeigen, mußte dieser auf dem Hippodrom einen allda errichteten Thron besteigen. Alle hohe Reichsbeamten näherten sich jetzt paarweise, um ihre Ehrfurcht ihrem jungen Beherrscher zu bezeigen. Natürlich befand sich dessen Vater und Vormund Zeno ebenfalls unter denselben; sobald aber dieser sich den Stufen

Evagr. l. 2. c. 17. Zonar. l. 14. c. 1. et 2.

des Thrones genahet hatte, erhob sich das Kind, von seiner Mutter Ariadne schon unterrichtet, von seinem Sitze und wand mit eigenen Händen das kaiserliche Diadem um das Haupt seines Vaters. Der weitschallende, frohe Zuruf der zahlreich versammelten Menge verkündete Verina, daß der Plan ihr nun vollkommen gelungen sey. Wenige Tage darauf hatten die Krönungsfeierlichkeiten statt, und zwar in dem großen Cirkus von Constantinopel und nicht, wie es bis jetzt üblich gewesen war, in dem außerhalb der Stadt gelegenen Pallaste Hebdomon. Der junge Leo starb bald nachher und hatte seinen Großvater kaum 11 Monate überlebt.*)

3. Schwache Prinzen hatte das Morgenland schon öfters auf dem Thron von Constantinopel erblickt; aber noch nie einen so durchaus verdorbenen, ekelhaft-schlechten Menschen, wie diesen Zeno. Unwissend und roh, pöbelhaft in seinen Manieren, anmaßend und stolz, gierig nach fremdem Eigenthum, verschwenderisch mit dem seinigen, wollüstig und träge, keines großen Gedankens fähig, feig über alle Maße, daher mistrauisch, grausam und undankbar, kurz ein Sclave der niedrigsten Leidenschaften, betrachtete er die höchste Gewalt blos als

pr. l. 3. c. 27. Theo- Malc. p. 97. Da- [illegible]ast. ap. [illegible]ot. Suib. vocib.

*) Viktor Tunensis und nach ihm Ado erzählen, Zeno selbst habe seinen Sohn durch heimlich beigebrachtes Gift aus dem Wege geräumt. Da aber die gleichzeitigen wie spätern griechischen Geschichtschreiber, die dem Zeno doch gewiß nicht hold sind, ihn wenigstens durch ihr Stillschweigen von diesem Verbrechen freisprechen, so möchten wohl Viktor wie Ado zu ihrer Anklage keinen andern Grund gehabt haben, als weil Zeno jedes möglichen Frevels, mithin auch der Ermordung seines eigenen Sohnes fähig war.

einen Freibrief, sich allen und den schändlichsten Lüsten überlassen zu dürfen. Leo I. hatte große Schätze gesammelt, in den Provinzen selbst oft mit Härte die Abgaben eintreiben lassen; aber nicht aus Geiz, sondern um das, durch die letzte Niederlage des Basilicus an den Küsten von Afrika, gesunkene Ansehen des römischen Namens unter den Barbaren wieder herzustellen, um neue Heere und Flotten auszurüsten und die von Genserich im Jahre 468 an den Römern begangene Verrätherei an demselben zu rächen.

4. Alle diese Schätze waren jetzt in kurzer Zeit vergeudet. Durch unerschwingliche Abgaben wurden nun die Provinzen zu Grunde gerichtet. Aegypten z. B. hatte bis jetzt fünfzig Pfund Goldes jährlich in den kaiserlichen Schatz bezahlt; mit einem Federzug ward dieser Beitrag einer einzigen Provinz nun bis auf die ungeheure Summe von 500 Pfund erhöhet. Da aber der sinnlose Aufwand des Hofes immer zunahm und selbst alle diese Erpressungen noch nicht hinreichten, die Verschwendungssucht des Kaisers und seiner Familie zu befriedigen, so suchten nun Zeno und sein, eines solchen Kaisers würdiger Minister, Sebastianus, sich in dem Handel mit Würden und Staatsämtern, im Einziehen und Confisciren der Güter und endlich in der an alle und die größten Verbrecher, ohne Unterschied, verkauften Straflosigkeit, sich neue und nicht minder ergiebige Geldquellen zu eröffnen. Reichthum, so wohl erworben er auch seyn mochte, war in seinen Augen das größte Verbrechen, und den Unglücklichen, der im Besitze desselben war, konnte bisweilen Nichts, selbst nicht die ausgezeichnetesten, dem Staate geleisteten Dienste, gegen Verbannung und Beraubung schützen. Unaussprechlich

Malch. rhet. p. 88.

war das Elend, das unter den Stufen des Thrones dieses elenden Despoten hervorquoll.

5. Selbst die Tugend, oder wenigstens das, was den äußern Schein derselben hatte, machte Zeno zu einem Mitschuldigen seiner Frevel. Bisweilen hatte er Anwandlungen von Frömmigkeit — zum Heucheln war er zu dumm und zu träge. — In Augenblicken eines solchen frommen oder frömmelnden Paroxismus besuchte er nun den heiligen Daniel Stylites, vergeudete auf dem Hin- und Herwege, ohne Verstand und Urtheil, ungeheure Summen für Almosen, bereuete aber bald wieder seine unzeitige Freigebigkeit und erlaubte sich dann gewöhnlich irgend einen Frevel, irgend eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, um die in seinem frommen Fieber ausgegebenen Summen wieder zu ersetzen. Statt des heiligen Daniel ließ er dann Wahrsager und Schwarzkünstler kommen; diese wußten den gekrönten Schwachkopf noch mehr zu bethören und nahmen ihm, wie billig, wenigstens einen kleinen Theil des geraubten Gutes wieder ab.

6. Wie der Kaiser, so auch dessen Umgebung. An dem ganzen Hofe gab es bald nur noch drei Männer, für welchen Zeno, wenn Schamröthe das Gesicht eines Tyrannen noch färben könnte, hätte erröthen müssen, nämlich Severus, der ehemalige Freund des Kaisers Anthemius, Erithreus, Präfekt von Constantinopel, und Pelagius, Befehlshaber der Leibwache. Von dem Letztern werden wir in der Folge noch zu reden haben; aber Erithreus, der zu edel dachte, um das Werkzeug der grausamen Bedrückungen eines bepurperten Emporkömmlings zu seyn, legte seine Aemter nieder und zog sich von einem, mit allen Lastern besudelten Hof

zurück. An seine Stelle trat der so eben erwähnte Sebastianus; dieser taugte besser für das neue System. Wenn der Kaiser ein Amt um einen recht hohen Preis verkauft hatte, so kaufte Sebastianus dasselbe wieder um den nämlichen Preis an sich, zwang aber hierauf einen Andern, noch ungleich mehr Geld für dasselbe zu zahlen. Dem Zeno gefiel diese einträgliche und an sich doch ganz einfache Finanzspeculation, und als Belohnung überließ er jedesmal seinem treuen, redlichen Diener die Hälfte des durch den gesteigerten Preis errungenen Provits.

Theoph. — Cedren. — Suid. Zonar.

7. Aber unter Allen zeichneten sich aus, durch Schlechtigkeit und Verworfenheit, des Kaisers eigener, in erster Ehe mit Arcadia erzeugter Sohn, Namens Leo, und dann Zeno's beiden leiblichen Brüder, Conon und Longinus. Den Leo hatte Zeno zu seinem Nachfolger bestimmt, ihm, dem unbärtigen kaum herangeschossenen Jüngling schon die höchsten Würden ertheilt, auch anfänglich ziemlich gute Lehrer an die Seite gesetzt. Aber der Bube war keines guten Eindruckes fähig, wälzte sich mit jungen Leuten seines Gelichters im Schlamm aller Laster und, der Thronfolge nun einmal versichert, glaubte er die Welt nur für sich und zur Befriedigung seiner Lüste geschaffen. Was ihn umgab, behandelte er wie Sclaven und sein unerträglicher, alle Würde des Menschen mit Füßen tretender Stolz zeigte sich schon in Haltung, Gang und Gebärden; kurz er reifte zu einem vollendeten Tyrannen heran. Aber Gott erbarmte sich der armen Menschheit und ein Bauchfluß nahm den jungen Wüstling bei Zeiten von der Welt.

8. An allen Lastern übertrafen Conon und Longinus noch bei weitem ihren Bruder, den Kaiser. Das Ansehen desselben mißbrauchend, hielten beide in den durch den kaiserlichen Fiscus schon ganz ausgesaugten Provinzen eine fürchterliche Nachlese; auch bei ihnen waren Wollust und Raubsucht die beiden Pole ihres ganzen Strebens und Trachtens. Conon war dabei noch ein für jedes menschliche Gefühl unempfänglicher, nur nach Blut dürstender Tyrann. Grausame Hinrichtungen waren ihm das liebste Schauspiel. Indessen ward seiner Wuth ebenfalls von Gott frühzeitig ein Ziel gesetzt, denn er starb gleich in den ersten Jahren der Regierung seines Bruders.

9. Noch mehr als selbst Conon, war dessen Bruder Longinus, durch seine alle Vorstellung übersteigenden Ausschweifungen, in dem ganzen Morgenlande verhaßt. Die Diener und Knechte seiner viehischen Lüste waren seine einzigen Lieblinge; alles vermochten diese über ihn. Gewöhnlich war er den ganzen Tag besoffen, im Ganzen genommen mehr Vieh als Mensch, und seine Bestialität ging oft so weit, daß er Frauen und Töchter selbst obrigkeitlicher Personen entführen ließ und so die ehrwürdigsten Familien, mit Schande und Schmach bedeckt, in grenzenlosen Jammer versenkte. Als er sich in der Landschaft Megaris befand, ward ihm gesagt, daß in einem, nahe an der Landzunge von Corinth gelegenen Nonnenkloster sich einige junge, sehr wohlgestaltete Jungfrauen befänden. Sogleich eilt Longinus dahin. Die Oberin des Klosters weiß er zu täuschen; trotz der strengen Clausur werden ihm die Klosterpforten geöffnet. Aber jetzt ist der Wolf in dem Schafstall; die Maske wird nun abgeworfen, List und Gewalt werden angewandt;

und der schändliche Wüstling verließ nun die frommer Unschuld bisher gesicherte Zufluchtsstätte nicht eher, als bis er die heiliger Enthaltsamkeit geweihten Zellen, durch Befriedigung viehischer Lüste, besudelt hatte. So war dieser Elende. Zum Verderben des Reichs überlebte er seinen Bruder, den Kaiser; und auf ihn zurückzukommen, werden wir in der Folge noch einmal das Unglück haben.

10. Unter einem Regenten, der gleich ungeschickt in den Künsten des Krieges, wie in der Verwaltung eines großen Staates, nur seinen Lüsten fröhnte, mußte bald das ganze Reich ein Schauplatz des Elendes und der Verheerung werden. In Mesopotamien und die südlichen Provinzen fielen Sarazenen, in Thracien und die nördlichen Provinzen, die an der Donau wohnenden, barbarischen Nationen ein; überall ward alles mit Feuer und Schwert verwüstet. Aber auch Genserich erneuerte jetzt seine seeräuberischen Züge, plünderte die Inseln und bedrohete alle griechische Küstenländer. Zeno, der den Krieg weder liebte, noch auch verstand, suchte entweder den Frieden mit Geld zu erkaufen, oder ließ die Barbaren so lange morden und rauben, bis sie, des Mordens wie des Raubens satt, von selbst nach Hause gingen.

11. Aber an Genserich, der ihm der gefährlichste Feind zu seyn schien, schickte der Kaiser den edeln Severus mit Friedensvorschlägen. Um dem Stolz des Vandalen zu schmeicheln und der Gesandtschaft ein desto größeres Ansehen zu geben, hatte Zeno den Severus zum Rang eines Patriciers erhoben. Sobald Genserich hörte, daß ein römischer Gesandte an ihn auf dem Wege wäre, ließ er eine Flotte auslaufen. Diese landete auf

Procop. bell. Vand. l. 1. c. 7. Vict. V. l. 1. Malch.

den Küsten von Epirus, überfiel Nicopolis, plünderte es aus und segelte sogleich mit reicher Beute wieder nach Carthago zurück. Severus, welcher von dem Augenblicke an, wo man den König der Vandalen in Kenntniß gesetzt hatte, daß ein Gesandter auf dem Wege von Constantinopel nach Carthago begriffen wäre, auch die Friedensunterhandlungen schon als eröffnet betrachtete, beschwerte sich bei seiner Ankunft an dem Hofe von Carthago über diese Treulosigkeit. Aber Genserich gab ihm die Antwort, daß so lange der Friedensbote der Römer an seinem Hofe noch nicht erschienen gewesen wäre, er auch, als Feind, so zu handeln das Recht gehabt hätte; jetzt, da er angekommen sey, werde er seine Vorschläge mit Wohlgefallen anhören.

12. Der Friede kam bald zu Stande. Das Morgenland erkannte Genserich und dessen Nachkommen als rechtmäßige Besitzer von Africa. Ewige Freundschaft und gutes Benehmen ward von beiden Seiten versprochen. Die Katholiken sollten in Zukunft in Africa geduldet, Gewissensfreiheit und freie Religionsübung ihnen gestattet, auch einige Kirchen in Carthago ihnen zurückgegeben und die verbannten Bischöfe und Priester wieder zurückgerufen werden. Die hohe persönliche Achtung, welche die christlichen Tugenden des edlen und frommen Severus dem Könige einflößten, trug am meisten dazu bei, einen Frieden zu Stande zu bringen, der ununterbrochen bis auf die Zeiten des Kaisers Justinianus fortdauerte, und welchen bisher die vereinten Kräfte der beiden Kaiserreiche zu erkämpfen nicht im Stande gewesen waren.

13. Von Außen war also die Ruhe wieder

hergestellt; aber Zeno's zum Herrschen völlige Unfähigkeit vermochte nicht, ihn gegen die Cabalen seiner innern Feinde zu schützen. Der verwittweten Kaiserin Verina hatte Zeno die Herrschaft zu verdanken; jene glaubte sich daher berechtigt, alles von der Dankbarkeit ihres Schwiegersohnes hoffen zu dürfen; als sie sich in ihrer Erwartung getäuscht sah, faßte sie den Entschluß, ihn wieder zu stürzen, den Magister Officiorum, Namens Patricius, mit welchem sie seit dem Tode ihres Gemahls in unkeuscher Liebe lebte, zu heirathen und als Mitgift ihm den Thron von Constantinopel zuzubringen. Diesen geheimen Plan hütete sich jedoch die schlaue Verina, ihrem Bruder Basiliscus zu entdecken; um diesen zu bewegen, an der Verschwörung Theil zu nehmen, versicherte sie ihn vielmehr, daß er es sey, dem sie, als einem viel Würdigern, die Krone ihres verächtlichen Schwiegersohnes bestimmt habe. Mit Basiliscus hatte die Kaiserin zugleich auch den Feldherrn Harmaces gewonnen; dieser unterhielt mit Zenonide *), der Gemahlin des Basiliscus, das nämliche sträfliche Verhältniß, in welchem Patricius mit der verwittweten Kaiserin lebte, und die Hoffnung, seine Geliebte nun nächstens mit dem kaiserlichen Purpur geschmückt zu sehen, machte, daß er mit dem größten Ungestüm der Parthei der Verschwornen sich anschloß. Aber dieser Harmaces war im Ganzen genommen nichts als ein großer Geck. Ohne Talente und ohne Erfahrung, voll Dünkel

Chron. Alex. p. 750.

Exc. Candid. in hist. byz.

*) Zenonides soll, wie Suidas versichert, die schönste und reizendste Frau ihrer Zeit gewesen seyn. Auch von Harmaces sagt er, daß er an Schönheit und körperlicher Wohlgestalt alle junge Männer am Hofe wie in dem Heere übertroffen habe.

und in die Schönheit seiner eigenen Person verliebt, kannte seine kindische Eitelkeit keine Grenzen. Den Achilles nannte er seinen Helden, und wie er ihn auf Gemälden und alten Denkmälern abgebildet fand, suchte er in Haltung, Kleidung und Waffen sich ihm zu verähnlichen. Durch die Hülfe des ostgothischen Theodorichs hatte er vor etlichen Jahren einige Haufen Empörer in Thracien zerstreut; allen Gefangenen, die eingebracht wurden, hatte er die Hände abhauen lassen, und nun Grausamkeit mit Tapferkeit verwechselnd, hielt er sich jetzt für den tapfersten Mann im ganzen Heere.

14. Die listige Verina sah wohl ein, daß in einem kritischen Moment von diesem thörichten Menschen nichts Kluges würde zu erwarten seyn; sie suchte also noch einen andern Feldherrn, Namens Illus, auf ihre Seite zu ziehen. Von Geburt ein Isaurier, war er, so lange Zeno im Privatstande lebte, dessen innigster Freund gewesen. Aber Illus war ein Mann von Geist und vielem Verstande, den Wissenschaften nicht fremd, dabei von strengen Grundsätzen und ein Freund der Gerechtigkeit; die Laster des Kaisers hatten seit einiger Zeit ihn völlig von demselben entfernt, und nun glaubte er, dem Reich einen großen Dienst zu leisten, wenn er den feigen, unthätigen, sorglos schwelgenden Monarchen wieder in seine vormalige Dunkelheit zurücksinken ließ.

15. Ohne Blutvergießen wollte Verina die Thronrevolution vollbringen. Bekannt mit der grenzenlosen Feigheit und Unentschlossenheit ihres Schwiegersohnes, reifte bei ihr folgender Plan. Als sie nämlich alle nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte, eilte sie selbst in das Kabinett des Zeno.

Mit fliegenden Haaren und allen Zügen des Schrek- kens auf ihrem Gesichte, trat sie ein. «Alles,» rief sie dem erschrockenen Kaiser entgegen, «ist ver- loren!» In hastiger, von Seufzern unterbrochenen Rede, erzählte sie ihm, daß sie so eben eine furcht- bare, dem Augenblicke ihres Ausbruches ganz nahe Verschwörung entdeckt habe; sie nannte nicht die Häupter derselben, wußte aber die ihren Schwie- gersohne von allen Seiten umschwebenden Gefahren mit so grellen Farben zu malen, daß der feige Monarch, wie sie es vorausgesehen hatte, den Kopf gänzlich verlor, die kostbarsten seiner Kleinodien zu- sammenpackte, den Pallast verließ und verkleidet nach Chalcedon entfloh.

16. Wer freiwillig einen Thron verläßt, ist weit über denselben erhaben; wer aber aus Furcht vor der Gefahr, zitternd von demselben herabsteigt, ist nicht einmal eines Sedes curulis, vielweniger eines Thrones würdig. Sogleich ward jetzt Befehl gegeben, den Senat auf dem Hebdomon, das Volk in dem Circus zu versammeln. Harmaces und Il- lus standen mit den ihnen untergebenen Scharen in Bereitschaft; der Erstere sollte gegen Chalcedon vor- rücken, der Andere den Platz Hebdomon und den kaiserlichen Pallast besetzen. Zum Comes Domesti- corum (Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache) ward Patricius, der bisherige Magister Officiorum, ernannt. Von Allen war Verina die Seele und der belebende Geist. Bis jetzt war ihr alles ge- glückt und schon ganz nahe sah sie sich dem glän- zenden Ziele ihrer Wünsche. Aber ein unvorherge- sehener, von ihrer Schlauheit nicht berechneter Zu- fall zerstörte plötzlich alle ihre Pläne. Als nämlich das Volk durch unbestimmte, verwirrte, alles ent- stellende Gerüchte erfahren hatte: der Pallast sey

in Bewegung, der Kaiser entflohen, das Reich oh-
ne Oberhaupt 2c., flammte es plötzlich in furchtbar
brausender Leidenschaft auf. In allen Quartieren
der Stadt griff es zu den Waffen; aber nicht um
die Rechte des entflohenen Kaisers zu vertheidigen,
sondern um an den Isauriern, von deren Frechheit
es viel hatte dulden müssen, sich jetzt blutig zu rä-
chen. Groß war die Anzahl der Isaurier in Con-
stantinopel, aber noch größer die Wuth des Vol-
kes. Ohne Erbarmen wurden die Erstern überall
niedergemetzelt, ihre Wohnungen geplündert, nieder-
gerissen und verbrannt. In allen Straßen ward
gefochten, in allen Straßen flossen Ströme von
Blut. Immer allgemeiner ward der Aufstand;
die ganze ungeheure Stadt war erregt und voll
Verwirrung, und von einem zahllosen Pöbel, der
nun ungestraft sich allen Ausschweifungen überlas-
sen konnte, war das Aergste zu befürchten. Verina
vermochte nicht der nun allgemein gewordenen Em-
pörung zu steuern, auch nicht Illus, der selbst ei-
nigemal Gefahr lief, von den Rasenden erschlagen
zu werden. Aber mitten unter diesem Tumult ent-
zügelter Volkswuth kam Basiliscus von Heraclea
nach Constantinopel, zeigte sich sogleich dem Volke
und dieses, ohne zu wissen warum, und gleichsam
wie von einem bösen Geiste getrieben, rief ihn ein-
stimmig zum Kaiser aus. Die Anzahl der Anhän-
ger des Basiliscus war nicht klein. In einem Au-
genblicke bildete sich eine Art Leibwache um ihn her,
bewaffnete Volkshaufen schlossen sich dem Zug an
und Harmaces eilte nun ebenfalls mit seinen Scha-
ren herbei, um Zenonidens Gemahl als Kaiser zu
begrüßen. Einem zahllosen, mit allen Gattungen
von Waffen versehenen, durch Kampf und Mord
noch mehr entflammten Volke, das jetzt einen Prin-
zen des kaiserlichen Hauses zu seinem Führer hatte,

sich zu widersetzen, war wahrlich nicht rathsam. Auch Illus wich also dem Drange der Umstände, kam herbei und huldigte dem Basiliscus; und Verina, von Allen verlassen, hielt nun für das Klügste, mit eigenen Händen das Haupt ihres Bruders mit dem kaiserlichen Diadem zu schmücken.

Chr. Alex. G. Cod. antiq. Const. p. 19.

17. Als Zeno in Chalcedon erfuhr, was in Constantinopel vorgefallen war und daß Verina und Basiliscus selbst an der Spitze der Empörer standen, verlor er völlig alle Hoffnung, hielt sich unwiederbringlich für verloren und floh, von einem in Strömen sich herabgießenden Regen begünstigt, nach Isaurien in das feste Schloß Ubara, und da er sich hier noch nicht sicher genug glaubte, warf er sich tiefer in die Gebirge und verschloß sich in der noch stärkern unzugänglichern Bergsfeste Tedessa. *) Ihm folgte dahin auch seine Gemahlin Ariadne. Aus dem Pallaste war sie nächtlicher Weile entflohen, hatte während eines Sturmes den Bosphorus überschifft. Aber es war nicht die Liebe einer zärtlichen Gattin, welche sie nach den Gebirgen Isauriens zog, sondern weil es ihr unerträglich war, die Krone, die sie bisher getragen, nun auf dem Haupte einer glücklichern Nebenbuhlerin zu sehen.

LXVII.

1. Nach dem Tode des Olybrius (472) blieb

*) Bevor Zeno auch aus Chalcedon entfloh, soll er noch zu der Säule des heiligen Daniel seine Zuflucht genommen und dieser ihm vorhergesagt haben, daß er zwar jetzt die Herrschaft auf einige Zeit verlieren, aber bald wieder dazu gelangen, und sie dann bis an das Ende seines Lebens behalten werde.

das jetzt in der Hauptsache blos auf Italien beschränkte abendländische Reich vier Monate ohne Oberhaupt. Wie es scheint, hatte der durch so viele schnell auf einander folgende Revolutionen erschütterte Thron wenig Reiz mehr für die Römer; denn keiner von Allen, welche auf die Krone hätten Anspruch machen können, trat auf, um sich um dieselbe zu bewerben. Endlich ließ Glycerius, Befehlshaber der Leibwache, sich von Gundobald bereden, den Purpur anzunehmen. Das bei Ravenna stehende Heer ward von Letzteren bald gewonnen und am 5. März 473 rief es den Glycerius zum Kaiser aus.

...ph. in ...Cusd. ...Mar- ... Chr.

2. Von der frühern Lebensgeschichte des Glycerius bis zu seiner Thronbesteigung wissen wir nichts. Theophanes sagt, daß er nicht ohne alles Verdienst um den Staat gewesen sey. Er hatte Verstand, liebte Treue und Redlichkeit, zeigte auf dem Throne große Mäßigung und verzieh unter Andern eine ihm im Privatstande widerfahrne sehr schwere Beleidigung. Seine Frömmigkeit war un- geheuchelt und dem damals in voller Heiligkeit blühenden Epiphanius von Pavia erzeigte er stets die größte Ehrerbietung. Indessen war seine Herrschaft nicht von langer Dauer; und das einzige merkwürdige Ereigniß seiner vierzehnmonatlichen Regierung ist die durch ihn mit großen Geschenken und vielem Gelde bewirkte Befreiung Italiens von einem Einfall der Ostgothen.

...rnand. de ... Got. de ...egn. ruic.

3. Seit Attilas Tod wohnten diese gothischen Stämme frei und unabhängig unter ihren Königen in Pannonien. Aber dem kriegerischen Volke wurden die Grenzen ihrer Wohnsitze zu enge. Es beschloß, mit den Waffen in der Hand sich neue Wie-

verlassungen in dem römischen Reiche zu suchen. Die beiden Brüder, welche als Könige diese Gothen beherrschten, hießen Theodomir und Videmir. Durch das Loos ward unter ihnen entschieden, wohin ein jeder seine Waffen wenden sollte. Das blutige Würfelspiel um Länder und Provinzen wies dem Theodomir das Morgenland, dem Videmir Italien und Gallien an. Früher als Theodomir brach Videmir mit seinem Heere auf; den Durchzug durch das Land der Rugier, welche den größten Theil des heutigen Oesterreichs inne hatten, mußte er sich erkämpfen; er schlug den Rugischen König Flaccitheus in einer entscheidenden Schlacht und rückte nun ungehindert dem Ziele seiner Hoffnungen entgegen. Aber Videmir starb gleich nach seiner Ankunft auf den Grenzen Italiens. Ihm folgte sein Sohn Videmir der jüngere, und diesen wußte nun Glycerius durch Geld und große Geschenke zu bewegen, Italien zu verlassen und seine Waffen nach Gallien zu wenden. Glycerius that hier nichts, was nicht eine gesunde Staatskunst ihm zu thun zum Gesetz gemacht hätte. Er konnte glauben, in den Ostgothen ein erwünschtes Gegengewicht gegen die Macht der Westgothen gefunden zu haben; da die Erstern neue Niederlassungen suchten, so schien ihm ein Krieg zwischen diesen zwei Volksstämmen unvermeidlich, und mit Grund konnte er nun hoffen, daß beide in anhaltendem Kampfe sich gegenseitig schwächen, ihre Kräfte aufreiben und so beide, gegen Rom gleich feindlich gesinnte Völker am Ende den Waffen Roms wieder unterliegen würden.

4. Aber Videmir vereinigte sich nach seiner Ankunft in Gallien mit dem westgothischen König Eurich, half ihm in allen seinen Kriegen und Erobe-

rungen, lebte stets mit ihm in vertrautester Freundschaft, stand daher an dessen Hofe in dem größten Ansehen und seine Gothen, die er dahin geführt hatte, vermischten sich nach und nach gänzlich mit den in Gallien und Spanien wohnenden Westgothen. Statt Eurichs Macht zu schwächen, hatte also Glycerius sie nur noch vermehrt; ein Beweis, wie schwankend auch die klügsten Berechnungen der Politik bisweilen sind. Wie Spinnengewebe zerreißt sie oft spielend der Zufall, der nicht selten, gleich einem fremdartigen Ringe, in die, wie man glauben sollte, auch noch so festgeschlungene Kette menschlicher Pläne und Entwürfe sich einreihet. Auch Theodomir starb bald nach seiner Ankunft in Thracien, und ihm folgte in der Regierung sein am Hofe von Constantinopel erzogener Sohn, der nachher als Held und Staatsmann so berühmt gewordene, große Theodorich.

5. Leo I., der, wie man sich erinnern wird, in den Jahren 472 und 473 noch regierte, hatte weder den Olybrius noch Glycerius als Kaiser erkannt. Bei erloschener Erbfolge glaubte er das Recht zu haben, sich einen Reichsgenossen zu ernennen, mithin dem Abendlande einen Beherrscher zu geben. Nepos, ein Sohn des Nepotianus und von Seite seiner Mutter ein Neffe des berühmten Grafen Marcellinus, welchem er auch in der, nur dem Namen nach, von Rom abhängigen Herrschaft über Dalmatien gefolgt war, hatte die Nichte der Kaiserin Verina geheirathet. Nichts lag dieser so sehr am Herzen, als die Erhöhung ihres Hauses. Nach vielen und langen im Staatsrathe von Constantinopel gehaltenen Berathschlagungen brachte sie es endlich dahin, daß Leo dem Nepos den kaiserlichen Purpur ertheilte.

...rn. reb. ...n, c. 45. ...m de succ. ...ag. l. ... c. ..., Theoph: ...102. Marc. Chr.

6. Unter dem Feldherrn Domitianus ward nun die erfoderliche Anzahl Truppen eingeschifft, um den neuen Kaiser nach Italien zu begleiten. Das kleine Heer stieg bei Ravenna an das Land. Domitianus ließ sogleich den Nepos zum Augustus ausrufen, und beide vereint verfolgten nun den Glycerius, welcher, kurz vor der Ankunft der morgenländischen Flotte, Ravenna verlassen und sich in die an der Mündung der Tiber, nahe bei Rom gelegene, ziemlich feste Stadt Porto eingeschlossen hatte.

7. Glycerius vornehmste Stütze, der burgundische Prinz Gundobald, hatte, bei Annäherung der morgenländischen Flotte, Italien verlassen und sich nach Gallien begeben, entweder weil er einen Krieg mit dem morgenländischen Kaiser scheuete, oder auch, daß Angelegenheiten seines eigenen Hauses ihn dahin gerufen hatten. Glycerius, auf seine eigenen Kräfte beschränkt, konnte also keinen Widerstand leisten. Nach einer kurzen Belagerung ward er gezwungen, sich und die Stadt zu übergeben, den Purpur abzulegen und auf die Herrschaft zu verzichten. Der neue Augustus ließ ihm noch in Porto die Haare abschneiden und auf der Stelle ihn zum Bischof von Salona in Dalmatien weihen. Bald darauf, nämlich am 24. Junius, ward Nepos aufs neue von dem Senat in Rom zum Kaiser des Abendlandes ausgerufen. Die Regierung des Glycerius hatte keine volle vierzehn Monate gedauert.

8. Der heilige Sidonius ertheilt den Regenteneigenschaften des Nepos große Lobsprüche. Er rühmt ihn als einen weisen und thätigen Fürsten, der das verborgene Verdienst überall hervorsuchte, die Gerechtigkeit liebte und dem das Wohl der all-

Sid. l. 5. ep. 16.

gemeinen Kirche eben so sehr als jenes seiner italiänischen Unterthanen am Herzen lag. *)

9. Einer uralten Landessage zu Folge, glaubten die Bewohner von Auvergne von den alten Trojanern abzustammen, mithin gleichen Ursprungs mit den Römern zu seyn. Diese fabelhafte Tradition ward indessen ein Band, welches Auvergne unauflöslich an die römische Herrschaft zu knüpfen schien, und der ausdauernde mit so vielen und schweren Opfern verbundene Muth, mit welchem die Auvergner die Hauptstadt ihres Landes gegen die Westgothen vertheidigten, hätte sicher ein glänzenderes Schicksal verdient. Mehrmals hatten schon die Gothen Clermont belagert, aber stets der Tapferkeit der, unter der Führung des Ecdicius, selbst hinter zerfallenen, durch Kriegsmaschinen halb zerstörten Mauern, noch unüberwindlichen Einwohner wieder weichen müssen.

10. Nepos glaubte indessen nicht, diese entfernte Besitzung in der Länge gegen Eurich behaupten zu können. Er sehnte sich um so mehr nach einem Frieden mit den Gothen, als er befürchten mußte, daß sein Feind Gundobald nun auch die burgundischen Fürsten zu einem Krieg gegen ihn zu reizen suchen würde. Zu den Letztern schickte er Gesandte, denen es gelang, das damals zwischen Rom und Burgund bestehende gute Vernehmen auch für die Zukunft zu sichern. Aber ein ungleich gefährlicherer und furchtbarerer Feind, als Burgund, war

*) Nepos führte auch den Namen Julius, den man auf Münzen mit seinem Bildnisse liest. Man sehe Mediobarbi Biragi Numismata edit. Mediol. 1683. Seite 553.

der kriegerische Eurich. Zu diesem sandte Nepos den Questor Licinianus, einen edeln in Staatsgeschäften sehr kundigen Mann. Hartnäckig bestand Eurich auf der Abtretung von Auvergne und der Hauptstadt Clermont. Licinianus mußte endlich nachgeben und die letzte Besitzung der Römer zwischen den Alpen, der Rhone und den Seeküsten ging nun an die Westgothen verloren. Lange hatte es gedauert, bis der Friedensvertrag endlich zu Stande kam; aber merkwürdig bleibt es, daß bei demselben die katholische Religion gerade der wichtigste, die Unterhandlungen daher sehr in die Länge ziehende Gegenstand war. Mehrere Bischöfe, z. B. Leontius von Arles, Faustus von Riez, Grecus von Marseille und Basilius von Aix wurden dabei zu Rath gezogen. In besondern Versammlungen dieser Bischöfe ward jeder Artikel von ihnen genau geprüft, dessen Berührung mit Kirche und Religion genau erwogen, und der Friede nicht eher unterzeichnet, bis die katholische Kirche, die Gewissensfreiheit der Katholiken und ihre freie Religions-Uebung gegen die Eingriffe des, als Arianer, die Katholiken hartnäckig verfolgenden Eurichs genugsam gesichert zu seyn schienen. *)

Sid. ep. 6, 7, 16.

*) In unsern Tagen hat man den Grundsatz aufgestellt, die Religion sey dem Staate fremd. Wenn daher z. B. ein Antheil an dem einträglichen Stockfisch- oder Heringsfang auf Terreneuve oder Newfundland, oder auch an den reichen Aromaten Indiens mit dem wichtigsten und heiligsten Interesse unserer Religion und Kirche in Collision käme, so würden dadurch schwerlich die Friedensunterhandlungen auch nur um eine Stunde verlängert werden. Man würde sich damit beruhigen, daß Gott schon für seine Kirche sorgen werde. Ja, dafür wird auch Gott sicher sorgen, aber gewiß nicht für einen Staat, dem die Religion fremd ist. Dies Letztere lehrt uns die Zeitgeschichte.

11. Nachdem der Friede geschlossen war, übergab Licinianus dem Ecdicius die kaiserlichen Briefe, welche ihn zur Würde eines Patriciers erhoben, zugleich auch noch ein anderes sehr schmeichelhaftes Schreiben des Kaisers, welches ihn an den Hof nach Italien berief. Aber Ecdicius nahm die Würde nicht an, ging auch nicht nach Italien, sondern zog sich in die Staaten Burgunds zurück. Hier entsagte er dem Geräusch der Welt, ihrem täuschenden falschen Schimmer und weihete den Rest seiner Tage, unter strengen Bußübungen und milden Werken christlicher Liebe, blos Gott und der Betrachtung göttlicher Dinge. Als Held ward er bewundert, als Mensch von Allen geliebt und in dieser letzten Periode seines Lebens gleich einem Heiligen verehrt. Es ist Schade, daß dieser edle, wahrhaft große Mann keinen Biographen gefunden hat; denn die einzelnen Züge, welche die Geschichte von ihm erzählt, lassen in uns den Wunsch zurück, mit einer so schönen, hohen Menschennatur noch ungleich inniger vertraut zu seyn. Aber Geräusch und glücklicher Erfolg waren bei der Welt von je her der einzige Maßstab moralischer Größe; und gäbe es ein Archiv der Gerechtigkeit, so reich an Urkunden wie jenes der Geschichte, so würden wir uns bald überzeugen, daß gerade die Plutarchischen Männer jeder Zeit nichts weniger als die größten Männer ihrer Jahrhunderte gewesen sind.

12. Nach geschlossenem Frieden ward der heilige Sidonius, welcher damals schon Bischof von Clermont war, auf Eurichs Befehl in einem festen Schlosse, nahe bei der Stadt Carcassonne eingekerkert. Auf die Fürbitte Leo's, Eurichs ersten Ministers, eines einsichtsvollen und dabei Gerechtigkeit liebenden Mannes, erhielt er zwar bald wieder

seine Freiheit, durfte jedoch noch nicht zu seiner Kirche zurückkehren, indem der König unter dem Vorwand, durch seinen Rath die Angelegenheiten von Auvergne ordnen zu wollen, ihn lange Zeit zu Bordeaux in einer Art von ehrenvoller Verbannung zurückhielt. Dem Viktorius übergab Eurich die Verwaltung des neu eroberten Landes. Diesem stand er anfänglich sehr gut vor, war mild und gerecht, suchte durch gelinde Behandlung auch die Herzen der Einwohner ihrem neuen Herrscher zu unterwerfen und verdiente vollkommen die großen Lobsprüche, die Sidonius ihm damals ertheilte. Aber plötzlich änderte sich sein ganzer Charakter, er ward wollüstig, raubsüchtig, ungerecht und grausam. Als Eurich dieses erfuhr, entsetzte er ihn der Statthalterschaft und rief ihn an den Hof zurück; aber Viktorius, sich großer Frevel bewußt und daher Strafe fürchtend, folgte nicht dem Rufe des Königs, sondern entfloh nach Italien. In Rom lebte er nun noch einige Jahre, wälzte sich in allen Lastern und ward durch seine grenzenlosen Ausschweifungen bei dem Volke so verhaßt, daß er endlich bei einem unbedeutenden Aufstande von dem Pöbel erschlagen oder, wie erzählt wird, unter einem Steinhagel begraben ward.

13. Kaum hatte Nepos mit den Westgothen Friede geschlossen, als schon ein neuer und, weil innerer, desto gefährlicherer Feind sich gegen ihn erhob und seiner kaum noch ein Jahr dauernden Herrschaft ein Ende machte. Ueber das im römischen Solde stehende Heer in Gallien hatte Nepos den Oberbefehl, nachdem Ecdicius ihn niedergelegt, dem Orestes übertragen. Diesen Orestes hat der Leser, wie er sich erinnern wird, schon an Attila's Hof als Geheimschreiber und als Hunnischen Ge-

sandten an den Höfen von Constantinopel und Ravenna gesehen. Er war ein geborner Römer, hatte große Besitzungen in Pannonien, und als dieses Land von den Hunnen erobert ward, trat er in die Dienste des Eroberers und theilte mit Edecon Attila's Gunst und vorzügliches Zutrauen. Nach der Zersplitterung des hunnischen Reiches ging er nach Italien zurück. Er heirathete die Tochter eines vornehmen Römers, des Grafen Romulus. In dieser Ehe erzeugte er einen Sohn, der nebst dem Namen Augustus auch den seines mütterlichen Großvaters Romulus erhielt. Dem ehemaligen Geheimschreiber des Attila gebrach es weder an Verstand, noch an Kriegskunde, noch an Gewandtheit in den Geschäften; und da er noch überdieß große Reichthümer nach Italien gebracht hatte, so schwang er sich schnell empor, ward zu der Würde eines Patriciers erhoben und erhielt nun von Nepos den Oberbefehl über das gallische Heer.

14. Orestes befand sich gerade in Rom, als er zum Oberfeldherrn ernannt ward. Unter dem Vorwande, das Heer zu verstärken, warb er nun noch mehrere Truppen an; aber kaum sah er sich an der Spitze einer kleinen Armee, als er sogleich die Fahne des Aufruhrs aufpflanzte und in Eilmärschen gegen Ravenna vorrückte. Wie es scheint, geschah dieses nicht ohne Vorwissen und Genehmigung des römischen Senats. *)

*) Bei Gelegenheit einer nicht lange nachher nach Constantinopel an den Kaiser Zeno, nachdem derselbe nämlich wieder zum Throne gelangt war, abgeordneten Gesandtschaft, machte der Kaiser den Gesandten Vorwürfe, welche ganz klar auf eine offenbare Theilnahme des Senats an der Empörung gegen Julius Nepos hindeuten.

15. Die verschiedenen barbarischen Völker, welche nach Attila's Tod ihre vorige Unabhängigkeit wieder gewannen, ließen sich zwar, wie schon erzählt worden, theils nördlich der Donau, theils unter gewissen Bedingungen einer scheinbaren Abhängigkeit von den Römern, in den Provinzen zwischen der Donau und den Alpen nieder; aber ein großer Theil derselben zog unter eigenen Anführern nach Italien, trat in römischen Sold und bildete nun das einzige, Italien schützende, aber von den Römern nicht minder gefürchtete Heer barbarischer Bundesgenossen. Alle diese wilden Volksstämme, Turcilinger, Alanen, Rugier, Scyrren, Heruler &c. kannten seit langer Zeit den Orestes; unter Attila schon gewöhnt, sein Ansehen zu ehren, liebten sie ihn nun um so mehr, da er ihre Sprache verstand, in derselben mit ihnen sprechen konnte, auch mit mehrern ihrer Anführer durch Bande alter Vertraulichkeit und Freundschaft innigst verbunden war. Dieses Heer zu gewinnen, war dem Orestes leicht. Die Barbaren eilten zu seinen Fahnen und Nepos, blos auf einen kleinen Theil seiner Leibwache beschränkt, vermochte nicht in offenem Felde seinem Nebenbuhler eine Schlacht zu bieten. Er schiffte sich also in dem Hafen von Ravenna ein, floh in sein Fürstenthum nach Dalmatien, und Salona erlebte nun das sonderbare Schicksal, in einer einzigen Jahresfrist, für zwei entthronte abendländische Kaiser eine Freistätte zu werden.

16. Ohne Widerstand zog Orestes in Ravenna ein, legte aber nicht selbst den kaiserlichen Purpur an, sondern ließ seinen noch minderjährigen Sohn Augustus Romulus *) zum Kaiser ausrufen.

*) Derselbe hieß demnach jetzt Augustus, Romulus Augustus. Wegen seiner Jugend, oder vielleicht nach

Dieß geschah am 29. August 475; fünf Tage vorher hatte der unglückliche Nepos Ravenna verlassen. Als Vormund seines Sohnes übernahm Orestes die Verwaltung des Reiches.

17. Nepos lebte ungefähr noch fünf Jahre in Dalmatien. Als unabhängiger Fürst dieses Küstenlandes hätte er sich glücklicher und zufriedener fühlen müssen, als er, als Schattenkaiser des in gänzliche Ohnmacht versunkenen, den Launen wilder Barbaren preisgegebenen abendländischen Reiches es je hätte werden können. Aber der Schimmer einer Krone, so gefährlich und schwankend sie auch seyn mochte, hatte dennoch für ihn ihre Reize noch nicht verloren; so lange er lebte, schmeichelte er sich mit der Möglichkeit einer baldigen Wiederherstellung auf dem Thron. Als Zeno, nach gedämpftem Aufruf des Basiliscus, wieder zur Herrschaft gelangt war, sandte Nepos mehrmals Gesandte an den Kaiser und die Geneigtheit, die ihm der Hof von Constantinopel zeigte, entflammte immer noch mehr seine eiteln, blos auf den leeren Versprechungen der schwachen und selbst ganz kraftlosen byzantinischen Regierung beruhenden Hoffnungen. Völlige Entsagung der Herrschaft und tiefe Verborgenheit vermögen allein das Leben eines entthronten Monarchen zu schützen. Da nun Nepos seine Ansprüche stets erneuerte, so ward er endlich auf Anstiften des Odoaker, von den Grafen Viator und Ovidius, welche er beide in seiner Umgebung hatte, ermordet. Auf ein Zeugniß des

---

her auch aus Spott, verwandelten die Römer seinen Namen Augustus in Augustulus und die Griechen den Namen Romulus in Momyllus. Uebrigens war der Name Augustus besonders in Oberitalien sehr gewöhnlich. Vorzüglich gab es in dem Heere viele, denen man diesen Namen gegeben hatte.

Geschichtschreibers Malus, scheint eine Stelle im Photius den Bischof Glycerius einer Theilnahme an dieser Verrätherei zu beschuldigen. Aber es ist eine große Frage, ob nicht Photius gerade das Gegentheil sagen und vielmehr den Nepos der Ermordung des Glycerius habe anklagen wollen.*) Wenigstens würde dieses ungleich mehr mit der Erzählung des Marcellinus übereinstimmen, welcher von Glycerius sagt, daß er nach seiner Entsetzung zum Bischofe geweihet worden, aber bald darauf starb!

LXVIII.

1.**) Die in die verschiedenen Theile des römischen Reiches theils eingewanderten, theils von

*) Es ist genug, daß Glycerius Bischof war, um von gewissen neuern Geschichtschreibern, worunter dann natürlich auch Gibbon und die blos von protestantischen Verfassern zusammengetragene, allgemeine Weltgeschichte ihren Plaz finden, eines schändlichen Verraths angeklagt zu werden, und zwar blos auf das höchstwahrscheinlich ganz mißverstandene Zeugniß eines einzigen gleichzeitigen Geschichtschreibers, dessen Buch nicht einmal auf uns gekommen ist, und wovon wir nur hie und da ausgezogene Stellen bei Photius finden. Alle übrigen Geschichtschreiber jener Zeit erwähnen nicht dieses Frevels, einige sagen vielmehr, wie schon bemerkt worden, ganz das Gegentheil. Sogar das Erzbisthum von Mailand soll Glycerius deswegen als Belohnung erhalten haben. Indessen gesteht der Engländer doch selbst ein, daß die Identität des Kaisers und des mailändischen Erzbischofes nichts weniger als hinreichend erwiesen sey.

**) Ueber der Catastrophe, welche dem römischen Reiche ein Ende machte, schwebt ein eben so großes Dunkel, als über der Geschichte der Entstehung und Erbauung

den Kaisern selbst dahin verpflanzten, barbarischen Völker hatten nach und nach in den Provinzen sich in einen großen Theil der Ländereien der Eingebornen getheilt, ganze Länder und große Länderstrekken ihrer Herrschaft unterworfen und unter dem zweideutigen Namen von Bundesgenossen und einem schwachen, blos dem Stolze des römischen Namens

---

Roms. Eigentlich war schon mit Aetius und Valentinians III. Tod das römische Reich erloschen; was wir seit dieser Zeit noch davon erblickten, war blos dessen todter Leichnam; und nur die Bestattung desselben zur Erde war dem kühnen und glücklichen Abentheurer eines Volkes vorbehalten, das vor nicht sehr langer Zeit, noch mit Thierfellen bekleidet, zwischen den Seen und Sümpfen Pommerns gewohnt hatte. An sich selbst ist das Ereigniß höchst unbedeutend und nichts weniger als universalisch-historisch; es ist blos das Verschwinden einer leeren Würde ohne Macht und Realität, und wenn wir es zum Schlußpunkt dieses Zeitlaufes machten; so wollten wir uns dadurch blos dem in allen Geschichtbüchern, freilich ohne historischen oder philosophischen Grund, allgemein angenommenem Brauche fügen. — Die vorzüglichsten, leider aber in den meisten Umständen sich widersprechenden, historischen Quellen dieses Ereignisses sind: Ennodius, Procopius, Jornandes, der Anonymus bei Valisius, dann auch die Auszüge aus Malchus bei Photius, so wie die Excerpten aus Candidas in der Sammlung byzantinischer Geschichtschreiber, und endlich das Leben des heiligen Severinus, von dessen Schüler Eugippius. Dieses letztere ist eine sehr schätzbare Schrift; die Kritik hat sie als ächt anerkannt; bei allen Geschichtschreibern in jedem Jahrhundert stand sie in großem Ansehen; und auch der gelehrte Graf Büat, der in dieses dunkle Chaos noch das meiste Licht zu bringen wußte, legte sie nicht selten seinen historischen Forschungen zum Grunde. Ueber die Geographie des alten Noricum gibt sie ebenfalls manche willkommene Aufschlüsse.

noch schmeichelnden Schein von Abhängigkeit, eigene, im Grunde völlig unabhängige Reiche gestiftet. So die Westgothen, Alanen, Burgunder und Franken in Gallien; Gothen, Sueven und Vandalen in Spanien und Afrika; Ostgothen, Scyrren, Heruler, Rugier, Turcilinger in Pannonien, Norikum und den beiden Rhätien. Nur das in Italien einquartirte Heer barbarischer Bundesgenossen besaß noch kein Grundeigenthum. Die Soldaten mußten noch immer mit ihrem, obgleich unmäßigen Solde, die Anführer mit ihren starken Jahrgehalten und reichlichen Geschenken und die Einen wie die Andern mit dem Raub der Provinzen, die sie beschüzzen sollten, sich begnügen. Aber der mit jeder Regierungsveränderung vermehrte Sold, die bei jeder neuen Thronbesteigung erhöheten Jahrgehalte und Geschenke erhöheten auch in dem nämlichen Maße den Troz und den Uebermuth der Barbaren. Sie beneideten jetzt das viel glänzendere Glück ihrer Landesleute in Gallien, Spanien und Afrika; und da sie nun gleichsam die unmittelbaren Werkzeuge der Erhebung des Orestes und seines Sohnes geworden waren, so glaubten sie auch auf größere Belohnungen Anspruch machen zu dürfen und begehrten mit dem ihnen eigenen Troz, daß sogleich **ein Drittheil aller Ländereien in Italien** unter sie vertheilt werden sollte.

2. Orestes hatte jetzt die Wahl, entweder das Elend Italiens und den gänzlichen Ruin aller Einwohner zu unterzeichnen, oder der gewaffneten Bitte barbarischer Söldner sich mit Entschlossenheit zu widersetzen. In der einen Wagschale lagen die Foderungen einer unwandelbaren Gerechtigkeit, in der andern sein Leben und die Krone seines Sohnes. Orestes folgte dem Rufe seiner Pflicht und die Kühnheit,

mit welcher er den Barbaren ihr Begehren abschlug, gibt ihm, dem Usurpator, dennoch gerechte Ansprüche auf die Achtung der Nachwelt.

3. Aber durch eigene Erfahrung sollte Italiens schwacher Beherrscher jetzt die Macht des von ihm selbst gegebenen Beispiels der Verrätherei und Empörung kennen lernen. Durch die abschlägige Antwort waren die Gemüther der Barbaren auf das äußerste erbittert: stellte sich ein kühner Anführer an die Spitze; so war der Aufruhr in allen Städten und festen Plätzen, welche die Söldner inne hatten, allgemein und Italien ohne Rettung verloren. In den unerforschlichen Rathschlüssen göttlicher Weisheit war der Untergang des abendländischen Reiches beschlossen; der entschlossene Anführer, dessen es bedurfte, war also jetzt bald gefunden.

4. Edekon, an Attila's Hofe einst der College des Orestes und wie dieser, in gleicher Gunst bei dem König, war von Geburt ein Scyrre und wahrscheinlich aus fürstlichem Geblüte entsprossen. Er hinterließ zwei Söhne, Namens Odoaker *) und

---

*) Schon über die Abstammung des Odoaker sind die Meinungen der alten Schriftsteller sehr getheilt. Theophanes nennt ihn einen Gothen; Marcellinus macht ihn gar zu einem König der Gothen und Isiderus noch bestimmter zu einem König der Ostgothen. Jornandes nennt ihn bald einen König der Rugier, bald einen König der Turcilinger. Andere lassen sich gar nicht darauf ein, welchem Volke er zugehört habe und nennen ihn blos einen Barbaren. Die schwächsten Gründe, oder vielmehr gar keine Gründe haben jene von den neuern, welche ihn zu einem Fürsten der Heruler machen. Wir sind in unserer Erzählung dem Anonymus bei Valisius gefolgt, welcher den Odoaker einen Sohn des Edekon und diesen einen vornehmen Scyrren nennt.

Onulph. Nach der Zersplitterung des hunnischen Reiches und als die dadurch unabhängig gewordenen barbarischen Nationen unter sich selbst in blutige Kriege zerfielen, blieben Edekon und die Scyrren stets den Hunnen getreu. Aber in dem eben so blutigen, als entscheidenden, in dem Jahre 468 oder 469 zwischen den Ostgothen und Scyrren gelieferten Treffen wurden die Letztern gänzlich geschlagen, beinahe völlig vernichtet. Edekon selbst blieb in der Schlacht und seine beiden Söhne sahen sich gezwungen, aus dem Lande zu entfliehen. Ohne Vermögen und Vaterland hatten sie jetzt nichts mehr zu verlieren, wohl aber die Hoffnung, bei der damaligen Verfassung des römischen Reiches, noch vieles in der Zukunft wieder zu gewinnen. Beide Abentheurer waren kühne Krieger; aber ausgezeichnet durch große Geistesanlagen wie durch Wohlgestalt und physische Stärke war vorzüglich Odoaker, der ältere Bruder. Nachdem sie etliche Jahre in der Welt herumgeirrt waren, und unter andern auch, wie Gregor von Tours erzählt, eine kleine Flotte sächsischer Seeräuber angeführt und die Küsten von Gallien damit beunruhigt hatten; kamen sie mit einander überein, sich zu trennen, jeder auf eigenem Wege sein Glück zu suchen. Odoaker entschloß sich, nach Italien zu gehen und in dem in römischem Solde stehenden Heere der Bundesgenossen Dienste zu nehmen. Onulph wendete sich nach dem Morgenlande; denn in dem Kriege zwischen den Ostgothen und Scyrren hatte Kaiser Leo die Letztern begünstigt. Ein zwar minder glänzendes, aber ruhigeres Loos wartete des Onulph in Constantinopel. An Zeno's Hofe werden wir ihn in der Folge wiederfinden, aber leider befleckt und gebrandmarkt durch den scheuslichsten Undank gegen seinen Wohlthäter.

5. Bevor Odoaker nach Italien ging, hielt er sich noch einige Zeit in Noricum unter den Rugiern auf. Der Ruf des heiligen Severinus und der vielen durch ihn von Gott gewirkten Wunder hatte sich über ganz Noricum und die beiden Rhätien verbreitet. *) Römer und Barbaren, das heißt, Katholiken und Arianer, kamen in Menge zu ihm, um gegen allgemeine Landesplagen, gegen das Schwert ihrer Feinde, oder in unheilbaren Krankheiten und andern schweren Leiden bei ihm Rettung und Hülfe zu suchen. Severinus hatte einen prophetischen Geist und unter den unbeschreiblichen Drangsalen, welche bei dem Hin- und Herdrängen der Barbaren auf jenen Ländern damals lasteten, ward er von ganzen Städten und Gegenden oft ein schützender und rettender Engel.

6. Severinus hatte keinen beständigen Wohnsitz. Alle römische Pflanzstädte an der Donau, am Inn und der Salza sehnten sich wechselsweise nach dem Glück, ihn auf einige Zeit innerhalb ihrer Mauern zu besitzen. Zu Faviana, Laureacum, Comagenä, Joviacum, Bojodurum **) ꝛc. predigte er

---

*) Das alte Vindelicien ward von den Römern, nachdem sie es unterjocht hatten, zu Rhätien geschlagen und Rhaetia secunda genannt. Noricum und die beiden Rhetien (Rhaetia propria und secunda) umfaßten also ganz Oestreich bis etwas oberhalb Wien, wo die Grenzen Pannoniens sich hinzogen; ferner Steiermark, Kärnthen, einen Theil von Krain, das Bisthum Salzburg, Baiern, Oberschwaben, den größten Theil von Tyrol bis unterhalb Tridens und Brixen, und einen Theil der Schweiz zunächst südlich dem Bodensee und fast ganz Graubünden.

**) Bojodurum, heute zu Tage, die Innstadt von Passau. Hier hatte Severinus ein Kloster erbauet und die meiste Zeit sich aufgehalten.

Buße, verkündete die nahenden Gerichte Gottes und führte die Völker auf den Pfad der Gerechtigkeit und des Heiles zurück. Aus dem Orient war er nach Noricum gekommen. Weder das Land, das ihn erzeugt, noch das Geschlecht, welchem er entsprossen, noch der Name, den er vorher in der Welt getragen, sind uns bekannt; aber die Sorgfalt, mit welcher er alles dieses zu verbergen suchte, läßt schließen auf Geschlechtsadel und hohe Geburt. Aus seiner klösterlichen Zelle zu Bojodurum schickte er Boten nach Jopia, dem alten Juvavia (jetzt Salzburg) und ließ den Einwohnern sagen, sie möchten vor einem gewissen Tag, den er ihnen bestimmte, ihre Stadt verlassen; denn eine beinahe völlige Zerstörung stünde ihr an demselben bevor. Man achtete nicht der Warnung des Heiligen; aber in der Nacht des von Severinus bezeichneten Tages ward Jopia von einem zahlreichen Schwarme Heruler überfallen, geplündert, der größte Theil der Einwohner erschlagen und ein sehr gottseliger Priester, Namens Maximus, gehängt. Lange beweinte Severinus den Tod dieses Priesters, den er sehr schätzte und daher zweimal hatte warnen und bitten lassen, die Stadt zu verlassen und zu ihm in sein Kloster nach Bojodurum zu kommen.

7. Die Rugier hatten sich in Noricum niedergelassen; der sie damals beherrschte, hieß Flaccitheus; nach dem Abmarsch der Ostgothen erstreckte sich seine Herrschaft bis innerhalb der Grenzen Pannoniens. Dieser Fürst, obgleich Arianer, unternahm nichts Bedeutendes ohne den Rath des heiligen Severinus. Aus Furcht vor den Gothen hatte er mit seinem Volke aus Noricum auswandern wollen; Severinus hielt ihn davon ab, ihn versichernd, daß die Gothen bald selbst diese Gegenden verlassen

mehren. Auch Flaccitheus Söhne, Feva und Friderich, thaten wie der Vater; aber weniger folgsam, als dieser, hatten sie oft Ursache, es zu bereuen, daß sie mehr ihrer vermeinten, eigenen Klugheit als dem Rathe des Heiligen gefolgt waren. König Flaccitheus erzeigte dem heiligen Severinus stets die größte Ehrerbietung und dieser äußerte sich oft gegen seine Schüler, wie bejammernswerth es wäre, daß der König, weniger bekümmert um sein ewiges Wohl als um zeitliche, vergängliche Herrschaft, ihn blos über weltliche Dinge befrage, in Ansehung des Wichtigsten, allein Nothwendigen aber nie von ihm Unterricht verlange.

8. In Gesellschaft einiger vornehmen Rugier ging auch Odoaker zu dem Heiligen, um ihm seine Ehrfurcht zu beweisen. Der Eingang der Zelle, welche Severinus bewohnte, war sehr niedrig, Odoaker aber von hoher, schlanker Gestalt; tief mußte er sich also bücken, um eintreten zu können. Nachdem er den heiligen Abt ehrfurchtsvoll begrüßt und um dessen Segen gebeten hatte, sagte ihm Severinus, daß Gott ihn zu großen Dingen bestimmt habe; seinen Entschluß, nach Italien zu gehen, möchte er nur ausführen, den schlechten Pelz, der ihn jetzt bekleide, werde er dort bald ablegen, einst zur Herrschaft und zu großen Reichthümern dort gelangen.*)

---

*) Nach dem Anonymus sollen Folgendes die eigentlichen Worte des heiligen Severinus gewesen seyn: «Vade ad Italiam, vilissimis nunc pellibus coopertus, sed multis cito plurima largiturus.» — Diese kurze Rede ist ganz nach prophetischer Weise; sie scheint dunkel und unbestimmt; aber indem sie ganz deutlich auf die nachher von Odoaker vorgenommene große Länderverteilung hindeutet, verkündet sie eben dadurch in wenigen Worten das ganze nachherige Glück des Odoaker; denn ohne Herr von Italien zu seyn, konnte niemand jene Länderverteilung vornehmen.

9. Was nur immer Severinus voraussagte, hatte der Erfolg bisher jedesmal bestätigt. Durch die viel verheißende Rede des Heiligen glaubte nun auch Odoaker sich zu den kühnsten Hoffnungen berechtigt; unverzüglich eilte er jetzt nach Italien, nahm Dienste in der kaiserlichen Leibwache und schwang durch sein Verdienst sich bald zu einer Feldherrnstelle in derselben empor. Die Schwäche und Gebrechen des so tief gesunkenen Reiches, die Schlaffheit der Bande, die den Staat zusammenhielten, und die an Sclavensinn grenzende Muthlosigkeit der Römer konnten dem scharfen Blicke des Barbaren nicht entgehen. Um einen so oft erschütterten, schwankenden, auf nichts sich stützenden Thron über den Haufen zu werfen, bedurfte es nur eines kühnen Entschlusses; dieß sah Odoaker ein und fühlte in sich Kraft genug, um einen solchen Entschluß nicht nur zu fassen, sondern auch in Ausführung zu bringen. Schnell reiften die Plane in seinem unternehmenden Geiste. Ein großes Unternehmen auszuführen, schien ihm jetzt der gegenwärtige Augenblick, bei der allgemeinen Erbitterung der Bundesgenossen gegen Orestes, der glücklichste Zeitpunkt. Er verließ also Italien, ging in die Länder an der Donau, sammelte in kurzer Zeit mehr durch Versprechungen und Erregung glänzender Hoffnungen als durch Geld einen ziemlich zahlreichen Schwarm Barbaren mancherlei Völkerstämme um sich her, und kehrte nun an der Spitze eines kleinen, aus Gothen, Rugiern, Sueven und Herulern gemischten Heeres nach Italien zurück.

10. Sobald er die Alpen überstiegen hatte, ließ er einen Aufruf an alle seine Landesleute ergehen. Er sey gekommen, sagte er, um ihnen Gerechtigkeit zu verschaffen; wollten sie ihn als ihren Anfüh-

rer erkennen, zutrauungsvoll sich seiner Führung überlassen, so würde er bald durch Waffengewalt erzwingen, was man ihren gerechten Bitten so hartnäckig versagt hätte. Aus allen Lagern, Besatzungen und Städten Italiens strömten nun scharenweise die barbarischen Söldner zu den Fahnen des Odoaker, und in kurzer Zeit war er der einzige, allgemein beliebte Anführer beinahe des gesammten Heeres der römischen Bundesgenossen.

11. Sobald Orestes von der Empörung des Odoaker Kunde erhalten hatte, raffte er in der Eile alle Truppen zusammen, über die er noch verfügen konnte, und zog mit ihnen nach Ligurien dem Feinde entgegen. Aber während des Marsches ward sein Heer durch die vielen Ueberläufer und Ausreißer schon so sehr geschwächt, daß er es nicht wagen durfte, dem Odoaker ein Treffen zu bieten. Er zog sich also wieder zurück und schloß sich in der wohl befestigten Stadt Pavia ein. Odoaker folgte ihm auf dem Fuße nach. Eine in die Länge sich ziehende Belagerung entsprach nicht dem wilden Ungestüm der Barbaren. Die Stadt ward sogleich umringt und von allen Seiten angegriffen. Die schon ganz muthlose Besatzung vermochte dem wüthenden Angriff nicht lange zu widerstehen; die Stadt ward bald erstürmt und nach einigen Stunden wehete schon Odoakers siegendes Panier auf den Mauern von Pavia.

12. Aber während des Kampfes und als der Sieg sich schon auf die Seite der Stürmenden zu neigen schien, hatte Orestes unter dem Tumult und Geschrei der Siegenden wie der Besiegten Mittel gefunden, sich durch Flucht aus der Stadt zu retten. Als dem Odoaker dieß hinterbracht wurde,

gerieth er in Wuth. Der Tod oder die Gefangennehmung des Orestes hätte ihn zum Herrn von Italien gemacht. Die Barbaren theilten den Zorn ihres Anführers. Die unglücklichen Einwohner der eroberten Stadt mußten dafür büßen. Pavia ward der Plünderung übergeben und erfuhr nun ebenfalls alle Leiden und Drangsale einer durch Sturm eroberten, der Willkür eines entzügelten Heeres völlig preisgegebenen Stadt. Aber das Elend dauerte nicht lange. Noch während der Plünderung ward dem Odoaker gemeldet: Orestes sey gefangen. Sogleich ließ er die Plünderung aufhören und gewährte dem heiligen Epiphanius, Bischofe von Pavia, der für das Wohl seines Volkes schon während der Plünderung sich den größten Gefahren ausgesetzt, durch seine Ehrfurcht einflößende Gegenwart manche Wildheit gebändigt, manche Greuelthat verhindert hatte, jede Bitte, welche er für das unglückliche, blos auf die Hülfe seines Bischofes noch hoffende Volk bei ihm einlegte. Alle an diesem blutigen Tage gefangenen Frauen und Jungfrauen wurden noch vor Anbruch der Nacht wieder freigegeben, auch andere Gefangene mittels eines unbedeutenden Lösegeldes von der Gefangenschaft befreiet, die Kirchen und Kapellen als unverletzbare Freistätten erklärt, das Leben und Eigenthum aller Einwohner so viel als möglich gesichert, und so ward abermals ein gottseliger Bischof, blos durch das Schwert seines Mundes und die bekannte Heiligkeit seines Wandels, da wieder ein mächtiger Helfer und Retter, wo weder Gesetze noch weltliche Macht, weder Monarch noch dessen Regierung mehr zu helfen oder zu retten vermochten.

13. Auf Befehl des Odoakers ward Orestes nach Placentia (Piacenza) geführt, und am 28.

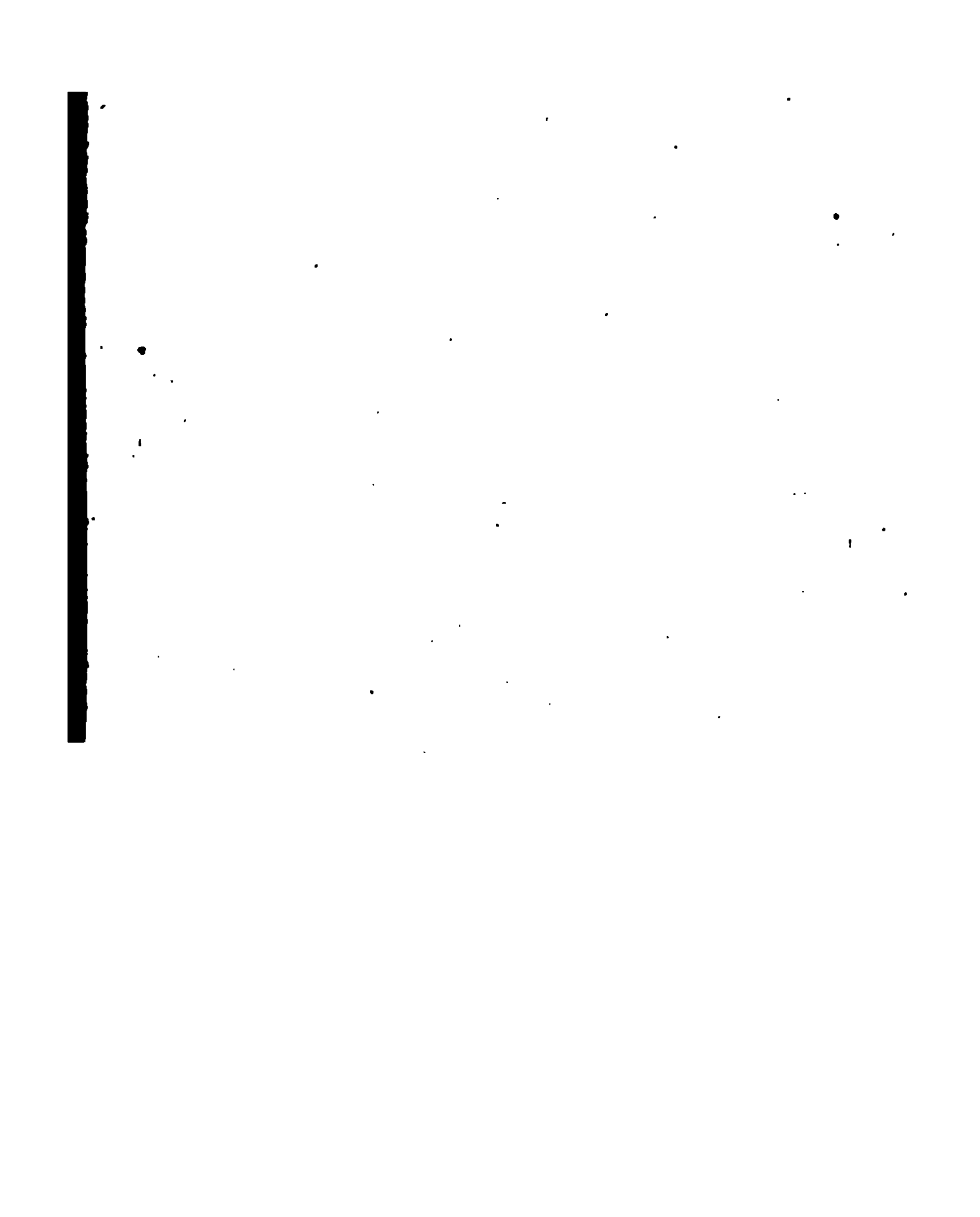
August, also gerade an dem Tage, an welchem er im vorigen Jahre seinen Herrn und Kaiser vom Throne gestoßen hatte, vor den Thoren der Stadt öffentlich enthauptet. Von Pavia zog der Sieger gegen Ravenna. Schrecken ging vor ihm her. Orestes Bruder, Paulus, hatte einige Truppen zusammengebracht; aber seine nicht sehr kampflustigen Scharen wurden schnell zerstreut; er selbst fiel in die Hände des Siegers, der ihm auf der Stelle den Kopf abschlagen ließ. Auch Orestes vornehmster Rathgeber, ein italiänischer Priester, Namens Pirmenus fürchtete für sein Leben. Da ihm bekannt war, in welchem großen Ansehen Severinus bei Odoaker stand, so entwich er nach Noricum und verbarg sich in dem Kloster des Heiligen zu Bojodurum.

14. Hoffend auf die Milde des Siegers ging der jetzt von der ganzen Welt verlassene Augustus Augustulus dem künftigen Beherrscher Italiens entgegen. In der Stellung eines Bittenden legte er Purpur, Krone und Waffen zu den Füßen Odoakers nieder. Die Schönheit des Jünglings, seine Jugend und sein Unglück rührten das Herz des Eroberers; er schonte seines Lebens, wies ihm den, in einer der anmuthigsten Gegenden Campaniens, zwischen Neapel und Puzzeoli gelegenen, einst dem Lucullus gehörenden Landsitz Lucullanum zum Wohnsitze an und setzte zu seinem fernern Unterhalt einen jährlichen Gehalt von sechstausend Goldgulden, ungefähr 40,000 Gulden nach heutigem Geldwerth, ihm aus.

15. Seinen mit Sieg und Macht gekrönten Anführer rief jetzt das Heer zum König von Italien aus. Theils aus Stolz, theils aus Klugheit verschmähete Odoaker den Purpur und die kaiserlichen Insignien, und auf seinen Wink erklärte der

römische Senat durch einen förmlichen Beschluß, daß das Abendland keines Kaisers mehr bedürfe, daß Odoakers Weisheit hinreiche, Italien zu regieren und dessen Völker zu beglücken. Rom, die ewige Stadt, vor welcher einst der Erdkreis zitterte, die alle Nationen zertrat, alle Reiche beherrschte, unterwarf sich jetzt ohne Zuckung und ohne Klage ihrem, von jenseits der Donau, an der Spitze eines gemischten Haufens barbarischer Abentheurer, herbeigekommenen Ueberwinder. Scepter und Diadem, alle Insignien der kaiserlichen Würde, alle Verzierungen des Thrones und des kaiserlichen Pallastes wurden dem byzantinischen Kaiser gesandt. Das Heer nannte Odoaker einen König, Er selbst sich einen römischen Patricier. Zu Ravenna nahm er seinen Sitz, vertheilte, seinem Versprechen gemäß, einen Drittheil aller Ländereien unter seine Soldaten und beherrschte vierzehn Jahte lang Italien mit Weisheit und Milde. — So endigte Roms Kaiserthum im 476sten Jahre christlicher Zeitrechnung, zwölfhundert und neun und zwanzig Jahre nach der Erbauung Roms und im fünfhundert und fünfzehnten Jahre nach jener Schlacht bei Philippi, wo Brutus und Cassius Tod Rom einen Oberherrn gab und die Herrschaft über die Welt zum Erbtheil eines Einzigen machte.

(Ende des 2. Bandes.)



Druckfehler.

Seite 3 Zeile 1 in der Note statt interremptus lese interemptus.
« 4 « 3 von unten st. Versprechen l. versprechen.
« 7 « 15 von oben st. gehuldiget, sich ꝛc. l. gehuldiget, oder sich, ꝛc.
« 13 « 15 v. u. st. Wohlfarth l. Wohlfahrt.
« 22 « 6 v. o. st. Patrizier l. Patriarchen.
« 40 « 1 v. o. st. Pascassinus l. Pascasinus.
« 75 « 5 v. u. in der Note st. dies der l. dieß ist der.
« 99 « 5 v. o. i. d. N. st. concontrirt l. concentrirt.
« 103 « 5 v. o. st. Natolius l. Anatolius.
« 110 « 5 v. o. i. d. N. st. die und l. und die.
« 110 « 15 v. u. i. d. N. st. Quesnal l. Quesnel.
« 110 « 7 v. u. i. d. N. st. Thalassus l. Thálassius.
« 112 letzte Zeile st. Unmundigkeit l. Unmündigkeit.
« 131 Zeile 4 v. o. st. Genoveva l. Genofeva.
« 154 « 16 v. o. st. ihr l. ihrer.
« 158 letzte Zeile st. * l. **
« 176 Zeile 16 v. o. st. Zeitumstanden l. Zeitumständen.
« 178 « 11 v. o. st. Tatarn l. Tartarn.
« 185 « 2 v. u. st. war l. waren.
« 192 « 10 v. u. st. Theodoreth l. Theodoret.
« 197 « 11 v. u. st. übten l. übte.
« 199 « 13 v. o. st. wirst l. wird.
« 204 « 4 v. u. st. Chohorten l. Cohorten.
« 207 « 8 v. o. st. Entzweihung l. Entzweiung.
« 209 « 1 v. o. st. zerbricht l. gebricht.
« 209 « 6 v. o. st. berechnende l. berechnete.
« 221 letzte Zeile st. Constantinopel l. Jerusalem.
« 232 Zeile 2 v. o. st. abegangenen l. begangenen.
« 241 « 5 v. o. st. Marci aus l. Marcians.
« 270 « 8 v. u. st. Maximin l. Maximus.
« 441 « 3 v. u. ist das Wörtchen es überflüssig.
« 448 « 5 v. o. st. Wag l. Weg.
« 523 « 6 v. u. st. Gömplizius l. Simplizius.
« 551 letzte Zeile st. Wincencius v. Paula l. Wincentius v. Paulo.
« 555 Zeile 2 v. o. st. Sämmliche l. Sämmtliche.
« 564 « 12 v. o. st. ettlichen l. etlichen.
« 576 « 16 v. o. st. daß l. das.

Etwaige Buchstabenfehler wird der gütige Leser, wegen Entfernung des Verfassers vom Druckort, entschuldigen.

